Nro. 1.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Wasserweihe zu St. Petersburg. — Pariser Notabilitäten. — Die Fahne Schwerins. — Wie viel der siebenjährige Krieg an Menschen und Geld verzehrt hat. — Der Zwerg des türkischen Kaisers. — Der Pariser Gamin. — Pot-Pourri.

Die Wasserweihe zu St. Petersburg.

(Aus Londonderry's Recollections of a tour in the North of Europe in 1836—37.)

Am 6. Januar a. St. werden im ganzen russischen Reiche allerorten „die Wasser geweiht." Ich verfügte mich um 11 Uhr nach dem Pallast, und wurde, wie früher, den Generaladjutanten zugetheilt. Lady Londonderry hatte durch den Fürsten Wolkonsky eine eigene Einladung zur Kaiserin erhalten, um bei ihr die Prozession mit anzuschauen, und dann ihre Juwelen zu besichtigen. Die Truppen der Garderegimenter waren in den Salons des Winterpallastes aufgestellt, und die Offiziere im weißen Saale versammelt. Um 11 Uhr erschien der Kaiser, vom Prinzen Karl von Preußen und dem Großfürsten-Thronfolger begleitet, und es bildete sich der Zug nach der Pallastkapelle, wo ein Hochamt gehalten wurde. Es ist die einzige Andacht im Jahre, bei welcher der Metropolitan oder Erzbischof den Altardienst selbst verrichtet. Die Geistlichkeit war in kostbare Gewänder gekleidet. Der Metropolitan, ein Mann von kleiner Statur schien ganz vergraben unter dem Gewicht seines von Goldstickereien schweren Talars und seines Barets, in welchem man alle Juwelen des Orients vereinigt glaubte. Der Kaiser und Prinz Karl standen am Altar, der Thronfolger hinter ihnen, die übrigen Herren bildeten einen Kreis um sie. Keine Damen waren anwesend. Nach beendigter Messe und gesungenem Tedeum erhoben die Priester die großen Standarten der Kapelle, um sie, nebst den übrigen heiligen Emblemen, der Hostie, dem Kelch, dem geweihten Brod, Salz u. s. w., an die Wasser zu tragen. Der Zug bewegte sich durch alle Säle des Pallastes nach der an die Newa führenden großen Treppe. Voraus gingen die Chorknaben, einen Lobgesang anstimmend, je drei nebeneinander; dann kamen, Paar und Paar, gegen 300 Priester, zuletzt der Metropolitan selbst mit Schleppträgern u. s. w. Hinter dem obersten Würdenträger der Kirche schritt der Kaiser in Kosakenuniform, mit entblößtem Haupte; nach ihm seine Generaladjutanten und alle in der Hauptstadt anwesenden höchsten Civil- und Militärbeamten. Als man das große Pallasthor erreichte, zeigte der Thermometer beinahe 28 Grad Kälte, und der Schnee fiel in dichten Flocken. Die Athmosphäre war dick und nebelicht, und doch, trotz dieses gräßlichen Wetters, hatte sich eine zahllose Volksmenge auf dem Kai, an den Ufern und auf der Eisdecke der Newa versammelt. Der Kaiser machte auf der Treppe Halt und ersuchte den Prinzen Karl und den Thronfolger, im Hause zu bleiben und sich nicht der Wuth des fürchterlichen Wetters auszusetzen. Sie gehorchten dem Kaiser. Se. Maj. war gütig genug, dieselben Worte auch an mich zu richten. Ich antwortete, da Se. Maj. mir die Ehre erzeigt, mich unter seine Generaladjutanten zu stellen, so hoffe ich, er werde mir erlauben, mit denselben um seine Person zu bleiben. Wir verließen den Pallast und gingen in feierlichem Zuge durch die Masse der Bewohner von St. Petersburg hin, ohne Mäntel, barhäuptig, in glänzenden Uniformen aller Art, mit Diamantendekorationen und in Cordons von jeder Farbe, in einem der unbarmherzigsten Schneegestöber, die je vom Himmel fielen, längs der Terrasse und den Kais der Newa, eine beträchtliche Strecke, bis wir uns den Fenstern der Kaiserin gegenüber befanden, wo Ihre kaiserl. Maj. und ihre Damen versammelt waren. Dann wendeten wir uns zur Newa, und gingen auf dem Eise bis an einen in der Mitte des Stroms errichteten Tempel. Clerus und Cortège nahmen innen und außen Platz. Eine Messe ward gesungen; am Schlusse derselben legte der Metropolitan sein Oberkleid ab, ergriff ein großes Becken und ein Schöpfgefäß und stieg eine Treppe hinab, die im Innern des Tempels zu einem in das Eis gehauenen Loch führte. Bald darauf kam Se. Eminenz wieder zum Vorschein, nachdem er das Wasser gesegnet hatte. Mit seinem Becken voll dieser geweihten Fluth trat nun der Oberpriester vor den Kaiser, der Gesicht und Hände in das Gefäß tauchte; zugleich tränkte der Metropolitan einen Weihwedel mit dem Wasser, und besprengte Se. Majestät über den ganzen Leib, wobei er den Segen des Himmels über Rußland und dessen Monarchen herabrief. Hierauf besprengte und segnete derselbe alle um den Tempel aufgepflanzten Fahnen und Standarten, und dann sämtliche Civil- und Militärbeamte. Unterdessen donnerten von dem Fort unausgesetzte Artillerieſalven, die Volksmenge aber stand in lautlosem feierlichen Schweigen. Sobald der Metropolitan die Wasser der Newa gesegnet hatte, ward einer der diensthuenden Geistlichen mit einem Becken und Schaalen voll des heiligen Wassers für die Kaiserin und ihre Damen abgeschickt. Als die Prozession den Rückweg in den Pallast angetreten hatte, drängte sich das Volk nach dem Tempel, um von dem geweihten Wasser zu trinken, oder seine Glieder darein zu tauchen. Es ist erstaunlich, wie weit in dieser Beziehung der Aberglaube der unteren Volksklassen in Rußland geht.

Die Kinder, die in der Nacht vor dieser Weihe geboren sind, werden von ihren Wärterinnen an Ort und Stelle getragen und in das Loch im Eise getaucht; halten sie es aus (was bei vielen nicht der Fall ist), so glaubt man sie dann gegen jede Fährlichkeit ihres ganzen Lebens befreit. Manchmal sind die frierenden Hände derer, welche die Kinder eintauchen, nicht im Stande, sie länger zu halten, und sie entschlüpfen ihnen unter das Eis; in diesem Falle gelangen sie unmittelbar als Engel in den Himmel. Wie lange dieser und ähnliche abergläubische Begriffe unter einem Volke fortbestehen werden, dessen Adel und sonstige höhere Classen sich mit jedem Tage mehr und mehr der veralteten Barbarei früherer Tage entäußern, ist unmöglich vorauszusagen; indeß einem protestantischen Christen kommt dergleichen wunderlich vor. Besonders die etwas mehr erwachsenen Kinder, welche alle dicke Birkenwedel und Bündel reinlicher Leinwand in Händen tragen und der Ceremonie zahllos entgegenwimmeln, gewähren einen eigenen Anblick. — Der Kaiser, durchkältet und naß bis auf die Haut, und wir, sein Gefolge, mit all unsern glänzenden Ordensbändern, Sternen u. s. w. ganz eingeweicht und mit Schnee gepudert, kehrten nun in den Palast zurück, wobei die Truppen die geweihten Fahnen in die Mitte ihrer Corps nahmen. Nach einer allgemeinen Begrüßung verschwanden die Priester und Chor-

Digitized by Google

sänger in die Sacristei hinter dem Altar der Capelle, und die Soldaten defilirten vor dem Kaiser und dem Prinzen Karl ab.

Pariser Notabilitäten.

(Von russischer Feder skizzirt.)

Der Präsident der Pairs-Kammer, Pasquier, ist mager und hat eine kluge, ruhige Physiognomie. Man zählt ihn zu den gescheidtesten Staatsmännern, welche Gerechtigkeit ihm selbst Talleyrand wiederfahren ließ. Einst erschien Pasquier nicht in einem Comité und ließ sagen, daß er krank sey. — „Seltsam", bemerkte Talleyrand, als Präsident desselben, „ich sehe keinen Grund, warum er heute krank ist!"

Der Präsident des Ministerrathes, Graf Molé, hat eine edle, interessante Physiognomie, ist bleich, spricht wenig und scheint Kummer zu haben. Es ist schwer, sich jetzt im Französischen Ministerium zu halten. Es ist ein Meer voll Klippen, aus denen alle Arten von Ungeheuern hervorblicken.

Laffitte, der Millionär Laffitte, der sein Vermögen opferte, um erster Minister zu seyn, ist nicht die letzte Person in der neueren Französischen Geschichte; ich sah ihn in der Deputirten-Kammer. Er hat eine schöne und kluge Physiognomie, aber auch aus seinen Augen blickt getäuschte Erwartung. Neben ihm saß der bekannte Advokat Odilon Barrot. Eine hohe Stirn, aber auf die Augen gesenkte Brauen und keine ausgezeichnete Manieren. Als ich einem meiner Nachbarn mein Erstaunen darüber ausdrückte, daß ein Mann mit so ausgezeichneten Eigenschaften ein so alltägliches Aussehen habe, erwiederte der mir Unbekannte: „Que voulez-vous! Il a l'air d'un perruquier endimanché!"

Selten findet man ein so angenehmes, gescheidtes, ausdrucksvolles Gesicht, als das von Guizot! Ich konnte mich nicht satt an ihm sehen; wenn er von etwas Interessantem spricht, glänzt ein Feuer aus seinen Augen, nicht verzehrend, wie bei einem Volks-Tribun, sondern hell und leuchtend, wie Strahlen eines tiefen Verstandes und eines kräftigen, innigen Gefühls.

Gern hätte ich Thiers kennen gelernt, den die Juli-Revolution aus einem Studirzimmer zum Vorsitz im Ministerrath erhob, der mit Geschmack schreibt, schön spricht und durchaus nicht demgemäß handelt. Er war auf einer Reise in Italien begriffen.

Ich wünschte Chateaubriand's Bekanntschaft zu machen, kam aber nicht dazu. Unter meinen Bekannten befand sich Niemand, der mich bei ihm einführen konnte, und auf gut Glück wollte ich nicht zu ihm. Er ist eigen, finster und empfängt nicht Jeden auf gleiche Weise. Er wohnt in einem abgelegenen Theile von Paris, jenseits des Observatoriums neben der Barrière de l'Enfer. Ehrgeiz und Ruhmsucht quälen diesen großen Schriftsteller und wahrhaft edlen Mann. Er gab in diesem Jahre ein Schauspiel, welches für alle seine Verehrer ein Gegenstand des Aergernisses und des Mitleidens wurde. Er folgte dem Leichnam des im Duell getödteten Republikaners Armand Carrel und umarmte auf dem Gottesacker die heftigsten Demagogen. Carrel war einer der thätigsten Beförderer der Juli-Revolution, gegen welche Chateaubriand so heftig aufgetreten war. Aber Alles thut er, um von sich reden zu machen.

Alexander Dumas sah ich im Französischen Theater, wo das neue Stück: Le chef d'Oeuvre inconnu, gegeben wurde. Er hat ein bräunliches Gesicht, schwarzes Haar, wollig wie bei einem Neger, ja eine halb Afrikanische Physiognomie. Sein Vater, der General Dumas, der bei Neapel umkam, war von Geburt ein Neger (?). Alexander Dumas saß in einer Loge des ersten Ranges mit seiner schönen Freundin, der Schauspielerin Ida. Zwei meiner Nachbarn sprachen mit einander. „Schade", bemerkte einer von ihnen, „daß Hugo sich mit Dumas entzweit hat; solche talentvollen Leute sollten innige Freunde seyn."

Als ich einst bei Very zu Mittag aß, bemerkte ich an einem abgesonderten Tische einen Mann, der sich durch Originalität von der Masse unterschied. Er war von mittlerer Größe, kräftigem Bau, wohlbeleibt und schien ungefähr 40 Jahr alt zu seyn. Sein Gesicht war voll und roth, das Haar braun; ein dicker Backenbart und ein Stutzbart fehlten nicht. Er speiste mit einem Freunde, aß und trank mit Appetit, sprach viel und lachte, ohne sich um die übrigen Gäste zu bekümmern. Mein Nachbar sagte mir, daß es Balzac sey, was mich noch aufmerksamer auf ihn machte; interessant waren mir sein feines Lächeln, sein feuriges Auge und die Beweglichkeit seiner Zunge. Von dem Vielen, was er sprach, konnte ich leider nichts verstehen. Sein Mahl war früher beendigt, und er verließ mit seinem Freunde die Restauration. Warum, könnte man fragen, machten Sie nicht seine Bekanntschaft? Er selbst war die Veranlassung dazu durch die Antwort, die er einem reisenden Engländer gab, der zu ihm gekommen war und seinen Wunsch aussprach, den Verfasser so vortrefflicher Werke, wie La peau de chagrin, Eugenie Grandet u. s. w., persönlich kennen zu lernen; diese Antwort lautete: „Sie haben Unrecht gethan. Ihnen gefällt eine Rose: ergötzen Sie sich an ihrem Geruch und ihrer Farbe, lassen Sie aber das Beet unangetastet, dem sie entsproß: je schöner und üppiger sie ist, desto mehr Dünger umlagert ihre Wurzel. Bleiben Sie lieber in angenehmer Täuschung!"

Herr Löwe-Weimars machte mich in der großen Oper auf Alfred de Vigny aufmerksam; sein Aeußeres zeigte einen feinen Weltmann. Seine Nachbarin in der Loge war seine Freundin, die berühmte Schauspielerin Dorval.

Lamartine war in Macon, Beranger in Tours, Casimir Delavigne auch außerhalb Paris, und ich hatte keine Gelegenheit, sie zu sehen. Interessant wäre es mir gewesen, die Journalisten kennen zu lernen und sie bei ihren Bienen-Arbeiten zu sehen; die ersten Schritte aber, die ich dafür that, erregten einen solchen Widerwillen in mir, daß ich meine Neugier bezähmte. Geldgewinn, Bereicherung, das Streben, in zwei Jahren sein Glück zu machen — dieß ist ihr Ziel, wozu ihnen alle Mittel recht sind, sogar bisweilen Gerechtigkeit und Parteilosigkeit. Emil v. Girardin sagt: wenn ich zu irgend einer Unternehmung 20 Franken besitze, so verbrauche ich 18 zu Ankündigungen und 2 Franken für die Sache selbst. Dafür sind auch alle Mauern von Paris mit Affichen über die Herausgabe des wohlfeilen Journals la Presse beklebt.

Ich wünschte, die berühmteste der dermaligen Schriftstellerinnen Frankreichs, Mad. Dutevant, kennen zu lernen, die unter dem Namen George Sand berühmt geworden, durch ihr seltsames Benehmen in Erstaunen setzt und durch ihr Talent entzückt; sie gibt Schilderungen, die nicht mehr zweideutig sind, und versichert dann mit der Wärme innerer, überzeugender Beredsamkeit, daß sie nichts höher achte, als Tugend und Sittlichkeit; sie behauptet, sie sey unglücklich und von der Welt verstoßen, geht dabei in Mannskleidern umher, raucht Cigarren und schwelgt an epikuräischen Tafeln. Sie war nicht in Paris. Ich theilte Valtemare meinen Wunsch mit. — „Beruhigen sie sich," sagte er mir; „Sie wollen dieses Mann-Weib blos aus Neugier sehen, wie ein wildes Thier, wie ein außerordentliches Spiel der Natur. Ich kenne Mad. Dudevant nicht und habe sie nie gesehen, und bin dennoch fast überzeugt, daß sie es bereuen würden, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Es giebt Dinge, die nur

Digitized by Google

in der Ferne schön sind. Ich schlage ihnen vor, das Frauenkloster du sacré Coeur zu sehen." Ich sagte Ja!

Die Fahne Schwerins.

Der König von Preußen hat kürzlich ein recht angenehmes Geschenk von seinem kaiserlichen Schwiegersohn in St Petersburg erhalten. In dem bekannten Werke von Preuß über Friedrich den Großen war nämlich zuerst darauf aufmerksam gemacht worden, daß sich die Fahne, unter welcher der General Schwerin, der tapfere Feldherr Friedrichs, in der Schlacht bei Prag (1757) den Heldentod gefunden, in St. Petersburg befinde, wohin sie wahrscheinlich nach der Schlacht bei Kunersdorf gekommen war. Die Grafen von Schwerin, Nachkommen des Feldherrn, hatten bereits vor mehreren Jahren den Wunsch ausgesprochen, diese Fahne wieder in Preußen zu sehen, aber erst bei der letzten Anwesenheit des Kaisers Nikolaus in Deutschland fand sich Gelegenheit, diesen damit bekannt zu machen. Kaum nach seiner Hauptstadt zurückgekehrt, gab der Monarch den Befehl, Nachforschungen nach jener Fahne anzustellen, die, nachdem Rußland so viele neuere Trophäen erkämpft hatte, dort fast in Vergessenheit gekommen war. Sie fand sich endlich und so ist sie vor einigen Wochen in Berlin angekommen und dem Könige im Namen des Kaisers überreicht worden. Bei näherer Untersuchung derselben drängten sich indessen einige Zweifel an der Identität der Standarte mit der glorreichen Fahne Schwerins auf. Es fand sich nämlich an einer zersplitterten Stelle eine silberne Platte mit unleserlich gewordener Inschrift, die auf des Königs Befehl gereinigt wurde, und nunmehr zwar richtig Datum und Jahreszahl der Schlacht von Prag, sowie die Bezeichnung des Schwerin'schen Regiments angab, jedoch war des Helden und seines Todes nicht dabei gedacht und nur der Name des Fahnenjunkers genannt, der die Standarte in der Schlacht getragen hatte. Jetzt galt es, der historischen Gewissenhaftigkeit genug zu thun, und, wie man vernimmt, ist es einem Offizier aus der königlichen Umgebung wirklich gelungen, nach Actenstücken über die Schlacht von Prag, die zum Theil wieder der Professor Preuß, der Archivar Friedrichs II. par excellence, geliefert, den unumstößlichen Beweis herzustellen, daß zwar in den Händen des auf der Platte genannten Junkers v. Moorstein die Standarte jenen Schuß, der sie zersplitterte, erhalten, daß jedoch dasselbe Feldzeichen den General Schwerin, der die Fahne ergriffen hatte, bei seinem Tode bedeckt hat.

Wie viel der siebenjährige Krieg an Menschen und Geld verzehrt hat

theilt Friedrich der Große in seinen Schriften mit. Preußen verlor 180,000 Soldaten in sechzehn großen Schlachten und Belagerungen ꝛc. Durch die Russen kamen außerdem noch 30,000 Menschen ums Leben. Die Russen büßten 120,000 Menschen in 4 Hauptschlachten und durch die langen Märsche ein. Den Oesterreichern kostete der Krieg 140,000 Menschen. Die Franzosen schätzten ihren Abgang auf 200,000 Menschen. Die Engländer den ihrigen und ihrer Verbündeten auf 160,000 Menschen. Das Reichsheer büßte 7500 und das schwedische 28,000 Menschen ein. Jedes Jahr fraß also weit über 100,000 Menschen weg, ohne was durch Kriegspest und Sorge, Angst und Kummer in den Städten und Dörfern starb. Merkwürdig aber ist die Versicherung Friedrichs II., daß ihm der Krieg nur 125 Millionen gekostet habe; dieß thut jährlich 17 — 18 Millionen und damit ist jetzt das preußische Heer nicht zu erhalten. War hierbei vielleicht Alles außer Berechnung gelassen, was ihm die feindlichen Länder an Naturalien und Contributionen geliefert hatten? Denn seine Gegner wußten sich nach dem Kriege kaum vor Schulden zu retten, während er noch volle Kasse besaß und gegen 7 Millionen an die verheerten Provinzen seines Landes zur Unterstützung auszahlen konnte!

Der Zwerg des türkischen Kaisers.

Eine wichtige Person am türkischen Hofe ist kürzlich bei dem Sultan in Ungnade gefallen und diese wichtige Person ist Niemand anders, als der Zwerg seiner Hoheit, der berühmte Achmed-Aga. Seit einer Reihe von Jahren wurde dieser merkwürdige Zwerg vom Sultan für die Ungunst der Natur, die ihn in einer bösen Laune erschaffen zu haben schien, auf solche Weise schadlos gehalten, daß ihm selbst die unerhörte Erlaubniß zu Theil wurde, ungehindert mit den unvergleichlichen Schönheiten, welche den Harem des Großherrn zieren, verkehren zu dürfen. Freilich glaubte der Sultan eben nicht viel dabei zu wagen, denn sein Günstling Zwerg hat neben vielen andern Verdiensten auch das einer ausgezeichneten Häßlichkeit. Indeß Häßlichkeit schützt vor Thorheit nicht immer, und so geschah es denn auch in einem für diesen bevorzugten Sterblichen verhängnißvollen Augenblicke, daß der Sultan bemerkt haben wollte, als ob diese merkwürdige Figur die Huris, welche gleich Kronjuwelen bewacht werden, doch nicht ganz so gleichgültig lasse, als unter obwaltenden Verhältnissen zu wünschen sey. Sogleich schlugen die finsteren Gedanken des Verdachtes in der Seele des Großherrn Wurzel und machten sich bald dadurch Luft, daß die skrupulösesten Nachforschungen über den gefährlichen Zwerg angestellt wurden. Und in der That wurde in Folge des Berichts von Seiten des Kislar-Aga der arme Adonis für unwürdig erklärt, fortan auch nur noch einen Augenblick im Harem geduldet zu werden, ja daß im Gegentheil seine gefährliche Gegenwart daselbst für ewige Zeiten verbeten werden müsse. Schnell verbreitete sich das Gerücht in der Stadt daß die höchste Gnade, welche dem in Ungnade gefallenen Günstlinge nach diesen Thatsachen noch wiederfahren könne, möglicher Weise die sey, am Thore des großherrlichen Pallastes, dessen Stufen er so lange ohne Verdacht betreten hatte, aufgehenkt zu werden. Doch der Sultan hat in der kitzlichen Sache, auf eine Weise entschieden, über die allen Rechtgläubigen rein der Verstand still steht: er hat dem unerhörten Frevler nicht nur das leibliche Leben geschenkt, sondern einen Befehl gegeben, in Folge dessen in Konstantinopel bekannt gemacht wird, daß der Zwerg mit der schönen Odaliske, welche er nicht ohne menschliche Neigung hatte ansehen können, in einigen Tagen verheirathet und diese Vermählung in Gegenwart des Hofes und aller Großen des Reiches mit ausserordentlichem Pompe gefeiert werden solle; eine Lösung des Knotens, welche eben so eigenthümlich, als bezeichnend für den Charakter des Sultans ist. (Mainz. Unt.-Bl.)

Der Pariser Gamin.

Zu den Auswüchsen der neuern französischen Poesie gehört unter andern auch, wenn man so sagen darf, die Apotheose des Pariser Gassenjungen in dem bekannten Vaudevilles, le gamin de Paris, welcher auch unter dem Titel: Der Pariser-Taugenichts in Deutschland Furore gemacht hat. Diese Gassenjungen sind die wahre Zunft zur volksthümlichen Pest von Paris, diesem Frankreich in Frankreich. Die Zuchtpolizeigerichte liefern fast täglich den Comentar dazu und mehr als eine gerechte Klage erhebt sich gegen diese, für Tugend unempfängliche, für Untugend empfängliche, in manchen Lastern schon wie das reife Alter auftretende Jugend und bedauert den überschwenglich schlechten Zustand der öffentlichen und Privaterziehung. Statt eines Heeres von Geschichten aus dem Bereich dieser Gaminschaft nur

Digitized by Google

eine. Ein eilfjähriger Junge, der Sohn nicht unwohlhabender Eltern, war diesen jüngst durchgegangen. Der Vater forscht und forscht und kömmt endlich seinem saubern Früchtchen auf die Spur; er findet den Jungen ganz behaglich sitzend und zehrend bei einem Speisewirth in den elisäischen Feldern (die täglich besser den Namen der infernalischen, höllischen Felder verdienten). Kaum gewahrt der Sohn den Vater und hört, wie er zurückverlangt wird, als er über Hals und Kopf davonrennt und der Seine zueilt, auf die Brustwehr der Brücke springt, einen letzten Blick auf den nacheilenden Vater zurückwirft und in den Fluß hinabspringt. Welche Katastrophe! Der Sohn ist unrettbar verloren; — allein zum Glücke geht gerade ein Arbeiter vorbei, der, ein guter Schwimmer, augenblicklich dem jungen Taugenichts nachspringt und ihn glücklich rettet. Nun beherzige man den Gegensatz! Der Vater bietet dem Manne eine ansehnliche Belohnung an, allein dieser schlägt sie aus, ja, verweigert sogar seinen Namen und geht davon. Gebe der Himmel, daß ein solches Beispiel von Edelmuth bei dem Zurückgebliebenen nicht verloren ging!

Pot-Pourri.

Die Aechtheit des berühmten Requiems von Mozart,

welches auf geheimnißvolle Weise bei ihm bestellt worden war, und gegen das namentlich Dionys Weber als apokryph eiferte, ist nun durch Auffindung des Original-Manuscripts erwiesen, und zugleich jenes mysteriöse Dunkel des Ursprungs gelüftet worden. Ein Graf Waldsee nämlich, der gerne als großer Compositeur, gelten wollte, unter dessen Namen auch früher schon einige Quartetten von Mozart herauskamen, bestellte dieses Requiem durch einen Agenten Namens Leutgeb, unter dem Siegel des Geheimnisses, das Gegentheils auch für Mozart ein solches blieb. Nun ist das vollständige Original-Manuscript durch den Grafen Moritz von Dietrichstein, nachdem es bereits in den vierten Besitzthum übergegangen, entdeckt, und für die Kaiserl. Hofbibliothek für 40 Dukaten requirirt worden. Der gelehrte Hofrath v. Mosel beabsichtigt, die musikalische Welt in einer Schrift von der Sache umständlich mit allen Nachweisungen zu unterrichten.

Mineralreichthum im Gouvernement Perm.

Den Hauptreichthum des Gouvernements Perm bildet das Mineralreich; die Bearbeitung der Bergwerke beschäftigt die größte Anzahl der Einwohner. Man gewinnt Eisen, Kupfer in Ueberfluß, ein wenig Blei, Gold, Silber, Salz, Marmor, Jaspis, Agathe, Amethyste, Magnete und selbst Diamante. Das Gold ist im Sand und in den Goldadern vorhanden; diese letztern waren lange Zeit so produktiv, daß man darüber den Sand vernachlässigte; jetzt benutzt man aber wieder diesen letzteren in den Goldwäschereien, wobei jeder Arbeiter im Jahre 32 bis 44 Solotnik Gold liefern kann. In den letztern Jahren hat man im Durchschnitt jährlich gegen 250 Pud (1 Pud = 40 Pfund) dieses kostbaren Metalls und gegen 100 Pud Platina erhalten. Die reichsten Goldminen sind die von Berehof, und die meisten Mineralien überhaupt finden sich zwischen der Sosva und Belaja. Die Krone besitzt im Ural 25 Hammerwerke (savoden,) wovon 5 für Gold, 13 für Eisen, 6 für Kupfer und 1 für die Fabrikation von Waffen, im Ganzen 33,000 Meister und Arbeiter beschäftigen. Von Privatpersonen werden 99 Hammerwerke für Eisen, 35 für Kupfer, 2 für Schwefel und Vitriol unterhalten. Alle Hammerwerke des Gouvernements begreifen 95,756 männliche Seelen, die des ganzen Urals aber 154,000 Arbeiter. Diese letztern geben gegen 300 Pud Gold, 200,000 Kupfer, 5,500,000 Eisen und 8,500,000 Steinprodukte. Die größere Partie dieser Produkte gehört zum Gouvernement Perm, welches gegen 7 Millionen Pud Salz jährlich hervorbringt; die Saline von Dediukine (im Distrikt von Soliskamsk), der Krone gehörig, liefert jährlich 1,300,000 Pud; die von Ussolie, welches die ältesten sind, sind noch ergiebiger, und gehören Privatpersonen.

Die zunehmende Holznoth und die daraus entstehende Holztheurung.

werden jetzt mehrfach in öffentlichen Blättern besprochen. Dieß geschieht auch im Allg. Anzeiger Nr. 307, bei welcher Gelegenheit der Herausgeber bemerkt, daß einst ein gebildeter Spanier, Torres y Amada, der in den Jahren 1789, 90 und 91 Frankreich, die Niederlande und Deutschland bereiste, ihm seine Verwunderung darüber geäußert habe, so wenig Baumpflanzungen in Deutschland zu finden, und daß dieser Vorwurf leider noch immer begründet sey. — Hr. Dr. Hennicke schlägt nun vor, daß die landwirthschaftlichen Vereine in Verbindung mit den Gewerbsvereinen die Sache der Baumpflanzungen sich mögen zu Herzen nehmen und dabei von den Ortsbehörden, Finanzkammern und patriotisch gesinnten Männern Unterstützung erhalten. (Ein Wunsch, dem wir von ganzem Herzen um so mehr beipflichten, als wir derlei Vereine in Bayern hinlänglich besitzen.)

Mittelalterliche Restauration.

Ein Restaurateur bei Paris ist auf den originellen Gedanken gekommen, sein Etablissement wie eine alte Ritterburg einzurichten. Die Kellner gehen als Knappen gekleidet mit bunten Schärpen; alle Ankommenden werden mit Trompetenschall empfangen; Troubadours lassen ihre Lauten erklingen — kurz Alles ist nach Rittersitte eingerichtet. Man verspricht diesem romantischen Restaurateur vielen Zuspruch.

Die Fleischklöschen.

Die besten, in der ganzen Gourmandswelt berühmten Fleischklöschen in London wußte der Koch bei der .. schen Gesandtschaft zuzubereiten, ein Neger, der sich bereits in Jamaica einen außerordentlichen Ruf erworben hatte. Zufällig kam der Gesandte einmal in die Küche, als eben auch jenes berühmte Gerücht zubereitet wurde; sein großer schwarzer Koch stand da, eine große weiße Mütze auf dem Kopfe und mit entblößtem Unterleibe, nahm das gehackte Fleisch sehr bedächtig zwischen die Finger, bestreute es mit ein wenig Mehl und rollte es dann auf seinem Leibe, der vorher mit Oel eingerieben war, zu Kugeln. Der Gesandte aß nie wieder Fleischklöschen und gab seinem Schwarzen den Abschied.

Recensenten-Enthusiasmus.

In Frankfurt a. M. ist ein Kritiker durch die Ankunft der Dem. Sophie Löwe so außer sich gerathen, daß er drucken ließ: „Er beneide jedes Postpferd, das sie gezogen habe, so sehr, daß er wünsche, ein Postgaul zu seyn." — Ob ein solcher Mitarbeiter auch so zieht, wie ein Postgaul, muß wohl jenes Blatt, in welchem dieser fromme Wunsch ausgesprochen wird, am besten wissen. Auf jeden Fall ist es erfreulich, daß die deutsche Kritik eine solche Richtung nimmt. Es würde einmal einen schönen Anblick geben, wenn eine Sängerin von Berlin, von zwei Berliner Recensenten-Gäulen gezogen, nach Frankfurt reiste; ihr begegnete eine Frankfurter Sängerin, von Frankfurter Recensenten-Gäulen gezogen. Nun wollten die Postillons, wie das bei der Post üblich ist, die Postgäule auf der Straße umspannen; jede Sängerin wollte aber ihre eigenen Recensenten-Gäule bis an die Station haben! — Es wäre eine kitzliche Position!

Digitized by Google

Nro. 2.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Des Seeräubers Schatz. — Der seidene Strumpf der Gräfin Dubarry. — Macedonische Räuber. — Neue Gasart. — Pot-Pourri. — Anekdote. — Meine Betrachtung.

Des Seeräubers Schatz.

Ich sollte in zwei Monaten in Surinam seyn, um zu dem Regimente zu stoßen, bei welchem meine Freunde mir eine Stelle als Wundarzt ausgewirkt hatten, und schiffte mich daher ohne Zeitverlust in dem Kauffahrteifahrer, der Pfeil, ein, welcher noch denselben Abend den Hafen verlassen sollte. Ich hatte zwar vorhee zufällig von einem Matrosen gehört, daß der Patron desselben vor vier Jahren in seiner Wuth einen Matrosen ermordet habe, dies abee hielt ich für eine Uebertreibung und beschloß, mir keine Gedanken darübee zu machen. Vier Wochen lang hatten wir eine angenehme Fahet. „Der Pfeil" widersprach seinem Namen nicht, und wir durchschnitten die Wellen mit unvergleichlichee Schnelligkeit.

Kapitain Mahone war, im Punkte dee Erziehung, von den gewöhnlichen Schiffspatronen nicht sehr verschieden. Aber dabei war er stolz und gebieterisch übee seine Mannschaft, die ihn von ihree Seite zu fürchten und zu hassen schien; dieses Alles zusammen, verbunden mit einem wilden widerlichen Aeußern, machte seine Gesellschaft unangenehm, die ich denn auch sorgfältig vermied.

Wir waren ungefähe in dee Breite von Bermudas, als plötzlich eine Windstille eintrat, die sogleich als die Vorläuferin eines Sturmes erkannt wurde. Es wurden alle nöthigen Vorkehrungen getroffen, und mit dem Andruch der Nacht fing auch der Sturm zu toben an. Gegen zehn Uhr vernahmen wir einen Nothschuß, und erkannten bald, daß das Schiff, von welchem er kam, nicht weit von uns lag. Während der Nacht traf man alle möglichen Maaßregeln, um nicht gegen dasselbe anzurennen, und am Morgen erblickten wir in demselben ein kleines Fahrzeug, welches seine Masten verloeen hatte. Da der Wind nachgelassen, so war der Patron zu Bette gegangen, und der Lieutenant hatte die Wache auf dem Verdeck. Dee Steuermann, ein silberhaariger Matrose, Namens Jacob Gemmel, schlug vor, daß wir dem Schiffe zu Hülfe eilen, und die Mannschaft retten sollten. Dee Lieutenant, welchee wohl wußte, daß das Gelingen der Reise von der Ankunft des Schiffes zu Surinam, vor dessen Uebergabe an die Holländer, abhing, war Anfangs unentschlossen. Zuletzt ließ er sich jedoch bereden, und das Schiff steuerte schnell dem Wrack zu. Bald darnach kam der Patron herauf, und sah mit Erstaunen den veränderten Lauf des Fahrzeuges. Mit unterdrückter Wuth fragte er den Lieutenant: wer es gewagt, ohne seinen Befehl des Schiffes Lauf zu verändern? Der junge Mann ward verwiret, und stammelte hervor: Gemmel habe ihn dazu beeedet. „Ich that es!" sagte der Alte, um den Sturm von dem jungen Manne abzulenken; „ich dachte, Ihr könnet nicht das Herz haben, das Wrack mit den Leuten zu Grunde gehen zu lassen, ohne ihnen eine Hand zur Rettung zu reichen, und..." — „Gott verdamme Dich und das Wrack, Du alter, heuchlerischer Schurke! Meynst Du Dich dahin zu stellen, und mir eine Predigt zu halten?" donnerte der Patron mit Wuth. „Ich will Dich lehren, meinen Befehlen nicht gehorchen! Ich will Dir etwas geben, woran Du denken sollst!" Mit diesen Worten ergriff er eine Stange, und schleuderte sie mit einee solchen Gewalt dem Greise an den Kopf, daß er blutend und bewegungslos gegen die Schiffswand niederstürzte. „Nimm das, und geh' zue Hölle!" schrie der Schurke, indem er das Steuer ergriff, und sogleich dem Schiffe einen andern Lauf gab. Inzwischen lag der arme Mann da, ohne daß irgend einee zu ihm zu gehen wagte. Die Mannschaft war mit den Segeln beschäftigt und so erschrocken, daß sie nicht wußte, was sie thun sollte. Ich und der Lieutenant traten endlich zu ihm hin. Der Mann war todt. Die Stange hatte ihm das Schläfebein eingeschlagen. — „Kapitain Mahone!" sagte ich, „der Mann ist todt, gemordet ohne Ursache oder Reizung." — „Keine Bemerkungen, Herr!" schrie er. „Was, zum Teufel, gehet es Sie an! Denken Sie meine Leute zum Aufstand zu reizen? Nennen Sie die Unachtsamkeit gegen meine Befehle keine Reizung? Ich will mich schon gegen diejenigen verantworten, die ein Recht zu fragen haben; bis dahin aber will ich den Mann sehen, der es wagt, hier auf meinem Schiffe den Mund gegen mich aufzuthun." Ich gab ihm zu verstehen, daß ich noch etwas von einem andern Morde wisse, und daß gewiß Beide gerügt werden sollten. Dieß schien ihn außer Fassung zu bringen. Nach einee Pause aber rief er: „Junger Mensch, ich rathe Euch, das Maul zu halten, Rink Mahone dürfte es Euch sonst zu schließen wissen!" Mit diesen Worten wandte er sich um, und ging nach dem Vorderkastell zu.

Während dieses Streites hatte Niemand an das Wrack gedacht, obgleich die Mannschaft desselben ein verzweifeltes Geheul ausstieß, als sie uns wieder umwenden sah. Man machte Signale und rief in einem fort, und eine Stimme, lauter im Schmerze, als die Uebrigen, bat uns um der heiligen Jungfrau willen um Hilfe, und bot der ganzen Mannschaft Reichthümer und Absolution an, wenn sie nur wieder umkehren wollte. Der Kapitain schritt auf und ab, als wenn er sie nicht bemerkte; abee auf einmal stand er, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, still, setzte sein Fernrohe ans Auge, schien zu zaudern, ging wiedee eine Weile umher, und befahl dann auf einmal, das Schiff wieder vor den Wind zu legen. Als man das Fahrzeug angerufen, erfuhren wir, daß es eine spanische Feluke war, und auf einer Reise von Cuba nach Curaçao begriffen. Sie hatte im Sturm ihre Boote verloren, weswegen unser Kapitain unser langes Boot ins Wasser ließ, und an dieselbe hinanfuhr. Nach einer Abwesenheit von mehreren Stunden kehrte ee mit den Passagieren zurück, die aus einem ältlichen Manne in der Kleidung eines katholischen Priesters, einem kranken Herrn, einer jungen Dame, welche die Tochter des Letztern zu seyn schien, und einer schwarzen Sklavin bestanden. Der Kranke ward mit vieler Mühe und unter großen Schmerzen an Bord gehoben, und in der Kajüte auf ein Bett auf die Erde gelegt. Anfangs lehnte ee meine angebotene Hülfe als fruchtlos ab, und ließ es nue auf das Flehen seiner Tochter geschehen, daß ich seine Wunden untersuchte. Er war während des Sturmes durch den fallenden Mast auf eine unheilbare Weise beschädigt worden, mehrere Rippen waren eingeschlagen und der Rückgrat zerschmettert. Es blieb also nichts weiter

zu thun übrig, als ihm für den Augenblick Erleichterung zu verschaffen, welches ich auch bewerkstelligte, ehe ich die Kajüte verließ. Auf dem Verdeck fand ich Alles in Thätigkeit; das Schiff war noch immer beigelegt, und die Boote brachten die Waaren von der Feluke, welche, so wie das Fahrzeug, dem verwundeten Herrn gehörten. Der Leichnam des alten Gemmel war nicht mehr da, das Blut war weggewaschen, und Kapitain Mahone schien bemüht, jede Erinnerung an unsern Streit und dessen Ursachen zu verscheuchen.

Da der Kranke in der Kajüte lag, und mein Zimmer der Dame und ihrer Magd eingeräumt worden war, so hatte man mir für die Nacht ein Bett in dem Raume zurecht gemacht, und ich war nur durch eine dünne Wand von der Kajüte getrennt. Ich hatte noch nicht lange gelegen, als das Aechzen des Spaniers mich aufweckte. Die Heftigkeit des Schmerzes war zurückgekehrt, und zwischen den Anfällen desselben vernahm ich die weinende Stimme der Dame, welche ihm Trost zusprach, und ihm Hoffnungen vorhielt, die, wie ihr gewaltsames Schluchzen deutlich zeigte, sie selbst nicht hatte. Von Zeit zu Zeit ermahnte ihn der Priester, zu beichten, und nach einiger Zeit sprach der Kranke zu dem Frauenzimmer: „Der Pater hat Recht, Isabella! Die Zeit gehet schnell, und ich fühle, daß ich bald über ihren Kreis und ihre Sorgen weg seyn werde. Ehe ich aber scheide, möchte ich doch gerne etwas entdecken, welches meine Seele beruhigen würde. Ich möchte Dir doch ein einziges menschliches Wesen zurücklassen, das sich Deiner in Deinem verlassenen Zustande annähme. Ach, daß die Tochter des Diego de Montaldo sich in einer solchen traurigen Lage befinden muß! Geh' also, mein Kind, und laß mich ein wenig mit dem Pater allein!" Sie vermochte nicht zu antworten, und ließ sich von dem Priester mit sanfter Gewalt in meine Kajüte führen. „Höret mich jetzt an," sprach der Sterbende, „während ich noch Stärke zum Reden habe. Ihr habt mich in Cuba nur als Kaufmann gekannt; aber das bin ich nicht immer gewesen. Ich stamme aus einem alten edlen Hause in Catalonien. Von meinen Eltern verzogen, ward ich ein wilder, zügelloser Jüngling, dem zu Erlangung seiner Wünsche Alles erlaubt schien. Eines Abends gerieth ich mit einem jungen Edelmann von einer einflußreichen Familie über dem Spiele in Streit; es kam auf der Stelle zum Zweikampf, und ich hatte das Unglück, ihn zu tödten. Ich mußte fliehen: verkleidet erreichte ich Barcelona, und begab mich sogleich auf ein segelfertiges Schiff, das nach der Terra Firma bestimmt war. Unterwegs wurden wir von Seeräubern gekapert, und da die unstäte Lebensart dieser verwegenen Menschen meiner Neigung sowohl, als meiner Armuth zusagte, so gesellte ich mich zu ihnen. Viele Monate folgte uns das Glück: wir machten eine Menge reiche Prisen, bis unser Schatz an Baarschaft sich so sehr häufte, daß wir uns entschlossen, denselben für's Erste zu vergraben, und ihn nach unserer Rückkehr von der nächsten Kreuzfahrt unter uns zu vertheilen. Aber dießmal ließ uns das Glück im Stich. Bei einer Windstille überfielen uns die Boote der Küstenwache, und die ganze Mannschaft wurde gefangen genommen, nur ich und zwei Andere entkamen in dem Boote, und erreichten die Insel Cuba, wo meine beiden Gefährten an ihren Wunden starben.

Ich ließ mich nachher zu St. Juan de Buonaviſta nieder, wo ich heirathete, und als Kaufmann bald ein reicher Mann wurde. Aber mein Glück war von keiner Dauer. Meine Gattin starb, und hinterließ mir diese einzige Tochter. Der Ort meiner verlorenen Glückseligkeit war mir jetzt zum Eckel, und ich sehnte mich nach der Heimath. Ich verwandelte daher all' mein Eigenthum in Geld, und war eben auf dem Wege zur Hebung des verborgenen Schatzes, mit dem ich nach Spanien zurückkehren wollte. Aber, ach! nie werde ich die grünen Berge von Catalonien wiedersehen! Meine Hoffnungen und Wünsche sind nur noch für meine Tochter. L., versprecht mir, sie zu beschützen und die Hälfte meiner Schätze ist Euer!" — „Irdische Schätze," erwiederte der Priester, „haben keine Gewalt über den, dessen Wünsche sich über das Zeitliche erheben. Aus Menschenliebe kam ich in dieses Land; und wenn ich diese den unwissenden Heiden weihte, warum sollte ich sie einer Tochter unserer heiligen Kirche verweigern? ich nehme daher Euer Anerbieten im Namen unsers Ordens an und schwöre bei diesem heiligen Zeichen, alle Eure Wünsche nach meinem besten Vermögen zu erfüllen." — „Genug, genug!" sprach Montaldo, „ich bin zufrieden! Unter den wüsten Inseln, die unter den Namen Ronas bekannt sind, und an der Küste von Venezuela liegen, befindet sich eine, welche der Wolfsfelsen heißt: es ist die längste und nördlichste von der Gruppe. Auf der östlichen Spitze, welche ein wenig ins Meer hinausläuft, stehet ein alter, verwitterter Vanille-Baum, welcher nur noch einen einzigen Zweig hat. Am Abende vor dem St. Jacobs-Feste wird der Mond voll im Westen stehen. Zwanzig Minuten vor Mitternacht wird derselbe seine höchste Höhe am Himmel erreichen, und dann wird der Schatten des Baumes gerade gegen Osten fallen. Wartet, bis der Stamm und Zweig sich mit einander vereinigen, und nur eine einzige Schattenlinie bilden, bemerkt das Ende derselben, denn gerade da liegt, zehn Fuß unter der Erde, das Faß mit dem Golde vergraben. Jenes Gold, Pater, ward zwar sündlich erworben; aber ich habe gefastet und Buße gethan, zahllose Messen lesen lassen, und hoffe, daß die heilige Jungfrau mir die Vergebung der großen Sünde erlangt hat. Ich habe jetzt Alles gebeichtet und verlasse mich auf Euer Versprechen.... Aber ich fühle, mein Ende ist da! O, laßt mich mein Kind noch einmal an meinen Busen drücken; denn . . ." Hier stockte ihm die Stimme. Ich sprang auf, rannte aufs Verdeck und wollte eben die Kajütentreppe hinabsteigen als ich einen durchdringenden Schrei von unten her vernahm, und indem ich meine Eile beflügeln wollte, gleitete ich aus, und fiel auf einen Mann, welcher vor der Kajütenthür gestanden hatte. Dieser raffte sich auf, und eilte, ohne ein Wort zu sagen, die Treppe hinauf; aber als er in das schwache Licht trat, das noch immer am Horizont flimmerte, glaubte ich den Patron in ihm zu erkennen.

Als ich in die Kajüte trat, fand ich den Spanier todt, und seine Tochter ohnmächtig neben ihm liegen, während die Sklavin wie wahnsinnig heulte und schrie. Der Priester war gänzlich im Gebet versunken; ohne ihn also zu stören, hob ich die Dame auf und trug sie in die andere Kajüte. Ihr Zustand war schrecklich, und erst gegen Morgen, als Thränen ihrem Schmerz Luft zu machen anfingen, durfte ich es wagen, sie der Pflege ihrer Dienerin zu überlassen.

(Schluß folgt.)

Der seidene Strumpf der Gräfin Dubarry.

Einige Jahre nach dem Tode Ludwig's XV. hatte sich die Gräfin Dudarry auf ihr Schloß Luciennes zurückgezogen. Sie lebte hier in der angenehmsten Abgeschiedenheit, die übrigens in Folge der zahlreichen Besuche ihrer Freunde, unter denen sich die Celebritäten ihrer Zeit befanden, ziemlich belebt war.

Eines Abends, gegen Ende des Herbstes, lag sie in ihrem Boudoir auf dem Sopha hingestreckt, mit träumerischen Gedanken den Gang des Zeigers ihrer Pendüle verfolgend. Der Regen, der sich draußen in Strömen ergoß, gab ihrer melancholischen Stimmung Nahrung und wehmüthig streiften ihre Gedanken über die Vergangenheit hin.

Der Eintritt ihrer Kammerfrau Genoveva weckte sie aus ihren Träumen.

„Ich habe nicht geklingelt", bemerkte sie unwillig.

„Ich wollte mir eine kleine Audienz erbitten, und da Sie, gnädige Frau, eben allein sind, glaubte ich die rechte Zeit getroffen zu haben."

Digitized by Google

Mit diesen Worten war sie im Begriff sich wieder zu entfernen; die Gräfin machte ihr übrigens durch ein Zeichen bemerklich, daß sie sie hören wolle und Genoveva ließ sich demnach vernehmen:

„Die alte Roger ist eben gestorben, ihre ganze Hinterlassenschaft besteht in vierzehn unmündigen Kindern; dreizehn haben bei guten Menschen Unterkunft gefunden; nur das vierzehnte ist noch übrig; es schreibt recht zierlich!"

Die Gräfin verneinte durch eine Bewegung ihres Hauptes; Genoveva ließ sich hiedurch aber in ihrem Berichte nicht unterbrechen.

„Der arme Knabe ist sechszehn Jahre alt, sanft, treuherzig; findet er keine Stütze, so mag er leicht auf Abwege gerathen . . . Wenn, gnädige Frau . . . ."

„Ich habe nicht den mindesten Einfluß mehr, sagte die Gräfin; „und will keine Hoffnungen hervorrufen, die sich nicht realisiren würden."

Doch ihr gutes Herz besann sich bald eines andern, und sie erlaubte Genoveva, den Knaben für einige Wochen ins Schloß zu nehmen.

Julius Roger kam denn nach Luciennes. Seine Rede, seine schönen schwarzen Augen, sein gefälliges Aeußere sprachen an, und nach wenigen Tagen schon wurde er zum Geheimschreiber ernannt.

Die Gräfin hörte ihn gern von seinen Geschwistern erzählen, und er seinerseits war der glücklichste in ihrer Nähe; der arme Junge hatte sich bald zum Sterben in seine Gebieterin verliebt. Gieng sie in den Garten, so folgte er ihr auf der Ferse; schloß sie sich ein, suchte sie die Einsamkeit, so war man sicher, den jugendlichen Geheimschreiber in geringer Entfernung zu finden. Sprach sie in seiner Gegenwart mit Herrn von Cossé, so war er bis zur Ohnmacht aufgeregt.

Die Gräfin schien Anfangs die Sache für kindliche Anhänglichkeit zu halten, doch ein Ereigniß öffnete ihr bald die Augen und sie war erbost, oder stellte sich vielleicht blos unwillig, denn eine kokette Frau läßt es gar gerne geschehen, daß sich ein neuer Liebhaber an ihren Triumphwagen spannt.

Einst gieng die Gräfin, nachdem es vorher geregnet hatte, zu ihrer Zerstreuung im Park spazieren. Nach ihrer Rückkunft wechselte sie aus Sorge vor Verkältung die Strümpfe und ließ Julius wegen den Vorbereitungen zu einem Feste rufen, das sie Herrn von Cossé zu geben beabsichtigte. Nach gegebener Instruktion verabschiedete sie ihn und zog sich in ihr Boudoir zurück, wo der Baron Sugére ihrer harrte.

Andern Tags kam Genoveva ganz außer sich zur Gräfin gerannt: ein Dieb müsse im Hause seyn, denn ein seidener Strumpf sey abhanden gekommen. In ihrer Entrüstung traf ihr Verdacht bald den, bald jenen; auch Zamorens Treue wurde in Zweifel gezogen, und er ward auf Genoveva's Wunsche vorgerufen.

Julius, der eben zugegen war, zeigte sich sehr bestürzt. Bei der Ankunft des Vorgeladenen begann er sich mit ihm zu necken, wie er es gewöhnlich zu thun pflegte, dießmal aber hatte sein Benehmen fast den Anschein, als wollte er dadurch die Aufmerksamkeit von sich ablenken.

In der Balgerei, die sich zwischen ihnen entspann, verrückte sich sein Aermel und die Gräfin gewahrte den seidenen Strumpf, sorgfältig in Form eines Bracelets um seinen Arm gewunden.

Auf ein Zeichen entfernten sich Genoveva und Zamore, die von dem Ganzen nichts bemerkt hatten; und kaum war die Gräfin mit dem Jüngling allein, so rief sie entrüstet aus:

„Wie, Ihr ließet geschehen, daß mein Verdacht auf Unschuldige fiel, hättet mich vielleicht dahin gebracht, treue Diener zu entlassen?"

„Ach, halten Sie ein mit ihren Vorwürfen, gnädige Frau", versetzte Julius vernichtet; „ich war krank . . . ich hatte eine Entzündung am Arme", setzte er stotternd hinzu; „und da ich einst gehört, daß ein Gegenstand von Seide, der die Haut einer geliebten Person berührete, ein Universalheilmittel sey, so . . ."

Die Gräfin brach bei dieser Erklärung in ein schallendes Gelächter aus.

Julius fuhr mit Feuer fort:

„Er hat mir das Leben gegeben und wird mich trösten, daß ich nie in den Besitz eines Gutes kommen kann, dessen Entbehrung mir den Tod geben könnte."

Das Gelächter der Gräfin brach bei dieser platonischen Liebesbetheuerung von Neuem aus. In diesem Augenblicke meldete Genoveva Herrn von Beaumarchais an.

Er sah traurig und träumend aus und seine Physiognomie bildete einen starken Contrast mit dem lachenden und belebten Gesichte der Gräfin. Nachdem sie sich eine kurze Weile betrachtet hatten, rief die Gräfin:

„Sie sind heute in finsterer Laune."

„Und Sie in ausgelassener Fröhlichkeit."

Der Dichter war eben mit Figaro's Hochzeit beschäftigt. Die Gräfin erzählte ihm den Vorfall. Beaumarchais nahm Anfangs wenig Notiz von der Erzählung, zuletzt aber schenkte er ihr seine volle Aufmerksamkeit. Sein Gesicht erheiterte sich nach und nach und als er Luciennes verließ, war er in der fröhlichsten Laune.

Des andern Tages gieng Julius, der Besitzer des köstlichen Strumpfes, auf Anordnung der Gräfin, nach Holland, um dem Grafen Jean einen Brief zu überliefern; und Beaumarchais, der eben am zweiten Akte seiner Hochzeit Figaro's war, schuf die liebliche Situation mit dem Bande, das an dem Arme Cherubin's gefunden wird, nachdem er es im ersten Akte der Gräfin Almaviva, seiner holden Pathe, geraubt.

Macedonische Räuber.

Wir theilen auf die Glaubwürdigkeit des Journals Droit hin, nachfolgende Erzählung mit. Mustapha Pascha hat so eben Macedonien von einer zahlreichen Räuberbande befreit, von der es seit vier Jahren heimgesucht wurde. Er hatte erfahren, daß eine junge Albaneserin, Theodosia Maria Samik, zu Mielnik an der griechischen Gränze geheime Verbindungen mit den Räubern unterhalte. Da sie seinen Anerbietungen widerstand und nichts verrathen wollte, schickte er einen jungen, durch Schönheit ausgezeichneten Offizier, Namens Ismael, an sie, dem es auch bald gelang ihr Herz zu rühren, und sie hatte bald kein Geheimniß mehr vor demselben. Sie gestand, ihr eigentlicher Name sey Euderia Theresa Gherundari, das Haupt der Räuber, Michael Gregorius Gherundari, sey ihr Oheim, und seine Schaar bestehe aus 14- bis 1500 Mann. Sie forderte endlich Ismael auf, selbst in diese Schaar zu treten, und malte ihm die Reize des abentheuerlichen Wanderlebens mit den schönsten Farben. Ismael schien darauf einzugehen, und erfuhr von ihr, daß ihr Oheim seine Schaar auf den 28. Oktober im Walde von Pheloibos zusammenberufen habe. Auf diese Nachricht hin traf Mustapha Pascha seine Anstalten, überfiel die versammelten Räuber, und ein wüthender Kampf entspann sich. Die meisten Räuber blieben auf dem Platze, wenige entkamen nur, um später den Türken in die Hände zu fallen. Unter den Todten fand sich auch Gherundari, aber Ismael selbst war seinem Schicksal nicht entgangen; dem ersten war das Haupt von einem Säbelhieb gespalten, dem andern die Brust von einer Kugel durchbohrt. Mustapha ließ die Köpfe der Räuber im Triumpf in Thessalenich umhertragen. Euderia soll über die Untreue und den Verrath ihres Geliebten wahnsinnig geworden seyn, und Mustapha nahm sie in seinen Pallast auf, wo er alle mögliche Sorgfalt für sie tragen ließ.

Digitized by Google

Neue Gasart.

Gegenwärtig macht in Frankreich und Belgien die Erfindung des Hrn. Seligues, Gas aus Wasser und huile de Schiste zu bereiten, großes Aufsehen und gute Fortschritte. Das Gas ist so schön wie das Harzgas, und es kostet ein bec, (Röhre) welches mit dem Lichte von 10 Wachskerzen brennt, nur 1, 3 Centimes per Stunde, während Steinkohlengas 3 und Harzgas 7 Cent. kostet. 1 Kil. huile de Schiste gibt 75 Kubikfuß Gas, und ein bec zu 10 Bougies verbrennt 3 Kubikfuß in der Stunde. Ganz Antwerpen, Batignolles bei Paris, Dijon, die Imprimerie royale in Paris und Rue du Temple, ferner ein großer Theil Lyons ist damit beleuchtet. Havre, Brüssel und Bordeaux stehen gegenwärtig mit dem Erfinder in Unterhandlung. Das huile de Schiste wird aus bituminösem Mergel, Braunkohlen ꝛc. gewonnen; es läßt sich aber anstatt des huile de Schiste jede andere Art von Oel, Naphtha und Harz verwenden; huile de Schiste wird bloß seiner großen Wohlfeilheit wegen angewendet. Ein bayerischer Civil-Ingenieur, Herr Franz Kreuzer, der früher schon England und Schottland mit besonderm Augenmerk auf Gasbeleuchtung bereiste, ist gegenwärtig in Paris, und hat bereits mit den Erfindern Unterhandlungen angeknüpft, um diese Beleuchtungsart in Bayern einzuführen. Es ist diese Sache für Süddeutschland höchst wichtig, indem sich daselbst sehr viel bituminöser Mergel findet, und die Gewinnung des huile de Schiste, welche durch ganz einfache trockne Destillation geschieht, einen neuen Erwerbszweig für die arme Volksklasse bilden würde.

Pot-Pourri.

Der Telegraph im Hause.

Es ist eine Erfindung gemacht worden, die zwar seltsam aussieht, aber doch gewiß nützlich werden kann. Bis jetzt kannten wir kein anderes Mittel, den Domestiken einen Auftrag zu geben, als die Klingeln. Dieses Mittel, das allerdings auch bequem ist, meldet aber bloß, der Domestik solle kommen, um zu erfahren, was der Herr wünscht. Der neue Telegraph im Hause, der in Boston von Pearson erfunden worden ist, hilft diesem Uebelstande ab. Es geht die Zeit nicht verloren, welche der Diener braucht, um sich nach den Befehlen zu erkundigen, und der Diener kann nicht falsch verstehen, deshalb auch nichts verkehrt besorgen. Die neue Erfindung besteht in Folgendem: von zwei Scheiben, die gleich abgetheilt sind und auf denen ein Zeiger gleichzeitig gleiche Entfernungen durchläuft, befindet sich eine in dem Zimmer des Herrn und die andere an dem Orte, wo der Diener sich aufzuhalten hat. Jede Abtheilung dieser Scheiben, die man nach Gefallen mehr oder minder zahlreich machen kann, vertritt die Stelle eines Befehls, der durch bestimmte Zeichen angegeben ist. Der Herr stellt auf seiner Scheibe den Zeiger auf das Zeichen des Befehls, den er seinem Diener geben will und sogleich wird das Zeichen auf der Scheibe des Dieners wiederholt. Wir glauben, diese einfache Erfindung wird auch bei uns sehr bald nachgeahmt werden.

Für Zimmer-Gärtnerei.

Hängt man eine Eichel an einem Faden auf, so daß sie einen Zoll über Wasser in einem Glase schwebt, und läßt sie so ganz ruhig hängen, so wird sie in wenigen Monaten bersten, eine Wurzel hinunter in das Wasser und einen geraden Stengel mit schönen, kleinen, grünen Blättern empor treiben. Eine junge Eiche, die so auf einem Kamine im Zimmer wächst, ist ein zierlicher und interessanter Gegenstand. Auch Kastanien treiben auf ähnliche Weise Sprößlinge.

Die Wunderwelt im Kleinen.

Die Milch eines einzigen Kabliau enthält mehr Thierchen, als Menschen auf der Erde leben, — gegen 200,000 dieser kleinen Geschöpfe haben Raum in einem Kügelchen von dem Durchmesser der Breite eines Haares, und die Cristallinse desselben Fisches, die kaum größer ist als eine Erbse, besteht aus gegen fünf Millionen Fäserchen, die mittelst mehr als 62,500 Millionen Zacken oder Zähnen ineinander gefügt sind. Der Kopf der gemeinen Stechfliege hat Raum genug für 25,000 Linsen oder Augen, und es giebt Thierchen, die viele Tausendmale kleiner sind, als das kleinste Sandkorn, und die doch im Verhältniß zu dem kleinsten der dem unbewaffneten Auge sichtbaren Geschöpfe das sind, was ein Elephant gegen eine Fliege ist.

Die Frau mit zwei Männern.

Vor einiger Zeit ersann ein Kaufmann in England, der Bankerott gemacht hatte, ein sonderbares Mittel, seinen Gläubigern zu entgehen. Er bestach nämlich den Todtengräber seines Kirchspiels und dieser brachte ihm für vieles Geld den zuletzt begrabenen Todten in das Haus. Der Kaufmann legte diese Leiche in sein Bett, entstellte derselben das Gesicht durch zwei Pistolenschüsse, entfloh und schiffte sich mit dem nächsten Schiffe nach Ostindien ein. Der Knall der Schüsse rief die Nachbarn in das Haus, die Polizei kam dazu und Jedermann glaubte, der Kaufmann habe sich seiner Schulden halber erschossen. Wir dürfen nicht vergessen zu bemerken, daß der Kaufmann sich selbst seiner Frau nicht anvertraut hatte, da er für dieselbe, wie für seine Schuldner todt seyn wollte. Die Frau glaubte deshalb nach der Trauerzeit sich mit vollem Rechte wiedee verheirathen zu können; sie that dies wirklich und bekam von dem zweiten Manne mehrere Kinder. Nach langen Jahren kam vor Kurzem der erste Mann aus Ostindien zurück, wo er sich ein großes Vermögen erworben hat und eilte zu seiner Frau, um sie in seine Arme zu schließen: diese aber glaubte ein Gespenst zu sehen, rief um Hülfe und fiel in Ohnmacht. Vergebens betheuerte der Mann, er sey der Todtgeglaubte, aber keineswegs gestorben; die Frau besitzt seinen Todtenschein und man ist neugierig, wie die Sache enden wird.

Anekdote.

Ein Irländer vor Gericht.

„Bist Du schuldig, oder nicht?" fragte der Actuarius eines Gerichts in Dublin vor Kurzem einen Gefangenen. — „Nun, ich denke, Sie sind da, um das herauszufinden," antwortete der Irländer.

Meine Betrachtung.

Alles weiß man auszudeuten,
Sey es, was es immer sey —
Und es ist in unsern Zeiten
Auch das Neuste nicht mehr neu.

Immer, immer geht es weiter,
Denn man klügelt gar zu sehr —
Höher auf die Weisheitsleiter?
Nein — es geht beinah' nicht mehr!

Was das Alter sonst errungen,
Weiß die Jugend lange schon —
Was der Vater einst gesungen,
Corrigirt der liebe Sohn.

Ja — die Welt wird immer feiner,
Dialektisch streitet sie —
Der Verstand wird immer reiner —
Eines nur erkennt sie nie.

Und dieß Eine, liebe Leser,
Das der Mensch so leicht vergißt,
Ist — und hört er wachsen Gräser,
Daß er — nicht am Ende ist.

Digitized by Google

Nro. 3.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Vera-Cruz und das Castell San Juan d'Ulloa. — Des Seeräubers Schatz. — Sonst und Jetzt. — Die Mitgift. — Pot-Pourri. Wunderliche Fragen.

Vera-Cruz und das Castell San Juan d'Ulloa.

Der nachstehende Artikel dürfte, bei den gegenwärtigen Ereignissen in Mexiko und namentlich wegen der dieser Tage berichteten Eroberung des Forts Ulloa durch die Franzosen, ein besonderes Interesse haben.

Vera-Cruz liegt in dem Meerbusen von Mexiko am Strande, in einer sandigen und unfruchtbaren Ebene; nicht der geringste Anbau schmückt die Umgegend. Im Süden tragen stinkende Sümpfe viel dazu bei, die Stadt ungesund zu machen. Im Norden unter dürrem Sande, wo man alle Tage das angeschossene Salz sammeln könnte, liegt die Straße nach Mexiko, welche sieben bis 8 Stunden weit der Meeresküste folgt. Im Westen lassen von den Wellen herbeigeführte Sanddünen nur die Gipfel der höchsten Berge sehen. In dem Maaße, wie dieser von den Ost- und Nordwinden aufgehäufte Sand austrocknet, wird er durch dieselben Winde weiter geführt und entweder in die Stadt, wo er alle Dächer bedeckt, oder ins Freie geworfen. Wolken dieses Sandes, welche bisweilen von den Nordwinden aufgeführt werden, hindern gar oft das Sehen und hemmen das Athemholen. Jenseits dieser Sandebene und der Berge, welche um dieselbe herumstehen, findet man herrliche Wälder und Wiesen mit zahlreichen Heerden. Die Stadt selbst ist im Halbkreise gebaut, dessen großer Durchmesser von 6- bis 700 Klaftern die Meeresküste ist. Sie ist von einer 10 Fuß hohen und 3 bis 4 Fuß breiten Mauer mit Pallisaden darauf umgeben. An dieser Mauer befinden sich im Ganzen 6 Bastionen oder viereckige 29 Fuß hohe Thürme. An der Seeküste, in Südost und Nordost der Stadt, giebt es 2 Redouten oder vielmehr terrassirte Bastionen mit 10 Kanonen. Der Eingang in den Hafen schien durch diese Bastionen vollkommen gedeckt. Die ganze Stadt ist von Stein gebaut; die Bruchsteine bezieht man von Campesche. Die Straßen sind breit, nach der Schnur gezogen, vollkommen mit Kieseln gepflastert, gut nivellirt und gut gehalten. Vera-Cruz hat drei Thore: das Moguellin-, Orizaba-, und Mexiko-Thor. Die Zahl der Einwohner beträgt 12-13,000, ihre Garnison gewöhnlich 12,000 Mann, die meist groß und stolz aussehen. Vor Vera-Cruz, in einer Entfernung von 400 Klaftern, liegt ein Inselchen, auf welchem das Castell San Juan d'Ulloa steht, das sie deckt und vollkommen durch das Feuer seiner Batterien vertheidigt. Dieses Fort wurde lange nach der ersten Anlage durch regelmäßige Befestigungen verstärkt; es ist ein langes Viereck von vier ungeheuren Bastionen und drei Halbmonden, mit Contrescarpe, Gräben, bedecktem Wege, Pallisaden und Glacis, von Südwesten nach Nordwesten, wo das Inselchen, das von Tag zu Tage größer wird, Sand, Muscheln ꝛc. ansetzt; in Süden schloß den Hafen ein Kriegsschiff, das eine halbe Kabellänge von dem Walle, der 35 bis 40 Fuß hoch ist, vor Anker lag. Um die Landung und die Annäherung von Schiffen und Böten zu hindern, konnten die Mexikaner leicht die entblößte Courtine, wie die Seiten der beiden Bastionen nach dem Hafen zu, mit harten und schwarzen Pfählen schützen, die spitz und einen Fuß aus dem Wasser ragend, eine Annäherung auf mehr als Flintenschußweite hindern. Es liegen da in drei Batterienreihen 365 Kanonen und zwar von Zwölf- bis zu Achtundvierzigpfündern. Das Castell ist von Klippen umgeben, ausser nach der Stadtseite hin. Um in den Hafen zu gelangen, hat man nur zwei Wege, erstens den Haupteingang im Norden, und die Schiffe, die ihn versuchen wollen, bleiben lange dem Geschütz im Fort ausgesetzt, ohne selbst das ihrige anwenden zu können, weil ihr Feuer ganz nutzlos ist. Das Fahrwasser ist tief, aber schmal und sehr lang. Der andere Eingang ist in Südost, minder tief und noch weit schmäler und kann nur von kleinen Fahrzeugen benutzt werden, die näher an den Hafen fahren müssen, und deshalb dem Feuer des Platzes ausgesetzt sind. Ein viereckiger, etwa 80 Fuß hoher Thurm an der südöstlichen Bastion beherrscht die Stadt, den Hafen, die ganze Rhede und die Umgebungen, und diente, um dort Signale zu geben, welche durch den Hafenkapitän wiederholt wurden. Im ersten Stockwerk befindet sich eine Terrasse mit einer Batterie von acht Sechsunddreißigpfündnern und einer Hauptwache; in dem letzten Stockwerk stand eine Wache, welche Nachricht gab von dem, was sie sah, und nach dieser von dem Korporal beglaubigten Angabe wurden die Signale gegeben. Gewöhnlich lag dort ein Bataillon von 500 Mann in Garnison, nebst zwei Kompagnien Artillerie und ungefähr 1000 Sträflingen. Der Hafen von Vera-Cruz wird durch dieses Kastell und das Inselchen, auf welchem dasselbe steht, geschlossen. Die Klippen umher von der Insel Los Sacrificios an in Südost und Nordost brechen die Fluth und man ist dort vor allen Winden geschützt; aber von Nordost bis West ist die Küste offen, und die Nordwinde besonders, welche schrecklich sind, haben oft die Schiffe von den Ankern losgerissen und an die Küste geworfen. Es gibt in Europa kein so furchtbares Meer als das des Golfes von Mexiko, wenn es von den Nordwinden aufgewühlt wird, welche vierundzwanzig Stunden mit entsetzlicher Gewalt wüthen; vierundzwanzig Stunden lang ruhen sie dann und nie herrschen sie länger als drei Tage; besonders im Winter sind sie häufig.

Des Seeräubers Schatz.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage brachte man vollends die Ladung der Feluke an Bord. Inzwischen schien der Kapitain die Nothwendigkeit, die Reise zu beschleunigen, gänzlich vergessen zu haben. Er war beständig betrunken, und der Wein und Branntewein des Spaniers wurden freigebig unter die Mannschaft gespendet, mit welcher der Patron sich jetzt sehr gemein machte; ja all der Stolz und das gebieterische Wesen, die bisher sein Benehmen bezeichnet hatten, waren auf einmal verschwunden. Indessen waren auch alle Anstalten getroffen worden, um am Abend den Leichnam des Spaniers zu bestatten. Derselbe war, wie in solchen Fällen gewöhnlich, in die Betttücher gehüllt, in denen er gelegen,

Digitized by Google

und hatte ein weißes Tuch um den Kopf und das Geſicht gebunden. In ſeiner rechten, über der Bruſt gefalteten Hand, hielt er eine goldene Dublone; in ſeiner linken ein Säckchen, in welchem ſich ein Hammer und eine Keeze befanden; und auf der Bruſt trug er das kleine goldene Keeuz, das er im Leben zu teagen gepflegt hatte. Hierauf wickelte man ihn, mit einigen ſchweren Gewichten an den Füßen, in eine Hängemarte; dieſe wuede alsdann dicht zuſammengenäht, und die Aebeit damit vollendet, daß man die Nadel quee duech die Naſe ſtieß, wo ſie ſtecken blieb. Mitternacht wurde das Schiff beigelegt und die Mannſchaft, ein Jeder mit einer Fackel in der Hand, verſammelte ſich auf einer Seite des Schiffes. Das Licht dee Fackeln verbreitete ſich weit in die Finſterniß hinaus, und waef eine ſchaueeliche Helle über das ruhige Gewäſſer. Als alles bereit war, brachten die Spanier den Leichnam, begleitet von dem Prieſter und Iſabellen, und legten ihn, mit den Füßen nach dem Meere zu, auf ein Gerüſt nieder, das übee die Seite des Schiffes heeaushieng. Der Wind hatte ſich inzwiſchen in ein ſanftes Lüftchen umgewandelt, und nichts ſtörte die tiefe Stille der Mannſchaft während der Meſſe, als das leiſe Schlagen dee Wellen auf der Windſeite des Schiffes, und das tiefe Schluchzen der Dame, die, in ihren Mantel gehüllt, im Dunkel des Tauwerks ſtand. Als die Meſſe geendigt wae, ſang der Prieſter feieelich das Begräbnißlied: „Mögen Dich die Engel ins Paeadies geleiten; mögen die Märtyeer Dich bei Deiner Ankunft aufnehmen; und mögeſt Du dee ewigen Ruhe mit dem einſt armen Lazaeus genießen!“ Ee beſprengte alsdann den Leichnam mit Weihwaſſer und ſpeach: „Da es Gott gefall n, die Seele unſers hingeſchiedenen Brudees zu ſich zu nehmen, ſo übeegeben wir dieſen Körpee der Tiefe, in der ſichern und gewiſſen Hoffnung einer feeudigen Auferſtehung an dem Tage, wenn das Meee ſeine Todten wieder herausgeben wird. Laſſet ihn in Frieden ruhen!“ Die Spaniee erwiedeeten: „Amen!“ Und der Prieſtee fuhr fort: „Möge ſeine Seele, und die Seele Aller, die im Glauben hingeſchieden, durch Gottes Gnade in Frieden euhen. Amen!“ Hieeauf machte er das Zeichen des Kreuzes, ein Schuß von einer kleinen Kanone gab das Signal, das Gerüſt wurde langſam geſenkt, und der Leichnam fiel mit einem heftigen Schlage ins Meer. Die Wellen theilten ſich ſchäumend um den verſchwindenden Körper her — als wie, zu unſerm allgemeinen Entſetzen, in dem nächſten Augenblicke einen andern Leichnam in einer aufrechten Stellung, wie der erſte geſunken, aber ohne Hülle, langſam heeaufkommen ſahen. Er ſchwamm Anfangs mit dem Rücken gegen das Schiff gekehrt, allmählig aber wandte die Bewegung des Waſſees ihn um. Der Kopf lag zurück, und die Augen waren weit offen, und unter dem ſtarken Lichtſteom, welcher auf das Geſicht fiel, ſchienen ſie furchtbar nach uns empor zu ſtareen. Sein langes geaues Haae hing wild um das Geſicht her, welches es dann und wann zum Theil beſchattete, und ein ausgeſtrekter, von den Wellen bewegter Arm, ſchien uns gräßlich zu deohen. Als das erſte Gefühl des Entſetzens vorüber war, faßte ich ſchnell Iſabellen, damit ſie den Körpee nicht ſehen möchte, und wollte ſie eben hinwegfüheen, als ich einige von den Männern muemeln hörte, es ſey der Leichnam des gemordeten Jakob Gemmel. Der Patron ſchien ihn bis jetzt nicht erkannt zu haben; als er aber den Namen ausſprechen höete, fuhr er entſetzt zurück, und rief unwillkührlich aus: „Es iſt eine Lüge! Es iſt eine ſchändliche Lüge! Wer wagt es, zu ſagen, daß er ermordet worden? Ee fiel vor ein paar Tagen übee Bord. Abee laßt ihn nue nicht heraufkommen! Um Gottes willen, laßt ihn nicht aufs Schiff, ſonſt zieht er uns Alle mit zu Boden! Will Keinee ihn abhalten? Will ihn Keiner wegſtoßen? Steuermann!“ kreiſchte er; aber der Steuermann hatte das Ruder verlaſſen. Er rannte alſo ſelbſt zum Steuer, gab mit donnernder Stimme die nothwendigſten Befehle, welche auch ſogleich ausgeführt wueden, und in wenigen Minuten ſchoß das Schiff bei dem Leichnam vorüber.

Meheere Tage lang blieb uns der Wind günſtig. Der Patron war jetzt immer betrunken, und zeigte ſich faſt nie in der Kajüte, ſondern zechte mit der Mannſchaft, die allee Achtung und Fuecht vor ihm entſagt hatte, und bei welcher die Veränderung übeehaupt noch auffallendee war. Statt der ſoegloſen Munterkeit, welche Matroſen ſonſt ſo eigen iſt, herrſchte jetzt bei Allen Ernſt und Trübſinn. Sie ſchlichen Paarweiſe umher, flüſteeten und überlegten, als wenn iegend ein großer Plan abgehandelt würede, oder irgend ein bedeutendes Unternehmen ausgeführt weeden ſollte, wobei ſich der Lootſe und Zimmermann am Thätigſten zeigten. Mitten in dieſee Unordnung bemerkte ich indeſſen, daß einige Wenige von der Mannſchaft, ſowie der Lieutenant, ſich abgeſondert hielten, und keinen Antheil an den Berathungen nahmen; aber aus ihren beſorgten Blicken ſchloß ich, daß ſie das Herannahen einrr unglücklichen Begebenheit erwarteten.

Eines Abends, als Iſabella, ihrer Gewohnheit nach, von ihrer Sklavin begleitet, nach Sonnen-Unteegang auf dem Verdeck umherſpaziert wae, und eben wieder in die Kajüte hinabgehen wollte, ſchlug ein Neger, welcher gegen alle Ordnung auf dem Hauptveedeck herumgeſchlendert war, die Thür, welche zur Treppe führete, zu, und warf ſich auf dieſelbe, indem er erkläete, er würde nicht aufſtehen, wenn ſie ihm nicht einen Kuß gäbe. Dieſe Impeetinenz wurde von den Uebrigen mit beifälligem Gelächter aufgenommen; ich aber ergeiff den Kerl wüthend beim Kragen und ſtürzte ihn aufs Verdeck hinab. In einem Augenblick war er wieder auf den Beinen, zog ein Meſſee, und rannte auf mich los, während die andern Neger Miene machten, ihm beizuſtehen. Ich ergriff ein Eiſen, entſchloſſen, mich auf's Aeußerſte zu wehren, als mir der Lieutenant daſſelbe aus der Hand riß, indem er mir zuflüſteete: „Sind Sie von Sinnen, daß Sie ſich mit den Leuten befaſſen? Um's Himmels willen, halten Sie ſich ruhig, denn ich habe kein Anſehen mehr!“ Und er ſprach die Wahrheit; denn die Neger, ohne ſich um ſeine Gegenwaet zu bekümmern, kamen auf's Neue auf mich zu, als der Lootſe herbeikam, und ihnen mit lauter Stimme Einhalt gebot. Ich erzählte ihm, wie ſich der Neger benommen, und verlangte, er ſolle die Sclavin nach dem Vordertheil des Schiffes hinabſchicken. Aber er antwortete kurz: „Wir haben keine Sklavin hier, junger Menſch! Wir ſind Alle gleich frei auf einem drittiſchen Schiffe. Abee, verdamm' den Keel, der es wagt, das ſchöne Mädchen küſſen zu wollen, da ſind noch andere Leute da, als er, — das ſchwarze Menſch iſt gut genug für ihn. Komm, meine Liebe,“ fuhr er gegen Iſabella fort, „gieb mie den Lohn, den ee gefordeet, und ich will Die ſchon den Weg bahnen.“ Mit dieſen Worten ging er auf ſie zu, als ich ſchnell hervortrat und die Thür aufhob, durch welche Iſabella ſogleich hinabſchlüpfte. „Dieſe Dame iſt kein Gegenſtand für Eueen Witz oder Eure Impeetinenz,“ ſagte ich, indem ich die Thüee verſchloß; „und der muß kein Mann ſeyn, der ein ſchutzloſes Frauenzimmee zu beleidigen wagt.“ Er ſah mich lange an, als ob er ſich beſänne, ob er ſich auf dee Stelle rächen ſolle oder nicht; endlich wandte er ſich finſter hinweg, indem er muemelte: „Es wäre mir ein Leichtes, Bürſchchen, Dir den Hals zuzudrücken, und Dich übee Boed zu werfen, und Du wäſt auch wahehaftig der Erſte nicht; aber wir brauchen Dich noch. Indeſſen nimm Dich in Acht!“ Ich ſah jetzt deutlich, wie die Sachen ſtanden; die Mannſchaft hatte beſchloſſen, Seeräuberee zu teeiben, und wollte mich als Arzt an Bord behalten. Ich konnte nicht ohne Schaudern an das Schickſal benken, welches der armen Spanierin bevorſtand; abee ich war auch entſchloſſen, ſie bis auf den letzten Athemzug zu vertheidigen. Um auf's Aeußerſte gefaßt zu ſeyn, ging ich ſogleich hinab, lud meine Piſtolen, und verbarg ſie in meinem Buſen; zu gleicher Zeit ſteckte ich auch meine Baaeſchaft und meine Papiee zu mir.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Sonst und Jetzt.

Ehemals fand man den Gewerbsmann in allen Städten wohlhabend und öfters sehr reich, und er konnte seinen Kindern eine gute Aussteuer geben. Man lebte sparsam, trug sich einfach und verwendete wenig auf Luxusartikel. Jetzt sind die meisten Gewerbsleute heruntergekommen, die wenigsten wohlhabend, die meisten arm oder überschuldet; denn man lebt nicht mehr so sparsam, arbeitet nicht mehr so fleißig und verwendet Alles auf Kleider und Luxusgegenstände. — Sonst konnte man jeden Handwerksmann nach seinen Kleidern erkennen, seine Frau nur an Sonn- und Feiertagen in der Kirche, und an Werktagen zu Hause bei ihrem Hauswesen treffen. Jetzt kleidet sich derselbe schön, dem jungen Meister ist das feinste Tuch zu gering, er trägt seidenes Futter im Rock, treibt sich in Wirths- und Caffeehäusern herum, und man kann ihn von den höhern Ständen nur in seinem Benehmen und an seiner Sprache allenfalls unterscheiden. Anstatt zu Hause oder in der Kirche trifft man die Frauen geputzt in den Läden, an allen öffentlichen Plätzen oder im Theater. — Sonst waren die bürgerlichen Kinder anständig und einfach gekleidet, sie wurden von den Eltern früh zur Arbeit angehalten, die Buben in den Werkstätten, die Mädchen im Hauswesen verwendet. Jetzt nimmt die Kleiderpracht der Kinder öfters den halben Verdienst der Eltern in Anspruch. Die Buben wollen studiren, oder nicht die Profession des Vaters lernen, die Mädchen Clavier, Putzmachen und Französisch. — Sonst gefielen sich unsere Bürgersfrauen und Mädchen in ihren Schnürmiedern, Halsketten und Goldhäubchen, auf den Namen Frau und Jungfrau wurde ein besonderes Gewicht gelegt. Jetzt tragen sie Hüte und Mäntel und fordern den Titel Fräulein. — Sonst waren die Handwerksgesellen im Verhältnisse wie die weiblichen Dienstboten gestanden, und ihre Wanderjahre brachten bei manchem Gewerbe die schönsten Früchte. Jetzt wollen die Gesellen alle Herren und gar viel gescheidter, als ihre Meister seyn, oder selbst, kaum der Lehrzeit entlaufen, Meister werden. Ihre Wanderungen bestehen nur im Herumlaufen, um die Reisenden auf den Straßen und die Inwohner in Städten, Märkten und Dörfern mit Betteln zu belästigen und am Ende eben so unwissend, ja mit verdorbenen Sitten zurückzukehren. — Sonst, bei geringerer Bevölkerung, bekam der Landmann zu seiner Feldarbeit Dienstboten genug gegen mäßigen Lohn. Jetzt entlaufen dieselben, besonders die weiblichen, um sich in die Städte zu flüchten, wo sie ihr Unterkommen finden, weil sie wissen, daß die meisten Bürgertöchter nicht zum Dienen, sondern zum Nichtsthun und Luxus erzogen werden, und gewöhnlich mit ihren Müttern den Vergnügungen nachgehen, ihnen gern den Platz räumen, und sie auf diese Art den Landbauern entziehen. Diese Mägde gefallen sich in der Stadt, lernen das üppige Leben, hängen sich an die Gesellen, verderben sie vollends und leben mit ihnen, in der Hoffnung, zu heirathen, im vertrautesten Umgange. — Sonst sah man bei Verehelichungen auf gute Sitten, gute Aufführung und auf Häuslichkeit. Jetzt will alles nur nach Geld heirathen, wenn auch vorauszusehen ist, daß in einigen Jahren alles verpraßt ist und die Familie dem Armeninstitut anheim fällt. — Sonst war Jedermann mit seinem Stand, mit seiner Lage zufrieden. Jetzt klagt Alles über schlechte Zeiten, ohne zu bedenken, daß die Zeiten nicht schlechter geworden, aber die Menschen nicht mehr dieselben sind.

Bäuerle's „Theaterzeitung", welcher dieser Artikel entlehnt ist, enthält in einer neuern Nummer noch Folgendes:

Des verehrten Verfassers über „Sonst und Jetzt" Ansichten sind allerdings nicht zu verwerfen, sondern in vielen seiner angegebenen Gründe hat er völlig Recht; doch erlaube auch ich mir, Einiges zu sagen. Sonst konnte man wohl jeden Handwerksmann an seinen Kleidern erkennen; jetzt muß sich derselbe nicht allein schön kleiden, er muß, nachdem er ein Geschäft hat, wie ein Journal des Modes selbst erscheinen, wenn er nicht als schlichter Mann, der nicht viel versteht, erscheinen will. Sonst konnte der Gewerbsmann wohl zu Hause bleiben, man suchte ihn schon in seiner Wohnung auf, er konnte sein Maaß Bier ruhig im Cirkel seiner Familie trinken; geht er aber jetzt nicht täglich aus, um bekannt zu werden, sieht man ihn nicht, dann sind zehn Andere in der Gesellschaft oder im Bier- und Kaffeehaus, welche die Kunden an sich ziehen. Sonst wurde jeder Gewerbsmann ehrlich bezahlt, er brauchte nicht einmal ein Einschreibebuch. Jetzt werden ihm so viele Schulden angehängt, daß es oft unmöglich ist, mehr als ordentlicher Mann zu bestehen; sein ganzes, oft nicht unbedeutendes Vermögen ist im Buche und bleibt in demselben. Sonst wollte man nicht eine ungeheure Auswahl sehen, um zu kaufen, sondern man ging zum Meister und bestellte, accordirte oft nicht einmal. Jetzt, wenn man nicht ein elegant assortirtes Lager hat, heißt es: bei Diesem kann man Nichts haben, aber bei Jenem darf man bloß herausuchen. Jener darf nun eben sein ganzes Vermögen ins Geschäft stecken, mißlingt es ihm, dann steckt es; der Andere, welcher kein bedeutendes Vermögen hat, will auch nicht der Letzte seyn, steckt sich in Schulden und steckt auch. Sonst wurden gute, bedeutende Arbeiten an mehrere Meister abgegeben; jetzt kommen mehrere Meister zusammen, man versteigert die Arbeit an den Wenigstnehmenden; jetzt übernimmt Einer die Arbeit, verliert oft viel dabei, während sonst mehrere Nutzen hatten und selben theilten. Sonst hielten die Geschäftsleute mehr zusammen, hielten ziemlich gleiche Preise; allein wie viel Geld kostet jetzt nicht das immerwährende Anzeigen billiger, noch billigerer und der allerbilligsten Preise! Sonst hatte jeder Meister für sich Arbeit genug; jetzt giebt es deren so viele, daß nicht selten einer für den andern Arbeiten verfertigt, und also nebst dem Gesellenlohn oft eine Familie mit fünf oder sechs Kindern zu ernähren hat. Bei solchen Familien wird es denn freilich mit Theater, Kleiderpracht, Putzladen schlecht aussehen. Auch ist nicht nur allein bei dem Bürger jetzt der Wohlstand nicht mehr so, wie sonst, sondern auch bei vielen andern Ständen. Am Schlusse bemerkt der verehrliche Herr Verfasser: „Sonst sah man bei Verehelichungen auf gute Sitten, gute Aufführung und Häuslichkeit, jetzt will Alles nur nach Geld heirathen." O lieber Gott! wenn sich's darum handeln würde, jetzt zu heirathen ohne Geld, die ganze Welt würde ledig bleiben; denn wie erschwert ist es dem Geschäftsmanne, sich ansässig zu machen, und mit wie viel Kosten ist es jetzt verbunden! Sonst ging es auch einmal zu leicht, und eben deßwegen, glaube ich, ist es jetzt nicht mehr, wie sonst. Eben so ist's bei dem Beamten, darum glaube ich gern, daß es sonst nicht wie jetzt, und jetzt nicht wie sonst ist.

Die Mitgift.

Der Reichthum der russischen Großen wird bekanntlich größtentheil nach der Anzahl ihrer Leibeigenen berechnet. Jeder derselben wird als ein Kapital angeschlagen, so daß z. B. ein Leibeigener in der Gegend von Moskau als ein Vermögen von ohngefähr 2000 Rubeln betrachtet wird. Die Familie des Grafen Scheremetjeff, eine der reichsten Rußlands, besitzt ohngefähr 14,000 Leibeigene oder Bauern, von denen das nunmehr verstorbene Oberhaupt der Familie vielen auf ihre Bitte, zwar nicht eine unbeschränkte Freilassung gewährte, weil er den Grundsatz hatte, daß der Vater sich nicht von seinen Kindern trennen dürfe, wohl aber ihnen für eine unbedeutende jährliche Abgabe von zehn Rubeln für den Kopf, ein unbeschränktes Schalten rücksichtlich ihrer Zeit und des Orts ihres Aufenthalts gestattete. Durch diese Begünstigung ist es mehreren Leibeigenen des menschenfreundlichen Grafen Scheremetjeff gelungen, sich große Reich-

Digitized by Google

thümer zu erwerben, und Petersburg zählt z. B. in seiner Mitte mehrere Kaufleute, namentlich Fetthändler, welche mehr als eine Million Rubel besitzen und doch immer Leibeigene der Familie Scheremetjeff sind. Vergebens wandten diese sich oftmals an den Grafen, mit der dringenden Bitte um ihre Freilassung, wobei sie für die Bewilligung derselben große Summen boten. Der charakterfeste Graf wies sie stets mit der Antwort: „Ein Vater darf sich nicht von seinen Kindern trennen, ich verkaufe Euch nicht," zurück, steigerte aber die kleine jährliche Abgabe dieser seiner Leibeigenen, trotz ihres großen Reichthums auch nicht um einen einzigen Kopeken.

Nun aber ereignete es sich während der Lebenszeit des verstorbenen Grafen, daß einer seiner Bauern, der zu Petersburg im Handel ein großes Vermögen gewonnen hatte, eine Tochter besaß, welche sich durch Schönheit und Liebenswürdigkeit das Herz eines Gardekapitains zu eigen machte und dessen Neigung auch im vollen Maaße erwiederte. Es stand ihrer Verbindung nichts entgegen, als die Leibeigenschaft des jungen Mädchens, indem, den russischen Gesetzen zufolge, die Kinder leibeigner Mütter ebenfalls in diesem Stande verbleiben. Vergebens brachte der Vater jetzt wiederholt bei dem Grafen Schermetjeff sein dringendes Gesuch um Freilassung vor, wobei er sich zur Zahlung jeder Summe bereit erklärte, die der Graf für den Loskauf bestimmen werde. Anfangs wies ihn Scheremetjeff mit seiner gewöhnlichen Antwort „ich verkaufe meine Kinder nicht," zurück; als aber der mehr als eine Million reiche Leibeigene mit seinen Bitten und Vorstellungen nicht nachließ, erwiederte er endlich: „Wohlan, ich will dießmal eine Ausnahme machen, Du sollst mir aber für die Freilassung Deiner Tochter die runde Summe von 100,000 Rubel zahlen; bringe Dein Kind morgen um diese Stunde hieher sammt ihrem Bräutigam und der Kaufsumme; fehlt auch nur ein einziger Kopeke daran, wird nichts aus unserm Handel."

Der Bauer erschien am folgenden Tage zur festgesetzten Zeit mit seiner Tochter und seinem zukünftigen Eidam, und überreichte dem Grafen die 100,000 Rubel in Banknoten. Scheremetjeff wandte sich darauf an das junge Mädchen, indem er sprach: „Ich verkaufe meine Kinder nicht, aber ich schenke Dir hiermit Deine Freiheit, meine Tochter, und obendrein, denn ein Vater muß ja sein Kind aussteuern, diese 100,000 Rubel als Mitgift."

So sprechend, wandte er sich rasch ab, und verließ das Gemach, um sich jeder Dankesäußerung zu entziehen. Die Liebenden aber wurden bald darauf ein glückliches Paar und machen jetzt in Petersburg ein sehr angenehmes Haus, in dessen geselligem Kreise sie diese kleine Begebenheit aus ihrem Leben dem Einsender selbst erzählte.

Pot-Pourri.

Gehorsam bis zum Tode.

Nie erfuhr Dresden ein schrecklicheres Schicksal, als in dem verhängnißvollen Jahre 1813. Kanonendonner und Einquartierung, Hunger und Sterben ängstigten die Einwohner aufs Aeußerste. Wo man sich hinwandte, erblickte man französische Soldaten, die an der Thür zum Schattenreiche schon angepocht zu haben schienen. In dieser bösen Zeit schlich unter Anderm auch so ein unglücklicher Flintenträger (denn Soldaten konnte man die Halbverhungerten nicht nennen) aus den Schanzen am Ziegelschlage daher nach dem Pirnaer Thore. Die Augen starr und erloschen, die Backen eingefallen wie Gräber, den Mund offen, die Zähne fletschend und dabei Töne heulend, die durch Mark und Bein gingen. Erschöpft und unvermögend, noch einen Schritt zu thun, warf sich die Jammergestalt mitten im Fahrwege des äußerst frequenten Thors nieder, und stöhnte Worte, aus denen nur das oft wiederkehrende mourir zu verstehen war. Neugierige in Menge umgaben den Sterbenden. Mitten unter sie drängte sich ein Sergeant-Major. Als er vernommen, was es da gab, fuhr er mit einer Legion Flüchen den Unglücklichen an, daß er im Fahrwege sein Sterbebette aufgeschlagen habe, und befahl ihm, in halb hartem, halb scherzhaftem Tone, wenn er nun einmal abfegeln wolle, den Augenblick in einen Winkel zu kriechen. Der sterbende Krieger, gehorsam bis zum Tode, that, wie ihm geheißen ward: er kroch hinter eine Tabaksbude und — verschied.

Die Braut aus der Luft.

Die junge, liebenswürdige Luftschifferin Elise Garnerin fuhr im Frühling v. J. zu New-York mit einem Ballon zur Höhe. In der Nacht zuvor träumte ihr, sie sey Braut und sie erzählte den Traum ihrer Mutter mit dem Zusatz: sie sey recht froh und glücklich gewesen. Diese meynte: Ei nun, wer weiß, was nächstens geschieht! Und was geschah? Die schöne Aeronautin ließ sich drei deutsche Meilen von New-York zur Erde nieder. In der Nähe befand sich ein Landhaus. Der Besitzer, ein angenehmer und reicher Mann von etwa 35 Jahren, lud die Gelandete zur Einkehr ein. Sie nahm das Erbieten mit Dank an. Er war Wittwer, Elise machte einen vortheilhaften Eindruck auf ihn, so wie der Wirth auch ihr gefiel. Als sie abreisen wollte, bat er sie um Verlängerung ihres Aufenthaltes; ihrer Einwilligung folgte seine Liebeserklärung und die Bitte um ihre Hand. Sie sagte, mit Einstimmung der Mutter, zu, und ward, dem Traume gemäß, Braut, und bald eine glückliche Frau. Wenigstens behauptete sie noch im Herbst, sie besitze den besten Mann. Und dieser? Nun, der scheint auch zufrieden mit seinem Loose, denn er schrieb um dieselbe Zeit an einen Freund: „Ich habe eine Frau aus den Wolken empfangen; alle gute Gaben kommen von oben herab und an mir bewährt sich dieser Sinnspruch!" — Träume sind nicht immer Schäume!

Der getäuschte Erbe.

Ein Erbschleicher hatte sich bei einer alten, kranken und reichen Frau einzuschmeicheln gesucht, und sie endlich gebeten, seiner in ihrem letzten Willen zu gedenken. Die Matrone war sehr fromm. Nach ihrem Abscheiden erfolgte die Eröffnung des Testaments, worin es unter Anderm hieß: „Dem frommen Herrn N. vermache ich auf seine Lebenszeit, einen Platz in meinem Betstübchen in der Johanniskirche."

Wunderliche Fragen.

„Ob ich auch ein Liebchen habe?"
Ei, wer hätt' ein Liebchen nicht?
Geht es einst mit mir zu Grabe,
Hat die Frage kaum Gewicht!

„Ob ich auch das Gläschen liebe?"
Nun, ich bin ein Deutscher ja!
Wen beseelen deutsche Triebe,
Der ist auch dem Gläschen nah!

„Ob ich den Gesang verehre?"
Nun — gehört das nicht dazu?
Ja — wenn ich kein Deutscher wäre —
Wunderlicher Frager, Du!

Nur dies Kleeblatt hebt das Leben,
Und es soll mir recht nicht seyn?
Nein! Ich will mir nichts vergeben —
Und d'rum stell' solch' Fragen ein!

Digitized by Google

Nro. 4.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die erste maskirte Akademie in München. — Des Seeräubers Schatz. — Jules Janin in Deutschland. — Der englische Schauspieler Barnes. — Mäuse-Spinnmaschinen. — Prozesse und Instanzen dafür. — Anekdote. —

Faschings-Conversations-Lexikon für 1839.

Dargestellt am 21. Jan. auf der ersten maskirten Akademie im Odeon zu München, in Gegenwart Ihrer Königlichen Majestäten von Bayern, dem Allerhöchsten Hofe und vieler hohen Herrschaften.

(Vergleiche Augsburger Abendzeitung Nro. 23.)

Es erschienen hierbei 25 Charakter-Masken nach dem Alphabete und stellten ein Faschings-Conversations-Lexikon vor. Jede Maske trug auf einem Stabe ihren Buchstaben. Den Schluß machte ein Zeitungsträger, welcher das folgende Scherzgedicht unter die Versammlung austheilte:

Arlequin, nunmehr ein selt'ner Name,
Kömmt nur in der Pantomime vor,
In dem Fasching liegt die träge, lahme
Farbenpuppe meistens auf dem Ohr.

Blumenmädchen bringen Rosen,
Doch auch Dornen mit in's Haus,
Will man mit den erstern kosen,
Zieh' man erst die letztern aus.

Columbinen gibt es viele,
Nicht nur in Italia;
Führet Schlauheit hin zum Ziele,
Sind bei uns viel' Tausend' da!

Dillingen, im Schwabenland,
Ist allüberall bekannt,
Und ein Mädchen dieser Stadt
Hat der Schönheit Prädikat. —

Eckensteher sind jar jute Häute,
Die mal man zu Allem brauchen kann,
Doch in manchen Städten sehen Leute
Straßenecken für die Börse an.

Fastendretzen, gut gesalzen,
Gibt ein jeder Gastwirth gern,
Denn das Bier ist auch geschmalzen,
Salz und Schmalz, das macht den Herrn.

Griesbach liegt in Niederbayern,
Gerste, Waizen bringt der Ort;
Nirgends sieht man besser feiern
Herrn Gambrinus, als wie dort.

Hanswurst, das ist der rechte Mann.
Der viele Späße machen kann,
Doch leider ist heut' zu Tag'
Der arme Teufel krank und schwach.

Ingolstadt in Oberbayern,
Eine Festung stark und kühn,
Hieß die Jungfrau und die schöne
Spröde Ingolstädterin.

Kesselflicker, Hasenbinder,
Orgelspieler, Bettelkinder,
Findet man, o welche Qual!
Jetzt in Massa überall.

Lengrieser und Lengrieserin
Kann man nun üb'rall sehen;
Man malt sie auf die Torten hin,
Und thut maskirt so gehen.

Miesbacher will ein Jeder seyn,
Er meynt, der Hut, der spitze,
Der macht die Kraft schon ganz allein,
Und macht ihn schon zum Schütze.

Nachtwächter wohl der größte Mann,
Durch ihn ist man geborgen;
Daß Alles ruhig schlafen kann,
Schläft selbst er bis zum Morgen!

Optikus ein Mann, dess' stetes Trachten
Hin nach den Gestirnen aufwärts geht,
Er kennt den Lauf der Sterne, den sie machten,
Doch kennt er nicht den Platz, worauf er steht.

Postillone gibt's in jedem Reich',
Und sie fliegen oft auf Sturmeswinden,
Doch nicht jeder wird von ihnen gleich
Wieder eine Frau von Latour finden.

Quacksalber heißt manch' armer Wicht,
Der Mensch und Vieh kuriret;
Doch mancher Doktor kann es nicht,
Und hat doch promoviret. —

Zeitungsträger muß am Schlusse gehen,
Denn es gibt sonst keinen Buchstab mehr.
Kömmt ja auch, man hat es oft gesehen,
Manche Zeitungsnachricht hinterher.

Rettigweiber — lästige Insekten,
Die bei warmem Frühling kriechen aus,
Und im Winter eingepuppet stecken
In der Nüsse hartem Schalenhaus.

Schulmeister nennt man einen Mann,
Der viel den Schülern lernen kann,
Doch Hypothek und Aktienfond
Geht über seinen Horizont.

Tabulettkrämer heißt, wer im Kleinen verkauft
Herum auf der Erde allüberall lauft,
Man macht jetzt im Handel am meisten sein Glück,
Verkauft man die Waar' um 6 Kreuzer per Stück.

Ungsteinerin, ein Pfälzerkind,
Nicht weit vom Vater Rheine,
Es liebt, und lacht, ist frohgesinnt,
Und das kömmt halt vom Weine.

Vagabund, ein Wesen leichter Art,
Oft ein Held in jetz'ger Bühnenposse,
Liederlich, besoffen, witzig, zart,
Und von Zwirn und Knieriem ein Genosse.

Würzburgerin, ein Blümchen schön,
Es blüht am Strand des Maines,
Und wenn die Trauben golden steh'n,
Gleicht ihm auf Erden keines.

Xantippe, Frau des Sokrates,
Hielt nie ihr Mäulchen stille,
Nur Einen solchen Mann gab es,
Xantippen gibt es viele.

Ypsilon, das Dummste aller Zeichen
In dem ganzen deutschen Alphabet,
Das ein Zwitterding ist ohne Gleichen,
Nur als Lückenbüßer hier nun steht.

Als der Zug unter Absingung des Alphabeths den Saal zweimal durchschritten hatte, traten sechs Masken, deren Buchstaben den Namen Sr. Maj. des Königs bildeten, aus der Reihe, und stellten sich nach den treffenden Buchstaben auf und zwar: eine Lengrieserin, eine Ungsteinerin, eine Dillingerin, eine Würzburgerinn, eine Ingolstädterin und eine Griesbacherin. Von diesen Masken wurde Sr. Majestät dem König nachstehendes Gedicht überreicht:

Digitized by Google

Die schönsten Buchstaben des Alphabets.

Es zählt das deutsche ABC
Wohl fünfundzwanzig Zeichen;
Doch von dem A bis zu dem Z
Kann keins den unsern gleichen.
Wir Sechse fassen einen Kranz
Von herrlich schönen Steinen,
Was gleicht auf Erden unserm Glanz,
Wenn wir uns sechs vereinen:

Lengries, an Deiner Alpen Fuß,
Wo Milch und Honig fließet;
Ungstein, wo dort im Ueberfluß
Die Traube sich ergießet;
Dillingen dort im Schwabenland,
Wo schöne Mädchen blühen;
Würzburg am lieben Mainestrand,
Wo gold'ne Trauben glühen;
Ingolstadt, wo die Veste sich
Mit stolzem Trotz erhebet;
Griesbach, wo reich und wonniglich
Die Gerste saftig stehet. —

Wo gibt's ein Bild, das schöner ist,
Als das wir jetzo zeigen?
Wo überall geliebt Du bist,
Wo jedes Herz Dir eigen,
Wir Sechse bilden unsern Ruhm,
So wie wir steh'n zusammen —
Des Vaterlandes Heiligthum —
Des theuren Königs — Namen!

Der Tabuletkrämer überreichte Ihrer Majestät der Königin folgendes Gedicht:

Der Tabuletkrämer.

Sehet Leute, groß und klein,
Sehet meine Waare;
Selten sprech' ich bei Euch ein,
Nicht in jedem Jahre.

Bringe schöne Sachen mit
Wohl aus fernen Ländern,
Nicht in Moden, nicht im Schnitt,
Nicht in Putz und Bändern,
Nicht in Gold und Edelstein,
Nicht in Pelz und Seide,
Schöner, werther wird es seyn,
Glaubt's bey meinem Eide! —

Aus der Hessen schönem Land,
Wonnigem Gefilde,
Zu der lieben Isar Strand
Bring ich von Mathilde
Einen Gruß, so treu und wahr
Aus des Herzens Grunde,
Hohe Königin, nun dar
Dir in dieser Stunde.

Hab' gesehen auch das Meer —
Fuhr auf seinen Wogen,
Vom Piräus komm' ich her,
Heimathwärts gezogen.
Bringe Kuß und Gruß von Ihm,
Von dem besten Sohne;
Was Er zu mir sprach, vernimm
Nun zu Deiner Wonne:

„Kommst du in das Vaterhaus,
Grüße mir die Lieben;
Sprech's in meinem Namen aus,
Wie ich gut geblieben.
Meiner theuren Mutter sag'
Wie ich Ihrer denke,
Manche Stunde wohl im Tag'
Der Erinn'rung schenke."

Saget, Leute! groß und klein,
Sagt auf Hand und Leben,
Kann es wohl, gesteht es ein,
Noch was Schön'res geben?
Perlen gleichet jeder Gruß,
Thränen stiller Freude,
Diamanten jeder Kuß;
Sehr! wie glänzen Beide! —

Die übrigen Masken vertheilten sich in dem Saale, der Optikus gab seine Placat-Anzeigen zum Besten der Postillon seine Depeschen und so jede andere Maske in ihrem Charakter. Das Ganze war von Herrn Heigel sehr sinnreich arrangirt, die Gedichte sind von Ulrich v. Destouches.

Des Seeräubers Schatz.

(Schluß.)

Ich hörte inzwischen, daß man ein Segel entdeckt, und als ich aufs Verdeck kam, fand ich die Mannschaft in lärmender Berathschlagung, ob sie beilegen und sehen, ob sie nicht eine Prise in demselben machen könnte, oder demselben ausweichen sollte. Die Mehrheit entschied für die letzte Maßregel, und es wurden sogleich alle Segel aufgespannt. Aber der Pfeil hatte diesmal nicht Schnelligkeit genug; das unbekannte Schiff kam immer näher, und nach ein paar Stunden entdeckte man, daß es unmöglich wäre, demselben zu entkommen. Man befahl jetzt dem Priester und mir, hinabzugehen, nnd drohte uns mit augenblicklichem Tode, wenn wir wieder heraufkämen, oder irgend einen Lärm machten. Ich theilte nun Isabellen meine Besorgniß wegen des Schiffsvolks, nebst meinem Entschluß, mit, das Fahrzeug zu verlassen, wenn das uns verfolgende Schiff sich als ein Kriegsschiff bewähren sollte, und bat sie und den Priester, meinem Beispiele zu folgen. Sie dankte mir mit einem Lächeln, welches mir zu erkennen gab, daß sie meine Sorgfalt für sie zu schätzen wisse; zu gleicher Zeit erklärte sie ihre Bereitwilligkeit, sich von mir in Allem leiten zu lassen. Bald nach diesem hörten wir einen Schuß, der uns beizulegen gebot, und der Pfeil ward wegen seiner Bestimmung befragt. Die Antworten schienen nicht zu befriedigen, denn man befahl uns dicht unter die Kanonen Sr. Majestät Kriegsschaluppe, der Tartar, zu kommen, während man Jemand senden würde, um unsere Papiere zu untersuchen. Dies war unsere einzige Gelegenheit, zu entkommen, und ich beschloß, die Fallthüre aufzubrechen, wenn der Offizier nicht herabkäme. Aber es bedurfte dieses verzweifelten Mittels nicht; denn sobald er an Bord kam, hörte ich ihn Befehle zur Untersuchung des Raums geben. Bald darauf rief er seinem Schiffe zu: Es befänden sich spanische Waaren an Bord, die nicht im Frachtschein enthalten wären. — „Dann bleiben Sie an Bord, und lassen Sie die ganze Nacht die Hinterlaterne brennen, und nehmen das Schiff unter Ihren Befehl!" war die Antwort. Beinahe zwei Stunden lang blieben wir in der peinlichsten Erwartung, bis endlich die Fallthür aufgeschlossen ward, und ein junger Mann, von unserm Kapitain begleitet, in die Kajüte trat. Er war erstaunt, als er uns erblickte, verbeugte sich gegen Isabella, und bat wegen seines späten Besuches um Vergebung. „Aber," setzte er hinzu, „man hatte mir nicht gesagt, daß sich Passagiere an Bord befänden." — „Gefangene, sollte ich sagen, Herr Mahone! Denn Sie halten uns unter Schloß und Riegel, welches, gegen Damen wenigstens, eine sehr ungewöhnliche Behandlungsart ist." — „Keinen Wein, Herr!" rief der Offizier dem Patron zu, welcher schnell eine Flasche auf den Tisch setzte. „Keinen Wein! Aber seyen Sie so gut, und zeigen mir Ihre Papiere." Er hatte noch nicht lange da gesessen, als man einen Lärm auf dem Verdeck und eine Stimme vernahm, welche Herrn Duff, so hieß der englische Offizier, zu Hilfe rief. Wir sprangen auf, und der Lieutenant wollte eben seinen Säbel ziehen, als ich mich zufällig umsah, und Mahone mit einer Pistole in der Hand erblickte. Ich hatte nur eben Zeit, sie ein wenig auf die Seite zu schlagen,

Digitized by Google

als sie losging. Die Kugel fuhr dicht an des Lieutenants Kopf vorbei, auf den sie gezielt war, traf aber den armen Priester gerade über dem rechten Auge, welcher sogleich todt niedersank, und ehe Mahone die zweite abfeuern konnte, fuhr ihm die Ladung der meinigen in die Brust. Wir rannten sodann auf's Verdeck, aber gerade noch zeitig genug, um den Letzten von des Lieutenants Leuten über Bord werfen zu sehen. Die Räuber trennten sich dann, um das Schiff schnell unter Segel zu bringen, während der Lootse ausrief, man solle die Laterne auslöschen, damit der Tartar nicht durch die Lichter geleitet würde. „Es ist aus mit uns!" rief der Lieutenant. „Nur noch Ein Weg der Rettung ist uns offen; werft Euch ins Wasser und schwimmt bis ich unser Boot los gemacht, welches noch hinten angebunden ist." Zu gleicher Zeit warf er sich über die Seite hinweg, glitt an einem Tau hinab, und hatte in einem Augenblick das Boot in seiner Gewalt. Aber es war mir nicht möglich, seinem Beispiel zu folgen; denn in demselben Augenblicke vernahm ich das Geschrei Isabellens aus der Kajüte. Wie konnte ich da an meine eigene Rettung denken! In einem Sprunge war ich wieder unten, und es war hohe Zeit; denn bei dem schwachen Scheine der Lichter in dem Pulverdampfe erblickte ich sie in den Armen eines Negers, kämpfend, desselben Sklaven, welcher sich kurz vorher so impertinent gegen sie benommen. Mit einem Schlage mit meiner Pistole zerbrach ich ihm den Schädel, faßte Isabella in die Arme, lief die Leiter hinan und hatte beinahe die Schiffsseite erreicht, als der Lootse, von ihrem weißen Gewande angezogen, das Steuer verließ und uns nacheilte. Schon sah ich den Schimmer seines aufgehobenen Hirschfänger im Begriff zu fallen, als er von Jemand von hinten her niedergeschlagen wurde. Ich wartete nicht, um zu sehen, wer mir diesen guten Dienst geleistet, sondern rief Duff zu, drückte Isabellen fest an meinen Busen, und stürzte mich ins Wasser hinab. Mein neuer Alliirter sprang mir nach; es war John Wyllie, unser Schiffs-Lieutenant, mit dessen Hülfe es uns bald gelang, die Dame in das Boot zu bringen, in welches sich bereits der größte Theil der Mannschaft gerettet hatte.

Bei Anbruch des Morgens erblickten wir den Pfeil wie einen Fleck am Gesichtskreise, und die Kriegsschaluppe dicht dahinter her. Wir dachten jetzt an unsere eigene Lage, welche keineswegs beneidenswerth war; wir waren zwar für jetzt mit dem Leben davon gekommen, hatten aber weder etwas zu essen, noch zu trinken in unserm Boote, so daß wir in ein Paar Tagen dem schrecklichsten Hungertode entgegen sehen mußten. Herr Duff hatte am Tage zuvor eine Beobachtung aufgenommen, woraus er schloß, daß wir uns ungefähr 170 Meilen von der Wallings-Insel, einer der Bahamas, als dem nächsten Lande, befänden. Dies war ein weiter Weg; da aber Verzweiflung nie in das Herz eines brittischen Matrosen dringt, so sprachen wir einander Muth zu, griffen zu den Rudern, und arbeiteten frisch darauf los, in der Hoffnung, irgend einem Kauffahrer zu begegnen. Wir wurden nicht in dieser Hoffnung getäuscht; denn am folgenden Tage fand uns ein Fahrzeug, welches nach Porto-Ricco segelte. Wir wurden auf's Gütigste aufgenommen, und fanden uns 5 Tage später glücklich in Porto-Real vor Anker.

Meine erste Sorge war, Isabella in einem achtbaren Kosthause unterzubringen, welches mir auch gelang. Hierauf miethete ich ein kleines Fahrzeug, welches Duff, dem ich das Geheimniß vom verborgenen Schatz anvertraute, zu führen und mit seinen Leuten zu besetzen übernahm. Und da wir befürchten mußten, der Mannschaft des Pfeils zu begegnen, im Fall solcherdem Tartar entgangen wäre, indem ich nicht zweifeln konnte, daß Mahone die Beichte des Spaniers mit angehört hatte, so ward der Lieutenant noch einige zuverlässige Leute, welche unsere Anzahl bis auf vierzehn vermehrten. Da wir nur noch sechs Tage bis zum St. Jakobs-Feste hatten, und die Entfernung die größte Eile forderte, so schifften wir uns sogleich ein, und segelten noch dieselbe Nacht ab. Unser Kutter segelte sehr schnell, und am Abend des sechsten Tages erreichten wir den Wolfsfelsen. Wir liefen in eine tiefe und enge Bucht ein, wo wir die beschriebene Landzunge mit dem alten Baume fanden. Beinahe drei Stunden lang saßen wir da, und horchten aufmerksam auf den geringsten Schall vom Meere her. Alles aber blieb ruhig und still. Endlich zeigte meine Uhr 59 Minuten auf Zwölfe, noch ein Ruck des Zeigers, und Zweig und Stamm verloren sich in einander und warfen ihren Schatten gerade nach Osten zu. Die erste Schaufel voll Erde war aufgeworfen, als der Mann, den wir zur Schildwache ausgestellt hatten, mit der Nachricht gerennt kam, daß sich ein Boot von Osten her schnell nähere. Sogleich warfen wir unsere Grabwerkzeuge auf die Seite und verbargen uns zwischen den Felsen bis uns die Mannschaft desselben nahe genug seyn würde. Bald darauf sahen wir das Boot am Ufer, und acht Mann, theils Spanier, theils von der Mannschaft des Pfeils, traten hervor, und unter diesen der Lootse und Mahone, den ich für todt in der Kajüte zurückgelassen hatte. Ohne ihnen Zeit zu geben, sich zur Wehre zu setzen, sprangen wir auf sie zu, und fingen an, furchtbar unter sie einzuhauen. Sie leisteten einen hartnäckigen Widerstand. Mitten im Gefechte feuerte der Lootse mit einem schrecklichen Fluche eine Pistole auf mich ab; der Schuß ging fehl; aber die Pistole selbst, die er nachschleuderte, traf mich an die Stirne. Ich taumelte, und in diesem Augenblicke streckte mich ein Hieb in die Schulter bewußtlos zu Boden. Als ich mich wieder erholte und die Augen aufschlug, war es heller Tag, und ich fand mich auf dem Verdeck des Kutters, mitten auf dem Meere, während Duff emsig meine Wunden untersuchte. Von ihm erfuhr ich, daß die Seeräuber zuletzt überwunden und für todt auf der Insel geblieben, zwei während des Gefechtes sich unbemerkt mit dem Boote davon gemacht, und zwei, worunter Mahone selbst, verwundet und gefangen worden. Bei guter Pflege erholte ich mich nach und nach, und im Herbste befand ich mich wieder, ohne weiteres Abenteuer in Schottland. — Der Schatz war indeß gerettet!

Isabella ist jetzt nicht mehr die arme und verlassene Waise, wie ich sie zuerst auf dem atlantischen Meere kennen gelernt, sondern die glückliche Gebieterin eines durch ihre Gegenwart beglückten Hauses. Mein Freund Duff ist kürzlich zum Kapitain ernannt worden, und John Wyllie befehligt eines der schönsten Schiffe in der Clyde, und ich fühle mich glücklich in der Ueberzeugung, daß nicht Einer von der Mannschaft des Kutters Ursache hat, es zu bereuen, sein Leben zur Rettung des Schatzes des Seeräubers gewagt zu haben.

Jules Janin in Deutschland.

Seine Rückreise von Mailand durch die Rheingegenden über Holland nach Paris hat Jules Janin in einem Artikel beschrieben, der jetzt, als verspäteter Nachzügler zu den Berichten über seine italienische Reise erschienen ist. Das Journal des Débats, das die früheren Artikel gebracht, scheint Anstand genommen zu haben, auch den letzten aufzunehmen, und mit Recht; denn etwas Flacheres und Absprechenderes läßt sich wohl kaum über drei Völker zugleich sagen, als hier Herr Janin auf wenigen gedruckten Seiten über Italiener, Deutsche und Holländer zusammengeschmiert hat. Am Rhein findet er auf jedem Schritte nichts als — Frankreich; „und warum ist hier nicht Frankreich?" fügte er in elegischer Stimmung hinzu. Gleichwohl sagt er in demselben Athemzuge von den Menschen, die dieses Frankreich bewohnen: „Niemals habe ich phlegmatischere Leute gesehen; sie sind glücklich, ohne sich Unruhe wegen des gestrigen oder Sorgen wegen des morgenden Tages zu machen; sie überlassen sich der Woge, von der sie eben geschaukelt werden. Sie essen und trinken den ganzen Tag, und wenn sie weder essen noch trinken, so rauchen sie Tabak und wer-

Google

sen dabei einen wehmütigen Blick auf die schöne herrliche Landschaft, zu der sie selbst die Staffage bilden. Welcher Unterschied zwischen diesen Menschen und jenen italienischen Vulkanen, die über weniger als Nichts in Feuer und Flamme gerathen, und jenen andern Vulkanen, den Franzosen, die selbst auf dem Dampfboote von Paris nach St. Cloud Gelegenheit finden, mit ihren Frauen zu zanken, ihre Kinder auszuschelten und über ihre Geschäfte zu disputiren!" — In Mainz angekommen, fällt ihm natürlich zuerst die Statue Guttenberg's, des Erfinders der Buchdruckerkunst, in die Augen. Aber, was glaubt man wohl, sagt Janin von diesem Werke des unsterblichen Thorwaldsen, von dem Abbilde des Mannes, der hier mit der eesten gedruckten Bibel, die er an das Herz drückt, in der einen Hand, und mit den eben erfundenen Typen in der andern, voll Majestät und Würde im alten deutschen Gewande steht? „Die Wahrheit zu sagen," sagt der wahrheitliebende Janin, „ist diese Statue Guttenberg's ganz miserabel. Es ist unmöglich, einen Mann von solchem Genie weniger zu begreifen und in einer groteskeren Weise darzustellen. Man hat aus Guttenbeeg eine Art von ungeschlachtem Deutschen gemacht, der so aussieht, als wollte er sich von den vorübergehenden Studenten eine Pfeife Tabak ausbitten. Gleichwohl ist dies ein Werk jenes berühmten Thorwaldsen, bei dessen Durchreise ganze Städte in Bewegung kommen, eines Mannes, der eine Art von übertriebenem und emphatischem Canova ist und der für uns einige ganz abscheuliche Schüler gebildet hat." — Welcher Künstler in der Welt kann sich wohl fortan noch von dem Lobe Janin's, nachdem er solchen Tadel über Thorwaldsen ausgesprochen, geehrt fühlen?

Der englische Schauspieler Barnes.

Die Londoner Blätter liefern viele Curiosa aus dem Leben des kürzlich verstorbenen berühmten Schauspielers Barnes. Außer seiner Kunst auf der Bühne beschäftigte ihn nur die Kunst, sich seinen ihn unaufhörlich verfolgenden Gläubigern zu entziehen, wozu ihm sein Talent trefflich zu Statten kam. An Gagetagen war der Eingang zum Schauspielhause schaarenweise von seinen Gläubigern belagert; eines Tages beruhigte er das stürmende Heer dadurch, daß er die ganze Mannschaft in eine Taverne lud. Ein häufiger Wechsel seiner Wohnung war die eeste Vorsicht, welche Barnes brauchte, um sich den mit Verhaftsbefehlen gegen ihn versehenen Gerichtsdienern zu entziehen; aber nun hatte er noch die täglichen schweren Pfade von seinem Hause zur Probe und zu den Vorstellungen zu wandeln, auf denen seine Verfolger ihm auflauern mußten, da er Abends, so lange er seine Funktionen erfüllte, unantastbar war. Hier wußte er nun immer durch die geschicktesten Verkleidungen den Späheraugen zu entkommen, und sein Stimmverfälschungstalent ging so weit, daß die eigne Mutter ihn nicht erkannt hätte. Bald trug er die Uniform eines Offiziers, bald die eines Soldaten. Dann wieder costumirte er sich als Nachtwächter, mit Speer und Laterne, oder flog als leichtfüßiger Barbier hart an seinen Gläubigern vorbei in das Theater. Mitunter waren aber alle Eingänge zum Schauspielhause so stark besetzt, daß an ein Durchkommen nicht zu denken war und der Direktor schon Anstalten traf, einem andern Schauspieler die Rolle des Verfolgten zu übertragen. Da trat dann ein Neger in Livrée, oder eine alte Matrone, oder eine junge, elegante, verschleierte Dame am Arme eines Herrn vor ihn hin — und alle Drei waren Barnes. Das Böseste waren die Proben am hellen Tage. Hier mußte der große Schauspieler sich häufig in das Costüm eines Pompiers werfen; im weiten, sammtnen Beinkleid, im kurzen, rothen Spencer, mit der großen Blechplatte auf der Brust, und allenfalls noch mit vorgesteckter, falscher Nase, täuschte er die [illegible] Schaar seiner Verfolger.

Mäuse-Spinnmaschinen.

Auch diese sonst in Haushaltungen nur Nachtheil bringenden Vierfüßler weiß die englische Industrie zu benutzen und bei ihrem Maschinenwesen anzustellen, und wer kann sagen, wie lang es noch dauern wird, daß künftig nur Thierfüße alle Arbeit verrichten und Menschenhände in den Fabriken überall ruhen werden. Eine Edinburgh'sche Zeitschrift enthält folgende bestätigte Thatsache. In Kirkaldy lebt ein Herr Hatten, welcher zwei Mäuse bereits zur Arbeit gewöhnt hat, und ein Augenzeuge bezeugt dieß so: „Die Mäuse-Tretmühle ist so eingerichtet, daß die gewöhnliche Hausmaus der menschlichen Gesellschaft Ersatz für frühere Bekränkungen dadurch gewähren kann, daß sie jeden Tag, den Sonntag nicht ausgenommen, 110 bis 120 Fäden spinnt, zwirnt und schweift. Um dieses zu Stande zu bringen, muß der kleine Fußgänger in der dazu vorgerichteten Tret-Mühle täglich 10½ englische Meilen laufen. — Diese legt er jeden Tag sehr bequem zurück. Eine gewöhnliche Maus wiegt blos eine halbe Unze. Für einen halben Pfennig Hafermehl reicht hin, um diesen zur Tretmühle verurtheilten kleinen Verbrecher auf 5 Wochen zu beköstigen. Während dieser Zeit bearbeitet er 3850 Fäden, und kann somit 9 Deniers, oder in dem Zeitraume eines ganzen Jahres 7 Shilling 6 Deniers verdienen. Nun ziehe man 6 Deniers für Nahrung und 1 Shilling für die Maschine ab, so bleiben von jeder Maus jährlich 6 Shilling reiner Profit übrig. Als ich das letzte Mal mit dem Mäuse-Werkmeister in Gesellschaft war, sagte er mir, daß er mit dem Erben eines alten, verlassenen Hauses, welches 100 Fuß lang, 50 breit und eben so viel hoch sey, in Unterhandlungen stehe, indem er nach einer mäßigen Berechnung darin 10,000 Mäusemühlen werde aufstellen und noch Platz genug für Wärter und einige hundert Zuschauer behalten können. Wenn er nur 200 Pf. jährlich für jene rechnet, so wie 500 als Interessen von 10,000, um seine Maschinen zu bauen, so würde er immer noch jährlich einen Gewinn von 2300 Pf. haben. Das ist doch ein Projekt, welches zugleich jenen kleinen Bösewichtern Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und viel sicherer berechnet scheint, als manche Aktienspekulation."

Prozesse und Instanzen dafür.

Schon Gellert äußerte in einem von ihm bekannten Gedichte: „Ja, ja Prozesse müssen seyn, wie könnte sonst das Mein und Dein, entschieden und geschlichtet werden ꝛc. ꝛc." Es ergibt sich nun hieraus, warum man gewöhnlich drei Instanzen vorschreibt. Bei diesen Instanzen kann man nun dreimal gewinnen, oder auch dreimal verlieren, auch kann folgende Abwechselung eintreffen:

Gewinnen, gewinnen, verlieren,
Gewinnen, verlieren, verlieren,
Verlieren, verlieren, gewinnen,
Verlieren, gewinnen, verlieren,
Gewinnen, verlieren, gewinnen,
Verlieeen, gewinnen, gewinnen.

In jedem Fall darf diejenige Partei, welche zuletzt verliert, zu den Akten eine Appellation an Gott, oder wie es auch genannt wird, in das Thal Josephat beilegen lassen.

Anekdote.

Ein Landadeliger hatte, vor der Entbindung seiner jungen, schwangern Gattin, die niedere Dorfobrigkeit zur Tafel geladen. Der mitanwesende, muntere Pfarrer des Dorfes erlaubte sich, im Laufe der Freude, den Trinkspruch, unter Verbeugung gegen die obenansitzende Hausfrau: „Auf das Wohlsein Hänschens im Keller!" Dem nebenansitzenden Ortsschulzen kam dieser Spruch nicht respektvoll genug vor; er rieb sich die Stirne, räusperte sich und sprach: „Auf das hohe Wohlseyn Sr. Gnaden, des jungen Herrn Barons Hänschen, im hochfreiherrlichen Keller!" — Alles lachte, wie begreiflich, über die nachdrucksvolle Steigerung jenes sprichwörtlichen Satzes.

Digitized by Google

Nro. 5.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das Herrmanns- oder Armins-Denkmal. — Das Serai und das Harem des türkischen Sultans. — Ein Fischer-Abenteuer zur See. — Erschossen, erhängt, ersäuft, und doch noch am Leben. — Aus Schillers Leben. — Glasfabrikation in Böhmen. — Pot-Pourri.

Das Herrmanns- oder Armins-Denkmal.

(Aus der Preußischen Staatszeitung.)

Wohl nicht ganz mit Unrecht könnte man unsere Zeit die Epoche der Denkmäler nennen, da nach allen Seiten hin welche entstehen, und wir sogar scheinbar unerhebliche Veranlassungen dazu benutzen sehen. Dieß mag auch wohl der Grund seyn, weshalb Viele noch sich die Frage stellen: wie kommt man dazu, nach Jahrtausenden einem, auch noch so bekannten, Cherusker-Fürsten ein Denkmal errichten zu wollen? — Es sey daher gestattet, ehe Referent Näheres über die Ausführung mittheilt, hier jene Frage vorweg zu beleuchten.

Jedes Ding hat seinen Grund, und so gewiß auch die Erscheinung jener Monumentalsucht, wenn man es so bezeichnen will. Er dürfte auch dem Forscher hier nicht lange verborgen bleiben. So oft die Weltgeschichte große Reibungen nachweiset, so oft die Menschen, durch die Ereignisse ihrer Zeit, Veranlassung fanden, selbst viel zu leisten, hat sich in ihnen das Vermögen entwickelt, höher zu achten, was der Einzelne gethan. Jeder fühlte sich geehrt, indem er den Heroen seiner Zeit Monumente errichtete, welche den Nachkommen die Thaten versinnlichen und in Erinnerung erhalten sollten, an welchen er selbst Theil genommen zu haben sich bewußt war. — Doch nicht Alle waren so glücklich gewesen; in den Anderen ward der nie schlafende Neid rege; leugnen konnte man die Thaten nicht, und öffentlich wollte man gegen jene Verehrung nicht auftreten; da bot sich jedesmal von selbst das einfache Mittel dar, indirekt dagegen zu wirken. Man griff in die Vergangenheit zurück und suchte sich dort Ideale auf, welche die Aufmerksamkeit von der Gegenwart ablenken konnten. Und so entstand nach jeder großen Zeit eine Epoche, wo frühere Verdienste um die Menschheit ihre verspätete Anerkennung fanden. — So allein läßt sich Vieles erklären, was früher stattfand und heute sich wieder ereignet! Ist aber einmal die Idee wieder angeregt, so entwickelt sie sich wie jede andere selbstständig zu einer höheren Vollkommenheit, und dieser Umstand dürfte sich besonders an dem Denkmale verwirklichen, welches Herr v. Bandel*) in Antrag gebracht hat.

Kein Heros eignet sich wohl mehr dazu, Deutschlands Eigenthümlichkeit zu repräsentiren, als gerade Heermann, der Cherusker-Fürst. Keine Zeit war wohl mehr gerade auf ihn hingewiesen als die unsere, und sehr einseitig würde man die aus eben dieser Zeit natürlich hervorgegangene Idee auffassen, wollte man hierbei nur an den Sieger in der Varus-Schlacht denken. Viel näher steht er uns und in einer unverkennbaren, unzweifelhaften Verbindung mit unserem ganzen jetzigen Vaterlande!

Es hatte Herrmann die Vorzüge der fremden Einrichtungen nicht verkannt, ja sie seiner genauen Aufmerksamkeit besonders werth erachtet; er sah die Gefahr ein, welche die höhere Kultur der Römer für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes haben mußte; er kannte aber auch die innere unbesiegte Kraft seiner Landsleute, er kannte den Geist, der sie beseelte. Er fing also damit an, auf die Germanen das von der Römischen Kunst zu übertragen, was ihnen davon nützlich und heilsam seyn konnte, nicht aber etwa mit geistloser Nachahmung, nein, eigenthümlich entwickelt und dadurch national. Dann erst trat er den Weltstürmern keck entgegen, und mit Römischer Kunst vernichtete er die Römischen Legionen. Der erfochtene Sieg brachte den Helden aber nicht auf den Irrweg, der hier so leicht zu betreten war, fernere Rache ausüben zu wollen. Er hatte den Feind niedergeworfen, der seines Vaterlandes Unabhängigkeit in Frage stellen wollte; nicht fremdes Eigenthum zog ihn an, den eigenen Besitz wollte er nur bewahren und so sehen wir nach dem Siege ihn den Besiegten nur so weit verfolgen als nöthig ist, um jenen Besitz sicher zu stellen. Er verschmähet nicht fremde transrhenanische und transalpinische Wissenschaft, er nimmt gern von derselben an, was seinem Volke davon Noth thut und frommt, aber gegen jede Anmaßung, gegen jede Unterjochung hat er das Schwerdt aufgenommen und mit Riesenkraft schmettert er nieder, was sich aufdringen will.

So Hermann! — Und wer verkennt in ihm den Geist, der noch jüngst und jetzt sein Deutschland beseelt? — Schmach und Druck einer transrhenanischen Unterjochung lag auf uns, und lange zuvor hatte die heillose Politik eines Richelieu, unterstützt durch die transalpinische Schlauheit, jene durch ausgestreuten Unfrieden zwischen Deutschlands Fürstenhäusern vorbereitet — wie damals, — so daß nach gewöhnlichen Erscheinungen und mit anderen Völkern die vollständige Ueberwältigung aller Kraftgefühle anzunehmen war. Allein Herrmann's Völker trugen immer noch im Busen die alten treubewahrten Gesinnungen. Ein Heldenfürst lehrte dem Deutschen, durch Einführung des organisirten Tirailleur-Gefechts, die Künste des Feindes brauchen und, wie damals, mit eigenen Waffen ihn besiegen. Auf rüttelte sich sodann auf seine Stimme der scheinbar unwiederbringlich gefesselte Riese, und da stand das Deutsche Volk wieder eins, wie zur Zeit der Varus-Schlacht, um fremde Unbill zu rächen und seine Selbstständigkeit zu bewahren, doch ohne Gelüst nach fremdem Eigenthum, ja nicht einmal das seinige ganz zurück verlangend, um nirgends Uebermuth an den Tag zu legen. Nicht hat es fremde Belehrung zurückgewiesen, sie aber zum eigenen Bedarf umgewandelt, und nur das Schlechte vermochte, trotz aller Anstrengungen, keinen dauernden Eingang zu gewinnen.

So hat sich mit unserer Zeit der große Cyclus geschlossen, der in unabsehbarer Ferne, doch ungetrennt, Varus Schlachtfeld mit dem von Leipzig verbindet, [illegible] ganz naturgemäß mußte der Blick sich auf den großen Cherus[illegible]rsten heften. Was er gewollt und gethan, das [illegible]den wieder ausgeführt im selben Sinne mit demselben Erfol[illegible]. Herrmann hatte dem Andrange aus Rom durch Waffen die Spitze [illegible]boten, er hatte Anmaßungen

*) Der Bildhauer Hr. v. Bandel, welchem Deutschland die Idee und die Ausführung des Armindenkmals verdankt, ist ein geborner Ansbacher; sein Vater war ein hochverdienter Staatsbeamter daselbst, und er selbst erhielt seine erste Bildung an der Kunstschule zu Nürnberg, wo am restaurirten schönen Brunnen viele Standbilder von seinem Meisel sind.

Google

kräftig zurückgewiesen und durchaus uneigennützig nur die Unabhängigkeit des Vaterlandes bezweckt. — So hatte es sich jetzt wiederholt! — Künste und Wissenschaften mögen uns daher kommen, gern und dankbar werden wir ihr Licht annehmen und nach unserem Bedürfniß anwenden, das fremde Schwert aber und die fremde Herrschsucht werden stets den alten Herrmann bereit finden, sein Deutsches Schild die Deutsche Treue, den Eindringlingen entgegenzuhalten, — das spricht zu den Völkern Herrmann's Denkmal!

So auch hat sich der Künstler seinen Herrmann gedacht; mit hochgehaltenem Schwerdte drohet er nicht und prahlet er nicht! Nein, Herrmann fordert sein Volk auf, wachsam zu seyn, und stets die alte Biederkeit zu bewahren. Nicht will er den Nachbarn andeuten, daß diesen eine Gefahr von hier aus drohet, aber ihnen wünscht er die Lehre der Geschichte gegenwärtig zu erhalten, daß Deutschlands blutgetränkter Boden nimmer, auf die Dauer, fremde Herrscher anerkennt. Deutsch muß das Blut seyn, welches in Deutscher Fürsten Adern fließt, damit ihre Macht tief in der Brust ihrer Völker die Wurzeln habe. Daher stützt sich der Held, — ohne Hochmuth die Paniere des überwundenen Feindes mit Füßen tretend, gleichsam als wären diese ihm gleichgültige Dinge, — gemächlich auf das breite Schild, das vielleicht sinnbildlich das Wappen der wiedervereinten Deutschen Gauen vorführen könnte, weil ihr Verein Deutschlands sicherstes Schild und Hort ist.

Welches Monument konnte mithin wohl in Deutschland größeren Anklang finden? welches mehr Theilnahme erregen? Nicht Herrmann allein ist es, nicht der Ueberwinder der Römischen Legionen, sondern das lebende Deutschland, das in ihm versinnlicht mit den Völkern spricht und unzweideutig ächte Deutsche Gesinnungen an den Tag legt.

Das Serai und das Harem des türkischen Sultans.

Das Wort Serai ist Persisch; es bezeichnet einen Pallast, ein ansehnliches Gebäude, und dann auch, wie das Französische Hôtel, einen Gasthof oder eine Nachtherberge für Karawanen. Es ist den Türken und mehreren anderen Völkern des Orients bekanntlich eben so geläufig, wie den Persern; aber nirgends versteht man darunter bloß die Frauen-Wohnung, das Harem, wie mancher Schriftsteller des Abendlandes irrthümlich geglaubt. Diese bildet nur einen Theil des ersteren.

Kein Fürstliches Serai hat jemals größere Berühmtheit erlangt, als das zu Konstantinopel, einst der vollständige Inbegriff aller Macht, aller Herrlichkeit und aller Gräuelthaten der Sultane aus dem Geschlechte Osman's, jetzt aber von dem Beherrscher der Gläubigen verlassen, dem die Stätte unheimlich geworden, wo er seine Jugend hinter den Gitter-Fenstern vertrauerte, wo sein edler Vorgänger, Selim III., blutig geendet hat. Dieses Serai ist eine Stadt für sich, von mehr als 6000 Personen bevölkert, die hier, wie in einem prächtig geschmückten Gefängniß, aufgewachsen sind und denen es nie nach der Außenwelt gelüstet. Das Serai ist der wahre Centralpunkt der morgenländischen Civilisation: die Sprache, die Formen und sogar die Moden haben hier ein ganz eigenthümliches Gepräge; und wäre das Wort Aristokratie nicht ganz widersinnig, wo es sich vom Orient handelt, so müßte man davon Gebrauch machen, um jene mehr persischen als türkischen Sitten zu charakterisiren, welche einen Itschoghlan, einen Pagen des Sultans, kenntlich machen. Die Itschoghlane zeigen nicht bloß in ihren Gewohnheiten und in ihren Waffen große Prachtliebe, sie bereichern auch ihre Sprache mit eleganten Persischen Redensarten und Arabischen Hyperbeln, die nur Leute von höherer Bildung verstehen. In dem Serai sind alle Mißbräuche, aber auch alle großartige Eigenschaften des Despotismus beisammen zu finden.

Um diese aus Weibern und Sklaven zusammengesetzte Bevölkerung zu schützen, bedurfte es einer besondern Armee. Das Corps der Bostantschi's wurde die Polizeiwache für das Serai und seine Umgebungen; es bildete die wahre Leibwache des Sultans und ein tüchtiges Bollwerk gegen den Uebermuth der Janitscharen. Ihr Befehlshaber, der Bostandschi-Baschi, hat daneben die oberste Gerichtsbarkeit über die Dörfer am Bosporus und verwaltet sein Amt mit einer Strenge, die oft in Grausamkeit ausartet. Auch begleitet er den Sultan, so oft es diesem beliebt, eine Wasserfahrt auf dem Bosporus zu machen. Eine Eliten-Compagnie aus dem Corps der Bostandschi's, die Haseki's, welche der Person des Sultans zunächst stehen, eskortiren immer die Damen des Harems, wenn sie in ihren vergitterten und mit Ochsen bespannten Käfigen ausfahren.

Der Großherr hat gewöhnlich fünf bis sieben Frauen; die Zahl seiner Sklavinnen ist unbeschränkt. Jeder Sultan muß bei seiner Thronbesteigung ein neues Harem sich anlegen. Seine Mutter und Schwestern und die höchsten Würdenträger beeifern sich dann, ihm schöne Sklavinnen zum Geschenk zu machen; aber den Titel Sultanin erhält nur diejenige, deren Schwangerschaft offiziell angezeigt worden ist. Von diesem Augenblick an bewilligt ihr der Sultan eine besondere, prächtig geschmückte Wohnung und zwanzig Hofdamen. Für solche Frauen des Harems, deren Blüthezeit vorüber ist, giebt es Aemter und Beschäftigungen genug, die ihnen bis ins höchste Alter eine komfortable Existenz sichern: die Eine bewacht den Schatz; die Andere ist Ober-Aufseherin über die Bäder, das Weißzeug, oder die Schmucksachen u. s. w.

Am Ufer des Meeres, über einem Strande, der von dräuenden Batterien beschützt wird, erheben sich hohe Terrassen und schwebende Gärten, die einen Theil der ersten Umkreisung des Serai's einnehmen. Hier hat man alle Hülfsquellen der Kunst und Industrie erschöpft, um die mannigfachsten Gaben der Natur auf einen Punkt zusammenzudrängen. Hohe Cypressen, zierliche Jasmine, immer blühende Citronenbäume fußen hier mit ihren mächtigen Wurzeln in den Massen der Gartenerde, die man mit großen Kosten zusammengehäuft hat und deren Fruchtbarkeit unerschöpflich ist. Eine dem Sonnenstrahl unzugängliche Belaubung bietet den lustwandelnden Schönen Obdach gegen die drückendste Tageshitze und am Abend gegen die feuchten Winde, die vom Bosporus herüberwehen; aber diese anmuthige Schranke verhüllt dem Beschauer nicht das unermeßliche, rings umher aufgerollte Panorama. Ermüdet von dem Glanze der Minarets, die wie eben so viele herrliche Prismen über schneeweißen Terassen emporsteigen, ergeht sich das Auge gern an der lachenden Küste Asiens, auf jenem ewig grünen, mit Palläsen emaillirten Teppich der Natur. Am Fuße dieser Mauern brechen sich die silbernen Fluthen des Bosporus, und die tausende bunter, auf dem Wasserspiegel sich schaukelnder Kaik's, die majestätischen, am Eingange des Hafens sich wiegenden Schiffe beleben die schönste Landschaft, die es auf Erden giebt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Fischer-Abenteuer zur See.

Nach einem Schreiben von Tromsoe in Norwegen hat ein Paar dort wohnender Lappländer im vergangenen Herbst ein eigenthümliches hartes Geschick auf dem Meere betroffen; der Lappe Ole Sörstrom mit seinem Sohn und noch einem Dritten aus der Gemeinde Carlsö begaben sich nemlich nach Finnmarken, um dort ihr Glück auf der Jagd zu versuchen, namentlich um Fischotter zu fangen. Von der Arbeit ermüdet, landeten sie eines Tages an einer kleinen Insel in Blocksiord, wo sie sich durch einige Stun-

den Schlaf zu stärken und zu erholen beabsichtigten; das Boot konnten sie nicht aufs Land ziehen, weil das Ufer steil und felsigt war, glaubten es aber hinreichend zu befestigen, wenn sie den kleinen Anker hinter einen etwas vorspringenden Stein legten. Während sie indeß in ruhigem Schlafe lagen, spielte ihnen der Wind einen schlimmen Streich, indem er sich plötzlich nach einer anderen Seite drehte; das Boot bekam dadurch eine andere Richtung, das leichte Anker schob sich zurück und fiel von dem glatten Felsen herab in die See, welche dort so tief war, daß es den Boden nicht erreichen konnte. Die Leute erwachten, allein ehe sie bis zum Wasser heruntersteigen konnten, hatte sich das Boot schon vom Ufer entfernt, und trieb nach einer, etwa einen Büchsenschuß weit gegenüber liegenden kleinen Insel hin, wo es sich endlich hinter einer vom Winde gesicherten Ausbucht feststellte. Beide kleinen Inseln waren unbewohnt; schwimmen konnten die Leute nicht, und alle mitgenommenen Lebensmittel befanden sich in dem davongegangenen Boote; ihre Lage war daher um so mißlicher, da es auf der Insel weder Wild, noch Früchte oder Bäume gab. In der Erwartung, bald irgend ein anderes Boot zu Gesichte zu bekommen, waren sie Anfangs noch guten Muths, und suchten ihren Hunger mit einem dort wachsenden sauren Seegras zu stillen; da sich indeß weder am ersten, noch am zweiten Tage ein fremdes Boot erblicken ließ, wurden sie über ihr Schicksal sehr unruhig; der Hunger plagte sie immer mehr, und mit Sehnsucht blickten sie nach ihrem eigenen gegenüberliegenden Boote, und den darin befindlichen Speisekörben hinüber. Die Noth macht erfinderisch; sie brachten eine große Menge dort wachsenden Schilfs zusammen, banden solches Büschelweise einem von ihnen um den Leib und unter die Arme, um sich so im Wasser oben zu erhalten, und vom Winde nach der jenseitigen Insel hintreiben zu lassen; der Versuch mißglückte aber, weil das Schilfrohr nicht im Stande war, den Körper über Wasser zu erhalten, und mußte daher wieder aufgegeben werden. Da sie nun schon mehrere Tage auf der öden Insel zugebracht hatten, auch kein Seegras zur Stillung ihres Hungers mehr zu finden war, wurden sie so abgemattet, daß sie alle Versuche zu ihrer Rettung aufgaben und ihrem nahen Tode entgegensahen. Es war am zehnten Tage nach ihrer Ankunft, als Ole Söistrom ganz entkräftet in einen todesähnlichen Schlummer zuerst dahinsank; die andern Beiden hielten ihn auch bereits für todt. Sein Sohn schleppte sich darauf mit Mühe nach einer kleinen Anhöhe, nahm sein Gesang- und Gebetbuch in die Hand und bat den Allmächtigen um Kraft und Muth in seiner letzten Stunde, wenn es der Vorsehung nicht gefallen sollte, ihn von diesem fürchterlichen Tode zu befreien. Er warf noch einen Blick nach dem Meere, und siehe da, — o, Freude ohne Gleichen! es zeigt sich ein Boot in nicht gar großer Entfernung. Sein Rufen und Geschrei erweckte auch den Vater wieder aus seinem Todesschlummer: alle drei bemerkten sie, wie sich jenes Boot immer mehr der kleinen Insel näherte; schon versuchten sie, sich durch Rufen und andere Zeichen den Leuten in jenem Boote zu erkennen zu geben, welche sie auch wirklich gewahr wurden, aber dann plötzlich umwendeten und aus allen Kräften davonruderten. Man denke sich die Verzweiflung der drei Unglücklichen, die so ihre letzte Hoffnung dahinschwinden sahen; allein die gütige Vorsehung wachte dennoch über sie, denn nach einer kurzen Weile hielt das fremde Boot an, die darin befindlichen Leute stutzten, schienen sie genau zu betrachten, und kamen dann langsam herangerudert, um ihre verhungerten und ganz entkräfteten Landsleute aufzunehmen. Der Grund, weshalb sich das Boot bei ihrem ersten Anblicke entfernt hatte, war Aberglaube, weil sie die freilich gespensterartig genug aussehenden Gestalten für böse Geister dieser wüsten Insel gehalten hatten. Durch sorgfältige Pflege und stärkende Nahrung kamen alle Drei bald wieder zu Kräften, und kehrten zu den Ihrigen zurück, welche sie bereits als verunglückt betrauerten.

Erschossen, erhenkt, ersäuft, und doch noch am Leben.

Während des ersten spanischen Krieges hatte der Kommandant Molet, der zum Generalstabe des Marschalls Soult gehörte, das Unglück, mit einem Detaschement, das er befehligte, von einer Guerillerosbande umzingelt zu werden. Von allen Seiten umstellt, wurden die Franzosen gleich wilden Thieren niedergeschossen. Alle fielen, und die Spanier zogen mit der vollen Ueberzeugung weiter, daß von den verhaßten Eindringlingen auch nicht ein Einziger seinem Schicksal entkommen sey. Aber kaum hatten die Sieger jubelnd das Schlachtfeld geräumt, als der Kommandant Molet unter einem Haufen von Leichen hervorkroch und ohne die kleinste Wunde bekommen zu haben, sich auf und davon machte. Am Abend des unheilvollen Tages hatte er die französischen Vorposten erreicht und war gerettet. Bald darauf aber wollte das Schicksal, daß der schußfeste Kommandant einem andern Haufen Guerilleros in die Hände fiel; er wurde gefangen genommen, bis auf das Hemd ausgeplündert und an einen Baum aufgehängt. Doch kaum hatte er die Schlinge am Halse, als eine Abtheilung französischer Cavallerie heransprengte, die Spanier verjagte und den Erhenkten abschnitt, der denn auch glücklich wieder ins Leben kam. Zum drittenmale von den Spaniern aufgegriffen, wollte Molets Unstern, daß es eben dieselben waren, die ihn vor einigen Tagen erschossen zu haben glaubten. Den Spaniern stand rein der Verstand still, als sie ihn an den Abzeichen seines Ranges, an seinem breiten Gesichte und an seiner Herkulesgestalt wieder erkannten; sie plünderten ihn also gewohntermaßen und sannen dann auf eine Todesart, welche sie ihrer Meinung nach auf ewig von den scharfen Hieben des Franzosen, die mehr als einem Spanier das Leben gekostet hatten, befreien sollte. Nachdem sie ihn also nackt ausgezogen hatten, banden sie ihm Hände und Füße zusammen und warfen ihn in einen Strom, der vorbeifloß. Molet tauchte durch den Schwung, den ihm die Spanier gegeben hatten, auf den Grund, fühlte, als er wieder zur Besinnung kam, seine Füße von den Stricken frei und ließ sich, als wäre er eine Leiche, auf den Wellen hintreiben. Als er auf diese Weise als Scheintodter den Guerilleros aus den Augen gekommen war, suchte er auch seine Hände von den Stricken frei zu machen; es war ein böses Stück Arbeit, denn das Wasser hatte die Stricke nur desto fester gemacht. Indeß da er ein außerordentlich starker Mann war, so gelang ihm die Befreiung endlich, er gewann das Ufer und war bald wieder unter seinen Kameraden, denen er nun lachend seine dritte wunderbare Rettung erzählte. Die Soldaten glaubten seit der Zeit, dem Kommandanten Molet sey gar nicht ans Leben zu kommen.

Aus Schillers Leben.

Schiller hatte in Mannheim vielen Umgang mit dem nachmaligen Hofschauspieler Müller in Wien, und brachte dort manchen Abend in der Gesellschaft der Mannheimer Schauspieler und der Gattin Müller's zu; wenn die andern sich aber entfernten, forderte er mehrmals noch Wein, Kaffee, Tinte und Papier, und schrieb die Nacht hindurch mehrere Scenen zu seiner Tragödie: „Kabale und Liebe." Müller fand ihn dann gewöhnlich des Morgens in seinem Zimmer auf einem Lehnsessel, in einer Art von Starrkrampf, so daß er ihn einmal wirklich für todt hielt. Die Gattin des Schauspielers Beck fragte ihn einst: ob ihm nicht die Gedanken ausgiengen, wenn er so die ganze Nacht dichte?

„Das ischt nit anders", antwortete Schiller, der damals noch ganz den dreiten schwäbischen Dialekt sprach; „aber schaun's, wenn die Gedanken ausgehn, da mal' ich Rößle."

In seinen Manuscripten sind auch wirklich ganze Seiten, auf welchen er nichts als kleine Pferde und Männchen gekritzelt

Digitized by Google

hat. Wenn Madame Beck in der Folge irgend eine Stelle in Schiller's Arbeiten nicht gefiel, so fragte sie ihn scherzend:

Da haben Sie wohl Nöße gemalt?

Glasfabrikation in Böhmen.

Unter allen Ländern der Erde hat Böhmen die meisten und berühmtesten Glasfabriken, und erst in der neuesten Zeit ist es englischen Glasfabriken gelungen, einige Glaswaaren in noch größerer Vollendung darzustellen, als die böhmischen. Im Jahre 1812 hatte Böhmen 66 Glashütten mit 3532 Arbeitern, und außer dem bestanden noch 7 Spiegelfabriken, worunter die des Grafen Kinsky die beste.

Schon im 13ten Jahrhunderte blühte hier die Glasfabrikation, und das Auswandern der Sachkundigen ward Anfangs bei Lebensstrafe verboten. Die Produktion der Glaswaren setzt jährlich ein Kapital von 8 bis 10 Millionen Gulden C. M. in Umlauf wozu das Ausland über 5 Millionen Gulden steuert. Die Glasbereitung ist namentlich auf der Herrschaft Burgstein und den angränzenden Orten heimisch. Böhm, Kumnitz und Oberliebich, Guttenbrunn, u. s. w. sind der Hauptsitz des böhmischen Glashandels, der von da aus nicht nur nach allen österr. Erblanden, sondern auch in alle Länder Europas, der Levante, ja selbst Asien und Amerika betrieben wird. Die zahlreichen Handelsleute dieser Gegend betreiben diesen Handel ganz selbstständig, und haben in den bedeutendsten Häfen und Seestädten Europas ihre Faktoreien, wo ihre Niederlagen durch eigene Diener besorgt werden, die schon im Knabenalter hingesendet werden und oft zu bedeutenden Gütern gelangen. — Aus einem eigenen Glasflusse, den man Straß'sche Kompesition nennt, formt man Edelsteine. Dieser Industriezweig wird von eigenen Arbeitern um Arau und Turnau herum betrieben.

Pot-Pourri.

Mode für das Jahr 1839.

Nachfolgende sechs Gesetze über die Kleidermoden sind vom Neujahr 1839 an zu beachten. Die Moden dürften nicht seyn: 1) nachtheilig der Gesundheit; 2) anstößig den guten Sitten; 3) verwüstend für die Geldbörse; 4) widersprechend der guten Form; 5) hinderlich für die Bequemlichkeit; 6) verderblich für den Charakter. — Das sind nur sechs Gesetze, meine Leserinnen, aber es liegt in ihnen das Ganze einer geschmackvollen Toilette. Behalten Sie selbe hübsch vor Augen, und gehen Sie stets erst diese 6 Nummern durch, ehe Sie sich zur Annahme einer Mode, oder zur Wahl eines Kleidungsstückes entschließen.

Für Bäcker und Haushaltungen.

In London hat sich Herbert James ein Patent auf folgende neue Bereitung des Brodtaiges geben lassen: mit dem zur Brodbereitung bestimmten Wasser wird eine kleine Quantität Mehl (etwa der dreißigste Theil des Ganzen) vorläufig durchgekocht; diese Abkochung wird sodann anstatt des warmen Wassers zum Antaigen des Brodes angewendet. Das Wasser verbindet sich auf diese Weise viel besser mit dem Mehle, verdunstet beim Backen nicht so sehr, und es wird so ein Brod erzeugt, welches nicht nur nahrhafter und wohlschmeckender, sondern auch leichter zu verdauen seyn soll.

Naturforschendes.

Nach den Naturforschern erzeugt ein Scorpion 65 Junge, eine gemeine Fliege legt 144 Eier, ein Blutegel 160 und eine Spinne 170. Ein Gallinsekt legt 5000, eine Schildkröte 1000, ein Frosch 1100, ein Krebs 600 Eier, in einer Auster fand man 12,000, in einer andern 21,000 Eier. Ein der Ameise sehr ähnliches Insekt (Matilla) legte in einem Tage 80,000 Eier, die Zahl derer, welche eine Krabbe legt, schätzt Leuwenhöck auf 4 Millionen. In einem Häringe hat man 36,000, in einer Scholle 1,000,000, in einem Rochen 1,130,000, in einer Art Stör 3,000,000, in dem Karpfen 342,000, in einer Schleie 383,000, in einer Makrele 540,000, in einem Barsch 992,000, in einem Flünder 1,351,000 Eier gezählt. Am fruchtbarsten scheint der Stockfisch zu seyn, die Zahl der Eier desselben schätzt ein Naturforscher auf 9,444,000. Manche Fische legen in einem Jahre wenigstens 13 Millionen Eier.

Entdeckungen im Monde.

Ein Herr Hogsin will mittelst eines von ihm erfundenen Teleskops, verbunden mit der Sideral-Lampe und dem Gas-Mikroscop, einen ziemlichen Theil der Mond-Gewässer dergestalt vergrößert haben, daß er nicht nur Fahrzeuge entdeckte, sondern auch die Mond-Menschen darauf gesehen. Er behauptet, die Schiffe glichen großen Tonnen und man sehe deutlich von Zeit zu Zeit Geschöpfe herausgucken, welche die Gestalt von Menschenköpfen hätten, und alle dicken Rauch von sich bliesen. Er hält sie für leidenschaftliche Cigarren-Raucher! Nun, einen blauen Dunst mögen sie mittelst Hrn. Hogsin's Gläser jedenfalls machen. Noch behauptet dieser Vielseher, auch Wallfische existirten im Mond-Ocean. Er und seine Frau und sein Sohn hätten mittelst des Teleskops am 1. Dec. in der Nacht um ein Uhr 14 Stück sehr langsam herumschwimmen sehen.

Das theure Gewehr.

Unweit London hielt ein Straßenräuber einem Herrn eine aufgezogene Pistole durch das Fenster seines Kutschenschlages und sagte: „Mylord, hier ist ein gutes Gewehr, es ist unter Brüdern hundert Pfund werth; ich rathe Ihnen es zu kaufen." Der Herr verstand den Sinn dieser Worte, gab ihm die verlangte Summe, und der Räuber stellte ihm das Gewehr zu. Die erste Bewegung, die der Herr machte, war, daß er auf den Gauner anlegte; doch dieser sagte ganz gelassen: „Bemühen Sie sich nicht, es ist nicht geladen."

Die Duellanten.

Ein junger Bürger einer ansehnlichen nordischen Stadt, sehr gebildet und in seinem Benehmen ausgezeichnet, gerieth einst mit einem Offizier beim Billardspiel in Händel. Der Offizier fragte: wer er sey? und erhielt die Antwort: „Ich heiße N. und diene bei der Bank", Jener forderte Genugthuung; der Bürgerliche stellte sich. Beide wurden verwundet und als nun das Duell Aufsehen erregte, erfuhr man zugleich, daß der junge Mann — Tischler war und folglich allerdings — bei der Bank diente.

Deutsche Sprüche.

Die Deutschen haben eine Menge von Sprüchwörtern zum Lobe der Langsamkeit: Eile mit Weile. — Rom ist nicht in einem Tage erbaut. — Kommt Zeit, kommt Rath. — Was lange währt, wird gut. — Gut Ding will Zeit. — Wer langsam geht, kommt auch zum Ziel. — Es ist noch nicht aller Tage Abend. — Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. — Kommst Du heute nicht, so kommst Du Morgen. — Laß Dir Zeit. — Morgen gewiß. — Guter Rath kommt über Nacht. — Ich will mir's beschlafen.

Die bescheidene Hausfrau.

„Wer ist Herr im Haus?"
Rief vor seinem Fenster Klaus.
„Du!" — hört' man sein Weibchen schrei'n —
„Komm' nur erst herein!"

Digitized by Google

Nro. 6.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das Serai und das Harem des türkischen Sultans. — Aus dem Leben europäischer Regenten. — Statistisches. — Die vertauschten Frauen. — Der Dessauer Marsch. — Entschlossenheit. — Pot-Pourri. — Allgemeine Vergebung.

Das Serai und das Harem des türkischen Sultans.

(Fortsetzung.)

Jene Gärten und Terrassen, von denen wir eben geredet, ziehen sich um das Sommer-Harem, wo die berühmten Tulpenfeste gefeiert werden. Ein Tulpenfest wird gewöhnlich durch die Geburt eines Prinzen veranlaßt; es hat schon darum für die Frauen des Harems einen hohen Werth, weil sie kein lebhafteres Bedürfniß kennen, als eine Unterbrechung der Einförmigkeit ihrer Genüsse.

Man weiß, wie sehr der Türke die Rosen und Tulpen liebt. Der Raum zwischen den Cypressen und den Orangen-Bäumen des Harems bildet ein sehr geräumiges Blumenbeet, wo man die seltensten Gattungen dieser Blumen zieht. Nichts ist mit feinerem Geschmack angelegt, als die Rabatten; nichts origineller, als die Anordnung der schimmernden Farben, der bunten Schattirungen; das Auge verliert sich in diesem wunderbaren Capriccio der Gartenkunst, wie auf einem phantastischen Teppich aus Persien oder auf dem bizarrsten Kaschmir-Shawl. Wir Europäer besitzen nicht die Kunst, so sinnig Blumen an Blumen zu reihen und alle Geillen der Phantasie in duftenden Charakteren an den Boden zu schreiben. Diese beneidenswerthe Kunst hat innerhalb der mächtigen Ringmauern des Serai's ihre ganze Reinheit und Originalität bewahrt.

Am Abende des Tulpenfestes giebt es unendliche Zurüstungen. Schon lange vorher sind die Rabatten erneuert und ihre Säume mit mehe Sorgfalt und Koketterie als jemals zugestutzt worden. Die Reihen der Tulpen und Rosen kreuzen und schneiden sich, ohne an irgend einer Stelle chaotisch in einander zu fließen; aber der spielende Glanz der Farben verbleicht, wenn die Sonne niedersikt. Kaum ruhen die Schatten der Nacht auf Stambul, so öffnen sich die Pforten des Harems, und seine Bewohnerinnen eilen hinaus mit freudeglühendem Antlitz und zerstreuen sich in den dichten Laubgängen; bald finden sie sich wieder zusammen, und besteigen gemeinschaftlich die Terrasse, welche das Blumenbeet beherrscht, dem Schauspiel entgegenharrend, das man ihnen versprochen hat.

Wenn nun die ganze Natur in tiefem Schlafe ruht und kaum noch der dumpfe Pulsschlag des Bosporus, das Rauschen seiner am Strande sich brechenden Wogen vernehmbar wird: da ertönt plötzlich ein lautes Freudengeschrei und tausend blutrothe Flammen tanzen labyrinthisch durch einander. Ein Trupp Sklaven, mit Fackeln in den Händen, treibt sich, alle erdenkliche Figuren beschreibend, auf dem geräumigen Beete herum und läßt überall Feuerzeichen zurück. Bald kann jede Blume ihr Bild in einen vor sie hingestellten Spiegel werfen und mit dem farbigen Glase, das sie zu beleben scheint, an Glanz wetteifern. Nichts ist imposanter, nichts magischer, als diese urplötzliche Erleuchtung; vermischt mit den lebhaften Farben einer Blume oder mit dem sanften Grün ihrer Blätter, steigen die Lichtströme zum Himmel empor. Man denke sich zu diesem Schauspiele noch den Jubel der Zuschauer und den Donner der Kanonen von der Rhede und aus den Forts, und man wird immer nur einen sehr schwachen Begriff von einer solchen Scene erhalten. Das wogende Lichtmeer und der Lärm auf allen Seiten wirken auf die zarten Nerven vieler Zuschauerinnen so mächtig, daß sie wie Furien von der Terrasse springen und, auf dem flammenden Beete herumschweifend, die Blumen ausreißen und in die Lüfte schleudern. Das Werk der Zerstörung wird mit rasendem Jauchzen und Gelächter vollendet; und dieser Augenblick äußerster Aufregung muß in dem Herzen der Frauen lange und freudige Erinnerungen zurücklassen.

Das Loos des weiblichen Theiles der Kaiserlichen Familie ist dem der männlichen Individuen weit vorzuziehen. Während Letztere von einer argwöhnischen und scheelsüchtigen Politik in der unwürdigsten Sklaverei gehalten werden, genießen die Frauen einer vergleichungsweise unumschränkten Freiheit. Der Sultan scheint die ganze Zuneigung, die er seinem Bruder und selbst seinen Söhnen vorenthalten muß, auf Mutter und Schwestern zu übertragen. Er sorgt dafür, daß seine Töchter und Schwestern glänzende und ehrenvolle Parthieen machen; aber eine Prinzessin von Kaiserlichem Geblüte wird so heilig gehalten, daß der Ehestand ihre Freiheit in keiner Weise schmälert. Gemeinhin erweist der Sultan einem reichen und mächtigen Pascha die kostspielige Ehre, ihm eine Prinzessin zur Frau zu geben. Der neue Gemahl muß herkömlicher Weise eine Art von jährlichem Teibut zum Unterhalt seiner Gemahlin entrichten; oft verläßt er nie seine Provinz und lebt fern von derjenigen, die man ihm zur Frau gegeben hat. In jedem Falle muß er aber, sobald die Hochzeitsfeierlichkeit vorüber ist, alle andere Frauen, die er etwa schon besitzt, verabschieden. Rufen ihn Dienstgeschäfte oder ein Großherelicher Befehl nach Konstantinopel, so ist es ihm erlaubt, seine erlauchte Gemahlin zu besuchen; er muß aber bei diesem Besuche die strengste Etikette beobachten.

Werfen wir nun einige verstohlene Blicke in das Innere des Mysteriums des Großherrlichen Harem's. Das berühmte Kupferwerk von Melling soll uns die Geheimnisse dieses geweihten Ortes erschließen. Die Oberhofmeisterin (Usta-Kadin), ausgezeichnet durch ihren Stab und ihr mit Pelz verbrämtes Gewand, ertheilt einem Offizier der schwarzen Eunuchen Befehle. Zu ihrer Linken hält eine Sultanin ihre Mahlzeit; mehrere Sklavinnen oder verschnittene Sklaven sind um sie geschäftig und nehmen die Gerichte in Empfang, die man hereinbringt. Im obern Stock bemerken wie mehrere Frauen in betenden Stellungen; da aber die Frauen der Türken niemals gemeinschaftlich beten, so kann der Künstler wohl nur den Zweck gehabt haben, uns eine und dieselbe Frau in verschiedener Attitüde zu zeigen. Noch ein Stockwerk höher sehen wir mehrere Sklavinnen ein Bett machen. Das Bett besteht nur aus wenigen Matrazen, die man über eine Estrade legt *) und die bei Tage in Schränken verwahrt werden.

*) Daher sagt man im Türkischen: ein Bett werfen, düschek brakmak.

Digitized by Google

Schlagen wir nun dieses Blatt um, so finden wir auf einer andern Kupfertafel drei Frauen, die um ein rundes, von einem Teppich überdecktes Gefäß, den sogenannten Tandur, kauern. Es ist dieß ein Kohlenbecken, in welchem beständig wohlriechendes Holz brennt. An diesem traulichen Heerde versammelt, vertreibt man sich die Langeweile mit heiteren Gesprächen, mit dem Damenspiel, oder mit arabischen Wunder-Mährchen, deren Interesse immer neu bleibt.

Diejenige Kadin, der unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise gewidmet seyn soll — sie strahlt uns auf dem nächsten Bilde entgegen — ist die erkorene Favoritin des Sultans. Der Adel ihrer Gesichtszüge, die Anmuth und Majestät ihrer Haltung, der Silberklang ihrer Stimme haben sie dieser Auszeichnung würdig gemacht. Sie trägt zwei Paar lange Beinkleider, von denen das eine, aus rosenrothem Seidenzeug, bis unter die Kniee, das andere, aus Musselin, bis an die große Zehe reicht, ein Mieder und einen Gürtel von grünem Kaschmir — darüber ein zu beiden Seiten offenes Entari, und über dem Entari die Dschubé, einen mit Hermelin gefütterten Oberrock oder Mantel, dessen aufgestreifte Aermel aus Persischem Stoffe sind. Der Kopfputz ist noch bewundernswürdiger, als die Kleidung. Das in sechzig kleine Flechten abgetheilte Haar ist um den Kopf gewunden und bildet eine Seitenlocke, die unter dem reich gestickten Turban auf die Schulter hinabwallt; über dem Turban aber strebt ein mit Smaragden, Topasen und Rubinen besetztes Diadem, nebst einem aus Diamanten gebildeten Halbmonde empor.

So herrlich geschmückt, schreitet die Favoritin an der Spitze ihrer Sklavinnen durch einen dichten und kostbaren Vorhang in den großen Empfangssaal und läßt sich auf einem der Ehrenplätze des Sofa's nieder. Dieser Saal hat eben so reiche, aber weniger flitterartige Verzierungen, als die übrigen Gemächer. Die Mauern sind hier nicht mit fantastischen Arabesken bedeckt; die Grazie muß der Majestät weichen. Auf blauem Grunde erblickt man eine Reihe gemalter Palmbäume und viele künstlich verschlungene Inschriften in goldenen Buchstaben. Die Dielen des Fußbodens aber verschwinden unter einem überaus prachtvollen Teppich, der uns die Japanische Rose, den Syrischen Jasmin und die lieblichsten Veilchen Persiens in den mannigfachsten Gruppirungen zeigt.

Auf einem Divan aus rothem Brokate, mit goldgestickten Kissen, nachlässig hingestreckt, empfängt die Sultanin die Huldigungen der anderen Frauen des Harem's, so wie auch ihrer männlichen und weiblichen Dienerschaft. Ist diese Ceremonie vorüber, so befiehlt sie, daß man die Speisen auftrage. Sogleich setzen sich wohl fünfzig dienstbare Geister in Bewegung, ihren Willen zu vollstrecken. Die Einen bringen den runden, kaum zwei Fuß hohen Speisetisch, der mit artigem Schnitzwerk versehen ist; Andere legen ein Stück Leinwand darunter, um den Teppich zu schützen; und wieder Andere legen die elastischen Polster zurecht, auf welche ihre Gebieterin während des Essens sich lehnt. Dann reicht man ihr jede Speise einzeln. Die Gerichte sind: verschiedene Sorten Fleisch mit Bananen, Gemüse mit Honig, köstliches Geflügel und vor Allem saftige Pasteten. Hat die Sultanin abgespeist und wieder auf ihrem Divan Platz genommen, so klopft sie in die Hände und man reicht ihr Kaffee in doppelten Tassen, von welchen die eine aus feinem Porzellan und die andere aus gediegenem Golde und mit Diamanten besetzt ist.

Nach der Mahlzeit und vor der Stunde des Mittags-Schlummers werden die Almeh's hereingelassen. Zuerst führen sie einen allgemeinen Tanz auf; sie schlingen ihre Arme in einander und zeigen sich in tausend verführerischen Stellungen; aber plötzlich erscheint die Tscherkessische Tänzerin, und die ganze Scene verändert sich. Jene haben Terpsichoren's Kunst schulmäßig erlernt, um davon zu leben; bei der Cirkassierin aber ist sie innerer Beruf und höchster Lebenszweck; wer dieses Wesen nicht gesehen, nicht in Verzückung gerathen ist bei ihrem sinnigen und seelenvollen Tanze, dem vermag keine Sprache einen Begriff davon zu geben. Welcher Meister in Prosa oder Poesie könnte den über alles Irdische erhabenen Genuß schildern, welcher bei ihren ätherischen Stellungen, süß wie Veilchenduft und einfach rührend, wie die Töne der Nachtigall, unsere ganze Seele füllt? Die Frauen des Orients kennen und würdigen diesen Genuß; denn nach dem Tanze der Cirkassierin dulden sie keine andere Belustigung mehr. Unsere Sultanin hält noch eine kurze Siesta und begiebt sich dann ins Bad.

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben europäischer Regenten.

Wie Friedrich der Große, so soll auch Ludwig Philipp, König der Franzosen, dem man Staatskunst und Regenten-Klugheit nicht absprechen kann, selbstthätig, selbstständig und arbeitsam seyn. Der in seinem Kabinete eingeführte Geschäftsgang ist von ihm selbst angeordnet und muß pünktlich befolgt werden. Herr Lassange, Secretariats-Chef, erhält jeden Morgen die Tags vorher an den König eingelaufenen Briefe, Vorstellungen und Bittschriften, die geöffnet und vom König größten Theils gelesen, sofort nach ihrem Betreff rubricirt und numerirt, in ein Journal-indicateur eingetragen werden, das alsdann dem König vorgelegt wird, der seine Entscheidung in die „Décisions du Roi" überschriebene Kolonne entweder eigenhändig beifügt, öfters auch dem Herrn Lassange in die Feder dictirt. Hienach werden — mit Ausnahme diplomatischer und militärischer Angelegenheiten — die königlichen Bescheide und Verfügungen schnell ausgefertigt! Wenn dergleichen nun auch nicht immer den Wünschen und Hoffnungen der Interessenten entsprechen, so brauchen sie doch nicht lange darauf zu warten, auch haben sie kein Porto dafür zu bezahlen, da, was in der That löblich ist, und Nachahmung verdient, alle aus dem königlichen Kabinet kommenden, und mit dem Stempel: „Service du Roi" bezeichneten Briefe portofrei sind.

Das Tagewerk des Kaisers Nikolaus von Rußland soll, wie man wissen will, jeden Morgen mit einer edlen, menschenfreundlichen Handlung beginnen, die, wenn sie wahr ist, als die schönste Perle in seiner Krone gelten kann. Vorher möge noch erwähnt werden, daß dieser rastlos thätige Monarch, der Selbstherrscher ist im eigentlichen Sinne des Wortes, in seinem Arbeitszimmer eine von ihm selbst eingerichtete Registratur hat, in der alle zu seinen täglichen Geschäften erforderlichen Papiere von seinen Händen geordnet, aufbewahrt sind. — Die erste Beschäftigung des Kaisers soll ein Werk der Milde seyn, und darin bestehen, daß er jeden Morgen das verhängnißvolle Verzeichniß der wegen Staatsverbrechen nach Sibirien Verbannten durchsieht und fast jedes Mal werden Einige dieser Unglücklichen unverhofft begnadigt und aus einem Exil befreit, wo ein qualvolles Leben den Tod wünschenswerth machen muß.

Statistisches.

Am Schlusse des Jahres 1838 betrug die Bevölkerung St. Petersburgs 469,720 Individuen; unter ihnen 333,669 männlichen und 136,051 weiblichen Geschlechts. Nach den verschiedenen Ständen beider Geschlechter zählte die griechische Geistlichkeit 1867, der Adel 40,588, die gesammte Kaufmannschaft, in- und ausländische, 10,004 Individuen; Ehrenbürger bestanden 263, und verschiedenartigen Gewerbes 23,888 Individuen; Bürger und Handwerker verschiedener Gewerbe zählte man 95,714, Soldaten 70,929, an Hofbedienungen, theils Erbleute, theils freie und auf Dienstpässen entlassene 67,011, Bauern, theils der Krone, theils Herrschaften angehörige 126,313. — Die Zahl

der in der Residenz vorhandenen Kirchen des griechischen Kultus beträgt 147, die der fremden Konfessionen 21. Die Zahl der Palläste beträgt 10, die aller vorhandenen Gebäude 8661, von diesen betragen die steinernen 3243, die hölzernen 5418. — Die Gesammtbevölkerung Rußlands belief sich im Jahr 1836 (mit Ausnahme der unterworfenen und nicht unterworfenen Gebirgsvölker zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer, welche der Baron Rosen auf 1,445,000 Seelen schätzt, und der Kirgisen, so wie der Doppeltributären) auf 28,896,223 Einwohner männlichen und 30,237,352 Einwohner weiblichen Geschlechts, zusammen auf 59,133,586. Da auch die Militärs niedern Grades, so wie die auf unbestimmten Urlaub entlassenen Militärs niedern Grades nicht mitgerechnet sind, so muß die Gesammtzahl 60 Millionen beinahe erreichen. Die Zahl der weiblichen Bevölkerung übersteigt die der männlichen, weil die Männer durch die Militärverhältnisse größerer Sterblichkeit unterworfen sind, und die Militäre niedern Grades nicht in die Listen eingetragen werden.

Die französischen Blätter enthalten über die gegenwärtige Ausdehnung von Paris folgende Angaben: Der Flächeninhalt der Stadt beträgt 34,506,800 Quadratmeter, (327,863,000 Pariser Quadratfuß oder etwa $^3/_4$ einer geographischen Quadratmeile); der im Meridian der Sternwarte gezogene Durchmesser 5505 Meter, der darauf senkrecht gezogene Durchmesser 5505 Meter, der darauf senkrecht gezogene Durchmesser von Ost nach West 7807 Meter, der Umfang 23,755 Meter. Der Grundboden der Stadt ist unter 23,280 Eigenthümer vertheilt.

Der „Moniteur Algerien" theilt folgende efficiellen Angaben über die eingeborne Bevölkerung Algiers und des Weichbildes dieser Stadt mit: Am 31. Dec. 1838 gab es daselbst 2258 Kabylen, größtentheils Handarbeiter und Ackerbauer; 861 Biskris, alle Lastträger; 703 Mozabiter, aus Fleischern, Badern und Kaufleuten bestehend; 390 Neger, als Lastträger und Dienstboten beschäftigt; 185 Mzitas, eine gewisse Art Lastträger, unter dem Namen Rachhab bekannt; endlich 91 Lagruaths, die Oel herumtragen; die Anzahl aller dieser Eingeborenen, welche Corporationen bilden, besteht also aus 4487 Individuen."

Die vertauschten Frauen.

Man findet in einem Pariser Blatte folgende Anekdote: Ein komischer Vorfall hat sich vor einigen Tagen auf der Eisenbahn von Saint-Germain nach Paris beim Aussteigen ereignet. Der Gewürzhändler L... mit seiner Frau, in dem Quartier du Marais wohnend, und der Weinhändler B... mit der Seinigen, in der Vorstadt Saint-Germain, waren in einen Wagen auf der Station von Nanterre gestiegen. Es war neun Uhr Abends; das kleine Licht, welches gewöhnlich das Innere der Wagen erhellt, war von dem Winde ausgelöscht worden und die Reisenden in der vollsten Finsterniß, von Kälte und Feuchtigkeit durchdrungen, hüllten sich in ihre Mäntel ein und überließen sich der Schläfrigkeit, die das fast unmerkliche Zittern der Räder in den eisernen Schienen der Bahn erregt. Man kommt in Paris an; die Locomotive steht still; man steigt aus, halb betäubt von Schlaf und Kälte; die Dunkelheit ist so groß von Außen, wie im Innern und ein feiner, eisiger Regen schlägt den unglücklichen Reisenden ins Gesicht, die, unvorsichtig dem schönen Wetter am Morgen trauend, sich nicht mit einem schützenden Regenschirm versehen haben. Sie hüllen sich nur noch tiefer in ihre Mäntel. Eine Nacht-Scene findet statt; die beiden Männer suchen eine Frau, die beiden Frauen suchen einen Mann. Zwei Paare bilden sich, ohne zu sprechen, aus Furcht vor dem Schnupfen; die Damen besteigen schnell zwei Fiakers; die Männer sagen dem Kutscher ihre Adresse, steigen dann auch ein und die beiden Fiakers rollen fort, der eine nach der Straße Saint-Louis, der andere nach der Straße du Bac. Der letztere kommt zuerst an. Man urtheile von der Bestürzung des Weinhändlers B..., als er nach dem Aussteigen den Arm derjenigen bietet, die er für seine Frau hält und bei dem Schein der Wagen-Laterne, ein völlig fremdes Gesicht einer Dame erblickt; die einen Schrei des Schreckens ausstößt, als sie sich von einem Unbekannten entführt sieht, den sie für ihren Mann gehalten! Man schreit anfänglich über Verrath und Raub — aber man erklärt sich endlich, und in Folge dieser Verständigung steigt man wieder in den Wagen und läßt sich nach der Straße Saint-Louis zu dem Gewürzhändler Herrn L... fahren. Dieselbe Scene des Erstaunens, die in der Straße du Bac vorgefallen war, wird zum zweitenmale in der Straße Saint-Louis aufgeführt, aber Madame B... war glücklicherweise in Ohnmacht gefallen, als sie auf den Schultern dessen, den sie für ihren Gatten hielt, den Kopf des Herrn L... findet. Man trug die Dame in den Laden des Gewürzhändlers und leistete ihr alle nöthige Hülfe; nach einer Viertelstunde war sie wieder zu sich gekommen und man wollte eben auch wieder einen Wagen besteigen, um nach der Straße du Bac zu fahren, als der Fiaker von dort ankam und der ehelichen Verwirrung ein Ende machte, die sich ins Unendliche hätte verlängern können, wenn die beiden Wagen sich unterwegs gekreuzt hätten, was ohne die Ohnmacht der Madame B... ohne Zweifel geschehen seyn würde.

Der Dessauer Marsch.

Wie alt ist der Dessauer Marsch, und wie lange hat er sich erhalten? — Den ganzen 7jährigen Krieg hindurch führte er das preußische Heer zum Kampf und Sieg, und Jahrelang belebte er seine Paraden, seine Zapfenstreiche. Noch vor wenigen Jahren bearbeitete ihn Friedrich Schneider in Dessau zu einer heitern Ouvertüre, die wiederum aller Orten ansprach, wo sie zur Aufführung kam. Und wie alt ist er? Ueber 130 Jahre! Wer ist der Verfasser? ein Italiener; aber der Name desselben ist wohl nicht mehr zu ermitteln. Als der berühmte Fürst Leopold von Dessau unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen mit 8000 Preußen 1706 der Schlacht bei Kassano beigewohnt hatte (16. Aug.) die man dem Marschall Vendome lieferte, überraschten ihn die Einwohner mit diesem Marsche zur Siegesfeier. Er wurde zum ersten Male auf einer Parade gespielt, und die eben so ausdrucksvolle, als faßliche Melodie gefiel dem Fürsten, wie den Truppen dermaßen, daß er nun der Lieblingsmarsch des Erstern, bis zu seinem Tode, so aber auch der Liedlingsmarsch des Heeres, das ihm einen oft wechselnden Text unterlegte, länger als ein halbes, um nicht zu sagen, ein ganzes Jahrhundert blieb.

Entschlossenheit.

Das amerikanische Dampfboot: „Constitution," Kapitain Applebo, wurde unlängst auf dem Erie-See von einem furchtbaren Ungewitter überfallen. Bei den Blitzen, welche unablässig die tiefdunkle Mitternacht durchzuckten, gewahrte der Kapitän, daß der Sturm sein Schiff gegen ein weit vorragendes Felsenriff zu schleudern und zu zerschellen drohte. Rasch entschlossen schrie er durch das Sprachrohr dem Maschinmeister zu: „mehr Dampf! mehr Dampf!" Der Maschinmeister entgegnete, er könne die Dampfkraft nicht mehr erhöhen, ohne eine Sprengung der Kessel zu wagen. Der Kapitän bedeutete ihm nun, das Schiff sey unrettbar verloren, wenn es nicht gelänge, durch die äußerste Steigerung der Kraft dem Sturm zu trotzen und eine andere Richtung zu gewinnen. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, ließ der Maschinmeister große in Oel getauchte Wollklumpen in die Oefen werfen, wodurch sich augenblicklich ein solcher Höhengrad von Hitze erzeugte, daß alsobald die Sicherheitsventile mit Gewalt auf-

Google

sprangen, und der qualmende Dampf unter Pfeifen und Brausen, das dem Tosen des Sturmes gleich kam, ausströmte. Dieß zu hindern, setzte sich nun der heroische Maschinmeister selbst auf die Ventilklappe, die er, um die Gewalt des Dampfes zu fesseln, nicht eher verließ, als bis es seiner antikrepublikanischen Todesverachtung völlig gelungen war, der Kraft des Sturmes zu widerstreben und das Schiff zu retten. (Oest. Lloyd.)

Pot-Pourri.

Er nimmt ihn beim Wort.

Ein reicher Geizhalz hatte nur einen Bedienten, dem er alle ersinnlichen Geschäfte antrug; besonders brauchte er ihn zum Wegtragen von Briefen und Bestellungen. Eines Tages war der arme Teufel so müde, daß er nicht umhin konnte, seinem Herrn zu sagen, da er noch einen Brief wegtragen sollte: „Ach ich wollte gern 2 Groschen geben, wenn Einer den Brief bestellen wollte." Der reiche Mann nahm den Brief zurück, und fragte sehr ernsthaft: „Ist das gewiß, Johann?" — „Ja wahrhaftig!" erwiederte dieser. — „Nun gut, so gieb das Geld her, ich will ihn selbst bestellen."

Die feine Wendung.

Vor ungefähr 30 Jahren schrieb ein damals noch junger Gelehrter, um sich das Recht zur Haltung academischer Vorlesungen zu erwerben, eine Dissertation über die Nothlüge. Als Anhänger der Kant'schen Philosophie, hatte er nach den strengen Moralgrundsätzen dieser Schule jede Nothlüge für unzulässig und unerlaubt erklärt. Ein Exemplar dieser academischen Schrift überschickte er auch einem, im Vaterlande hochgestellten und hochverdienten Gelehrten, welcher in einer seiner Schriften unter gewissen Einschränkungen die Nothlüge als nicht ganz unzulässig dargestellt hatte. Das Schreiben, in welchem dieser geistreiche Mann für die ihm übersandte Dissertation dankte, begann also: „Ew. ꝛc. halten es gewiß für keine Nothlüge, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihre ꝛc. Schrift mit großem Interesse gelesen habe."

Komische Druckfehler.

Man hat in diesen Tagen ein Paar sehr komische Druckfehler entdeckt. Ein Journal von Gent erzählt, die französische Flotte habe auf das Fort San Juan d'Ulloa bei Veracruz 4000 Hühner (poulets) geworfen; das würde sich die Besatzung haben gefallen lassen; leider waren es aber 4000 Kugeln (boulets.) — Eine Zeitung von Lüttich kündigt dagegen an, die belgische Regierung werde 20,000 Strohsäcke oder gar Bajazzo nach Wenloo schicken, man weiß nicht recht, was sie meynt, da sie paillasses sagt. Sie wollte aber Palissaden (palissades) sagen.

Schreiben und Sprechen.

Bei einer Militäraushebung wurde kürzlich der Name eines Soldaten „Dußer" gerufen. Es meldete sich Niemand, obgleich es bald im ganzen Hause „Dußer" scholl. Ein Feldwebel, der den Gerufenen kannte, fand ihn endlich. „Zum Henker! Dußer!" rief er aus, „der Hauptmann hat Euch schon hundertmal gerufen, warum zaudert Ihr denn mit Eurem „Zu Befehl?" — Oder könnt ihr nicht gut hören?" „Hören thue ich recht gut," versetzte der Rekrut, „aber Dußer heiße ich bloß, wenn ich mir unterschreibe; zu Hause und wenn man mit mir spricht, heiße ich immer „Heinrich."

Ein Handelsreisender, der in Deutschland für englische Fabrikanten Geschäfte machte, wollte englisch lernen, und sprach gern davon, wie schwer dieß sey. Eines Tages setzte er sich in einem Kaffeehause in Frankfurt a. M. zu einem Pferdehändler aus Sachsenhausen und unterhielt sich mit ihm über sein Thema. — „Wir Deutschen haben es leichter als die Britten", sagte er, auch etwas hornirt — zu Jenem; „wir sprechen wie wir schreiben; aber die Engländer schreiben z. B. den Namen ihres großen Dichters Shakespeare, und sprechen ihn aus: Schäkspier." — „O", fiel Jener ein, „das haben wir ja auch; wir schreiben Pferd und sprechen Gaul."

Sprachreichthum.

Zum Beweise, wie viel der Nürnberger in einem einzigen Wörtchen zu sagen weiß, dient Folgendes: Vor Kurzem holte ein Herr eine hübsche Nürnbergerin zu einer Partie nach Fürth im Schlitten ab. Eingestiegen und bequem sitzend sagte die Dame: „Oeizetla!" (jetzt!) — Ein heftiger Stoß, den der Schlitten in der Nähe von Muggenhof durch einen Steinhaufen erlitt, öffnete der bisher schweigsam dasitzenden Dame den Mund, indem sie rief: „Hoperla!" (hopp!) — Wohlbehalten kamen sie hierauf in Fürth beim Kronprinzen von Preußen an, die Dame stieg aus und schloß die geistreiche Unterhaltung mit dem Worte: „Suderla." (so da!)

Allgemeine Vergebung.

Wenn sonst mich wer gekränket hat,
Hab' ich's behalten im Gedächtniß;
Allein, deß bin ich wahrlich satt,
Zorn ist ein allzuherb' Vermächtniß.
D'rum, wie sie sich an mir vermessen,
Es sey vergeben und vergessen!

Viel Ehrenmänner dünkelhaft
Sich legten breit auf das Doctren,
Und wollten meine junge Kraft
Nach ihren Grillen stylisiren.
Wie die Pedanten sich vermessen,
Es sey vergeben und vergessen!

Und Freunde hatt' ich lobesan
Bei meiner Jugend heiterm Schmause;
Doch als die große Noth begann,
So waren Alle nicht zu Hause,
Wie sich die Freund an mir vermessen,
Es sey vergeben und vergessen!

Die Allerschönst' hat mich geliebt,
Mich in Verzweiflung fast zu bringen.
Was es dabei für Sachen gibt,
Davon ist besser nicht zu singen.
Wie sich die Schön' an mir vermessen,
Es sey vergeben und vergessen!

Sey Friede! Rein das ganze Feld!
Doch dafür bittet mein Gemüthe:
Ihr Alle, Schönen, Freunde, Welt,
Erstattet mir die herz'ge Güte:
Wie ich mich hab' an Euch vermessen,
Sey auch vergeben und vergessen!

Digitized by Google

Nro. 7.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Volksthümliche Aushängschilde. (Von M. G. Saphir.) — Das Serai und das Harem des türkischen Sultans. (Schluß.) Das Erdbeben in Bucharest im Jahr 1837. — Sonnenfinsterniß im Jahr 1839. — Unmenschliches und doch wahr! — Scene für ein Lustspiel. — Seltene Nachkommenschaft. — Pot-Pourri.

Volksthümliche Aushängschilde.

Von M. G. Saphir.

„Zur schönen Seele."

Putz- und Modewaarenhandlung von Frau Bescheidenheit.

Kommen Sie, meine liebenswürdigen, meine sittsamen Mädchen, kommen Sie einmal mit mir in die reiche und herrliche Putzwaarenhandlung

„zur schönen Seele."

Wenn Sie genug gesehen und bewundert haben, alle die niedlichen, reizenden, schillernden, geschmackvollen Dingelchen, Ringelchen, Sächelchen, Fächelchen, Miederchen, Flitterchen, Schlenderchen, Bänderchen, Mantillchen und Häubchen, Krispinchen und Leibchen in den Modshandlungen, dann treten Sie einen Augenblick in die Putzhandlung der Frau Bescheidenheit

„zur schönen Seele."

Sehen Sie, meine Verehrten, es wohnen viel Leidenschaften im menschlichen Herzen, die desto hungriger werden, je mehr man ihnen Nahrung giebt, und die desto satter werden, je mehr man sie aushungert, und zu diesen Leidenschaften gehört auch nun am allermeisten die Putzsucht!

Ich will nicht sagen, meine Holden, daß Ihr Euch nicht nett, nicht geschmackvoll, nicht reizend kleiden sollt, denn eben, weil nur der Unsichtbare im Himmel in das Herz der Menschen schaut, soll der Mensch für den Menschen, der nur das Aeußere schaut, auch etwas Angenehmes zur Schau legen, aber Ihr sollt Euch schmücken und nicht putzen, Ihr sollt Euch kleiden und nicht maskiren, Ihr sollt geschmackvoll angezogen aber nicht bunt behängt seyn, Ihr sollt nach der Mode gekleidet gehen, aber die Mode soll nicht nach Euch gekleidet gehen!

Wie reich ist die gütige Natur, wie reich ist das Herz im Menschen an Zierden und Zierrath, an Schmuck und Verschönerung, an Reizverleihung und Schönheitserhöhungen für die weibliche Welt! Wie selten braucht die Natur die Kammerdienerin Kunst!

Seht die Sonne an, meine Theueren, sie steht des Morgens auf, bevor Ihr noch daran denkt, sie zieht die Vorhänglein der Nacht zurück vom Himmelsfenster, sie wäscht sich die munteren Aeuglein klar im großen Waschbecken des Weltmeeres, sie schlägt das flatternde Strahlenhaar schlicht zusammen, hüllt sich in das Rosa-Morgen-Neglige ihrer einfachen Kammerfrau Aurora, und wandelt munter und leicht ihrer Tagesbahn entgegen! Sie läßt ihre Perlen und Juwelen hängen an Bäumen und Gesträuchen, sie läßt ihre Spitzen und Schleier flattern in Nebeln und Wolken, sie läßt ihre Shawls und Bänder wallen in Bächen und Strömen, und geht mit nichts geschmückt, als mit dem Lichte ihrer eigenen Schönheit, in nichts gehüllt, als in den Glanz ihrer Reinheit, mit nichts behängt, als mit den Strahlen ihres innern Werthes, durch den großen, blauen, unendlichen Himmelssaal!

Unter den Mädchen und unter den Tauben, meine reizenden Leserinnen, sind die schlimmsten und die am wenigsten für den freundlichen, häuslichen Taubenschlag taugen, die ihre bunten Halsfedern am meisten auffächern und mit ihnen schillern und prunken.

Ein jeder neue Modeartikel, den ein Mädchen anzieht, ist ein neues Fenster, wodurch das Mädchen in die Welt sehen, und von der Welt gesehen seyn will; ein Frauenzimmer und ein Zimmer aber, das viele Fenster hat, ist gut zum müßigen Hinausgaffen auf die Straße, aber es ist nicht wohnlich. Wo viele Fenster in einem Herzen sind, da ist wenig solide Wand, da ist wenig Raum für die nöthigen Möbel des häuslichen Glückes, der Liebe, der Tugend der Zufriedenheit!

Ein Mädchen soll seyn wie ein Veilchen, man soll es nicht früher sehen, bis man es aufsucht, bis man sich tief bückt, um es zu pflücken; aber ein Mädchen, das alle Farben anzieht, um alle Augen anzuziehen, ist wie die duft- und herzlose Tulpe, die mit ihrem Sammt- und Farbenblatte kokettirt, sich selbst gefällt, und die bewundert, belächelt, aber nie in Liebe gepflückt wird.

Einfachheit! das ist der erste, fast einzige Artikel in der Putzwaarenhandlung

„zur schönen Seele."

Der Geschmack, meine lieben Leserinnen, ist nichts als das Augenmaaß der Seele, ist die Seele gesund, hat sie klare, hellsehende Augen, so ist ihr Augenmaaß richtig, und sie wird nie geschmacklos seyn, und nur das Einfache ist geschmackvoll!

Ein Mädchen, das viel Farben auf sich trägt, trägt gar keine Farbe in sich. Ein Mädchen, das hochrothe Rosen im Haar oder im Hute trägt, macht eine Satyre auf die Rosen seiner Wangen. Ein Mädchen, das goldene Franzen und goldene Stickereien auf seine Kleider nimmt, macht ein Pasquill auf das Gold seiner Gesinnungen. Ein Mädchen, das, wenn es ausgeht, durch die Buntheit seiner Kleider die Augen der Menge auf sich zieht, tritt mit jedem Schritt seinen guten Ruf, seine bescheidene Individualität in die Erde.

Man sagt: „Das Kleid macht den Mann." Richtiger ist es: „Das Kleid macht das Mädchen!"

Ich will in jeder Gesellschaft den Hauptcharakter jedes Mädchens aus seinem Anzuge erkennen. Die Einfachste ist die Schätzenswertheste; die Bunteste, die Ueberladenste ist — gelinde gesagt — die Bemitleidenswertheste! —

Wenn Ihr wüßtet, meine theuren Mädchen, wie die Männer und Frauen, über jede Nadel in Eurer Toilette, über jeden Ring Eurer Ketten herfallen, und von diesem auf Euch selbst, Euren Charakter, auf Eure Häuslichkeit, ja auf die Verhältnisse Eurer Eltern übergehen, und all' diesen Ueberfluß, den sie an Euch bemerken, mit einem Mangel in Euch ausgleichen, dann, ja dann würdet ihr von Euch werfen all' den in die Augen stechenden, die Blicke mit „Halloh" und „Hurrah" auf sich ziehenden Tand und Flitter, der Euch für den Augen-

Digitized by Google

blick einen eitlen Glanz verleiht, aber den Glauben auf Eure innere Vollkommenheit gewaltig erschüttert.

Wenn Ihr wüßtet, daß man von der Schätzung des bunten Kranzes um Eure Locken, von dem Flitterwerk auf Euren Mantillen, Tüchern, Krispinen u. s. w. direct zur Schätzung Eures Verstandes, Eures Gemüthes, Eurer Wünsche, ja, zur Schätzung der Vermögensumstände Eurer Familien, und zur Schätzung der Zukunft Eurer künftigen Männer übergeht, dann, ja dann würdet Ihr von Euch werfen all' diesen auffallenden, blickaufschreißenden, feuerschreienden, lärmschlagenden, bunten Kleiderkram, und Euch einfach, geschmackvoll kleiden, züchtiglich reizend, und Alles würde von Euch sagen: die ist gekleidet aus der wahren, hinreißenden, unnachahmlichen Putzwaarenhandlung

„zur schönen Seele!"

Das Serai und das Harem des türkischen Sultans.

(Schluß.)

Das Klima, die Sitten und selbst die Religion des Morgenlandes heiligen manche Gewohnheit, die wir als grob materiell verdammen oder wenigstens der Sorge für den Geist unterordnen. Der Orientale pflegt seinen Körper so sorgfältig wie seinen Geist, eines Theils, weil beides von Gott geschaffen ist, und andern Theils, weil es der fühlenden und denkenden Seele nicht geziemt, in einer schmutzigen oder häßlichen Behausung zu wohnen. Und sollte es wirklich ein so schlechter Gebrauch unserer intellektuellen Kräfte seyn, wenn wir das materielle Glück, das die Natur uns bewilligt, zu erhöhen bedacht sind? Müssen wir nicht oft, in Ermangelung des Letzteren, das erstere mit großer Mühe suchen? Der Orientale hat die Wissenschaft des Wohllebens im guten Sinne angebaut und fast alle übrigen Zweige des Wissens dem Abendländer überlassen. Mit Recht dürfen wir uns auf unsere Ueberlegenheit in den schönen Künsten etwas zu Gute thun; allein wir sollten auch nicht vergessen, daß der Orient eben aus Hochachtung vor dem Werke Gottes, aus Ehrfurcht vor der Schönheit der Formen, keine Malerei besitzt. Das Gesetz hat nicht gewollt, daß die Wohlgestalt des Menschenleibes in den Händen ungeschickter Nachahmer zur Karrikatur würde. *)

Welche Pracht, welche Bequemlichkeit herrscht in den Bädern der Morgenländer und der Türken insbesondere! Das Bad ist aber auch der wichtigste Theil des Tagewerks einer vornehmen Türkin; jede Ergötzung, die ihm vorangeht, ist gleichsam nur eine Vorbereitung zu dem Genusse, der in den Marmorsälen des Hammam ihrer wartet. Seit mehr den zwanzig Stunden brennt wohlriechendes Holz in dem großen Feuer-Becken; das duftende Wasser murmelt schon sanft, und ganze Wirbel feiner Dämpfe steigen zu der anmuthigen Kuppel empor, durch deren vielfarbige Fenster ein Magisches Licht auf den Boden fällt.

Sind alle Vorkehrungen getroffen, so erscheint die Sultanin, umgeben von ihren Tellak's oder Badejungfern, und setzt sich auf eine Estrade aus politem Holz, die im ersten Saale für sie bereit steht. Hier wird sie entkleidet und begiebt sich dann in die heisere Atmosphäre der ersten Umkreisung, um auf einem aus zwölf bis fünfzehn sehr dünnen Matratzen bestehenden Sopha an die gesteigerte Temperatur sich zu gewöhnen. Erst in der zweiten Umkreisung, wo die Hitze am glühendsten ist, wird gebadet. Die Tellak's drängen sich um ihre Gebieterin her und spenden ihr das edelste Räucherwerk; von Zeit zu Zeit erfrischt ein reines kaltes Wasser ihre geöffneten Poren, und bald ist sie von Wohlseyn wie berauscht. Sie birgt ihre kleinen Füße in Sandalen aus einem leichten kostbaren Holze und schreitet dann über die glühend heißen Platten, als wollte sie die Geschmeidigkeit ihrer Glieder prüfen; sie ist glücklich im Bewußtseyn ihrer Schönheit und Anmuth. Endlich fühlt sie ein sanftes Bedürfniß nach Ruhe; ein frisches Polster-Sopha empfängt sie, und während die Tellak's ihre noch feuchten Glieder mit einem Teige aus Rosen und sehr feiner Sarsche einreiben, kredenzen ihr andere Sklavinnen säuerlichsüße Erfrischungen aus Citronen und Orangen-Blüthen. Nach dem Bade lustwandelt die Sultanin noch eine zeitlang in den Cypressen-Alleen, auf den Terrassen des Serai, und begiebt sich dann wieder ins Harem.

Wer in Konstantinopel ankommt, der bemerkt auf den Höhen von Skutari und im Hintergrunde der Vorstadt Galata prächtige Lustschlösser und unabsehbare, von dichtbelaubten Granaten-Bäumen überschattete Gärten. Diese Schlösser sind kleine ländliche Serai's, Miniatur-Bilder des großen Serai zu Konstantinopel, zum ausschließlichen Gebrauche der Sultaninnen bestimmt, die von Zeit zu Zeit ein paar Sommertage auf denselben zubringen. Doch gestattet man diese Freiheit nur solchen Damen des Harems, die bereits im Spätsommer ihre Lebens sind. Auf ihre Ottomane gelehnt, vertreibt sich die ehrwürdige Matrone ihre Zeit mit einer feinen Stickerei, oder mit dem kugelfänger, einem artigen Gewandtheits-Spiele, das die türkischen Damen leidenschaftlich lieben. Ist der Abend hereingebrochen, so lustwandelt sie, von zwei Sklavinnen geführt, in den Alleen und Irrgängen des Gartens herum und athmet die würzigen Düfte der Blumen und der Orangerien; oder sie schaut von dem platten Dache ihres Kiosk der scheidenden Sonne nach, deren Strahlen in den Fluthen des Bosporus sich brechen. Zuweilen tönt ihr aus den Myrthen-Hecken und Citronen-Büschen eine rührende Melodie in das entzückte Ohr; in sanften Schlummer gewiegt, träumt sie von des Paradieses heiligen Hallen, und die Töne verklären sich zu dem himmlischen Gesange des Israfil.

Und nun fragen wir unsere europäischen Schönen, ob das Loos einer Sultanin so unbedingtes Mitleid verdient. Kann man sich in den Jahren verblühter Schönheit eine sorgenfreiere und angenehmere Existenz wünschen, als die einer vornehmen türkischen Matrone ist? Sanft eingewiegt von lachenden Erinnerungen aus der Vergangenheit, von goldenen Träumen der Zukunft, erreicht sie ohne Schmerz und Seelenpein das Ziel ihres irdischen Lebens und scheidet mit der süßen Hoffnung, den Freuden des Paradieses entgegen zu wallen, von denen sie auf dieser Erde einen Vorschmack gehabt.

*) Es bedarf kaum der Erinnerung, daß die Türken schon lange kein Bedenken mehr tragen, sich gut oder übel konterfeien zu lassen, wenn auch nur durch ungläubige Pinsel, wie denn überhaupt Mehreres, was dieser Artikel enthält, in Gemäßheit der Reformen Mahmud's, keine strenge Anwendung mehr findet. Da jedoch ein großer Theil dieser Reformen eben nur Formen betrifft und die wesentlichen Veränderungen noch lange nicht durchgedrungen sind, so kann von einem erheblichen Verstoße kaum die Rede seyn.

Das Erdbeben in Bucharest im Jahr 1837.

Es wurde im französischen Theater „Angelo" gespielt. Ich werde den Abend nie vergessen, denn zum erstenmale hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden. Es hatte eben neun Uhe geschlagen, und Homodei drohte, Thisben den Dolch ins Herz zu stoßen, wenn sie nicht über alles Vorgefallene das tiefste Schweigen bewahre, als plötzlich die Schauspieler zu wanken schienen; ein schreckliches Gekrach ließ sich zugleich vernehmen, der Kronleuchter schwankte rasch hin und her, die Bänke stießen gegen einander und die Gallerieen wurden von einer unsichtbaren Kraft erschüttert. Im Publikum war der Ausdruck des Schreckens auf allen Gesichtern zu lesen, und ein Schrei des Entsetzens hallte im ganzen Saale wieder; man wollte sich retten und stürzt nach den Thüren; es entsteht ein schreckliches Gedränge, und die Furcht kennt keine Gränzen mehr. Fürsten, Bojaren und Bauern, Schauspieler und Statisten drängen sich durcheinander, denn es gibt keinen

Rangunterschied mehr. Man will sich retten, man will hinaus, das ist das einzige Streben; aber, o Schrecken! jetzt erzittert auch die Erde, und man kann sich nicht mehr auf den Füßen erhalten. „Steine, Bretter fliegen über die Köpfe den Menschen hin, und überall stürzen die Häuser zusammen. Ein höllischer Lärm, ein Lärm, für den jeder Ausdruck zu schwach ist, betäubt die Menschen, welche jetzt nicht mehr an Gottes Allmacht zweifeln können und welche inbrünstig seinen Schutz erflehen. Ein Jeder erwartet, starr vor Entsetzen, daß die Erde sich unter ihm öffne und die große Stadt verschlinge. Drei Minuten währte diese schreckliche Erschütterung, und während dieser ganzen Zeit schwebten wir zwischen Leben und Tod, ohne daß es möglich gewesen wäre, uns gegenseitig zu unterstützen. In der traurigen Lage, in der wir uns befanden, konnten wir nur auf dem Knieen kriechen, und indem wir einen Platz verließen, auf dem unser Leben bedroht war, liefen wir dem Tode vielleicht an einer anderen Stelle entgegen. Ich weinte und hatte schon alle Hoffnung aufgegeben; ich rief meine Mutter an, aber ich hörte nur das dröhnende Krachen der Erde und den Angstschrei der Unglücklichen.

Endlich hörte die Erschütterung auf. Wir waren gerettet. Ich und meine Freunde fielen uns in die Arme und dankten der Vorsehung, daß sie uns diesmal gnädig gewesen war.

Welches gräßliche Schauspiel bot sich aber jetzt unseren Blicken dar! Welches Bild des Jammers und der Zerstörung! Umgestürzte Paläste, verschüttete Straßen, in Trümmer gesunkene Häuser. Ueberall lagen Todte unter dem Schutte. Niemals hatte man zu Bucharest eine so starke Erderschütterung erlebt; wenn dieselbe noch eine Minute anhielt, so blieb kein Gebäude an seiner Stelle. Wenn ich jetzt an diese Zeit zurückdenke, so erscheint sie mir wie ein Traum, wie ein Gebilde meiner Phantasie. Der Tag des jüngsten Gerichts schien hereingebrochen zu seyn. Alle Gebäude waren ohne Ausnahme mehr oder weniger beschädigt, und durch den Einsturz eines Klosters, das sehr starke und dicke Mauern hatte, fanden allein 200 Personen ihren Tod. In der nächsten Zeit räumte man nun den Schutt hinweg, unter dem die Todten begraben lagen. Auch in anderen, Bucharest benachbarten Städten wurde diese Erschütterung gefühlt; in einer Stadt stürzte eine Kaserne ein und begrub 500 Soldaten. Am folgenden Tage bemerkte man zu derselben Stunde wieder ein Erdbeben, aber dasselbe war ungleich schwächer und verursachte kein Unglück. Der Schreck legte sich jedoch nicht sogleich, und man war immer noch auf ein neues Unglück gefaßt. Ich für meinen Theil fühlte freilich keine Furcht mehr und sehnte mich nur, das abscheuliche Land zu verlassen. (F. F.)

Sonnenfinsternisse im Jahr 1839.

Die erste am 15. März stattfindende ist für unsere Gegenden eine sehr kleine Finsterniß, für andere eine der größten, da der scheinbare Monddurchmesser den der Sonne bedeutend übertrifft. Sie nimmt ihren Anfang im großen Südmeere, etwa 300 Meilen westlich von den Küsten Chili's, und endet im nordöstlichen Afrika. Von sämmtlichen Continenten, Neuholland ausgenommen, werden bedeutende Flächenstriche sie erblicken. Die nördliche Gränze ihrer Sichtbarkeit kann in Amerika durch die Mitte der Gallapagos-Gruppe, die Städte Popayan und Angostura und die Oronocco-Mündung gezogen werden. In Europa zieht sie von der Caermarthen-Bay durch Birmingham, Leicester, die Insel Sylt, Odensee, Kopenhagen, Karlskrona, Goldingen, Wolmar, Pleskow und in der Nähe von Moskau vorüber, welcher letztere Ort die Finsterniß nicht sieht. Für die angegebenen Orte berühren sich der südliche Sonnen- und nördliche Mondrand; alle nördlicher liegenden Orte sehen nichts, alle südlicher gelegenen bestomehr von der Finsterniß, je größer ihre Entfernung von dieser Linie ist, die nach Osten zu durch den Bolzoi-See, nach Akalzik, Bagdad und Aden zieht. Berlin wird nur $^1/_2$ des Sonnendurchmessers verfinstert sehen, so daß weder die Abnahme des Lichtes noch die der Wärme im geringsten merklich seyn kann. Kein europäischer Ort sieht die Sonne mehr als halb verfinstert. Dagegen zieht die Zone der totalen Verfinsterung in einer Breite von 15 Meilen durch Coquimbo, Corrientes, Villarica und Porto Seguro in Südamerika, durchschneidet den atlantischen Ocean an seiner schmalsten Stelle, trifft die Bissao-Inseln und Fatteconda, und streicht nun durch die große Wüste, Tombuktu nördlich vorüber, nach den Ruinen des ägyptischen Theben, in deren Nähe sie endet; mithin — leider — fast nur durch solche Länder, in denen die Finsterniß des Geistes beinahe eben so total als die dießmalige der Sonne ist, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht wie diese in drei Minuten vorübergeht. So ist nur geringe Hoffnung vorhanden, durch sie einen neuen Aufschluß über die höchst merkwürdigen Phänomene zu gewinnen, welche eine völlige Sonnenfinsterniß begleiten. — Unter den bekannten Sternwarten liegt Rio jener Zone am nächsten.

Die zweite Sonnenfinsterniß dieses Jahres am 7. Sept. ereignet sich, wenn Europa die Schatten der Mitternacht bedecken. Nur von Tschuktschen, Kamtschadalen, Aleuten- und Südsee-Insulanern wird sie gesehen werden, und einigen der letztern ringförmig erscheinen. — Europa gedulde sich bis zum Jahre 1842, wo eine sehr große Finsterniß seiner wartet, die in einigen Gegenden Oesterreichs total erscheint. Berlin. Mädler.

Unmenschliches und doch wahr!

Schaudernd erzählen wir das entsetzliche Verbrechen, das in diesen Tagen vor den Assisen der Maas allgemeinen Unwillen erregte. Ein Bauer, Nicolaus Guyot, und seine Frau aus Geraudilliers sitzen auf der Bank der Angeklagten und hören kaltblütig und unerschüttert die entsetzlichen Dinge verhandeln, welche sie daher gebracht haben. Guyot war schon vorher verheirathet gewesen und hatte aus erster Ehe vier Kinder. Die älteste Tochter entfloh, wie der älteste Sohn; die zweite Tochter starb und die letzte, die vierte, wurde von ihm zu Tode gemartert, auf Antrieb seiner zweiten Frau, die ebenfalls mehrere Kinder hatte. Das Mädchen, Sidonie, war im fünfzehnten Jahre hülflos, vor Kälte, Hunger und Schmutz mit einer Kette am Halse, in einem Stalle zwischen einer Kuh und einem Pferde auf faulem Stroh gestorben, wo sie durch die Grausamkeit ihres Vaters mehrere Monate lang eingeschlossen gehalten worden war. Von ihrem neunten Jahre an erduldete die Unglückliche die gräßlichsten Mißhandlungen und die zahlreichen Zeugen, die gegen den unnatürlichen Vater und die abscheuliche Stiefmutter auftraten, erzählten Auftritte, die man für unmöglich halten sollte. Das Kind erhielt stets in einem Stalle Nahrung wie ein Hund und wurde gemißhandelt, sobald der Vater und die Mutter es sahen. Einmal band der alte Guyot ihr die Hände auf den Rücken und fesselte sie mit einer Kette an einen Balken im Stalle; dann nahm er einen vierfach zusammengelegten Strick und endlich eine Kette und schlug das Kind, daß es buchstäblich am ganzen Körper mit Blut bedeckt war. Ein anderer Zeuge hatte gesehen, wie sie der Vater mit einem Dornzweige blutig geschlagen hatte, weil sie aus dem Stalle entwichen war; da das Kind nicht gehen konnte, so schlang er ihm eine Kette um den Hals und schleppte sein Kind so in den Stall zurück. Sidonie hatte solchen Hunger leiden müssen, daß sie gezwungen war, wie ein Zeuge gesehen hatte, den Mist im Stalle zu essen. Die Leichenfrau hatte sie auf ihrem Lager von faulem Stroh im höchsten Grade abgemagert, kaum mit Lumpen bedeckt, mit erfrornen Gliedern und mit Wunden und Narben am ganzen Körper gefunden. Die Aerzte erklärten, der Tod des Kindes sey durch Mangel an Pflege, durch Entbehrungen aller Art und Mißhandlungen veranlaßt

Digitized by Google

worden. In dem zahlreich besuchten Gerichtssaale blieb bei der Erzählung dieser Schändlichkeiten kein Auge thränenleer, als die der beiden Ungeheuer, welche das Kind ermordet hatten. Die Geschworenen theilten die Gefühle Aller und sprachen über die beiden Angeklagten ihr Schuldig aus und der Gerichtshof verurtheilte beide Unmenschen, den Mann und die Frau, zum Tode.

Scene für ein Lustspiel.

In der Stadt M*** fühlte ein armer Dichter seit Langem die glühendste Liebe für die schöne Nichte und einzige Erbin eines steinreichen, aber im Herzen steinharten Kaufmanns. Voll redlicher Gesinnungen wagte der junge Poet, um die Hand der Schönen anzuhalten, zog jedoch von Seite des geizigen Onkels mit dem vernichtenden Bescheid von dannen: „daß er, der treue Liebende, und was sein Glück war, Wiedergeliebte, die Schwelle des stolzen Reichen nie wieder betreten, noch mit der Nichte irgend ein Einverständniß unterhalten dürfe." Liebe ist schlau. Durch eine Kriegslist der Nichte korrespondirten die Liebenden, korrespondirten immer, sprachen auch wohl über diese Korrespondenz mit Freunden und Bekannten, bis endlich der Onkel selbst davon Nachricht erhielt, und — wollte er den Ruf seiner Nichte nicht auf's Spiel setzen, zur Hochzeit die Zustimmung gab, jedoch unter der einzigen Bedingung, daß ihm, der doch seine Nichte so scharf bewachte, die Korrespondenz ausgeliefert, und die Angabe über die Art und Weise gemacht werde, wie und durch wen die süßen Briefe befördert wurden, um wenigstens an dem pflichtvergessenen und treulosen Ueberbringer Rache nehmen zu können. Wie erstaunte er aber, als er hörte und sich überzeugte, daß er selbst der Colporteur der Korrespondenz gewesen! Der junge Eidam nämlich, wie die jetzige junge Frau, wußte, daß der Onkel den Herbst und Winter hindurch ein Kaffeehaus in M*** besuchte. Dorthin verfügte sich nun regelmäßig um dieselbe Zeit der junge Mann, und holte, während der alte Herr in einem Seitenzimmer an einer Whistpartie Theil nahm, unter dessen Mantelkragen das mit einer Stecknadel befestigte Briefchen seiner Angebeteten, antwortete schnell, und heftete die Antwort an dieselbe verborgene Stelle. Der alte Herr lachte und — verzieh.

Seltene Nachkommenschaft.

Im Spitale zu Arnstein (Bayern) lebt gegenwärtig eine Pfründnerin, Namens Eva Binter, 86 Jahre alt, welche ihre Nachkommenschaft auf seltene Weise ausgebreitet sieht. Mit ihrem Manne, der aber schon in seinem 47sten Lebensjahre starb, hatte sie 14 Kinder gezeugt, von denen zwei Söhne in Italien (Verona und Mantua) zwei in Torgau (Sachsen), der fünfte in Heid (Böhmen) und der sechste in Frankenthal (Rheinpfalz) ansäßig sind. Von diesen ihren 14 Kindern erlebte sie 39 Enkel, 20 Urenkel und zwei Ururenkel, d. i. Nachkommen im vierten Gliede. So trifft sie der so seltene Fall, daß einer ihrer Enkel, der jetzt 45 Jahre zählt, zugleich Enkel und Großvater ist, nämlich Enkel zur genannten Eva Binter, und Großvater zu ihren Ururenkeln. An ihr ist wirklich in seinem ganzen Umfange der Segen in Erfüllung gegangen, welchen die katholische Kirche, aus Tob. 90, 11 entnehmend, bei der Trauung über die Brautleute ausspricht: „Möget ihr sehen euere Kinder, und die Kinder euerer Kinder bis in's dritte und vierte Geschlecht, und euere Nachkommen seyen gesegnet von dem Gotte Israels!"

Pot-Pourri.

Neuer Wetterprophet.

Im Nassauischen macht ein Bauer mit Namen Diemar Aufsehen durch seine Verkündigungen. Bis zu den Weihnachtstagen 1838 ist alles was er prophezeihte, buchstäblich eingetroffen. Er verbürgt auch seine Angaben, wenn sie bis zur Donau benutzt werden möchten. Nach seiner Ansicht ist der Februar eisig kalt und der ganze Carneval ein „Schnee-Fasching". Ostern blüthenweiß an Schnee, Der erste Mai ein Tag des Entzückens! Der ganze Juni ein Wonnemonat. Der Juli an Donnerwettern überschwenglich. Der August ein Weinsieder. Der September warm und feurig. Der Oktober voll Regen. Der November „könnte mehr Charakter haben." Der December gleich Anfangs kalt, dann viel Eis. Nur zu viel! Er sagt, der Wein wird gerathen, doch nur ein Schatten von dem sein, der 1840 wächst. Er schließt mit dem auferbaulichen Reim:

Wein achthundert neunundbreißig
Blühet schön und wachset fleißig,
Wein vom Jahre g'rade vierzig
Süß und stark und fein und würzig,
Wachset auch so gut und viel,
Daß ihn Jeder trinken — will!

Sonderbare aber beherzigenswerthe In- und Ueberschrift eines Hauses.

In Güsten, einem im Herzogthum Köthen gelegenen, kleinen Städtchen, steht am Thore ein Haus, einem dasigen Einwohner, Namens Krüger, gehörend, und von ihm vor einigen Jahren neu erbaut, an welchem man in zwei neben einanderstehenden, über der Hausthüre angebrachten Feldern folgende in Stein gehauene Inschrift liest. In dem Felde zur Linken:

„Laß Gott den Anfang und das Ende Deines Thuns seyn, so bist Du seiner Hülfe gewiß."

In dem Felde zur Rechten aber, wahrscheinlich, damit der Leser nicht glauben möge, es sey dem guten Manne, wie man zu sagen pflegt, so Alles ohne sein Zuthun von selbst zugefallen, liest man:

„Unser Herr Gott gibt uns zwar die Nüsse, aber Er beißt sie uns nicht auf; — also wollet Ihr was haben, müsset Ihr arbeiten."

Die Vorsicht.

Die Frau eines pommerschen Landedelmanns ward plötzlich von einem Krampfe befallen. Der Mann, höchst erschrocken, rief schnell seinem Knecht: „Hans", rief er, „sattle geschwind die braune Stute, Du sollst zur Stadt reiten und den Doktor holen, spute Dich, ich will ihm unterdessen einen Brief schreiben."

Während der Landedelmann an den Medicus schrieb, hatte sich seine Frau wieder völlig erholt. Jetzt trat Hans herein. „Herr, die Stute ist gesattelt", sprach er — „Warte noch, ich muß noch einige Worte hinzufügen", sprach der Herr, und sofort schrieb er als Nachschrift unter seinen Brief: „Meine Frau ist ganz wiederhergestellt und Sie brauchen also nicht zu kommen."

Zum Schluß

glauben wir nachstehende kleine Dichtung, welche man auf einem Zettelchen an der Mauer des neuen Friedhofes zu Frankfurt a. M. angeheftet fand, ihrer Gemüthlichkeit wegen, unseren Lesern mittheilen zu dürfen:

Was helfen hier Geld und Mittel,
Was nützen hier Orden und Titel,
Was gilt hier Liebe und Wein?
Hier enden die schäumenden Freuden,
Hier enden die irdischen Leiden,
Hier stellt nur der Friede sich ein.

Digitized by Google

Nro. 8.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Graf Louis Mathieu Molé. — Johann Jakob Astor. — Ein Stadtbesuch zweier Tiger. — Neues Leuchtgas. — Die Schwarzwälder Uhren. — Alte Rechtspflege. — Pot-Pourri. — Anekdoten.

Der Graf Louis Mathieu Molé.

(Aus dem Voleur.)

Der Graf Molé gehört einer der ältesten und geehrtesten Familien der Magistratur an. Abstammend aus Troyes in der Champagne, hat die Familie Molé dem Parlament von Paris mehrere erste Präsidenten und General-Procuratoren geliefert. Jedermann kennt den großen und schönen Ruf, den der berühmte Präsident Mathieu Molé hinterlassen hat. — Der Graf Molé ist 1780 in Paris geboren; früh schon sich der Litteratur widmend, gab er in einem Alter von sechsundzwanzig Jahren Essais de morale et de politique heraus; es steht uns nicht zu, dieses Werk zu beurtheilen, welches jetzt zu lebhaften Recriminationen Veranlassung gibt. — Herr Molé erstieg schnell die ersten Stufen, die ihn zu Glück und Ehre emportragen sollten. Er wurde zum Auditeur beim Staatsrath, dann zum maitre des requètes ernannt. Im Jahre 1808 vertraute ihm Napoleon die Verwaltung des Departements der Côte-d'Or an; dann, nach Paris zurückgerufen, wurde er zum Staatsrath ernannt und ein Jahr später zum General-Direktor der Brücken und Chausseen. Napoleon erhob ihn auch in den Grafenstand und ertheilte ihm das Commandeur-Kreuz des Ordens de la Réunion. Er war im Jahre 1813 Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, als ihm das Portefeuille der Justiz anvertraut wurde, nachdem der Großrichter Regnier sich zurückgezogen. — Bei den Ereignissen von 1814 begleitete Graf Molé in der Eigenschaft als Großrichter, so wie alle andern Minister, die Kaiserin Marie Luise nach Blois. Ohne öffentliche Funktionen während der ersten Restauration, wurde er in den hundert Tagen als Direktor der Brücken und Chausseen wieder eingesetzt. Inzwischen schlug er aus, in die Kammer der Pairs zu treten, wo er nur nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen Platz nahm. Im Jahre 1817 wurde er zum Marine-Minister ernannt, ein Posten, den er bis zu Ende des folgenden Jahres einnahm. Seitdem und bis zur Revolution von 1830 war Herr Molé nur Pair von Frankreich. — Am 11. August 1830 wurde er zum Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten berufen, trat aber diese Stelle bald an Herrn Laffitte ab. — Jedermann weiß, daß seit dem 15. April 1837 der Graf Molé Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Präsident des Conseils gewesen. Wenn auch der Staatsmann außer dem Bereich unserer Würdigung steht, so können wir doch nicht umhin, anzuerkennen, daß der Graf Molé, der als Schriftsteller geläufig die Feder geführt, bei der Discussion der letzten Adresse auf die Thronrede auch den Beweis eines großen Rednertalentes gegeben hat.

Johann Jakob Astor.

Wir haben bereits den Lesern der Abendzeitung gemeldet, daß Jakob Astor zu New-York in dem Alter von 80 Jahren gestorben sey. Die alte sowohl als die neue Welt haben in ihm eine merkwürdige Persönlichkeit verloren, ein vorleuchtendes Beispiel, wie Talent, Thätigkeit, Rechtlichkeit und beharrliches Verfolgen Eines Ziels den armen Pfälzer zum reichsten Privatmann eines Landes machen könne, *) wo es weder an Talenten noch an Mitteln fehlt, der allgemeinen Jagd nach Gelderwerb nachzugehen. Kurz nach dem Frieden von 1783 übersiedelte sich Astor nach New-York. Ein Zufall hatte ihn mit dem Pelzhandel bekannt gemacht, und er begab sich bald an die Quelle dieses Handels für Nordamerika, dahin, wo die weißen Jäger und Abenteurer mit den Rothhäuten zusammenstoßen und die Pelzwaaren gegen Bedürfnisse eingetauscht werden, welche nur der Seehandel und eine vorgeschrittene Civilisation bieten können. Hören wir zuerst, wie Washington Irving in seiner Astoria **) von des Mannes ersten Anfängen spricht: „Johann Jakob Astor wurde in dem Dorfe Waldorf unweit Heidelberg an den Ufern des Rheins geboren. Obschon in der ganzen Einfachheit des Landlebens aufgezogen, hatte er doch von seiner frühesten Jugend an ein Vorgefühl, daß er einst zu großem Reichthum gelangen werde. Kaum den Kinderschuhen entwachsen, verließ er die bescheidene Wohnung seiner Eltern und ging nach London, wo er sich zu Ende der amerikanischen Revolution noch immer befand. Da jedoch einer seiner älteren Brüder seit einigen Jahren schon seinen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten gewählt hatte, so beschloß Astor sich zu diesem zu begeben, und sein Glück in dem neu erstehenden Lande zu versuchen. Für das wenige aus der Heimath mitgebrachte Geld kaufte er für seinen Zweck passende Waaren ein, bestieg im November 1783 ein nach Baltimore bestimmtes Schiff, und kam im Januar in Hampton Roads an. Der Winter war außerordentlich streng, und das Schiff wurde nebst vielen andern durch das Eis beinahe drei Monate lang in der Chesapeake-Bay aufgehalten. Während dieser Zeit pflegten die Reisenden auf den verschiedenen Schiffen öfter ans Land zu gehen und sich in geselligen Zusammenkünften die Zeit zu vertreiben. Bei dieser Gelegenheit wurde Astor mit einem Landsmann, einem Pelzhändler, bekannt. Da er schon früher sich gedacht hatte, daß dieses Geschäft sehr einträglich seyn müsse, so zog er bei seinem neuen Bekannten mehrere Erkundigungen in jener Hinsicht ein, die dieser ihm auch, so weit seine Kenntniß reichte, mit aller Bereitwilligkeit ertheilte. Später gingen Beide nach New-York, und hier kaufte Astor, auf den Rath seines Gefährten, für das aus seinen Waaren gelöste Geld Pelzwerk ein, mit dem er sich im Jahre 1784 nach London einschiffte, wo er es vortheilhaft absetzte. Durch diesen Erfolg ermuthigt, und mit dem Handelszweig selbst vertrauter geworden, kehrte er noch in demselben Jahre nach New-York zurück,

*) Er soll, trotz theilweiser ungeheurer Verluste, ein Vermögen von 90 Millionen Dollars hinterlassen haben. — Daß Astor ein warmes Herz für seine Landsleute bewahrte, beweist der schon früher erwähnte Astorfond zur Begründung einer Anstalt, durch welche die in Nordamerika ankommenden deutschen Auswanderer gegen die Betrügereien habsüchtiger Schwindler geschützt und so gut als möglich angewiesen werden sollen, ein sicheres Unterkommen in der neuen Heimath zu finden

**) Uebersetzt in Ed. Widenmanns Reisen und Länderbeschreibungen; 14te Lieferung. Stuttgart und Tübingen 1838.

Digitized by Google

entschlossen, sich in den Vereinigten Staaten niederzulassen. Hier widmete er sich nun ganz dem Geschäft, mit dem er so zufällig bekannt geworden war. Er begann seine Laufbahn natürlich unter sehr beschränkten Verhältnissen, aber mit beharrlicher Betriebsamkeit, strenger Sparsamkeit und unerschütterlicher Rechtschaffenheit. Zu diesen Vorzügen gesellte sich ein aufstrebender, stets vorwärts blickender, kühner fruchtbarer und umfassender Geist, ein durchdringender Verstand, der jeden Umstand stets vortheilhaft zu benützen wußte, und ein merkwürdiges, unerschütterliches Vertrauen auf guten Erfolg.*) Der Pelzhandel war bis dahin in den Vereinigten Staaten noch nicht organisirt, und man konnte nicht sagen, daß er einen eigenen regelmäßigen Geschäftszweig ausmache. Pelzwerk und Häute wurden von den Handelsleuten des Landes bei ihrem Verkehr mit den Indianern und weißen Jägern nebenbei gesammelt. Die Hauptzufuhr aber kam aus Canada. So wie Astors Geschäftskreis sich erweiterte, reiste er jährlich nach Montreal, wo er von den mit diesem Handel sich beschäftigenden dortigen Häusern Pelzwerk einkaufte, und es von Canada aus nach London versandte, da jener Kolonie allein mit dem Mutterland ein direkter Handel gestattet war." So weit Washington Irving.

Astor liebte zu erzählen, wie er auf einem seiner ersten Ausflüge in den Wald (backwood) einen Fluß mit seinem Rosse durchschwimmen mußte, wo sich dieser durch Zusammenstoßen zweier Wasser bildete, welche sich unter einem breiten, sanft sich abflachenden Hügel vereinigten. Während nun die durchnäßten Kleider am Feuer getrocknet wurden, betrachtete Astor sich die Gegend, und äußerte, dort möge wohl mit der Zeit ein schöner Punkt für eine Stadt seyn. Als er vor ungefähr 30 Jahren eine Reise an den Niagara machte, fand er auf jenem Punkt eine Stadt, hörte auf einem daselbst verfertigten Pianoforte spielen, und noch hundert englische Meilen weiter war der Urwald bereits der Art der Einwanderer gewichen. Man kann sagen, Astor habe den Bildungsgang des amerikanischen Volks an und in sich durchgemacht. Er bildete den Pelzhandel im Großen, seine Schiffe gingen von dem obern Missouri nach New-Orleans, von dort trugen andere seine Waaren nach China und Europa, brachten die Gegenstände des Baratto-Handels zurück, und das Ganze wurde mit deutscher Ordnungsliebe und Sparsamkeit von New-York aus geleitet. Seine riesenmäßige Unternehmung, von der Mündung des Oregon direkt nach China zu handeln, hat ihm großen Verlust gebracht, aber ihm auch einen Namen gemacht, welcher Jahrhunderte überdauern wird, denn Astoria wird die kommerzielle Besitznahme des ersten Punkts an der Südsee durch die Amerikaner bezeichnen.

Verheirathet mit einer Amerikanerin, selbst so Amerikaner geworden, daß er das Deutsche nicht mehr fertig sprach und schrieb, war er doch im Innern so ganz ein Deutscher der alten Zeit geblieben, daß ihn oft eine Art Heimweh zu beschleichen schien. Er drängte sich nie vor, vermied alle öffentlichen Anstellungen, respektirte jede gesellschaftliche Superiorität, und betrug sich mit Höheren und Niederen auf gleiche Weise mit anerzogener Ruhe, Gemessenheit und dem Selbstgefühl eines erfolgreichen, durchgeführten Lebens. Von seinen näheren Freunden in Nordamerika war ihm besonders das Andenken Jeffersons und Moreau's werth. Als er vor 20 Jahren Italien durchreiste, interessirten ihn vorzüglich die Ideen, welche dem Bau der Römerwerke zu Grund gelegen hatten, deren Ruinen er nun beschaute. Es bezeichnet den Mann, daß er den merkwürdigen Fürsten Stanislaus Poniatowski in Rom besonders lieb gewann, und auf diesen einen ähnlichen Eindruck machte. Beide Greise von so verschiedenem Lebenswege und Charakter sprachen noch lange nachher mit Liebe und Achtung einer vom andern. In den Jahren 1833 und 1834 weilte Astor mit einem Theile seiner zahlreichen Familie in Paris, hielt eine schmerzhafte Fisteloperation durch Dupuytren mit ungebeugtem Muth aus, gefiel sich aber nicht im Pariser Leben, sondern ging in rauher Jahreszeit nach New-York zurück.

Astor war eher unter, als über der Mittelgröße, breitschultrig und gebräunt. Die stille trübe Weise der Rothhäute schien auf ihn, wie auf manchen andern Amerikaner übergegangen zu seyn. Sein Auge verrieth rastlose Thätigkeit und schnelle Fassungsgabe, sein festgeschlossener Mund begleitete mit einem anmuthigen, oft halb wehmüthigen, oft halb ironischen Lächeln die Rede des Andern. Er war schweigsam und ernst; nie hörte man Ungehöriges von ihm, und über seine Heiterkeit warf eine Schwermuth, wie sie auch dem Manne ziemt, den Schleier einer ganz eigenen Grazie. Er that viel Gutes, ohne Schein und Prunk, traf bei jeder Frage sogleich den rechten Fleck, combinirte und berechnete unglaublich schnell, und war ein praktischer Menschenkenner, wie man wenige findet. Seine erste Erscheinung kündigte einen bedeutenden Mann an, denn er glich unter den Physiognomien, welche man als allgemein bekannt annehmen kann, am meisten Macchiavelli, ohne jedoch so gespannte Züge zu haben, wie man sie bei diesem bemerkt. — Wir schließen diese Skizze mit dem Wunsche, daß der Tochtermann Astors, Hr. v. Rumpff, hanseatischer Gesandter zu Paris, eine ausführliche Biographie seines Schwiegervaters bearbeiten möchte. Das deutsche Volk, ohne Kolonien und Handelsflotten, hat es nöthig, sich an dem Bilde solcher Söhne zu kräftigen, besonders wenn diese durch Leben und Thaten bewiesen haben, daß ihnen ein deutsches Herz geblieben. (A. Z.)

*) Ein Beispiel von diesem belebenden Vertrauen, das ohne Zweifel viel zu dem glücklichen Fortgang seiner Unternehmungen beitrug, haben wir aus dem Munde Astors selbst. Als er noch fremd in New-York und in sehr beschränkten Umständen war, ging er an einer eben erst errichteten Reihe neuer Häuser in Broadway vorüber, die wegen ihrer schönen Bauart von Jedermann gerühmt wurden. „Ich werde eines Tages ein noch größeres Haus, als eins von diesen, und in derselben Straße bauen," sagte Astor zu sich selbst, und er hat Wort gehalten.

Ein Stadtbesuch zweier Tiger.

Als ich — so erzählt ein Franzose, der nachher einen Bericht über seine Reise herausgab, — in Montevideo angekommen war, mußte ich dort einige Tage verweilen, da eben keine Schiffsgelegenheit nach Rio-Janeiro vorhanden war. Schon bei meiner frühern Durchreise hatte man mir erzählt, daß kurz vorher einmal bei Tagesanbruch vier Tiger in der Stadt gewesen wären. Jetzt hatte ich Zeit, und so erkundigte ich mich näher nach diesem sonderbaren Ereignisse. Es scheint, sie sind während der Nacht von der Hafenseite in die Stadt gekommen, wo sie alsdann eine Strecke von zwei bis drei Meilen hätten durchschwimmen müssen. Vielleicht waren sie schon eine Weile in der Stadt herumgelaufen; genug; bei Tagesanbruch wurden zwei Laden geöffnet, und in jeden derselben schlich sich ein Tieger ein. Der erste Laden war eine Pulperia (Branntweinschenke), wo der Tiger sich ganz ruhig auf den Schenktisch setzte, während der Wirth in einem Hinterzimmer beschäftigt war, die Gläser auszuspülen. Als er mit dieser Arbeit fertig war und wieder in den Laden trat, wurde er den Tieger gewahr, und sein Schrecken läßt sich leicht denken. Er hatte die Thüre noch kaum geöffnet, so machte er sie auch gleich wieder hinter sich zu, und lief eiligst durch einen hintern Ausgang zur nächsten Wache, um Hülfe zu holen. Einige Soldaten, die zu einem europäischen Regimente gehörten, brachten ihn wieder nach seinem Laden zurück, den der Tiger noch nicht verlassen hatte. Er rührte sich auch beim Anblick seiner Feinde

Digitized by Google

nicht von der Stelle. Der Verwegenste unter ihnen, der die Kraft seines Gegners nicht kannte, trat mit den Worten vor: „Wie! Ihr fürchtet euch vor einem solchen Thier? Ich werde es bald unterkriegen!" und so stieß er mit dem Bajonette nach ihm. Der Tiger parirte den Streich, indem er es ergriff und krumm bog, als wäre es ein Stück Blei, bewegte sich indeß immer nicht von der Stelle, und man war gezwungen, ihn zu erschießen.

Der andere Tiger war bei einem Barbier eingekehrt, der sich im Jahre zuvor mit einer achtzehnjährigen Frau verheirathet hatte. Diese wurde ihn zuerst gewahr; sie war kaum halb angezogen und beschäftigt, den Laden in Ordnung zu bringen, während ihr Mann Wasser warm machte. Sie hielt das Thier für einen großen Hund und rief ihren Mann, um ihn fortzujagen. Dieser kam, erkannte die Gefahr, kehrte aber, statt an seine Frau zu denken, in das hintere Zimmer zurück und schrie, es sey ein Tiger. Die Unglückliche wurde nun von Schrecken ergriffen, und sprang in ein kleines Schlafgemach, wo ihr Säugling war, den sie mit ihrem Körper schützen wollte. Der Tiger lief dem Manne nicht nach, sondern folgte der Frau, die nun ein schreckliches Geschrei erhob. Der Mann benutzte den Augenblick und lief fort, um Hülfe zu holen. Die Frau wurde von dem Thiere zu Boden geworfen, ohne daß es jedoch dabei in besonderm Zorn war, oder ihr etwas thun zu wollen schien; es bemühte sich bloß, sie unter seiner Pfote auf der Erde zu halten. Zehn Mal vertheidigte sie sich, stand auf, suchte zu entschlüpen, aber immer warf das Thier sie wieder nieder. Sie hatte indeß noch keine andere Wunden erhalten, als die sie sich selbst an den Tatzen des Tigers riß, wenn sie diese von sich abwenden wollte; es schien, als wolle er sie nur festhalten. Während dieses Kampfes, der ziemlich lange dauerte, weil es schwer war, schon so früh wachende Menschen zu finden, sah das Thier das Kind in der Wiege, berührte es sogar in seinen Bewegungen, vergriff sich aber nicht an demselben. Endlich kam Hilfe. Ein Mensch, der muthiger war, als der Mann, dessen Frau sich in so augenscheinlicher Gefahr befand, tritt unbewaffnet herein, um diese zu befreien. Der Tiger wendet sich um und reißt ihm mit seiner Tatze die Augen und die ganze Haut des Gesichts herunter, ohne jedoch seine Gefangene los zu lassen. Der Ort, wo dieser Auftritt vorging, war nur mittelst eines Verschlags von Leinwand, der nicht einmal bis an die Decke reichte, von dem Laden geschieden. Man stellte Hausgeräthe übereinander, stieg hinauf, und erschoß das Thier bei dem fürchterlichsten Geschrei der Frau, welche glaubte, zugleich mit ihm erschossen zu werden. So wurde sie gerettet. Der unglückliche Verwundete starb einige Tage nachher im Spital. Die junge Frau, welche mir dieß Alles selbst erzählte, war mit zweiunddreißig Wunden bedeckt, von denen indeß keine gefährlich war; sie fuhr sogar fort, ihr Kind zu stillen.

Neues Leuchtgas.

Die folgende höchst interessante Entdeckung droht alle bis jetzt bekannten Beleuchtungsmethoden umzustoßen. Sie liefert den Beweis, daß selbst die ausgezeichnetsten Chemiker nicht im Stande sind, das Verhalten der bekanntesten Körper a priori richtig zu beurtheilen, und daß in der Regel dasjenige am spätesten gefunden wird, was am nächsten liegt. Der Engländer Thomas Mad besuchte zufällig die Vorlesung eines Professors der Chemie, gerade als derselbe von der Verbrennung im Allgemeinen und der des Wasserstoffs in Speziellem sprach. Er hörte: daß zum Verbrennen ein brennbarer Stoff und Sauerstoff nothwendig seyen, daß bei der Verbrennung des Wasserstoffs die größte Wärme sich zeige, aber nur wenig Licht, daß man aber die Wasserstoffgasflamme durch das Hineinbringen eines starren Körpers, z. B. von Platin oder Kalk in dieselbe, stark leuchtend machen könne, und endlich: daß das Wasser aus Wasserstoff und Sauerstoff bestehe. Diese einfachen Data, mit denen Thomas Mad, wie erwähnt, nur zufällig bekannt wurde, und eine Zeitungsnotiz, nach welcher ein nicht zu übertreffendes Lichtgas erhalten wird, wenn man Terpentinöldampf und Wasserdampf durch glühende Röhren leitet, führten denselben durch die folgenden einfachen Schlüsse zu einer Entdeckung von unberechenbarer Wichtigkeit. Da das Wasser, so schloß Mad, aus Wasserstoff und Sauerstoff besteht, so enthält es den brennbarsten Stoff und zugleich den Stoff, welcher dessen Verbrennung bewirken kann.

Es muß nun gelingen, so schloß Mad weiter, durch eine sehr hohe Temperatur das Wasser in seine Bestandtheile zu zerlegen; und hat die Zerlegung, wenn auch nur eines kleinen Antheils Wasser begonnen, d. h. sind aus dem Wasser durch die hohe Temperatur der Wasserstoff und Sauerstoff in Freiheit gesetzt, so wird der Wasserstoff wegen seiner großen Brennbarkeit sogleich wieder durch den Sauerstoff verbrannt werden, und die dabei auftretende ungeheure Hitze wird zur Zerlegung des noch nicht verbrannten Wassers in seine Bestandtheile mehr als hinreichend seyn; man braucht dann also eben so wenig das künstliche Erhitzen noch fortzusetzen, als dies bei einer Kerze oder Lampe nöthig ist, nachdem diese einmal angezündet worden sind. Wie gedacht, so gethan. Man wußte, daß man jetzt die Gasbeleuchtung der Beleuchtung durch Kerzen- oder Lampenlicht weit vorzieht, er stellte deßhalb mit dem tropfbarflüssigen Wasser keine Versuche an, sondern wandte sich gleich zu dem Wassergase. (Wasserdampf.)

In einem kleinen Dampfkessel von gewöhnlicher Konstruktion brachte er reines Regen- oder Flußwasser zum Sieden; den entstehenden Wasserdampf leitete er mittelst Röhren, wie das gewöhnliche Leuchtgas, in ein Zimmer und ließ es hier aus Oeffnungen, denen der Gasbrenner ganz ähnlich, ausströmen. Nach vielen fruchtlosen Versuchen gelang es ihm endlich, das Wassergas zu entzünden, d. h. gelang es ihm, an den Ausströmungsöffnungen eine so hohe Temperatur hervorzubringen, daß das brennende Wasserstoffgas aus dem Wasser in Freiheit gesetzt wurde, und wie er richtig geschlossen, brannte dann der so entzündete Wasserdampf von selbst fort. Die Hitze, welche bei dieser Verbrennung frei wurde, war ganz enorm, aber wie vorherzusehen, die Flamme leuchtete höchst wenig. Als nun aber in die Flamme ein gewundener Platindraht (derselbe darf nicht unter $^3/_{10}$ Linie stark seyn, weil er sonst schmilzt) gebracht wurde, zog sich die große dünne Flamme zusammen, und leuchtete so sehr, daß 3 solcher Flammen einen Saal von 100 Fuß Länge eben so stark als 300 Wachskerzen erhellten, und als Mad anstatt des Platindrahtes einen Cylinder von Kreide nahm, zeigte sich ein Licht, das nur durch gefärbte Gläser ohne Gefahr für die Augen betrachtet werden konnte, und das dem Sonnenlichte ganz ähnlich war. Er nannte aus letztem Grunde dies Licht terrestrisches Solar-Licht.

Es ist klar, daß die glänzendste Beleuchtung durch diese Flamme für höchst geringe Kosten zu beschaffen ist, das Brennmaterial ist nur reines Wasser. Fabriken, welche als bewegende Kraft eine Dampfmaschine benutzen, können die Flammen sofort aus dem Dampfkessel speisen. Man könnte den Einwand machen, daß man ja allgemein Wasser zum Löschen des Feuers benutze, daß es also noch nicht selbst brennbar seyn könne. Die Widerlegung ist leicht. Jedermann weiß, daß wenig Wasser zu starkem Feuer gebracht, dessen Heftigkeit vermehrt, daß die Schmiede und andere Feuerarbeiter die Steinkohlen anfeuchten, um recht starke Hitze zu erzielen; Wasser löscht nur das Feuer, wenn es in großer Masse abkühlend auf dasselbe wirkt. Mad hat sich auf seine Entdeckung ein Patent ertheilen lassen; die neue Börse in London und der neue Winterpallast in Petersburg werden die neue Beleuchtung erhalten. In London hat die Sache solches Aufsehen erregt, daß die Licht- und Oelhändler eine Petition eingereicht haben, um die Anwendung der neuen Beleuchtung wenigstens noch im nächsten Jahre zu verhindern, damit sie ihre Vorräthe erst

Digitized by Google

aufräumen können. Die Aktien mehrerer Gasbeleuchtungsgesellschaften sind von 70, worauf sie sich mühsam seither erhielten, auf 15 heradgegangen, und man fürchtet, daß sie bald à tout prix verkauft werden. Mad hat alle Einzelnheiten seiner Beleuchtungsmethode mitgetheilt, nur das Anzünden behält er fürs erste noch als sein Geheimniß zurück.

Die Schwarzwälder Uhren.

Die Fabrikation der Schwarzwälder Uhren, welche bekanntlich die beiden badischen Amtsbezirke Tryberg und Neustadt zum Schauplatz einer überaus lebhaften Gewerdsthätigkeit und eines blühenden Wohlstandes macht, hat auch auf würtembergischer Seite in dem Marktflecken Schwenningen, dessen Einwohnerzahl 3800 beträgt, auf einen beachtenswerthen Standpunkt sich erhoben. Seit etlichen und vierzig Jahren eingeführt, beschäftigt die Schwenninger Holzuhrenmacherei gegenwärtig 69 Meister, welche, ohne eine Zunft zu bilden, ihr Handwerk theils mit Gesellen, theils allein betreiben. Der Gang dieser Manufaktur ist wie auf der badischen Seite, fabrikmäßig; die verschiedenen Arbeiten, welche eine Uhr nach ihren Hauptheilen erfordert, sind unter verschiedene Meister, die einander in die Hände arbeiten, vertheilt. Die Zahl jener 69 Meister, schließt 49 Uhrenmacher und 20 Vorarbeiter in sich. Zu den letzteren gehören 2 Schilddreher; welche die Uhrenschilde, worauf das Zifferblatt kommen soll, aus Tannenholz spalten und auf einer eigends eingerichteten Drehbank abdrehen, 13 Schildmaler (Zifferblattmaler), 3 Uhrengestellmacher und 2 Glocken- und Rädergießer, welche zu einer gemeinschaftlichen Gießerei sich verbunden haben. Ein Arbeiter verfertigt wöchentlich von gemeinen Uhren ohne Schlagwerk 6 Stücke, von jenen kleinen Schlag- und Weckuhren, den sogenannten „Zweimal Jockele," 4 Stücke, von Achttaguhren 2 Stücke. Rechnet man nun im mittleren Durchschnitte wöchentlich vier Uhren auf den Arbeiter und auf jeden Meister zwei Gesellen, so beläuft sich die jährliche Produktion an Schwarzwälder Uhren in Schwenningen auf 30,576 Stücke, im mittleren Werth von 91,728 Gulden.

Alte Rechtspflege.

Unter dieser Rubrik wird in des Freiherrn J. v. Hormayr Taschenbuch für vaterländische Geschichte f. d. Jahe 1839 bemerkt, daß nach den alten Schweizergesetzen die zweifache Ehe dadurch bestraft wurde, daß der schuldige Theil entzweigehackt und jedem Gatten ein Theil davon zugestellt wurde; daß in Polen die Verläumder verdammt wurden, auf Vieren zu gehen und eine Viertelstunde lang wie ein Hund zu bellen. Unter Karl V. wäre diese Strafe auch festgesetzt, aber bald nachher wieder abgeschafft worden, weil sie „die fürstliche Ruhe" störte, da man fast immer den ganzen Morgen bellen hörte, so lange die Gerichtsstunden währten. — Auch an den Schweinen, die Kinder gefressen hatten, wurde Criminal-Justiz geübt. — Zu Falaise hatte 1386 wirklich eine solche Exekution statt. Ein Mutterschwein hatte das anderthalbjährige Söhnchen des Taglöhners Jaccet gefressen. Der Vorfall wurde dem Richter angezeigt, der das Schwein für den begangenen Mord jure talionis zu bestrafen befahl. Dem Kind war der eine Arm und das Gesicht weggefressen worden. Also wurden auch dem Schweine diese Theile durch den Henker weggeschnitten und es darauf aufgehängt. Der Akt geschah öffentlich in Gegenwart des Richters, der, den Federhut auf dem Kopfe, der Exekution zu Pferde beiwohnte. Man hatte dem Malefikanten Kleider angezogen, nämlich eine Weste, Hosen und Handschuh. Am Kopfe hatte man eine Maske festgemacht, die eines Menschen Angesicht vorstellte. Der Vater des verunglückten Kindes sah dem Spektakel auch zu und wäre bald auch gestraft worden, weil er für sein Kind nicht bessere Sorge trug. Für die Execution zahlte die Stadt Falaise 10 Sols 10 Denieres Tournois, und dem Henker für die an das Schwein abgegebenen Handschuhe ebenfalls 10 Sols.

Pot-Pourri.

Oekonomisches.

In Würtemberg und Baden wird es immer gebräuchlicher, das Getreide nicht mehr auszudreschen, sondern auszureiten. Man rechnet, daß vier Pferde und drei Personen bequem in einem Tage 150 Garben ausreiten, während sechs Dreschet nur mit Noth 100 Garben ausdreschen. Auch die Ochsen werden dazu gebraucht. Besonders vortheilhaft zeigt sich das Ausreiten bei dem Hader, wobei dann noch das Getreide reiner herauskommt. Man legt zu dem Ende das Korn sehr dick auf den Scheuerflur; wenn man dasselbe ausgeritten hat, eine neue Lage darauf, und endlich eine dritte Lage; die untere Lage wird nach mehrmaligem Umkehren weggenommen und oben durch eine neue ergänzt. Um das Misten der Pferde zu verhüten, bedient man sich einer besondern Vorrichtung. Die Pferde selbst aber gewöhnen sich bald so an diese Arbeit, daß sie zuletzt nicht einmal mehr eines Treibers bedürfen. Das auf diese Weise gewonnene Stroh hält man, weil es viel weicher zerarbeitet ist, für brauchbarer zum Viehfutter, als das, welches unter dem Dreschflegel hervorgeht.

Sonderbare Testamentsklauseln.

Das Testament eines Erblassers aus jüngern Zeiten fesselt die ganze Aufmerksamkeit des Publikums in Danzig. Unter Anderm vermachte er seiner anderwärts verheiratheten Schwester ein Legat, unter der Bedingung, daß sie seine Wittwe an den hohen Feiertagen mit feinen Strietzeln und Wildpret versorge, auf daß sie sich gehörig pflege. Ferner gibt er seiner hinterlassenen kinderlosen Wittwe den ehrlich gemeinten Rath, sich nie in Prozesse vor Gericht einzulassen, um nicht die Sportelkasse zu bereichern. Endlich setzt er die Wittwe, mit Ausnahme einiger Legate, zur Universalerbin für den Fall ein, wenn sie zu keiner zweiten Ehe schreitet; im entgegengesetzten Falle aber geht das ganze Vermögen auf seine Schwester über, weil er voraussetzt, daß der Anbeter seiner Wittwe wohl für ihren Unterhalt Sorge tragen werde.

Dichterquelle.

Ein Londoner Chemiker hat einen Parfüm erfunden, den er „Dichterquelle" nennt. Wenn man von diesem ausserordentlichen Parfüm nur einen Tropfen verduften läßt, so füllt sich die Atmosphäre mit himmlischen Wohlgerüchen. Dem Glücklichen, der sich darin befindet, wird ganz überirdisch zu Muthe. Sein Herz wird groß, seine Phantasie füllt sich mit reizenden Bildern, dichterische Ideen entzünden sich in seinem Kopfe — kurz der Dichter ist fertig, der selbst dem Schiller nichts nachgeben soll!!

Anekdoten.

Als unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm I. ein holländischer Zeitungsschreiber meldete, „in Potsdam sey der Gardeflügelmann gestorben, man habe ihn secirt, und kein Herz bei ihm gefunden," ließ der König durch die Berliner Zeitung erwiedern: das Factum sey undezweifelt und der Verstorbene ein gedorner Holländer gewesen.

Bei der ersten Vorstellung eines neuen Stücks zu [illegible] war das Theater überfüllt. Ein sehr dicker und großer Zuschauer stand in seinem Sperrsitze auf und benahm dadurch einer hinter ihm sitzenden Dame die Aussicht. Diese ersuchte ihn, sich niederzusetzen. „Ich danke sehr — erwiederte der Stehende — ich bin gar nicht müde."

Digitized by Google

№ 9.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Aegypten. — Die Zeche. — Das englische Korn-Gesetz. — Frankfurt wie es ist! — Schrecklich erfüllter Traum. — Pot-Pourri. — Anekdoten. — Fibelverse für Gesundheitliebende.

Aegypten.

Aegypten scheint berufen zu seyn, den Stappelplatz des Handels zwischen Afrika, Asien und Europa zu bilden, indem es einerseits von dem mittelländischen, andererseits von dem großen Weltmeere begränzt und in seinem Innern sowohl von Kanälen als Flüssen bewässert wird, welche den Verkehr auf alle Weise erleichtern. Man ist versucht zu behaupten, daß es von der Vorsehung bestimmt sey, die Produkte dreier Kontinente zu empfangen und wieder von sich zu geben, der Schauplatz zu seyn des Austausches der Reichthümer des Südens und jener aus dem Norden, und so eine Vereinigung zwischen der westlichen Gesellschaft, zu der man auch die von Amerika rechnen kann, und der östlichen, indischen und chinesischen herzustellen, deren Anfang Neuholland und Oceanien bildet. Alle berühmten Eroberer, alle Männer, welche mit einem Adlerblicke die Interessen der Welt übersahen, ahneten die hohe Bestimmung Aegyptens und machten sich Kraft dem Rechte des Siegers zu Herren eines Landes, dessen Besitz ihnen die Herrschaft des Welthandels verlieh. Der Repräsentant griechischer Macht und Größe, Alexander, war einer von denen, welche mit unausgesetzter Thätigkeit an diesem Werke arbeiteten, denn die von ihm gegründete und seinen Namen führende Stadt dient seit mehreren Jahrhunderten zum Stappelplatze kaufmännischer Waaren und des Ideentausches zwischen dem Morgen- und Abendlande. Die Römer setzten das System Alexanders fort, indem sie vorerst auf dem Mokatan eine Veste erbauten, um die Reiseroute vom Nil nach Suez durch die Wüste zu decken, in der Folge noch durch die Herstellung des Verbindungskanales zwischen dem Nil und dem rothen Meere. Im Mittelalter war der durch die Nachfolger des Propheten gegründete große Kairo gar bald der große Versammlungsort aller Völker und Produkte der drei Festlande, und ward von den Arabern das große Weltmeer genannt, ein Name, auf welchen die Aegyptier noch heut zu Tage stolz sind. Eilfhundert Okels, geschmackvolle weitläufige Gebäude und eine Art Bazars, welche den Kaufleuten sowohl zur Herberge, als zur Niederlage ihrer Waaren dienten, bezeugen noch heut zu Tage trotz ihrer Verfallenheit die Handelsgröße Aegyptens zur Zeit der moslemitischen Herrschaft. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts aber war die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, welche die Bewegung des Handels nach andern Richtungen hinzog, das Vorspiel des jähen Verfalls des Islamismus und schien die Entwicklung der Bestimmung Aegyptens zu paralisiren.

Im Anfange seiner Laufbahn war Bonaparte ebenfalls von der Wichtigkeit Aegyptens präoccupirt. Nachdem er sich Toulons bemächtigt und Italien erobert hatte, beschloß er durch die Eroberung Aegyptens Frankreich mit der Suprematie des Handels zu bekleiden. Er hatte es begriffen, wie Indien nicht ermangeln könne, der Gegenstand einer hohen politischen Eifersucht zwischen Rußland und England zu werden. Und Aegypten war in seinen Augen der geographische Schlüssel der indischen Welt. Der Besitz dieses Landes versetzte ihn in die Lage, jenen beiden rivalisirenden Mächten Gesetze vorzuschreiben. Zur Zeit Napoleons hatte aber auch das Land der Piramiden eine größere Wichtigkeit erlangt, als zur Zeit der Kalifen, Cäsars, Alexanders und Cambyses.

Indem er Aegyppten zu einer Provinz der französischen Republick umschuf, strebte Bonaparte darnach, daselbst den alten Handelsweg nach Indien wieder herzustellen. Wenn diese Projekte ohne Erfolg blieben, so muß man die Ursache dieses Nichterfolges in den Hindernissen suchen, welche die hierin betheiligten Mächte aufboten, um seine Plane scheitern zu machen. Mehemed-Ali versuchte auf einen Augenblick diese Frage zu erwecken durch seine projektirte Eisenbahn von Kairo nach Suez. Außerdem aber, daß diese Arbeit nicht einmal die materielle Lösung des Problems ist, merkte der Pascha gar bald, daß er nicht genug Einfluß auf die Verhältnisse des Westens besitze. Gewiß ist aber Aegyppten vermöge seiner geographischen Lage und seines Kosmopolitismus geeignet, eine hohe kommerzielle Bedeutung zu erfüllen.

Wenn man einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand des ägyptischen Handels wirft, so springt dem Beobachter vorerst das Faktum in die Augen, daß alle seine Operationen dahin trachten, den Handel in die Hände der Europäer zu spielen, denn diese werden nach und nach die Leiter der kommerziellen Bewegung. Die Europäer zahlen keine Patentsteuer und keine persönliche Abgabe, sie haben nicht zu fürchten, daß die Regierung ihr Eigenthum antaste, mit einem Worte, sie sind mehr frei und mehr begünstigt, als die Eingebornen selbst. Deßhalb geschieht es auch, daß viele Juden, Kopten und selbst Türken sich unter den Schutz einer europäischen Flagge begeben, um sich in eben so günstigen Verhältnissen zu befinden, wie jene, welche man Franken nennt.

Diese verschiedenen Nationalitäten bilden einen großen Handelskörper, an dessen Spitze die Konsuln stehen, welche im Gegensatze zu der königlichen und Exekutivgewalt des Pascha, die repräsentative Macht und zuweilen selbst die Opposition bilden. Auf solche Weise formirt sich in Aegyppten eine Handelswelt, welche weder englisch, französisch, russisch, österreichisch, griechisch, indisch, amerikanisch noch ägyptisch ist, sondern ein Gemengsel der verschiedensten Elemente bildet. In der Stadt Alexandrien wehen an Festtagen zwölf bis fünfzehn Pavillons zu gleicher Zeit, und um diese Zelte herum gruppiren sich vier- oder fünftausend Individuen aus allen Ländern der Erde, ja selbst die Eingebornen, von denen die Mehrzahl den Großhandel und die mindere den Detailhandel betreiben. Man kann sich bei diesem Anblicke kein passenderes Symbol der Geselligkeit des Handels denken. Das kosmopolitische Element ist aber auch dasjenige, welches man in Aegypten entwickeln muß, ohne eine besondere Nationalität dahin zu verpflanzen, wie es Bonaparte und die übrigen Eroberer zu thun gesonnen waren.

Aus der Begünstigung der Europäer folgt noch nicht, daß die Aegyptier von dem Betriebe des Handels ausgeschlossen werden, vielmehr trachtet man sie einzuweihen in die Handelsweise des Westens und läßt ihnen unangefochten das, was sie Gutes und Originales in ihren Grundsätzen haben.

Digitized by Google

Im Allgemeinen ist der arabische Kaufmann treu und gewissenhaft; er unterhält keine Korrespondenz und erfährt seine Nachrichten blos durch Reisende. Deßhalb entbehrt er leicht jede Buchhaltung und das gesammte Zubehör der Bureaukratie, welche eine nothwendige Begleiterin jeder kommerziellen Unternehmung in Europa ist. Wenn die Europäer aus Liebe zu einem ordentlichen Geschäftsgange manchmal in Kleinlichkeit verfielen, so kann man sagen, daß die Araber in die entgegengesetzte Uebertriebenheit ausarteten. In den Falten des Gehirnes steht jede ihrer Rechnungen geschrieben, und man kalkulirt dort blos mit dem Kopfe und nicht mit Tinte und Kreide. Zudem ist noch zu merken, daß der arabische Kaufmann sich besser zum Verschleißer als zu einem Großhandelsgeschäfte umfassenden Kaufmanne eignet. — Der Pascha versuchte bei den ägyptischen Kaufleuten Wechselbriefe und das Fallitment als den gesetzlichen Folgesatz kaufmännischer Solidität einzuführen. Die Aegyptier aber fanden in dieser Regelmäßigkeit und absoluten Genauigkeit vielmehr ein Werkzeug der Verfolgung und des Todes als eine Hülfe in ihren Geldverlegenheiten. Und in der That ergeben sich hier an der Scheide zweier Welttheile schwere Uebelstände, erst hier gewahrt man, wie unseren Handelseinrichtungen noch bedeutende Modifikationen nothwendig sind. Wie sollte man auch das Prinzip des Fallitments bei einem Volke in Anwendung bringen, wo das Gefühl der Ehre nicht existirt und dessen Sprache trotz ihres Reichthums und Umfanges kein Wort zu dessen Bezeichnung aufzuweisen vermag. Es gibt im Oriente keinen Handelsmann oder Kaufherrn, welcher ein Tagebuch hält.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zeche.

Jerome Bonaparte, lebte, ehe er zu der hohen Würde eines Königs von Westphalen gelangte, zu Paris, wie ein reicher Erbe. Er besuchte die Schauspielhäuser und andere Vergnügungsörter, und lebte sehr vertraut mit einigen jungen Schriftstellern, welche damals durch ihren Geist, ihre Laune und ihre Sorglosigkeit bekannt waren. — Am Abend seiner Ernennung begegnet er, aus dem Vaudeville kommend, zweien der vertrautesten Genossen seiner Thorheiten, HH. de C.. und Pigault-Lebrun.

„Ah, sieh da!" sagte er, „ich bin sehr erfreut, Euch zu sehen; wißt Ihr schon . . . ich bin zum König von Westphalen ernannt." „Ja, Sire, und erlauben Sie uns, die Ersten zu seyn, die . . ." „Ah, papperlapap! was sind das für Umstände unter uns! Ja, wenn ich an meinem Hofe wäre, dann ließ ich mirs gefallen! aber hier! nichts von Sire; Du, wie sonst auch, immer dieselbe Lustigkeit, dieselbe ungenirte Freundschaft... Kommt mit mir zum Essen."

Jerome führte seine beiden Freunde zu dem besten Restaurateur im Palais-Royal, und ließ ein wahrhaft königliches Abendessen auftragen. Man schwatzt, man lacht, man treibt jene Possen, welche so viel Vergnügen machen, wenn sie nicht vorbereitet sind, und trinkt dazu fleißig. — Nachdem der Wein die Köpfe ein wenig erhitzt hatte, hob Jerome an: „Laßt uns immer beisammen bleiben, meine Freunde; geht mit mir, wenn Ihr Lust habt; Du, C.., sollst mein Sekretär seyn, und Dich, Pigault, der Du die Bücher so gern hast, mache ich zu meinem Bibliothekar."

Der Vorschlag wurde auf der Stelle angenommen und durch eine feische Flasche Champagner besiegelt. — Endlich mußte man aber doch an das Nachhausegehen denken. Man verlangt die Rechnung und Jerome zieht die Börse; allein der König von Westphalen, dessen Civilliste noch nicht festgesetzt war, findet nicht volle zwei Louisd'or darin, ein Betrag, der bei weitem noch nicht hinreicht, eine Zeche von beinahe hundert Franken zu bezahlen. Die beiden neuen Würdenträger brachten im Ganzen etwa einen kleinen Thaler zusammen. Was nun anfangen? Es war Ein Uhr Morgens und nicht möglich, auf der Stelle Geld anzuschaffen. Endlich beschloß man, den Wirth heraufkommen zu lassen und sich ihm anzuvertrauen. — Dieser, ein Mann, der zu leben weiß, nimmt die Sache, wie sie eben ist, und begnügt sich damit, die Herren nach ihren Namen zu fragen. „Ich bin Secrétaire des commendemens des Königs von Westphalen", sagte C. — „Und ich bin Bibliothekar des Königs von Westphalen," fügte Pigault hinzu." „Sehr wohl, meine Herren," sagte der Wirth, welcher anfing zu glauben, daß er es mit Betrügern zu thun habe, „und dieser da unten ist wahrscheinlich der König von Westphalen selbst?" „Ganz recht," rief Jerome aus, „ich bin der König von Westphalen." „Ah! meine Hereen, das ist doch ein wenig zu stark; wir wollen doch sehen, ob Sie sich auch unterstehen, die Polizei zum Besten zu haben." „Ich bitte Sie, machen Sie keinen Lärm," sagte Jerome, welchem über die Wendung, die die Sache zu nehmen schien, bange wurde; „wenn Sie uns nicht trauen, so will ich Ihnen meine Uhr zurücklassen, die mehr werth ist, als wir schuldig sind." Dabei übergibt er dem Wirth eine kostbare Uhr, die ihm von Josephinen geschenkt worden, und auf welcher ihr Namenszug in Diamanten befindlich war; dann geht er mit seinen beiden Freunden nach Hause. — Der Restaurateur zweifelt bei näherer Betrachtung der Uhr nicht, daß sie gestohlen sey, und bringt sie zum Kommissär. Dieser erkennt den kaiserlichen Namenszug, und läuft zum Polizei-Präfekten, der Präfekt zum Minister des Innern, der Minister zum Kaiser, welcher zu Saint-Cloud war, und am folgenden Morgen erscheint im Moniteur ein Dekret des Inhalts: , daß Seine Majestät der König von Westphalen sogleich nach Ihrem Königreiche abreisen werden, vor Ihrer Ankunft in Ihrer Hauptstadt aber zu keinem Amt und zu keiner Stelle ernennen können."

Das englische Korn-Gesetz.

Als gegenwärtig interessant entnehmen wir dem „Handbuch für Kaufleute, nach dem Englischen des Mar Culloch, von C. F. E. Richter," Stuttgart und Tübingen, Bd. 2., Folgendes über das gegenwärtig in England geltende Korngesetz. Dasselbe beruht auf einer von Hrn. Charles Grant (jetzt Lord Glenelg) im Jahre 1828 eingebrachten Bill, welche als 9l. Akte Georgs IV., C. 60., Gesetzeskraft erhielt. Diese Akte bestimmt Folgendes: „Da es dienlich erscheint, daß Getreide, Körner, ordinäres und feines Mehl, welche in fremden Ländern und den übrigen brittischen Besitzungen in Europa erzeugt, hervorgebracht und zubereitet worden sind, zum eigenen Verbrauche des vereinigten Königreichs eingebracht werden, und zwar gegen Erhebung von Einfuhrzöllen, welche von Zeit zu Zeit nach den Durchschnitts-Getreidepreisen des Landes, wie nachstehend, bestimmt und bekannt gemacht werden sollen, so ist hiemit verordnet, daß von allem Korn, Getreide, Mehl und feinem Mehl, welches zum Verbrauche in das vereinigte Königreich aus fremden Ländern eingeführt worden, die in der, dieser Verordnung angehängten und beigegebenen Tabelle enthaltenen verschiedenen Zoll-Abgaben von Sr. Maj. und an solche entrichtet werden sollen; und diese Zölle sollen ebenso erhoben, gesammelt und entrichtet werden, wie alle übrigen, die in der Einfuhrzollabgaben-Tabelle erwähnt sind, welche dem Gesetze 6. Georgs IV., C. 111. §. 3, beigefügt ist." Die oben erwähnte Tabelle enthält den Tarif für den aus fremden Ländern eingeführten Weizen; ferner für Gerste, Mais und Buchwaizen; Hafer; Roggen, Erbsen und Bohnen; Weizen- und anderes Mehl; Hafermehl; endlich für das aus den aussereuropäischen Besitzungen Großbritanniens eingeführte Getreide, für welches bedeutende Ermäßigungen eintreten. Für den aus fremden Ländern eingeführten Weizen ist der Zoll für das Quarter (etwa 13 Simri), bei einem

Durchschnittspreise des inländischen Weizens von 62 Shillings und unter 63 Sh., = 1 Pf. 4 Sh. 8 Pence, bei 63 und unter 64 = 1 Pf. 3 Sh. 8 P., bei 64 und unter 65 = 1 Pf. 2 Sh. 8 P., bei 65 und unter 66 = 1 Pf. 1 Sh. 8 P., bei 66 und unter 67 = 1 Pf. 8 P., bei 67 und unter 68 = 18 Sh. 8 P., bei 68 und unter 69 = 16 Sh. 8 P., bei 69 und unter 70 = 13 Sh. 8 P., bei 70 und unter 71 = 10 Sh. 8 P., bei 71 und unter 72 = 6 Sh. 8 P., bei 72 und unter 73 = 2 Sh. 8 P., bei 73 und darüber = 1 Sh. Sobald der Preis unter 62 Sh., nicht aber unter 61 steht, ist der Zoll 1 Pf. 5 Sh. 8 P., und mit jedem Shilling, um welchen sich der Preis von 61 Sh. an vermindern sollte, wird der Zoll um 1 Sh. erhöht. Für den aus den aussereuropäischen Besitzungen Großbritanniens eingeführten Weizen beträgt der Zoll vom Quarter, so lange der Preis des inländischen Weizens unter 67 Shillings beträgt, 5 Shillings, und, sobald der Preis auf 67 Shillings und darüber steht, 6 Pence.

Frankfurt wie es ist!

Aus dem so eben (bei G. F. Krug) neu erschienenen Handlungs-Adreßbuch ersehen wir, daß im Januar d. J. 1007 Handlungen (649 christliche und 358 israelitische) in Frankfurt a. M. bestanden, welche durch Börsen-Anschlag legitimirt sind. Unter diesen befinden sich seit dem 31. Mai 1837 bis zum 27. Jan. d. J., also in 20 Monaten, 84 neue Etablissements, wozu noch sechs zu zählen sind, die sich aus Handlungs-Separationen ergaben. Verändert sind in dem angegebenen Zeitraume worden 27 Firmen, und es erloschen deren 29. — Der Anzahl nach sind die markantesten folgende Geschäftszweige: Manufaktur- und Modewaren 227, davon 144 israel.; Kolonial- und Spezereiwaaren 140, davon 11 israel.; Weinhandlungen 78, davon 6 israel.; Wechselgeschäfte 72, davon 61 israel.; Commission und Spedition als Hauptgeschäft 63, davon 2 israel.; Tuchhandlungen 54, davon 34 israelit.; Landesprodukte 50, davon 4 israel.; Galanterie-, Quincaillerie- und kurze Waaren 49, davon 31 israel.; Lotteriegeschäfte 39, davon 24 israel.; Buchhandlungen 30, davon 3 israel., darunter Verlagsbuchhandlungen 8, Sortimentsbuchhandlungen 19, Antiquare 3; Farbwaaren 29, davon 3 israel.; Mercerieswaaren 25, davon 8 israel.; Bankiers 25, davon 4 israel.; Eisen-, Stahl- und Messingwaaren 23, davon 6 israel.; Leinenwaaren 22, davon 6 israel.; Garne 19, davon 4 israel.; Seidenwaaren 20, davon 8 israel; Materialwaaren 19, davon 2 israel. Unter den Fabriken sind die Schnupftabaks-Fabriken die zahlreichsten, 10.

Schrecklich erfüllter Traum.

Man schreibt aus Hamburg: „Vor einigen Nächten hatte der Lehrbursche eines auf dem Deiche wohnenden Schlossermeisters einen entsetzlichen Traum: ihm wurde nämlich in diesem die Kehle auf dem Wege nach dem drei Stunden von hier entfernten Städtchen Bergedorf abgeschnitten. Er erzählt am Morgen seinem Lehrherrn den gehabten Traum, und dieser antwortet ihm nicht ohne einige Bestürzung: „Das ist doch um so sonderbarer, da du heute wirklich nach Bergedorff gehen mußt, wo ich eine Geldzahlung zu leisten habe.“ Der Knabe sträubt sich und fleht; allein er muß trotz dem den unglückseligen Weg antreten. Etwa auf der Mitte desselben, in Billwärder, ergreift ihn aufs Neue eine solche Angst, daß er zu dem ihm wahrscheinlich bekannten Vogt des Dorfes geht und diesen um Gotteswillen bittet, ihm bis über eine einsame und gefährliche Stelle hinaus einen Begleiter zu geben. Der Vogt gibt ihm seinen Knecht mit, der wieder nach Haus umkehrt, so wie er den Knaben über die bezeichnete Stelle gebracht hat. Allein dieser kann trotz dem nicht fort, sondern kehrt, dem heimkehrenden Knechte nachgehend, wieder nach Billwärder um, wo er den Vogt nochmals bittet, ihm den Knecht bis Bergedorf mitzugeben; er habe Geld bei sich, einen entsetzlichen Traum gehabt und fürchte sich sehr. Der brave Mann willfahrt ihm nochmals und der Knecht wird zum zweitenmale sein Begleiter. Am folgenden Tage bringt man die Leiche eines Ermordeten, den man mit abgeschnittenem Halse an einer abgelegenen Stelle auf dem Wege nach Bergedorff gefunden. Neben ihm lag ein großes Messer, mit welchem vermuthlich die That verübt worden war. Schaudernd erkennt der Vogt in dem Ermordeten den unglücklichen Schlosserburschen und zugleich das Messer für eines, das er am Tage zuvor dem Knechte gegeben, um die Weiden damit zu beschneiden, die eines seiner Ackerfelder einfassen Als dem Knechte die Leiche und das Messer gezeigt werden, gesteht er sogleich sein Verbrechen ein, das er erst dann bei sich beschlossen, als er erfahren, daß der Knabe Geld bei sich habe.“ — Da ist Stoff zu einem neuen vier-und-zwanzigsten Februar.“

Pot-Pourri.

Französischer Firniß für Tischler und Instrumentenmacher.

Dieser Firniß ist schon ziemlich lange von den Franzosen zum Firnissen ihrer Fournituren gebraucht werden, welche aus harten, geaderten oder mit diesen eingelegten Hölzern, auch aus Schildkrötenschaalen, Messing, Silber u. s. w. gemacht waren; übrigens ist er auch sehr anwendbar für auf der Drehbank gefertigte Artikel, als Flöten, Klarinetten und andere musikalische Instrumente u. s. w. — Er besteht aus 3 Theilen Schellack, 1 Theile Mastix und Sandarak und 40 Theile Alkohol. Mastix und Sandarak müssen zuerst in Alkohol aufgelöst werden, und dann erst das Schellak. Der Alkohol, welcher während der Operation sich verflüchtigt, muß wieder ersetzt werden. Das Holz muß vor der Anwendung des Firnisses polirt werden. Dann wird ein Lappen feine Leinwand oder Mousselinzeug vierfach zusammengelegt, zur Hälfte aber geöffnet und mit dem Firniß benetzt, auch ein wenig Oel gleich darauf gethan, dann wird der Lappen wieder zusammengeschlagen. Mit diesem Lappen der Anfangs etwas feucht ist, muß das Holz in kleinen Kreisen so lange gerieben werden, bis er beinahe trocken ist; dann wird dasselbe Verfahren noch zweimal ohne Oel wiederholt, und zuletzt bloß mit etwas Oel und Weingeist, ohne Firniß. Der Lappen kann etwa 4 Quadratzoll groß seyn, und man soll damit das Holz nur theilweise, jedesmal, etwa 5 bis 6 Zoll, reiben.

Staatsangelegenheit.

In Chur, der Hauptstadt des Kantons Graubündten, wo man jetzt mit einer Verbesserung der Stadtverfassung umgeht, erschien neulich eine Broschüre unter dem Titel: Was braucht die Bürgerschaft von Chur und was braucht sie nicht? — Der Verfasser sagt: „Ihr müßt besonders Eure leiblichen Glieder rütteln, Euren Kopf zurecht setzen und Euch besinnen, daß Ihr nicht in der Zeit der ägyptischen Fleischtöpfe, noch in der Manna-Wüste lebt, sondern im Jahre 1839 nach Christi Geburt, im Lande Graubündten, wo man arbeiten muß, wenn man essen will.“ — Können sich auch Andere gesagt seyn lassen! —

Richtige Bemerkung über den Werth eines Ministers.

Der Philosoph Montesquieu, gestorben den 10. Febr. 1755, besuchte während seines Aufenthaltes zu Florenz den Premier-Minister daselbst. Es war Abends, und er fand ihn in einer Nankin-Jacke auf einer Bank vor seinem prachtvollen Pallaste

Digitized by Google

sitzen. Montesquieus Begleiter, ein junger, eingebildeter Franzose, wollte später über die Sonderbarkeit dieser Audienz sich lustig machen. Der große Mann aber sagte: „Das Volk ist glücklich zu preisen, dessen erster Minister über Augenblicke zu gebieten hat, die er seiner Erholung widmen darf. aber auch kein Bedenken trägt, diese Augenblicke den Vorübergehenden sehen zu lassen. Wehe dem Lande, dessen Minister geschäftig scheint, und unzugänglich ist!"

Statistische Notiz.

Die Bevölkerung des Königreichs Würtemberg belief sich am 31. Dezember 1837 auf 798,111 männliche und 836,139 weibliche Einwohner; zusammen 1,634,250. Die Zahl der in gedachtem Jahre Ausgewanderten beträgt 2089.

Von reichen Leuten.

Wir haben in der vorigen Nummer des Sammlers gelesen, daß der reiche Amerikaner Astor 90,000,000 Dollars hinterlassen hat. — Wer ist aber wohl der reichste Mann in England und der zweite in Europa? Das Privatvermögen des jetzigen Arkwright, dessen Vater für die Vervollkommnung des Maschinen- und Fabrikwesens so viel that, hat sich allmählig so hoch gesteigert, daß er, den Fürsten Esterhazy ausgenommen, der reichste Mann in Europa ist. Vor einigen Jahren hatte er seine Kinder sämmtlich zum Frühstücke bei sich in Willsley Castle. Sie waren ihrer zehn, und jedes fand in der Serviette an seinem Platze eine Zehntausendpfund-Banknote (110,000 fl.,) die er jedem als kleines Weihnachtsgeschenk gab. Seit dieser Zeit hat er dieses Geschenk auf ähnliche Weise noch zweimal wiederholt, indem er jedesmal 100,000 Pf. St. (1,100,000 fl.) unter seine Kinder vertheilte.

Der Pantoffel

ist zwar auch im Abendlande zu einem Werkzeuge der Ehrerbietung und Ergebenheit geworden, indem von Alters her der Pantoffel des Papstes geküßt wird, der Pole aus dem Schuh seiner Dame trinkt und die Bedeutung des ehelichen Pantoffels bekannt genug ist. Wir sind jedoch darin noch weit gegen das Morgenland zurück. Ein indischer Häuptling verehrt ein paar prächtige Pantoffeln, auf deren Sole sein Bildniß gestickt ist, dem Fürsten, welchem er seine Unterwürfigkeit bezeigen will, und bittet, er möge ihm die Gnade erweisen, ihn mit Füßen zu treten.

Anekdoten.

Ein Offizier, der mit mehreren andern Offizieren, die noch denselben Abend mit ihm eine Stadt im Sturm nehmen sollten, sich bei Tische befand, aß mit sehr wenig Appetit. Da ihn die Andern um die Ursache hievon fragten, so entgegnete er: „Ich habe keine große Lust zum Essen, wenn ich der Verdauung nicht gewiß bin."

„Als ich jüngst durch Dresden reiste" — sagte ein Passagier im Postwagen zu seinem Reisegefährten, — „wurden sechs Artilleristen gerichtet." Was hatten sie denn gethan? — fragte sein Nachbar mitleidig neugierig. „Nichts Erhebliches — sie standen nicht grade." —

Der Wetterprophet für 1839.

Gerne laß' ich mich erbitten,
Und verkünde, was ich seh':
„Reich wird Ostern seyn an Blüthen,
Aber nur von Eis und Schnee.
Erst der Mai wird uns entzücken,
Doch der Juni ganz beglücken;
Juli reich an Wettern seyn,
August kocht die Trauben fein,
Der September macht uns schwitzen,
Der Oktober wird viel spritzen.
Der November launenhaft,
Doch Dezember Eis genug uns schafft.
Wohl gerathen wird der Wein,
Aber nur ein Schatten seyn
Gegen den vom Jahre vierzig,
Der wird sich zeigen als sehr würzig.
Trifft, was ich hier sagte ein,
Dann können wir zufrieden seyn;
Trifft's nicht ein, ach dann bitt' ich:
„Habt doch keene Fendschaft nich!"

Fibelverse für Gesundheitliebende.

Der Taschenbücher feine Schrift
Ist für die Augen wahres Gift.

Das Baden unterlasset nicht,
Es schützt vor Husten, Fluß und Gicht.

Curiren thut, mit reger That,
Der Allo-, Hydro- und Homöopath.

Diät verlängert unser Leben;
Man kann sie kaum genug erheben.

Nach dem Essen soll man ruh'n,
Keine schwere Arbeit thun.

Füße warm und kühl das Haupt,
Ist gesünder als man glaubt.

Zum Getränke seiten Wein,
Wasser wird das Beste seyn.

Sich mit fremden Haaren zieren
Kann zu fremder Krankheit führen.

Die Jugend soll man unterrichten
In wichtigen Gesundheits-Pflichten.

Kälte hurtig angewandt,
Wenn Du hast die Haut verbrannt.

Reine Luft erfrischt die Säfte
Und erhöht die Lebenskräfte.

Den Magen füll' nicht oft mit Thee,
Sonst folgen Magen-Krämpf und Weh.

Nachtschmauserei'n und Trinkgelage
Verkürzen mancher Menschen Tage.

Ofenhitz' in Krankenzimmern
Pflegt das Uebel zu verschlimmern.

Von Pfuschern laß Dich nicht betrügen,
Sie sind voll Prahlerei und Lügen.

Qualmbäder können Kranken nützen,
Doch schwerlich den Gesunden schützen.

Ragozi- und Püllnaer-Kur
Ist gut vom Arzt gerathen nur.

Schutz-Bocken impfe man jetzt ein,
Der Köchin, wie dem Haus-Fräulein.

Das wilde Tanzen junger Leute
Verschafft dem Tode manche Beute.

Unwissenheit und Unbedacht
Hat Viele früh in's Grab gebracht.

Verhütungs- so wie Frühlingskuren
Verderben öfters die Naturen.

Viel Wiegen macht die Kinder dumm,
Vom Wickeln wird so manches krumm.

Zufriedenheit und gut Gewissen
Ist stets das beste Sterbekissen.

Digitized by Google

Nro. 10.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Pariser Kaffeehäuser. — Aegypten. — Das Erdbeben auf Martinique. — Der größte Diamant. — Lassen wir uns in London versichern! — Pot-Pourri. — Anekdoten. — Dreisylbige Charade.

Die Pariser Kaffeehäuser.

Nach der Schilderung eines Engländers.

In Paris gibt es mehr als fünfhundert Kaffeehäuser. Das älteste von allen ist das Café Procope, welches man noch jetzt in der Vorstadt St. Germain findet. Es wurde von einem Italiener, Namens Zoppi, gegründet. Ihm gegenüber stand einst die Comédie Française. Dieses Theater verwandelte sich nachmals in das Atelier des berühmten Malers Gros und endlich in ein Papier-Magazin. Das Café Procope war der Erholungsort Rousseau's, Fréron's, Voltaire's und des Satirikers Piron; jetzt sind Studirende der Rechte, der Medizin und der Philologie seine vornehmsten Kunden. Hier versammeln sie sich mit ihren hohen Spitzhüten, ihren republikanischen, über die Schultern herabwallenden Locken und ihren unrassirten Bärten, um der dame-du-comptoir Artigkeiten zu sagen, über die Pandekten zu scherzen und Domino zu spielen. Das eben erwähnte, nicht allzu kopfbrechende Spiel ist besonders ihre Leidenschaft. Gewöhnlich spielt man um das Frühstück. Alle diejenigen, die verloren haben, spielen untereinander, und so kommt es gar nicht selten dahin, daß Einer, der um zehn Uhr in das Café trat, und ausser café au lait und einem petit pain nichts bestellte, um vier Uhr sich zurückzieht, nachdem er zuvor bei der Dame hinterm Büffet einige fünfzig Franken niedergelegt oder wenigstens hat anschreiben lassen.

Aber Studenten sind nicht die ausschließlichen Gäste des ehrwürdigen Café Procope; zuweilen sieht man hier auch Schriftsteller und Künstler, wie Gustave Planche, den jungen Maler Gigoux, Henri Fournier, Eugène Renduel und Andere; jedoch keine Dramatiker. Das Theater hat St. Germain des Prés verlassen. Die übrigen berühmten Kaffeehäuser an dieser Seite der Seine sind: „Voltaire," „Molière" und endlich „Desmarés," eine aristokratische Ressource, wo finstere und bärbeisige Deputirte von der äußersten Rechten oft sich versammeln.

An der Place du Palais Royal liegt das „Café de la Régence." Dieses ist der vornehmste Sammelort der Schachspieler. Ehemals wurde es von Rousseau und anderen ausgezeichneten Personen stark frequentirt. Auch feierte hier Philidor, der Gewaltige, seine Triumpfe. Noch zeigt Dir der Garçon auf Verlangen die Stelle, wo jener weltberühmte Schachspieler zu sitzen und Könige, Bischöfe und Ritter zu dirigiren pflegte. Man trete um die Mittagsstunde in den Saal, wenn fünfzehn bis zwanzig Partieen zugleich gespielt werden — welche feierliche Stille! — welche gespannte Aufmerksamkeit auf allen Gesichtern! Kein Automat kann glotzender vor sich hinschauen. Beobachte jenen ehrwürdigen Mann in dem Winkel, dessen kahles Haupt ein schwarzes Scheiteikäppchen deckt; sein Gesicht ruht zwischen beiden Händen auf den Ellbogen. Er ist das wahre Bild der Abstraktion; er hat wirklich vergessen, mit wem er eben spielt. Vergebens erinnert ihn der Garçon an die Flasche Bayerisch, die er bestellt hat. Vor seinem leiblichen Auge ist jenes kleine Schlachtfeld mit seinen stationairen Armeen ausgebreitet; das geistige Auge aber sieht diese Reihen in steter Bewegung. Schau — jene Bauern sind eben vom Felde weggefegt. Der Ritter hier ist im Besitze des Schlosses dort. Die Königin fährt bald rechts, bald links, und thut ihre Nothschüsse, während jene unverzagten alten Bischöfe mit einem einzigen Bauern dem Könige Schach bieten und ihn matt machen. Es gibt noch immer gute Spieler im Café de la Régence; aber die großen Spieler sind heimgegangen, und der weiland klassische Ort kann jetzt mit Kaiser Karl V. sagen, als er die Mönchskutte über die Ohren zog: „Ihr, meine schönen Tage, wo seyd ihr geblieben?"

Das litterarische Patronat der Kaffeehäuser ist nicht immer ihr einziges; viele haben auch wegen ihrer politischen Besucher Berühmtheit erlangt. Das Café Valois und das Café de Foys sind vorzugsweise von Revolutions-Männern besucht worden, wie das Café Lemblin von Liberalen; jetzt aber begegnen sich die verschiedenen Parteien friedlich an einem und demselben Belustigungsorte. Legitimisten, Doktrinaire und Republikaner, Dynastiker und Anti-Dynastiker sehen einander jeden Abend von verschiedenen Tischen desselben Gastzimmers in die Augen, ohne daß es zu Streit und Blutvergießen käme. Kaufleute und Aktien-Wucherer treffen zwischen zwölf und ein Uhr in großer Anzahl vor dem Café Tortoni zusammen. Wer in Geschäften sein Glück machen will, dem ist dringend zu empfehlen, daß er täglich vor diesem Etablissement hin und her schlendere. Willst Du von Allem, was auf Erden vorgeht, die früheste Kenntniß erhalten, so gehe zu Tortoni; willst du außerdem die köstlichste Chokolade und das köstlichste Eis genießen, das man in der ganzen Welt haben kann, so gehe zu Tortoni. Das Eis Tortonis ist eben so hoch über alle Eisarten erhaben, wie Demoiselle Taglioni's Tanz über alle Arten des Tanzes. Der Garçon reicht Dir ein Kärtchen, auf dessen beiden Kolumnen, unter den Rubriken „Krême" und „Früchte", neben anderen Delikatessen, auch Citronen-, Vanillen- und Himbeeren-Eis verzeichnet ist. Du wählst Himbeeren-Eis; in wenigen Augenblicken stellt der Garçon einen silbernen Teller vor Dir nieder, auf dem folgende Dinge stehen: ein Becher, mit einem Löffel darinnen, eine Flasche, die zur Hälfte mit einem eißkalten Wasser gefüllt ist; ein kleines Körbchen mit Waffeln, und ein Glas, über welches das Himbeeren-Eis, dem es als Träger dient, in konischer Form wohl sechs Zoll hoch emporsteigt. Jeder hat seine eigene Manier, das Eis zu verzehren. Bei Tortoni wüßte ich kaum, welche Manier den Vorzug vor den übrigen verdiente, doch möchte ich jedem empfehlen, sich so zu setzen, daß er, während ein süßes Eis-Partikelchen ums andere an seinem Gaumen zerfließt, eine der schönsten Büffet-Damen gemächlich beäugeln kann. Tortoni's Eis muß überdies, wenn man den rechten Genuß davon haben will, sehr langsam und, wo möglich, ganz ohne Gespräch genossen werden. Für eine „Framboise" zahlt man einen Franken und legt etwa noch zwei Sous für den Garçon auf den Tisch. Nichts übertrifft den Glanz, die Schönheit und Lebendigkeit der Scene um das Café Tortoni an einem schönen Sommerabend.

Digitized by Google

Der prachtvollen Kaffeehäuser, unter denen mir die Wahl schwer würde, gibt es acht oder zehn. Auf dem Café de Foy hört man nie das Geräusch der Domino-Steine; das Spiel ist hier verpönt. Die Café's „du Caveau" und „Orleans" bieten uns den edelsten Mokka-Trank. In dem Café de l'Opera Comique wird der Nektar Arabiens aus wahren Humpen getrunken; im Café Vivienne lacht er uns auf Tischen vom schönsten weißen Marmor entgegen. In dem Café des Variétés kredenzt man denselben in orientalischen Prachtzimmern, und eben so bei Véron. Das Véronische Kaffeehaus erinnert mit seiner Menge von Vergoldungen an das goldene Haus Nero's. Decken und Wände sind hin und wieder mit den lieblichsten Fresko-Gemälden von Vögeln und Blumen, von Faunen, Nymphen und Grazien geschmückt. Vier ungeheure vergoldete Lüster hangen an der Decke; ein hoher Kandalaber erhebt sich mitten im Zimmer, und zwei schöne Lampen stehen auf dem Büffet. Zu dieser herrlichen Beleuchtung, zu diesen Malereien und Vergoldungen denke man sich noch eine Menge hoher Trumeau-Spiegel, die Alles zwanzigfach zurückstrahlen! Ueberhaupt ist wohl in ganz Paris kein Kaffeehaus anzutreffen, das nicht zum Ueberfluß mit Spiegeln versorgt wäre — doch, was rede ich von Kaffeehäusern! Es gibt hier Spiegel in jedem Kaufladen, und wär' er noch so unansehnlich — Spiegel schmücken die Diligencen und Omnibusse — Spiegel reflektiren ein halbes Dutzend mal den Stiefelwichser, während er unter einem Schilde mit der Ueberschrift „On cire les bottes" sein Geschäft verrichtet. Paris ist schon an sich eine der ansehnlichsten Städte Europens; aber mit allen seinen Spiegeln ist es zwanzig Mal größer als die größte Stadt in der Welt.

(Schluß folgt.)

Aegypten.

(Fortsetzung.)

Der ägyptische Handel bildet drei große Depots und zwar: 1) das Depot der aus Europa kommenden Waaren; 2) das Depot der orientalischen Handelsartikel und 3) das Depot der eigenen Landesprodukte. Jedes Depot hat wieder zwei Abtheilungen, die eine nämlich für den Groß- und die andere für den Kleinhandel.

Der Großhandel mit den europäischen Waaren befindet sich in den Händen europäischer und einiger levantinischer Negotianten, welche bei ersteren ihre Einkäufe machen, um dieselben an die Händler in den Bazars oder an die Djellabs zu überlassen, welche dieselben sodann wieder im Sennaar weiter verschleißen. Der Kleinhandel mit europäischen Waaren liegt in den Händen der moslemitischen, koptischen und jüdischen Handelsleute, mit Ausnahme des Kaffee von Yemen, oder des unter dem Namen Mocca bekannten Kaffees, dessen Verkaufsrecht ausschließlich der Regierung gehört. Das Depot der ägyptischen Erzeugnisse endlich ist ein Eigenthum der Regierung hinsichtlich der Ausfuhr der Produkte im Großen; das Depot der geringeren Produkte dagegen befindet sich wie überall unter dem Krämervolke, jedoch mit Ausnahme der Eßwaaren, hinsichtlich deren Herbeischaffung die Regierung seit undenklichen Zeiten disponirt.

Wir wollen hier die aus Europa bezogenen Waaren der Reihe nach aufzählen; es besteht nämlich das Depot derselben aus folgenden Artikeln:

1. Zink, Alaun, Zinn, Blech aus England.
2. Blei, Bleischwefel aus England und Spanien.
3. Mützen, Spielkarten aus Frankreich und Italien.
4. Bleiweiß, von Venedig, Genua und Holland.
5. Stahl, Messer, Nägel, Feilen aus Deutschland.
6. Rasiermesser, Messing, Eisenwerk aus Rußland, Schweden, England.
7. Glas, Mennig aus Venedig.
8. Wollzeuge aus England, Frankreich und der Schweiz.
9. Seidenzeuge aus Toskana, Deutschland und Frankreich.
10. Bauholz aus Triest und der Türkei.
11. Cochenille, Campecheholz, Pfeffer, Gewürznelken aus den Depots von Marseille, Livorno und Triest.
12. Schwefel aus Sicilien.
13. Tücher, raffinirter Zucker, Töpfergeschirr, Meubles, Klingewaaren, Wäsche und Kleidungsstücke aus Frankreich und England.

Folgt der Werth der im Jahre 1836 in diesem Depot befindlichen vorzüglichsten Artikel:

Zeuge von	Baumwolle			16,263,000	25,844,000
	Schafwolle	Mützen	1,810,000	7,258,000	
		Tücher	3,528,000		
		andere Gegenstände	1,920,000		
	Seide			2,323,000	
Bauholz					9,242,000
Eisenstäbe und Eisendraht					3,822,000
Kurze und Schnittwaare					2,553,000
Papier					1,166,000
Frische und trockene Früchte					1,165,000
Weine und gebrannte Wässer					712,000
Arzneiwaaren und Gewürze					1,486,000
Stein- und Holzkohlen					1,344,000
Zucker					666,000
Glaswaaren und Spiegelgläser					643,000
Waffen					258,000
Cochenille					1,112,000
Oel					769,000
					50,782,000

In seinem normalen Stande beläuft sich der Werth des Depots auf 7 bis 8 Millionen Franken; doch ist derselbe, so wie der Markt sehr unbeständig, weil die Beneficien einmal sehr bedeutend und ein anderes Mal fast Null sind. Aus eben diesem Grunde muß man sich die häufigen Fallimente bei den kleinen europäischen und levantinischen Negotianten erklären. Ist nun aber auch eine vereinbarte Administration, welche das Depot zu reguliren vermöchte, denkbar? Die Franzosen hatten es versucht zu der Zeit, als sie die Herren Aegyptens waren; sie hatten nämlich zwei Negotianten aufgestellt, um den Handel zu verwalten. Auch Mehemed Ali wünschte eifrig das Monopol über alle Artikel des Depots auszudehnen, so wie er es bereits mit den Weinen gemacht hat, und scheint, da er der einzige Grundeigenthümer ist, auch der einzige Negotiant werden zu wollen. Doch wird er von der Furcht zurückgehalten, die von den Ideen industrieller Freiheit und Konkurrenz vollgesättigten europäischen Kaufleute abzuschrecken; denn er fühlt wohl, daß sich Aegypten derselben nicht entäußern könne, besonders was den Einfuhrhandel betrifft. Uebrigens würde das Monopol der ägyptischen Regierung, wie es wenigstens in Bezug auf die Weine ausgeübt wird, einen rein fiskalischen Charakter haben und keine kommerzielle Verbesserung bezwecken. Heut zu Tage hat der Dienst der Dampfpacketboote die Regulirung des Depots erleichtert, und es können jetzt alle Nachfragen für den europäischen Markt nach Maßgabe der jeweiligen Bedürfnisse befriediget werden. Doch werden die Artikel dieses Depots nicht sämmtlich in Aegypten verbraucht, sondern auch nach Syrien, Hedschas und an die Küsten des rothen Meeres ausgeführt.

Das Depot der orientalischen Waaren war ehemals sehr beträchtlich, sowohl hinsichtlich der Menge, als der Verschiedenheit der Artikel. Dieß war damals der Fall, als der indische Handel seinen Weg über Aegypten nahm. Es ist gegenwärtig schwer, den genauen Werth des jährlichen Umsatzes dieses Depots in allen seinen Details zu nennen, und man vermag dieselben höchstens im Allgemeinen nach den Einkünften der Zollämter am rothen Meere und in Ober-Aegypten zu berechnen. So liefen ein beim

Zollamte von	Suez	2,500,000	Piaster.
„	„ Kossrir	1,500,000	„
„	„ Deraoui	150,000	„
„	„ Siut	35,000	„
		4,185,000	Piaster.

Digitized by Google

Die zu erhebenden Abgaben für die verschiedenen Artikel sind an diesen verschiedenen Orten nicht festgestellt, nimmt man jedoch im Durchschnitte 10 Percent für die Douane an, so wird man der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Der Werth der Waaren beliefe sich somit auf 51,850,000 Piaster oder 11,000,000 Fr. Zwei Drittel dieser Summe kann man auf die Einfuhr setzen. Der jährliche Umsatz bei diesem Depot beläuft sich also auf 3 bis 4 Millionen Franken, der beständige Werth desselben ist aber wahrlich kein größerer als 1 bis 2 Millionen. Wenn aber einmal der Handel Indiens mit Europa seiner natürlichen Richtung über Suez folgen wird, kann auch das Depot der orientalischen Waaren in Aegypten einen Theil jener Wichtigkeit zurückerhalten, welchen dasselbe in grauer Vorzeit und im Mittelalter besessen.

(Schluß folgt.)

Das Erdbeben auf Martinique.

Die Insel Martinique, Frankreichs wichtigste Besitzung in Westindien, wurde, wie bereits erwähnt, am 11. Januar von einem fürchterlichen Erdbeben verheert. Es sind über diese Katastrophe auf officiellem Wege neue direkte Nachrichten eingelaufen, welche das kläglichste Gemälde von dem Zustande jenes einst so blühenden und reichen Eilandes entwerfen, dessen Wohlstand durch das Fallen der Zuckerpreise — eine Folge der Entstehung der europäischen Rübenzuckerfabrikation — in der letzten Zeit schon so schwer gelitten hatte. Die drei Erdstöße begannen am frühesten Morgen, kurz vor Sonnenaufgang, während eines trüben Nebelwetters. Sie dauerten zusammen nur eine Minute, waren aber von schauerlicher Gewalt. Fort-royal, eine Stadt von etwa 15,000 Einwohnern und Sitz des Gouverneurs, verlor alle öffentlichen Gebäude. Das neue Hospital, dessen Bau über 300,000 Franken gekostet, wurde dem Erdboden gleich. Sein Sturz zerschmetterte 45 Kranke und die Schwester Aurelie, eine jener frommen Frauen, welche willig das Mutterland verlassen, um in den fernen französischen Niederlassungen einem mörderischen Klima und heißen Himmel trotzend, der Pflege der Leidenden sich zu widmen. Das Hotel des Schatzes und die Gefängnisse sind gleichfalls völlig zerstört, ein Theil der Gefangenen wurde unter den Trümmern begraben. Die Mauern der Kirche, obwohl von drei Schuh Dicke und durch Säulen gestützt, wurden zerrissen und müssen fast ganz wieder aufgebaut werden. Der Gottesdienst wird jetzt auf offenem Feld inmitten der Zelte gehalten, unter welchen die Bevölkerung campirt. Die Druckerei der Regierung und das Schauspielhaus stürzten unter den Ruinen der Nachbarhäuser ein. Der Gouverneur bewohnte mit seiner Familie ein Landhaus, Bellevue, das gleichfalls theilweise zusammenstürzte. Sein Pallast in der Stadt hat schwer gelitten. Die Zahl der Todten beläuft sich im Fort-royal allein auf 317 Individuen. Saint-Pierre, die Hauptstadt Martinique's, von 30,000 Einwohnern, hat ebenfalls große Verheerungen erfahren, doch stehen ihre Häuser noch, obwohl sämmtlich mehr oder minder beschädigt. Ein Schreiben aus dieser Stadt schätzt den Schaden an den Gebäuden allein auf 4,700,000 Franken. Man vermuthet, Martinique habe einen unterirdischen Vulkan, welcher sich Oeffnung zu machen versuchte. Offenbar ist diese Insel rein vulkanischen Ursprungs und zeigt noch Spuren von Vulkanen, wofür die Haufen von bräunlichen Lavastücken, Bimssteine, laue und kochende Quellen und die Formen der Berge sprechen, deren Gipfel ganz die Gestalten alter Krater behalten haben. Die Erdstöße sind dort nichts seltenes, obwohl sie seit 1727 nicht so verheerend auftraten. Auf den Inseln St. Lucie, Dominika und Guadeloupe spürte man das Erdbeben gleichfalls, es war jedoch viel weniger stark und richtete geringen Schaden an.

Der größte Diamant.

Die Entdeckung des größten Diamanten, von dem die Welt bisher Kenntniß genommen, wurde durch fast romanhafte Umstände herbeigeführt. Drei Brasilier, Antonio de Souza, José Felix Gomez und Thomas de Souza, waren irgend eines Verbrechens wegen zur Verbannung in den traurigsten und uncultivirtesten Theil des inneren Landes verurtheilt worden. So grausam die Strafe war, so war doch die Gegend, in welche sie sich verwiesen sahen, die reichste, die man sich denken kann: jeder Fluß strömte über ein Goldlager, jedes Thal enthielt unerschöpfliche Diamantengruben; die Unglücklichen versüßten sich ihr hartes Loos mit der Hoffnung, irgend eine reiche Goldmine entdecken und so ihre Zurückberufung bewirken zu können. Sechs Jahre lang durchstreiften sie die Gegend nach jeder Richtung, als sich das Glück für sie wunderbar erklärte. Eine außerordentliche Trockenheit hatte den Strom Abarte wasserlos gemacht, und während sie in dem trockenen Strombette nach einem Goldlager suchten, fanden sie einen ungewöhnlich großen Diamanten. Von Freude und Hoffnung erfüllt, kehrten sie sogleich nach Villa-Rica zurück, um ihren Diamanten dem Gouverneur der Stadt vorzuweisen, der seinen Augen nicht trauen wollte und eine Commission zur Prüfung des Steines zusammenberief. Man erklärte den Stein für einen ächten Diamanten, und schickte ihn sogleich nach Lissabon; die Verurtheilten aber wurden freigesprochen. Dieser berühmte Diamant, welchen man auf 300 Millionen Pfund St. abschätzte, wurde an Gallatagen von dem letzten Könige von Portugal, der bekanntlich für kostbare Steine eine besondere Leidenschaft hatte, am Halse getragen.

Lassen wir uns in London versichern!

Die Achtung für den buchstäblichen Sinn des Gesetzes ist in England so groß, daß man selbst eine Absurdität, auf Kosten derselben begangen, nicht fürchtet. John Maxwell, einer der eifrigsten Verbreiter des „Morning-Herald" versicherte seine Mobilien gegen Feuerschaden bei der sogenannten Salvator-Gesellschaft, welche eine der größten und reichsten Industrie-Kompagnien dieser Gattung in den vereinigten Königreichen ist. Die Versicherungs-Polizze endigte mit folgender Klausel: „... nach welchen Bedingungen die Kompagnie sich verpflichtet, dem John Maxwell den Werth obbenannter Gegenstände zu ersetzen, im Falle sie durch Feuer zu Grunde gegangen wären." Sechs Monate nachher ging Mr. Maxwell in das Bureau der Kompagnie und machte, mit dem Kontrakte in der Hand, seine Ansprüche auf eine Entschädigung von 80 Guineen geltend. „Hier" sagte der Versicherte den Versicherern, „ist die Liste der Gegenstände, deren Werth Sie durch ausdrückliches Registriren in die Versicherungs-Polizze versichert, und sich erklärt haben, selbe zu ersetzen, insoferne sie durch Feuer zu Grunde gehen würden. Unter diesen Gegenständen befanden sich auch 6 Kistchen Havannah-Cigarren und 50 Bouteillen Jamaica-Rum. Nun habe ich diese versicherten 6 Kistchen Cigarren verraucht; — daher sind sie durch das Feuer zu Grunde gegangen, und von den 50 Bouteillen Rum habe ich, wie aus den anruhenden Zeugnissen meiner Freunde und Tischgenossen erhellt, welche ich zu bewirthen die Ehre hatte, so viel Punsch gemacht, bis aller Rum in Flammen aufgegangen. — Auf diese Art wurden sowohl der Rum, als die Cigarren vom Feuer verzehrt, und in Folge unseres Kontraktes müssen Sie mir sowohl den einen als die andern, ihrem Werthe nach, ersetzen. Der Rum kostete eine Guinee per Bouteille, und die Cigarren 5 Guineen per Kistchen, was für 50 Bouteillen und 6 Kistchen die Summe von 80 Guineen ausmacht." — „Diese Rechnung ist ganz richtig" antworteten die Versicherer; „die Klausel ist kontraktmäßig, und Sie haben volles Recht, den Schadenersatz anzusprechen. — Haben Sie nur die Güte, zum Kassier zu gehen."

Digitized by Google

Und der Kassier bezahlte richtig dem Mr. John Marwell anstandslos die 80 Guineen für die 6 Kistchen Cigarren, die er verraucht, und die 50 Bouteillen Rum, die er in Punsch während 6 Monaten mit seinen Tischfreunden genossen hatte, da sich gegen die Wahrheit nichts einwenden ließ, daß sie durch Feuer zu Grunde gegangen seyen.

Pot-Pourri.

Erfindung.

Ein Amerikaner der Vereinigten Staaten hat eine Erfindung gemacht, die eine große Revolution in der Spiegel-Fabrikation hervorbringen wird. Es ist ihm geglückt, eine metallartige Substanz, die flüssig und durchsichtig ist, zu erfinden, welche, auf eine Fläche, die mit Staniol belegt ist, ausgebreitet, und, nachdem sie erkaltet ist, die nämlichen Eigenschaften gewährt, als die Crystall-Spiegel, mit welchen sie die größte Aehnlichkeit hat. Man kann damit Spiegel von allen Dimensionen machen, so groß sie auch immer seyn mögen. Der Herr Thornton hat mit dieser Substanz die Wände und den Plafond einen der Säle seines Hauses in Philadelphia belegen lassen, und man versichert, daß wenn die Lüstres dieses Saales angezündet sind, sich die Lichtreflexe durch diese Spiegel von seiner Erfindung ins Unendliche vervielfachen und einen wahrhaft magischen Effekt hervorbringen.

Sonderbare Gebräuche.

In Europa kann es nirgends bedauernswerthere Wittwen geben, als unter den Landleuten auf Sardinien. Beim Begräbnisse muß jede hinter der Bahre hergehen und sich von Schmerz wie wahnsinnig anstellen, heulen und schreien, wenn der Verstorbene auch noch so hartherzig und böse gewesen ist. Thut sie es nicht, so heißt sie ein liebloses Weib, — und bei den Worten bleibt es nicht. Auf dem Kirchhofe kommt nemlich noch die eigentliche Feuerprobe, welche mancher Wittwe selbst das Leben kostete. So wie der Priester das Kreuz über den ins Grab gesenkten Sarg schlägt, fallen alle Weiber über sie her, überhäufen sie mit Vorwürfen, daß sie den Mann in die Erde gebracht habe, und zerzausen, kratzen, stoßen, schlagen sie, daß sie sich nicht zu retten weiß, besonders wenn ein Paar Nachbarinnen einen alten Groll an ihr zu rächen haben. Ist dieß glücklich überstanden, so muß sie ein ganzes Jahr lang die Kleider anbehalten, welche sie am Begräbnißtage trug, und wenn sie stückweise vom Leibe fallen! —

Anekdoten.

Vorwurf und Gegenvorwurf.

Bei einem neulichen Gedränge auf einem der Plätze Berlin's stand ein Fremder unter den Versammelten. Ein Taschendieb, jung und wohlgekleidet, machte den Versuch, dem Fremden die Taschen leer zu machen; fand aber nur ein leinenes weißes Schnupftuch. Er war beschäftigt, dieß an sich zu bringen, da bemerkte der Fremde ein Krabbeln in seiner Tasche, griff zu und erfaßte die Hand des Hintermannes mit dem Tuch. Sich umwendend sagte er zu diesem: So jung, gesund und anständig bekleidet und ein Dieb? Schämen Sie sich!" — Hohnlachend erwiederte der Langfinger: „Schämen Sie sich: so wohlhabend gekleidet und nicht einmal ein seidenes Taschentuch zu haben. Pfui!" Ein Gensdarm, der den Frechen verhaftete, machte hier dem Dialog ein Ende.

Mehr als Eins.

Ein Geistlicher auf dem Lande machte einem erst vor Kurzem getrauten Paare Vorstellungen wegen seiner häufigen Streitigkeiten, die sehr mißfällig wären, sowohl in den Augen Gottes, als der Menschen; da sie, nach der Bestimmung der Schrift Beide nur „Eins" seyn sollten. „Beide Eins!" rief der Liebste, „gingen Ihre Hochwürden manchmal vor unserer Thüre vorüber, so fühlten sie sich versucht zu glauben, es wären unserer Zwanzig."

Ein kürzlich verstorbener junger Schriftsteller von vielem Verdienste befand sich oft in dringender Geldnoth. Eines Tages, wo er eben von Gläubigern sehr bedrückt war, nahm er die Zuflucht zu seinem Vater, welcher sich aber nicht in der besten Stimmung zeigte. „Ich bin es müde," gab er dem Sohne zur Antwort, — „ewig deine Sünden zu büßen. Du bist Gott und dem Teufel schuldig. Das kann mir unmöglich gleichgültig seyn!" — „Wie ungerecht Sie sind, mein Vater!" erwiederte der junge Mann, „so eben haben Sie die beiden einzigen Personen genannt, denen ich nicht schuldig bin."

Seit einiger Zeit ist zu London eine Schule für junge Thierärzte eingerichtet worden, welche sich eines zahlreichen Besuches erfreut. Ein junger Irländer, der bereits zu Dublin schöne Vorstudien gemacht zu haben, durch glänzende Zeugnisse darthat, wurde in die Anstalt aufgenommen, und galt für einen gemachten Thierarzt. „Wenn man Ihnen," sagte eines Tages einer seiner Kollegen zu ihm, „ein windbrüchiges Pferd brächte, um es zu heilen, was würden Sie thun?" — „Bei der heiligen Jungfrau," sagte der Irländer, „ich würde dem Besitzer den Rath geben, das Thier sobald als möglich zu verkaufen."

Der Bediente einer Herrschaft kam zu einem Doktor und bat ihn, er möchte ihn doch vom Tode retten, da er schon seit sechs Monaten am „Knochenfraß" leide. Der Arzt untersuchte ihn, findet aber nicht die geringste Spur dieses Uebels. „Ach! — sagte der Diener — ich meyne bloß, daß ich bei meiner jetzigen Herrschaft nichts als Knochen zu nagen bekomme!"

In einem Ritterstück wurde ein Becher gestohlen. Der Regisseur erlaubte dem Requisiteur, es in die Zeitung setzen zu lassen, und dieser that es mit folgenden Worten: „Mit Vorwissen des Regisseurs ist ein Becher gestohlen worden."

Dreisylbige Charade.

Die ersten Zwei mögen fatal seyn
Bei einer Reise zu Fuß,
Weil man gepeinigt von Schmerzen
Beim Wandern Halt machen muß.

Im Dritten gehn Löwe und Tiger,
Der Wolf und der brummige Bär
Mit aller gar stolzen Haltung
Im grünen Walde einher.

Und wo sich das Ganze beweget,
Da bricht mit hellem Gebraus
Die lang verhaltene Flamme
In wilder Gährung aus.

Digitized by Google

Außerordentliche Beilage zum „Sammler" No. 10.

Inhalt: Die Pariser Kaffeehäuser. — Aegypten. — Der Zobel. — Karnevals-Folgen. — Merkwürdiger Versuch in Betreff der menschlichen Körperkraft. — Kuriosa. — Anekdoten.

Die Pariser Kaffeehäuser.

(Schluß)

Im Kaffeehause hat der Garçon auf Deinen Ruf „une mitasse" eine schneeweiße Tasse, vier Stücke Zucker und ein petit verre vor Dir niedergestellt. Er hat das petit verre hinzugefügt, weil er aus Deinem purpurfarbenen englischen Gesichte den Schluß gezogen, daß Du an Liqueur Geschmack findest. Jetzt erscheint ein anderer Garçon; in der Rechten hält er eine kolossale silberne Kanne, mit einem Deckel darauf, und in der Linken eine dergleichen ohne Deckel: die eine Kanne enthält Kaffee, die andere aber Sahne. Du weisest die Kanne zurück, und nun schenkt Dir der Garçon aus der ersten Kanne eine so reichliche Quantität Kaffee, daß die Obertasse überfließt und die Untertasse um ein Haar gleiches Schicksal hätte. Es ist kaum noch Raum für die vier Stücke Zucker vorhanden, und doch mußt Du sie irgendwie hineinfördern, indem sonst die koncentrirte Stärke des Kaffee's ihn fast ungenießbar macht; durch die süße Beimischung wird er aber das edelste aller irdischen Getränke. Sein flüssiger Theil schmeichet allen Geschmacks-Nerven; sein Geruch erfreut das Geruchs-Organ, und selbst das Auge ergötzt sich an jener dunkelklaren, Funken sprühenden Farbe, die den silbernen Löffel anmuthig durchschimmern läßt. Du fühlst Dich gedrungen, zu bekennen — wär' es auch nur heimlich, daß der französische Kaffee der einzige wahre Kaffee ist. In wenigen Augenblicken beginnt seine Wunderkraft zu wirken; Du fühlst Dich spirituell gesprächig und liebenswürdig.

Der Garçon ist ein Beau-Ideal in seiner Sphäre. Sein Haar ist so stark pomadirt, daß es einen Glanz hat wie Ebenholz. Sein Gesicht hat einen balsamischen Ausdruck, der Dich bezaubert. Seine Kravatte ist blendend weiß, seine ganze Tournüre zierlich und geschmeidig. An seinem linken Arme hängt eine reinliche Serviette, und eine schneeweiße Schürze umgürtet seine Hüften. Er gleitet in Tanzschuhen über den Boden; und sein Tritt ist dem Ohre kaum vernehmlich. Der Gast braucht seinen Wunsch kaum laut werden zu lassen; unser Garçon liest schon Alles in seinen Zügen. (Ein Spiegel für manchen deutschen Kellner!)

Jetzt tippst Du mit einem Fünffranken-Stück auf Deine Tasse; der Garçon nimmt es Dir mit Grazie aus der Hand, nähert sich der Dame-du-Comptoir und spricht nur die beiden Worte: „huit-cent." Die Dame-du-Comptoir —

Und wo kannst Du eine Dame-du-Comptoir finden, außer in Frankreich? Einige Plumperiane von unseren Landsleuten geben ihr zuweilen den pausbackigen Namen „Schenktisch-Jungfer" (barmaid). Allein es rollt ein breiter Ocean zwischen jener anmuthigen, elegant gekleideten, mit ihrem Scharfblick Alles überschauenden Gottheit und jenem anderen Geschöpfe, auf welches der erwähnte abscheuliche Name passen mag, ein Name, der mit Bierflaschen- und Stallburschen-Dunst geschwängert ist. Die französische Dame sitzt königlich hinter ihrem Comptoir. Zwei große silberne Vasen mit Löffeln darin, stehen vor ihr; zu ihrer Rechten gewahrt man verschiedene zierliche Kannen, und zu ihrer Linken wohl zwanzig mit Zucker gefüllte Schaalen. Sie hat einen Schellenzug in ihrem Bereiche, um den Garçon zu citiren, und die Schatzkisten des Kaffee's sind vor ihren Blicken weit geöffnet.

Obgleich in Europa überhaupt die Thätigkeit des Weibes überall mehr oder minder in Anspruch genommen wird, so reicht doch nichts an die praktische Vielseitigkeit, welche das Weib in Frankreich entwickelt. Eine Frau spannt Pferde an die Postkutsche; eine Frau verkauft Dir im Theater Dein Billet, und andere Frauen haben die Logen unter ihrer Obhut. In vielen Geschäfts-Lokalen besorgt ein Weib das ganze Geschäft. Willst Du in einem Holzhofe eine Ladung Holz erhandeln, so hast Du es mit einer Frau zu thun; beabsichtigst Du eine Reise nach dem südlichen Frankreich, so empfängst Du aus den Händen einer Frau Deine Berechtigung zu einem Platze im Coupée. Der größte Gasthof in Paris steht unter der Direktion einer Gastwirthin. Frauen führen die Oberaufsicht in den Lese-Zimmern, Restaurationen, Tabagien und Café's, sie unterhalten sogenannte cabinets inodores auf dem Boulevard Montmartre, verleihen Journale im Palais-Royal u. s. w. Hat die Frau ein Amt, das seiner Natur nach nicht öffentlich verwaltet werden kann, so kannst Du sie wenigstens in fünfzig Straßen von Paris lebensgroß auf Leinwand sehen, mit der lakonischen Ueberschrift: „An die Mutterschaft (maternité)! Madame N. N. — Hebamme — 9 Tage, die Niederkunft mit eingeschlossen — 50 Franken und darüber."

Was die Schönheit der Pariser Geschäfts-Damen betrifft, so hört man alte Veteranen aus den Zeiten des Konsulates und der Kaiserherrschaft über diesen Punkt manchen Seufzer ausstoßen. Ihrer Versicherung gemäß, ist die jetzige Generation alt und häßlich, wenn man sie mit früheren Generationen vergleicht; und die alten Herren mögen nicht so ganz Unrecht haben. Bei den Dames-du-Comptoir in den Café's habe ich oft die vollendetste Grazie und Liebenswürdigkeit des Benehmens mit der niedrigsten Schönheitsstufe, ja mit wahrer Häßlichkeit, gepaart gefunden und diesen Kontrast — versteht sich, stillschweigend — bewundert. Paris kann uns mehr als jeder andere Ort die Ueberzeugung beibringen, daß Schönheit der Formen, wenn es auf Bezauberung des Herzens ankommt, eine sehr untergeordnete Rolle spielt; daß geistige Lebendigkeit, Feinheit und natürliche Anmuth des Benehmens der wahre Magnet sind, der das Starke zum Zarten, das Zarte zum Starken hinzieht.

Kehren wir nun von dieser Episode an den Schenktisch zurück. Sobald der Garçon das Fünffranken-Stück mit den lakonischen Worten: „huit-cent" vor der Dame-du-Comptoir niedergelegt hat, subtrahirt sie acht Sous von Hundert. Der Garçon bringt Dir, in Erwartung eines kleinen pour-boire, das übrige eingewechselte Geld. Spendest Du ihm einen Sous für seine Bemühung, so macht er nur eine Reverenz; läßt Du zwei Sous auf dem Tische, so begleitet er den Bücklin mit einem „merci, Monsieur!" Stellst Du ihm großmüthiger Weise drei Sous zur Disposition, so öffnet er Dir außerdem noch ehrerbietig die Thür, wenn Du abziehst — kurz, je mehr Sous, desto mehr Aufmerksamkeiten.

Von dem Café begeben wir uns, der bloßen Veränderung wegen, in eine Tabagie (estaminet). Wie ganz anders ist die Scene, die sich hier unsern Blicken enthüllt! Aus dichten Tabacks-Wolken schimmern uns Gruppen von Schmauchern und Trinkern entgegen; um ein halbes Dutzend Billaedtische tummeln sich Leute in Hemdärmeln, jeder mit einem Queue bewehrt, und Garçon's laufen in die Kreuz und Quer, von denen der Eine ganze Bündel Thonpfeifen, der Andere ein Paar Flaschen Straßburger Bier und der Dritte Branntwein schleppt. In einem Winkel des Zimmers thront die Dame-du-Comptoir, von Tabakspfeifen, Krügen und Flaschen ohne Zahl umgeben; die Umrisse ihrer Gestalt zerfließen in dem blaugrauen Dampfe, der das ganze Lokal erfüllt. Ein Garçon — aber ach, Einer von ganz anderem Kaliber, als die dienstbaren Genien des Café Veron — tritt hervor und stiert Dir so emphathisch ins Gesicht, daß Du Dich gezwungen fühlst, einen Cigarro und ein Glas Liqueur zu fordern. Hat Dein Ohr nach Ab-

Google

lauf einer halben Stunde an die lärmende Unterhaltung der Gäste sich gewöhnt, so unterscheidest Du allmählig ein halbes Dutzend Sprachen. Die fünf Herren, welche hier um ein Marmor-Tischchen sitzen und Karte spielen, sind Franzosen. Sie schlürfen Kaffee, rauchen aus gewöhnlichen Pfeifen, und ihr Spiel ist das beliebte Vingt-un. Einige von ihnen tragen die Uniform der Nationalgarde. Jenes olivenbraune Individuum, dessen kohlschwarzer Schnurrbart sich bis an die Ohren zieht, ist ein Spanier. Die nervigen Arme über der Brust verschränkend, schmaucht er selbstgenügsam einen delikaten Cigarro und beobachtet die Spieler mit düsteren Blicken. Ihm gegenüber sitzt ein bejahrter Herr, der sich bei einer großen Flasche Straßburger Bier gütlich thut. Seine rechte Hand erfaßt den vollen Becher, während die Linke den riesigen Meerschaumkopf seiner kurzen Pfeife unterstützt, bis er zu heiß wird. Ein wahres Bild des Phlegma's, sitzt er da mit vorquellenden, gläsernen Augen und sieht in absoluter Gedankenlosigkeit den Wolken nach, die er vor sich hinpufft — er ist sonder Zweifel ein Deutscher. Die plappernden und gestikulirenden Spieler am dritten Billard-Tische erkennst Du an ihrer Sprache für Italiener. Der benachbarte Billard-Tisch ist von Franzosen okkupirt; in ihrer Mitte befindet sich Eugène, der gefeierteste Queue-Virtuose in ganz Paris.

Erst an dem Abende, als ich Eugène spielen sah, erhielt ich eine würdige Vorstellung vom Billard; damals erst kam mir zum Bewußtseyn, daß dieses Spiel, um mit Virtuosität gespielt zu werden, keine geringere Concentration der geistigen Kräfte erfordert, als das Schach, und daß Stöße auf's Ungefähr in dem einen eben so verächtlich seyn sollten, wie Züge auf's Ungefähr in dem anderen. (Bentley's Miscellany.)

Aegypten.

(Schluß.)

Das Depot der ägyptischen Waaren besteht aus den Produkten von Nieder-, Mittel- und Ober-Aegypten, ferner aus einigen Artikeln von Yemen, dem Sennaar und Kordofan. Der Werth der jährlich in dieses Depot gelangenden Produkte ist veränderlich, besonders hinsichtlich der Produkte des Feldbaues. Ein Drittel gehört für die Konsumtion des Landes. Die Ausfuhr betrug im Jahre 1836 den Werth von 42,062,000 Franken.

Dieses Depot hat das Eigenthümliche, daß es sich ganz in den Händen der Regierung befindet, denn da sie der einzige Grundbesitzer und Fabrikseinhaber ist, so ist sie auch der einzige Besitzer und Verkäufer ihrer Produkte. Auf den ersten Anblick scheint es, daß das ägyptische Gouvernement ein handeltreibendes sey, denn es empfängt gegen die Zahlung einer Geldsumme die Produkte der Fellahs. Man kann jedoch diese Veräußerung nicht zu einem Kaufe qualifiziren, weil da kein freier Wille obwaltet, denn der Fellah ist verpflichtet, seine Produkte abzuliefern, und der Preis ist von der Regierung festgesetzt. — Das Depot der ägyptischen Waaren ist natürlich ein bloß transitorisches und die Waaren werden nach Maßgabe ihres Hereinbringens wieder verkauft; in den Schounas behält man sonst nichts als das für die Bedürfnisse des Landes und der Armee nöthige Getreide. Der Werth des Depots kann also nie sehr bedeutend seyn, denn er erhebt sich im Mittel nicht über 8 bis 9 Millionen Franken. Indessen geschieht es doch, daß gewisse Produkte in den Magazinen der Regierung liegen bleiben und beinahe verderben! man hat daselbst bis 2500 Kisten Indigo gesehen, welcher wegen seiner Unreinheit durchaus nicht an Mann gebracht werden konnte, und erst neulich war die vorräthige Wolle auf eine abnormale Quantität gestiegen.

Die Baumwollpflanzungen auf den verschiedenen Punkten der Erde und der sich täglich mehrende Ertrag derselben in Amerika mußten das Gleichgewicht zwischen dem Erzeugnisse und dem Verbrauche des genannten Artikels aufheben, welche Krise sich vorzüglich in Aegypten bemerkbar machte. In den Jahren 1836 und 1837 fallirte mehr als die Hälfte der in Alexandrien ansässigen europäischen Häuser.

Anfangs gestand Mehemed-Ali den Negotianten große Vortheile zu, um sie zu bewegen, sich in Aegypten niederzulassen. Das geschah besonders in jener Epoche, als man dort noch binnen kurzer Zeit ein kommerzielles Glück erringen konnte, theils durch Lieferungen in die Land- und Seearsenale, theils durch die direkte Cession der ägyptischen Produkte. Mehemed-Ali möge der Industrie heut zu Tage dieselben Vergünstigungen zugestehen und man wird eine Menge Künstler nach Aegypten strömen und sich daselbst ansiedeln sehen. Diese letzteren werden vielleicht mehr dem Lande nützen, als die Kaufleute, welche ihre in Aegypten erworbenen und vermehrten Reichthümer nach Europa senden und keinen Ersatz dafür im Lande lassen. Der erworbene Gewinn ist nichts anderes, als die Vergütung für die Verstandesoperation und diese Vergütung ist fast immer im Mißverhältnisse mit der gelieferten Arbeit. Mehemed-Ali selbst erhebt gegenwärtig die Industrie gegenüber dem Handel, der jedoch nichts desto minder beeinträchtiget wird, und dieses Verfahren vermag sicher die fortschreitende Tendenz Aegyptens zu begünstigen.

Die Gesammtsumme des ägyptischen Handels für Alexandrien sowohl rücksichtlich der Ein- als Ausfuhr beläuft sich auf 121,875,000 Franken. Oesterreich ist diejenige europäische Macht, welche die ausgedehntesten Handelsverbindungen mit Aegypten unterhält, denn sie belaufen sich auf ein Viertheil des gesammten Handelsverkehrs. Die Türkei macht gleichfalls beträchtliche Geschäfte, und würde, wollte man Syrien mit einbeziehen, den ersten Rang behaupten; England und Frankreich aber kommen erst auf den dritten und vierten zu stehen. — Der Handel mit dem südlichen Afrika und den Küsten des rothen Meeres erhebt sich höchstens auf 11,000,000 Franken.

Die Vergleichung dieser zwei Zahlen beweist zur Genüge, daß der eine Theil des ägyptischen Handels fast gänzlich auf Nichts reduzirt sey. Aegypten nimmt keinen Theil mehr an der kommerziellen Bewegung Indiens. Dafür lebt es aber auch nur zur Hälfte, denn die Cirkulation seiner Lebenssäfte findet nur auf einer Seite statt, und es wird nicht eher zur Fülle seines Lebens, zu seinem normalen Zustande von Gesundheit und Kraft gelangen, als bis es die Straße bildet zwischen dem indischen und europäischen Handel. Der Werth der Produkte, welche Europa und Amerika mit den jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung gelegenen Ländern jährlich in Täusch und Verkauf bringen, beträgt mindestens 8 bis 900 Millionen Franken. Es ist sonnenklar, daß die beständige Passage einer so ungeheuren Waarenmenge, sey es nun auf diese oder jene Weise, in Aegypten fruchtbare Spuren hinterlassen müsse. Diese Wohlthat würde Aegypten noch inniger mit Europa und Europa mit Aegypten verknüpfen. Wäre doch der Augenblick nicht mehr ferne, wo sich die europäische Diplomatie mit der Lösung dieser Frage ernstlich beschäftigen wird. Das Schwert taugt nicht dazu, diesen gordischen Knoten zu zerhauen, in welchen alle Interessen Europa's verschlungen sind, nur die Eintracht des Handels soll durch Lösung desselben einen Triumph feiern über die ungegründeten Vorurtheile, welche dem großen Werke so lange den Weg in das Leben vertraten.

Der Zobel.

Die Zobeljagd beginnt, wenn der erste Schnee fällt. Die Jäger gehen dann mit Hunden auf die Jagd, die, sobald sie eine Zobelspur auf dem Schnee finden, auch den Zobel entdecken. Gewöhnlich entfliehen die Zobel in den Wald und retten sich auf Bäume, von wo sie von den Jägern mit der Kugelbüchse heruntergeschossen werden. Wen tiefer Schnee oder Glatteis liegt und die Hunde den Zobel nicht verfolgen können, wird die Jagd mit einer Falle getrieben. Der Jäger, der auf Schneeschuhen geht,

stellt Bogen an den Zobelfährten auf; wenn nun der Zobel seines Weges daher kommt und sich an dem Faden des in dem Schnee verborgenen Bogens anhackt, so schnellt der Bogen den Pfeil ab und tödtet den Zobel. Außerdem fängt man ihn auch in andern Fallen und Schlingen. Ein eifriger Jäger kann, wenn er nicht durch tiefen Schnee und andere Nachtheile gehindert wird, mit guten Hunden dreißig bis vierzig Zobel in einem Monat erlegen; mit Hülfe von gelegten Bogen aber wird er im Laufe von fünf Wintermonaten kaum zehn Zobel fangen. Die Jäger ziehen dem getödteten Zobel sogleich das Fell ab, kehren die Fleischseite nach außen, tragen sie nach vollendeter Jagd nach Hause und verkaufen sie an Aufkäufer, theils gegen baares Geld, größtentheils aber im Tausche gegen Blättertabak, Butter, Tuch, einen dicken chinesischen Stoff, Dabu genannt, grobe Leinwand und andere unentbehrliche Bedürfnisse. Die Aufkäufer bereiten die gesammelten Zobelfelle zu, kehren sie um, mit den Haaren nach außen, und fassen sie, je zu zehn Stücken, an Riemen auf. Die Zobel aus dem Jakutenlande, so wie die aus Kamtschatka werden hauptsächlich nach Jakutsk zum Verkauf an die dortigen Kaufleute gebracht, meistens zur Zeit des Julius-Jahrmarktes. Eben dahin kommen auch größtentheils die Zobel von der Olekma und Kolyma. In Jakutsk werden sie auf dem genannten Jahrmarkt von Großhändlern aus Irkutsk und Großrußland gegen baares Geld aufgekauft, je nach dem Orte des Fanges ausgesucht, nach Farbe und Größe sortirt, dann an Riemen, je zwanzig Zobelfelle, zu einem Bündel aufgereiht, nachher zu vierzigen von beiden Seiten fest zusammengeschnürt und zum Verkaufe nach Moskau, Nishegorod und Irbit geschickt. Jakutische Kaufleute schicken auch Zobel nach Irkutsk und anderen Orten mit dem ganzen Thiere, ohne die Felle abzustreifen.

Die Zobel werden sortirt nach Farbe, Länge, Feinheit, Dichtheit und Größe der Haare, nach der Farbe des Flaums und nach der Güte des Fells. Für die besten gelten die dunkelsten und die im Felle stark sind, feines und zartes Haar und ein dunkelblaues Wasser haben. Manchmal trifft man Zobel, deren längste Haare weiß sind, und die man deßhalb Silberzobel nennt; sie gelten für schön und dauerhaft, namentlich darum, weil diese silberglänzenden Haare als Beweis dienen, daß der Pelz nicht gefärbt ist. Die nördlichen Gegenden Asiens und Amerikas sind reich an Zobeln, und die Güte derselben steigt, je östlicher sie gefangen werden: so sind sie im östlichen Sibirien besser, als im westlichen; diesseits des Urals trifft man gar keine. Um die Zobel je nach ihrer Güte besser zu unterscheiden, benennt man sie nach den Orten, wo sie gefangen werden.

Die Zobel jeder Art werden gewöhnlich zu vierzig Stück in zwei Bündeln, jedes zu zwanzig Stück verkauft. Das erste Vierzig enthält die besten Zobel, das zweite schon Stücke von geringerer Güte, und so fort; wenn nun eine Partie z. B. aus zehnmal vierzig Stück besteht und um 15,000 Rubel verkauft wird, so sind nach einer Erfahrungsberechnung die ersten vierzig Stück ungefähr 4000 Rubel werth, die übrigen immer weniger, so daß die letzten vierzig Stück nicht über 1000 Rubel werth sind. Wenn aber die Zahl der besseren Zobel der Zahl der übrigen Sorten aus einem und demselben Landstriche nicht entspricht, oder man die Zahl vierzig mit Stücken von der ersten Sote nicht voll machen kann, so werden die besten unter die übrigen Sorten vertheilt, je vier auf vierzig Stück, wodurch begreiflicher Weise der Werth der vierzig Stück, von welcher Sorte sie auch seyn mögen, steigt.

Der jährliche Fang an der Olekma beträgt zwanzig- bis siebenzigmal vierzig Stück; unter diesem Namen werden in Rußland aber bei Weitem mehr verkauft, weil man auch andere Zobelsorten, die denselben an Güte gleichkommen, darunter mischt.

Auf den Jahrmarkt von Nishegorod kamen im Jahre 1836 fünfzig Ballen zu vierzig Stück, welche für 78,000 Rubel verkauft wurden; davon wurden dreißig Ballen zum Preise von 1500 Rubeln für Leipzig aufgekauft, das Uebrige wurde in die innern Gouvernements abgesetzt. Die Zobelfelle werden in das übrige Europa entweder über den Petersburger Hafen oder über Radziwilow nach Brody verführt, von wo sie nach Leipzig gehen. Eine bedeutende Menge wird auch nach China abgesetzt, wohin nach einem zehnjährigen Durchschnitt jährlich über Kiachta hundert und sechsundzwanzig Ballen zu vierzig Stück zu einem Preise von nur 400 Rubeln der Ballen gehen. Die Chinesen, welche im Färben der Pelze sehr geschickt sind, verlangen nicht die dunkeln Zobel und die andern bessern Sorten, weil sie keinen hohen Preis dafür zahlen wollen.

Die nordamerikanischen Zobelfelle, welche nach Europa gelangen, sind in Rußland unter dem Namen der ilkowischen bekannt. Sie zeichnen sich vor den sibirischen dadurch aus, daß sie etwas dicker, stärker im Fell und viel fetter sind; ihre Haare sind im Allgemeinen röther, die äußern Haare und der Nachwuchs länger, dicker und rauher; auch findet sich bei ihnen kein so dichter Flaum, wie bei den sibirischen. Die amerikanischen Zobel braucht man vorzugsweise zu warmen Männerkleidungen. Bei der Verarbeitung der Zobelpelze zu Pelzröcken, Pelzkragen u. dgl. werden die Felle auf verschiedene Art verwendet. Man näht die Zobelfelle zu Pelzen zusammen, welche aus zwei Hälften bestehen, die $1^3/_4$ bis 2 Arschinen lang, oben $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ Arschinz, unten $1^3/_4$ bis 2 Arschinen breit sind. Diese Pelze sind von fünferlei Art. Zu einem Pelz aus ganzen Fellen näht man der Länge nach fünf Reihen an einander, jede Hälfte hat oben sechs und unten zehn Zobelfälle in der Breite; auf alle fünf Reihen rechnet man vierzig Stück, und also auf einen ganzen Pelz achtzig. Die Zahl der Stücke ist größer oder geringer, je nach der Größe der Felle; im Durchschnitt aber rechnet man auf ein Fell 12 Zoll Länge und 9 Zoll Breite. Solche Pelze werden indeß wegen des hohen Preises selten gemacht. Pelze aus Bauchfechen sind diejenigen, wo der Bauchtheil nach dem Herausschneiden des Rückens übrig bleibt; es werden nämlich diese Rücken zu einigen sehr kostbaren Verbrämungen oder Damen-Boa's genommen. Ein Pelz aus Bauchfellen wird wie ein Pelz aus ganzen Fellen in fünf Reihen der Länge nach gemacht; die Breite aber hängt von der Größe der ausgeschnittenen Rücken ab. Die Halspelze werden aus Zobelhälften gemacht, von denen man vier- bis fünfhundert auf zwei Pelze braucht; der eine davon heißt Lobkowy (der aus Stirnstücken bestehende,) der andere Duschetschaty (der aus Hälsen bestehende); der Letztere ist drei- ja sogar manchmal viermal wohlfeiler, als der erstere. Fußpelze werden gewöhnlich aus 140 Paar Füßen zusammengenäht; man nimmt jedoch dazu nur die Hinterfüße und gebraucht die Vorderefüße zu Ansätzen. Solche Fußpelze werden den aus Stirnstücken bestehenden gleich, nämlich zu 3 bis 800 Rubeln geschätzt. Die Schweife oder sogenannten Damenhalstücher (Boa's) werden gewöhnlich aus sechszig Stücken zusammengesetzt und zu 2 bis 800, ja bis zu 1200 Rubeln verkauft. Die theuren Zobel braucht man vorzugsweise zu Krägen, Palatinen, Mützen, Muffs, Verbrämungen u. dgl. Zu einem Pelzkragen braucht man 2, 3, 4, selten 5 Zobel, auf einen Palatin aber gehen 13 bis 17 Zobel. (Ausl.)

Karnevals-Folgen.

Das Blatt le Droit enthält interessante Notizen über die Wirkungen des Karnevals in Paris. Zuerst gibt es eine Uebersicht über die Verpfändungen und Auslösungen im Leihaus am 9, 11, 12 und 13 Februar. An den zwei ersten Tagen wurden mehr Artikel ausgelöst, als verpfändet. Da wollten wohl noch Viele in ihren besten Kleidern, mit ihren Shawls

Digitized by Google

und Uhren, in deren Besitz man sie wußte, vor ihren Bekannten erscheinen; schon am dritten Tage aber betrugen die Verpfändungen der Zahl nach beinahe und am vierten betrugen sie mehr als das Doppelte der Auslösungen. Noch einen Monat lang verspürt man, natürlich im abnehmenden Verhältnisse, Nachwirkungen des Karnevals auf dem Leihhause. Bei der Sparkasse wurden am Sonntag und Montag vor Fastnacht 598,126 Fr. eingelegt und 690,000 Fr. herausgenommen; an den entsprechenden Tagen der Woche zuvor betrugen die Einlagen 776,878 und die Herauszahlungen 588,158 Fr. Am Sonntag (17.) nach Fastnacht wurden 582,383 Fr. eingelegt und 624,500 herausgezogen. Die Zahl der in die Spitäler aufgenommenen Kranken betrug im Jahre 1838 am Samstag vor Fastnacht 226, am Sonntag bloß 94, weil die arbeitenden Klassen Sonntags nicht gerne in den Spital gehen, an den zwei folgenden Tagen aber 244 und 296 und so fort einen Monat lang ein Zehntheil mehr, als sonst gewöhnlich um diese Jahreszeit. Die zwei Hospitäler, die der Karneval am meisten berührt, sind der Hospital St. Louis, in welchem alsdann, weil er den Schenken vor den Barrièren am nächsten liegt, die meisten chirurgischen Fälle vorkommen, und der Hospital der Syphilitischen. Die Zahl der wegen Vergehen gegen die Polizeigesetze in der letzten Woche des Karnevals festgenommenen maskirten und unmaskirten Individuen betrug 25 — 30 täglich. Die Zahl der Individuen, die bei den Bällen und andern öffentlichen Vergnügungen von den mit Handhabung der Ordnung und des Anstandes beauftragten Munizipalgardisten ausgewiesen wurden, ohne zugleich festgenommen zu werden, war zehnmal so groß. In die Morgue wurden seit 1832 keine Leichname in der Karnevalszeit mehr gebracht, ungeachtet in dieser Zeit der Ausschweifung die Zahl der Todesfälle durch Unglück oder Selbstmord gesteigert wird.

Merkwürdiger Versuch in Betreff der menschlichen Körperkraft.

Einer der merkwürdigsten und unerklärlichsten Versuche in Rücksicht der menschlichen Körperkraft (versichert der englische Arzt, Dr. Brewster) ist der, den schwersten Menschen mit der größten Leichtigkeit zu heben, wenn es in dem Augenblicke geschieht, wo seine Lunge und die jener Personen, welche ihn heben, mit Luft angefüllt sind. Dieser Versuch ward in England zuerst von einem Major H. gezeigt, der ihn in einer großen Gesellschaft zu Venedig unter der Leitung eines amerikanischen Schiffskapitäns gesehen hatte. Der Versuch wird folgendermaßen angestellt: Der schwerste Mann in einer Gesellschaft legt sich auf zwei Stühle, so daß der Rücken auf den einen und die Füße auf den andern kommen. Vier Personen, an jedem Fuße und an jeder Schulter eine, versuchen ihn nun zu heben, und werden viele Mühe damit haben. Ist er wieder auf den Stuhl gelegt, so greift ihn jede der vier Personen an, wie vorher, und der Aufzuhebende gibt durch Händeklatschen zwei Zeichen. Auf das erste athmet Er und die vier Personen tief ein; ist die Lunge völlig mit Luft gefüllt, so gibt er das zweite Zeichen, ihn empor zu heben. Zu seinem eigenen und der Träger Erstaunen erhebt er sich so leicht, als sey er nicht schwerer als eine Feder. Dr. Brewster machte mehrmals die Bemerkung, daß, wenn Eine der vier Personen nicht zu rechter Zeit einathmet, der Theil des Körpers, den sie heben will, zurückbleibt. In Venedig ward die Sache auf eine noch auffallendere Weise gemacht: Sechs Personen hoben nämlich den Schwersten aus der Gesellschaft auf den Fingerspitzen in die Höhe. Der Major H. versicherte, der Versuch mißlinge, wenn der zu Hebende auf einem Brette liege und die Hebenden dieses angreifen; er hielt es daher für nothwendig, daß die Träger den Körper des Andern unmittelbar berührten.

Kuriosa.

Ein Dampf-Aktien-Journal wäre jetzt ganz an der Tagesordnung, mit dem Motto: „Ich schreie, du schreist, er schreit, wir schreien, ihr schreit, sie schreien.“ Jeder Abonnent ist nicht allein Leser, sondern auch zugleich Mitarbeiter, d. h. „Mitschreier.“ Wo mehrere Personen das Journal gemeinschaftlich halten, kann auch nach Belieben jeder Einzelne zahlen, und wo möglich pränumerando. Die Zeitschrift kostet jährlich nur einen Thaler; dafür erhält man nicht nur täglich ein Blatt, sondern zuweilen auch gar keins. Mitarbeiter werden gebeten, ihre Beiträge im Packhause des Verlegers zum andern Pack abzuladen. Gedichte und was sonst aus poetischer Begeisterung entstanden, muß zuvor an die Heuwaage gebracht werden, um dann würdig honorirt zu werden. Kleinere Mittheilungen unter 25 Pfund Gewicht werden leichter gehaltenen Zeitschriften überlassen. Auch Novellen, wenn sie nicht 365 Fortsetzungen haben, werden nicht angenommen. Jeder achtungswerthe Aktionär, der einem Andern eine Aktie aufdringt, erhält nicht allein ein Frei-Exemplar, sondern er hat auch das Recht, für ewige Zeiten bei dem Redakteur sein Kapital stehen zu lassen. Das erste Probeblatt, eine Aufforderung zu Beiträgen zu einem Denkmal für den Redakteur enthaltend, kann gegen Verabfolgung von zwei Thalern in der Verlagshandlung abgeholt werden. Der Redakteur wird sich erst, wenn das Blatt zu erscheinen aufgehört, nennen. (Eisenbahn.)

Gefährliche Perücken.

Ein französischer „Haarkünstler“ preist seine ungeheure Geschicklichkeit in einer langen Anzeige, welche damit schließt: „Ich brachte es nach vielen Studien und Versuchen so weit, daß diejenigen, welche von mir verfertigte Perücken und Haartouren tragen, es selbst nicht mehr wissen, daß sie dergleichen haben.“ — Demnach sind diese Perücken und Touren höchst gefährlich, denn sie vernichten das Gedächtniß.

Anekdoten.

Ein armer Poet hatte ein Gedicht an einen Pasteetenbäcker gerichtet. Dieser lud ihn zu Tisch. Zuerst aß unser Dichter mit gutem Appetit; bald aber verging ihm dieser, denn er bemerkte, daß das Papier, auf dem die Pastete gebacken war, das Manuscript seiner Verse sey. Er konnte seinen Unwillen nicht verbergen und beschwerte sich gegen den Gastgeber. „Ei,“ sagte dieser, „das können sie doch nicht in übel nehmen! Erst jetzt sind wir quitt. Sie haben Verse auf meine Pasteten, und ich Pasteten auf Ihre Verse gemacht.“

Es klingelte. Der Hauswirth sah zum Fenster heraus und rief: „Ist Jemand da?“ — Nein! Ich bin's“ gab der Bescheidene, und dem Wirth, der Stimme nach, Bekannte zur Antwort.

Stammbuch-Blätter.

Da die Stammbücher wieder Mode werden, so empfehlen wir als Muster passender Inschriften, nachfolgende Proben aus dem Stammbuche einer Berliner Schneidermamsell:

1) „Zu Dyonis, dem Tyrannen, schlich Morus den Dolch im Gewande!“ Wenn Sie diese scheenen Zeilen von Schillern sehen, erinnern Sie Sich gütigst an Ihre Freundin Karoline Matschke.

2) Dir! O! Theure! Hat Dir Freundschaft mir geschenket! Durch die 1000 Freuden mir in's Herz gesenket! — Ihre Sie Unvergeßliche Freindin Wilemmine Hanepietsche. — Simbohle aus Mozarts Composition: „Keine Ruh bei Tach und Nachts!“

Digitized by Google

Nro. 11.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Humoristische Vorlesung von M. G. Saphir. — Ein zweiter Postillon von Longjumeau. — Pot- Pourri. — Auflösung der Charade in Nro. 10.

Dur- und Molltöne

aus dem

Großen Concerte des Lebens und des Schicksals,

zum

Besten der drei Blinden:

„Liebe, Glück und Gerechtigkeit."

Humoristische Vorlesung von M. G. Saphir.*)

Ein großes Concert, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist wie ein großes Diner, man sitzt sehr lange und genießt sehr wenig, und bei Beiden ist man gewöhnlich satt, wenn man hin-, und hungrig, wenn man fort geht.

Bei einem großen Diner, m. f. H. u. H., muß unser Magen eine gesunde Natur haben, bei einem großen Concert muß unsere Natur einen gesunden Magen haben. Die Concerte sind jetzt eine Krankheit aus dem F, — sie erscheinen in Fasten und im Frühlinge, um diese Zeit grassiren viele Krankheiten: Blattern, Scharlach, Frieseln, Masern und Concerte. Es ist aber eine sonderbare Krankheit, die Concertkrankheit, je mehr sie einnimmt, desto öfter wird sie recidiv und kömmt wieder.

Ein Concert ist nichts, als ein gesungener und in Musik gesetzter Stockschnupfen, man kann sich gerade über nichts beklagen, aber es ist einem doch nicht recht wohl dabei; auf jeden Fall ist es rathsam, zu Hause zu bleiben, und sehr oft wird man Beide nicht eher los, bis man — schwitzt.

Ein Stockschnupfen, m. f. H. u. H., ist aber manchmal ein wohlthätiges Uebel, und so auch die Concerte, die zu wohlthätigen Zwecken gegeben werden, und es werden jetzt, Gottlob, so viele Wohlthätigkeits-Concerte gegeben, daß ich nächstens ein Concert geben werde zum besten des, durch Wohlthätigkeits-Concerte verunglückten Publikums.

Das Leben, m. f. H. u. H., ist eine große, beschwerliche, gefährliche Gebirgs- und Alpenreise; sie führt über steile Höhen, neben schwindelerregenden Abgründen hin, — man schaut mit Schauer hinauf, mit Entsetzen hinab, und nur die Maulthiere und Esel gehen sichern Schrittes ihren Weg vorwärts.

Dem Menschen aber hat das Schicksal den Alpenstock: Geduld, mit den zwei Spitzen: Hoffnung und Glaube, mitgegeben, und drei Alpenführer, die aber alle drei blind sind: „Liebe, Glück, Gerechtigkeit."

Die Liebe geht auf der linken Seite, denn da ist das Herz; und in der Herzenskammer selbst sitzt die Liebe auch auf der linken Seite, denn sie gehört zur Opposition des Lebens; — und das Glück geht auf der rechten Seite, denn ohne Glück findet man am Menschen gar die rechte Seite nicht heraus, und die Gerechtigkeit geht, wie unser Schatten, bald vor und bald hinter uns her, je nachdem die Sonne unseres Glückes vor uns aufgeht, oder hinter uns untergeht, denn die irdische Gerechtigkeit ist in einer Beziehung gewiß eine Erscheinung aus dem Elisium, in der Beziehung nämlich, daß sie ein Schatten ist! —

„Liebe, Glück und Gerechtigkeit," m. f. H. u. H., sind die drei blinden Führer des Lebens.

Wenn die Liebe sagt: „Geh' links!" und das Glück sagt: „Geh' rechts," so sagt die Gerechtigkeit: „Der Mittelweg ist der beste!" das heißt der Weg, der zu „Mittel" führt, ist der beste!

Liebe, Glück und Gerechtigkeit sind nur für die Menschen blind. Unter sich sehen sie sehr gut. Die Liebe sieht sich mit dem Glück sehr vor, die weise Gerechtigkeit sieht dem Glück sehr viel nach, und das Glück sieht, daß einem bei Liebe und Gerechtigkeit Hören und Sehen vergehen kann.

Vier Augen, m. f. H. u. H., sehen mehr als zwei, und das ist sonderbarer Weise auch bei diesen Blinden der Fall.

Wenn die blinde Liebe mit dem blinden Glücke sich vereinigt, so sieht das entstandene: „Liebesglück" daß diese Liebe keine Liebe, und dieses Glück kein Glück ist, und wenn die Gerechtigkeit mit der Liebe zusammenkömmt, so sieht die: „Gerechtigkeitsliebe," daß man unter vier Augen dem Glück zuerst auf die Hand und dann durch die Finger sehen muß.

Die Liebe, m. f. H. u. H., hat verbundene Augen, und das ist eine weise Einrichtung der Vorsehung, denn über jeder Minute der Liebe hängen tausend gezückte Schwerter im Leben. Die Menschen Alle sind jede Minute bereit, den Henker der Liebe zu machen, und man bindet ja Allen, die hingerichtet werden sollen, die Augen zu.

Die Liebe, m. f. H. u. H., ist das große Theaterstück des Lebens, mit dem Unterschiede vor allen andern Theaterstücken, daß in der Liebe diejenigen Stücke, in denen sich die Liebenden am Ende nicht bekommen, die Lustspiele sind, die Stücke aber, in welchen sich die Liebenden am Ende glücklich bekommen, die Trauerspiele werden.

Die Liebe ist ein Schauspiel, bei welchem die Proben nicht vorhergehen, sondern in den Zwischenakten gespielt werden, und bei welchem die Generalprobe, die Ehe, erst dann stattfindet, wenn man die Rolle schon zu Ende gespielt hat.

Zum Liebhaben gehören Zwei, — sowohl zwei Personen als zwei Sachen: „Liebe" und „Haben;" — Er muß lieben, Sie muß haben, — wenn sein Lieben Gegenhaben findet, findet ihr Haben Gegenliebe.

Die Liebe ist blind, m. f. H. u. H., und dennoch fängt sie, wie das Zeichnen, stets beim Auge an. Der Augapfel ist

*) Diese Vorlesung wurde von Hrn. M. G. Saphir am 24sten Februar d. J. zu Prag, zum Besten der Versorgungs- und Beschäftigungs-Anstalt für erwachsene Blinde in Böhmen, vor einer außerordentlich zahlreichen und glänzenden Versammlung unter größtem Applaus gehalten, zu welchem Zweck auf erfolgte Einladung der menschenfreundliche Verfasser eigens von Wien hingereist war. — Eine Anzahl von vierundzwanzig geachteten Bürgern und Beamten der k. Hauptstadt Prag, verfügte sich andern Tags zu Herrn Saphir, den wärmsten Dank für seine edle Theilnahme an dem Loos der unglücklichen Menschheit, die ihn bewog, die eben erwähnte Vorlesung abzuhalten, im Namen ihrer Mitbürger auf das Innigste auszusprechen.

Digitized by Google

der Reichsapfel der Liebe, der Stechapfel der Gefallsucht, der Gallapfel der Sehnsucht und der Zankapfel der Eifersucht, und hat der Mensch erst einmal den süßen Augapfel der Liebe gekostet, so muß er in alle andern sauren Aepfel auch beißen. Die Thränen sind der süße Apfelmost vom Augapfel der Liebe.

Der blinden Liebe hat die gütige Gottheit die Thränen gegeben und sagte ihr: „Siehe damit!" und durch diese Thränen sieht die blinde Liebe das Morgenroth der aufgehenden Sehnsucht, und das Abendroth der Trauer um die untergehende Neigung.

In der Trauer, nicht in der und um die Liebe, sondern in der Trauer nach der Liebe, da, m. f. H. u. H., unterscheiden sich die Männer von den Frauen. Die Frauen trösten sich über den Verlust der Liebe bei Wasser, bei Thränen, die Männer bei Wein. Das Mädchen sitzt am Sterbebette der Liebe, um mit ihr zu beten, der Mann sitzt an ihrem Sterbebette, um zu erfahren, ob sie ihm etwas vermache. Das Mädchen senkt in das Grab der Liebe bloß ihre Hoffnung, aber nicht die Erinnerung ein, der Mann begräbt mit seiner Liebe auch die Geliebte und die Erinnerung. Die Natur des Mädchens feiert den Untergang der Liebessonne, wie die Natur den Sonnenuntergang, durch eine wehmüthige Ruhe, es wird eine klare, stille Nacht in ihrem Herzen, — der Mann aber sagt in der Liebe, wie König Philipp: „In meinem Reiche geht die Sonne nicht unter!" —

Die Liebe ist die Weltgeschichte des weiblichen Herzens, und zugleich ihr Weltgericht, in dem männlichen Herzen hingegen ist die Liebe bloß eine Weltfabel, aber eine Fabel, bei welcher die Moral fehlt. Die Liebe ist bei den Frauen eine Himmelsleiter, bei den Männern ist sie zuerst eine Sturmleiter hinauf, und dann sogleich eine Feuerleiter, auf welcher man sich bloß herab rettet. Die Frauen hüllen ihre glückliche Liebe in einen jungfräulichen Schleier, und ihre unglückliche Liebe in einen Wittwenschleier! — Die Männer verhüllen ihre glückliche Liebe in einen Weinnebel und ihre unglückliche Liebe in eine Tabackwolke. Auch in der Ehe, dieser Akademie der Liebe, in welcher man, wie in allen Akademien, blos durch Disputiren seinen Grad erhellt, steht der Mann freilich unter dem Pantoffel, aber die Frau steht unter dem Stiefel.

Man hört oft sagen: „das ist ein Pantoffelmann!" Niemand sagt: „das ist eine Stiefelfrau," und doch gibt es gegen einen Pantoffelmann wohl zwanzig Stiefelfrauen, denen der häusliche, heimliche Rathsstiefel im Stillen jede blühende Saat des Herzens und jedes Blümlein der zartern Empfindung hart und gebieterisch niederdrückt. In dem Herzen der flachsten Frauen findet der Mann immer ein Echo, — aber in dem Herzen der erhabensten Männer finden die Frauen höchstens eine Antwort.

Am Traualtar, m. f. H. u. H., nimmt der Mann dem blinden Gotte seine Binde ab, und bindet sie seiner Frau um die Augen, und die duldende, still leidende Frau, nimmt diese Binde nur wieder ab, um sie als Wundbinde um ihr verwundetes Daseyn zu binden.

Nicht das ist Unglück, m. f. H. u. H., daß die Liebe blind ist, sondern daß die Ehe ein Augenarzt ist, und ihr den Staar sticht. Gott Hymen sagt: „Es werde Licht!" der Liebe geht ein kurioses Licht auf, sie löscht die Fackel aus und läßt dem Gotte der Ehe, auf allerhöchsten Befehl, die freiwillige Beleuchtung des äußern Schauplatzes über. —

Das Glück, m. f. H. u. H., ist auch blind, die Liebe hat sich bloß die Augen blind geweint, aber das Glück ist blind geboren. Man sagt: „Der hat mehr Glück als Verstand," — das ist unmöglich, — das Glück ist ja selbst der Verstand, der Verstand aber ist kein Glück, und das ist das Unglück.

„Unglück im Spiel ist Glück in der Liebe," das ist sehr richtig, wer unglücklich spielt, macht keine Parthie, und wenn er alle Honneurs hat, und das ist nun eben das Glück in der Liebe, daß man am Ende mit allen Honneurs die Parthie doch nicht macht.

„Wer das Glück hat, führt die Braut nach Hause," wenn das Glück nicht blind wäre, so würde es die Braut nach ihrem Hause zurückführen, das wäre erst das wahre Glück. Glück und Unglück wandern mit einander; im Unglücke wird der Mensch erprobt, im Glücke wird der Unmensch erprobt. Dieselbe Sonne des Glückes, die im Aufgehen und ersten Erscheinen das Herz des Menschen wie eine Rose aufschließt und mit zarter Empfindung übergießt, dieselbe Sonne, wenn sie hoch steigt, versengt sie dieses Herz, macht es bleich und welk.

„Glück und Glas, wie bald bricht das," man muß eigentlich sagen: Glück, Glas und Herz, wie bald bricht das, — allein der Mensch geht am zertrümmerten Glücke, am zerschlagenen Glase und am zerbrochenen Herzen gleichgültig vorüber und doch sind Glück, Glas und Herz nicht ergreifend, wenn sie ganz sind, und nur wenn sie gebrochen sind, schneiden sie das Leben wund und blutig.

Das Traurigste im Leben, m. f. H. u. H., ist, daß das Glück blind ist, das Unglück stumm und die Glücklichen taub. Das Glück ist blind, und es ist ein Blinder, dem nicht einmal die Thräne gegeben ist, das Unglück aber hat Thränen, Thränen, die das blinde Glück nicht sieht, und daher auch nicht trocknet. Die Thränen sind das Rosenöl des Unglücks, es muß gepreßt werden. Niemand trocknet die Thräne der Rose, sie wird zum Honig in ihrem Kelche und heilt die eigenen Wunden, so auch die Thräne im Auge des Unglücks, die Niemand trocknet, sie kühlet heilend den eigenen Schmerz. —

Das Auge, m. f. H. u. H., ist der einzige Demant, den der Mensch nur nach seinem Feuer und nicht nach seinem Wasser schätzt, und dennoch wird die Göttlichkeit des Auges, nicht in der Feuerprobe seiner Blitze, sondern in der Wasserprobe seiner Thränen erkannt. Wenn so ein Auge brennt, m. f. H. u. H., besonders ein schönes weibliches Auge, da werden augenblicklich alle Männer Schornsteinfeger und Feuerkommissäre und stürzen sich mitten ins Feuer; — wenn aber ein Auge, von Thränen überschwemmt wird, da ist kein einziger Wasserkommissär, der mit einem Rettungsboote kömmt.

„Wem das Glück zu wohl will, den macht's zum Narren," und in dieser Hinsicht sehen wir erst, wie blind das Glück ist, es sieht oft nicht, daß Einer schon ohnehin ein Narr ist und kömmt und macht ihn noch einmal zum Narren, darum ist der Mensch, der ein Narr war, und den das Glück noch einmal zum Narren machte, ein gemachter Mensch, der gar kein Narr ist. —

Aber nicht nur das Glück, m. f. H. u. H., sondern auch die Gerechtigkeit ist blind. Die Gerechtigkeit hat die Augen verbunden, das eben ist das Uebel, daß die Augen mancher Gerechtigkeit der ganzen Welt verbunden sind.

Die Augen mancher Gerechtigkeit sind wie die Augen im Schweizerkäse, wo nichts ist, da sind diese Augen, wo etwas ist, da hat sie keine Augen.

Wenn die Augen der Gerechtigkeit sind, wie die Augen im Schweizerkäse, so sind die Augen mancher Anwalte und Sachwalter, wie die Augen auf den Suppen — ist die Suppe recht fett, so machen sie große Augen, ist die Suppe aber mager, so machen sie kleinwinzige Aeuglein.

„Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig," das heißt, wenn Zwei einen Prozeß haben, so findet es immer der Eine billig, daß der Andere recht bezahlen muß.

„Thue Recht, scheue Niemand." — Kein Wort m. f. H. u. H., hat bei den Männern und bei den Frauen eine so verschiedene Bedeutung, als das Wort: „Niemand." Die Männer verstehen unter Jemand: Niemand, die Frauen unter Niemand: Jemand, Man fragt einen Mann, von wem haben Sie diese saubere Geschichte? und er sagt, von Jemand, so heißt das, von Niemand. Wenn man ein Frauenzimmer fragt: „an wen denken Sie?" sagt es, an Niemand, d. h. an Jemand — so sagt auch die Ge-

rechtigkeit: „Thue Recht und scheue Niemand," das heißt: „Thue Recht und scheue Jemand."

„Liebe, Glück und Gerechtigkeit," m. f. H. u. H., hat jedes so seine eigene Sucht. Die Liebe ihre Eifersucht, das Glück seine Prahlsucht, und die Gerechtigkeit ihre Sportelsucht. Die Liebe hat oft schon aufgehört, doch die Eifersucht dauert noch fort, und die Gerechtigkeit hat auch oft schon aufgehört, und die Sportelsucht dauert doch noch fort.

Ein guter Rechtsfreund ist wie ein guter Schachspieler, er gewinnt am Ende seine Parthie, aber auf dem ganzen Brett ist nichts geblieben, als ein paar Bauern.

Ein Rechtsfreund ist mitunter wie ein Hausfreund — der Hausfreund meint das Haus nicht, und der Rechtsfreund meint das Recht nicht. Der Hausfreund heißt Hausfreund, weil er kömmt, wenn der Freund nicht zu Hause ist, und der Rechtsfreund heißt Rechtsfreund, weil er nicht selten dann kömmt, wenn der Freund nicht beim Recht ist.

In dem großen Concerte m. f. H. u. H., welches das Leben diesen Blinden veranstaltet, wirken diese selbst auch mit. Die Liebe und die Gegenliebe spielen die vierhändige Ouverture zu jeder innigen Empfindung, die Gerechtigkeit deklamirt, recitirt und citirt, und das Glück singt seine große Bravourarie mit Begleitung des vollen Orchesters. Ja, m. f. H. u. H., das Glück ist ein großer Bravoursänger, seine Stimme hat das meiste Metall, allein dieser Sänger wird auch oft plötzlich heiser und diese Heiserkeit ist kein Repertoirfieber, denn ein plötzlich heiser gewordenes Glück ist ein plötzlich laut gewordenes Unglück, denn der Mensch verliert dabei Stimme, Klang und Metall, aber die Methode bleibt ihm und es ist sehr traurig, mit der Methode des Glücks in die Schule des Unglücks zu gehen.

Das Glück in jedem Unglücke ist, m. f. H. u. H., daß in jedem menschlichen Herzen eine Blume blüht, die, wie viele Blumen, gerade unter Wolken und Gewittern den reinsten Wohlgeruch aussendet: — es ist die Blume der Wohlthätigkeit.

Das Feuer ist stark, Wasser verlöscht es, Wasser ist stark, die Erde verschlingt es, die Erde ist stark, das Eisen durchwühlt sie, das Eisen ist stark, der Mensch zerbröckelt es, der Mensch ist stark, das Unglück überwältigt ihn, das Unglück ist stark, die Wohlthätigkeit bezwingt es, — die Wohlthätigkeit ist also stärker, als Schicksal, Mensch und Unglück!

Die Wohlthätigkeit und die Dankbarkeit sind zwei Prediger, die aus allen Elementen zu dem Menschen predigen; — aus der Luft, denn die Luft gibt als Thauperlen wieder, was sie als Qualm und Dunst empfangen hat, aus dem Feuer, denn es gibt als geleitetes Gold wieder, was es mit Schlacken empfing, aus der Erde, denn sie bezahlt mit Blüten, was sie als Mieder empfangen, und aus dem Wasser, denn es trägt auf seinem wundgepeitschten Rücken seinen Peiniger ans Ziel!

Erhaben ist der Anblick der Luft, wenn das Morgenroth das Antlitz des Himmels übergießt und die erwachende Schöpfung auftuft zur heiligen Frühmesse in dem Heiligthume der Natur!

Erhaben ist die Erde, wenn die Fackel des Abendrothes ihr zur Ruhe leuchtet und die goldnen Bettgardinen von den Bergen über ihr niederhängen; — erhaben ist der Anblick des Feuers, wenn es in beneidenswerther Freiheit mit glühendem Odem wegschmilzt die Werke des Hochmuths, und erhaben ist der Anblick des Wassers, wenn in seinen tiefen und lautern Schooß der Himmel ausgeschüttet hat seine funkelnden Sterne, — erhabener aber ist der Anblick des Menschen, der seine volle Brust legt an eine leere Brust, und seine volle Hand in eine leere Hand, und sein volles Auge an ein leeres Auge, und am erhabensten ist der Anblick einer gebeugten Menschengestalt, die sich an einer andern emporerichtet, deren Blick zum Himmel und deren Thräne zu Boden fällt, und um deren zuckenden Lippen die Wehmuth zum Danke wird, der Dank zum Schweigen, und das Schweigen zum Gebet!

Sie, m. f. H. u. H., haben sich heute zu einem solchen schönen Zwecke hier versammelt. Sie haben sich und der Wohlthätigkeit einen neuen Kranz in das Haupt gewunden; aber auch mein Dank, mein inniger, herzlicher Dank, für die rührende, hochherzige Theilnahme, die Sie der Sache der Menschheit schenken, unter welcher Form sie vor Ihnen erscheine, auch dieser mein Dank, werde zum Schweigen, ein Schweigen, wofür Sie mir gewiß wieder Dank wissen werden. Ich kann bei dem Anblicke von so vielen Herzen, die für Wohlthätigkeit schlagen, nicht anders als auch wohlthätig werden, ich schließe also diese Vorlesung, und das wird Ihnen sehr wohl thun!

Ein zweiter Postillon von Longjumeau.

Ein Conducteur hatte zwei Weiber, eine in Paris, die andere in Straßburg. Man hänge ihn! ruft der grießgrämige Mann der Gerechtigkeit, das linke Bein über das rechte schlagend. — Mit nichten! ruft der lächelnde Freund der Menschheit. — In steengem, unabänderlichen Wechsel der Perioden wohnte der kühne Postheld bald am Strand der Seine, bald im Schatten des Münsters; wer wollte ihm nun wehren, da und dort eine Hütte zu bauen, auf daß es ihm wohl sey? Ein Herd genügte seinem zwiefach gespaltenen Leben nicht. Wenn die Woche den siebensonnigen Lauf vollbracht hatte, war er zwei Tage in Paris, zwei in Straßburg gewesen. Nur eine Frau — und er verseufzte die Hälfte seiner Zeit als trostloser Scheinwittwer. Er hatte einige Jahre gelebt, nur von einem Ehebande umschlungen; aber wie theuer kam ihm dieser Gehorsam gegen das Gesetz zu stehen! Die Liebe seiner Frau, die ihm zu Paris so reichlich zu Theil ward, erinnerte ihn nur — weit entfernt, sein Herz zu erfreuen — an die wonnelose Oede, die ihn zu Straßburg erwartete. Hier eine schlechte Herberge, ein schlechtes Abendessen, Einsamkeit und Langeweile; zu Paris ein jauchzender Empfang, ein warmes Stübchen, ein reichlich besetzter Tisch. Zu Paris Alles von rosigem Schimmer umflossen, zu Straßburg nur melancholische Trauer und der Vorgeschmack der Hölle. Der Conducteur fragte sein Herz, und erkannte, daß er die Einsamkeit nicht ertragen könne. Er philosophirte für sich und kam zu diesem Schluß: Die Ehe ist eine bewundernswürdige Erfindung, die man sich nicht sicher genug aneignen kann; zu Paris bin ich nur glücklich, weil ich mich da verheirathet habe, ergo werde ich auch in Straßburg glücklich seyn, wenn ich mich daselbst verheirathe. Und er verheirathete sich in Straßburg.

Lange blieb die Geschichte mit der zweifachen Ehe ein Geheimniß. Nichts störte das Glück seiner Ehen. Er konnte sich zu seiner doppelten Wahl nur Glück wünschen. Seine Weiber hingen ihm mit gleicher Liebe an. Die Wagschalen seines doppelt begründeten Glücks hingen ruhig in derselben Breite. Er schwelgte in unbeschreiblicher gewöhnlichen Ehemännern unbekannter Seligkeit. Auf dem Wege von Paris nach Straßburg dachte er nur an die große Blonde, der er entgegen rollte, an Toinette, die Elsässerin mit den rothen Wangen und den blauen Augen. Er kam an, er blieb zwei Tage bei ihr. Er spielte mit seinen Kindern, seinen kleinen Elsässern, wie er sie nannte. Fröhlichen Muthes kehrte er nach Paris zurück. Kaum auf der Straße, war Toinette vergessen. Er dachte nur an seine kleine Karoline, die Pariserin mit den leuchtenden Spitzbubenaugen, und den dunkeln Brauen. Er projektirte die glückliche Laufbahn seiner beiden Söhne, die er seine großen Pariser Jungen nannte. Hatte Karoline das Essen bereitet, rief er lächelnd: Französische Küche! trug Toinette die glänzende Porzellanschüssel auf, sagte er freundlich:

Digitized by Google

deutsche Küche. An diesem doppelten Glücke konnte er durchaus nichts Unrechtes sehen. Er fand es natürlich, daß Männer, die immer in derselben Stadt wohnen, nur eine Frau, und nur eine Haushaltung haben; aber er fand es auch vernünftig, daß man zwei Weiber und zwei Haushaltungen haben müsse, wenn man an zwei Orten wohne. Er sah nicht allein nichts Unrechtes dahinter; er hätte sich selbst geschlagen, zum Beweis, daß er Recht habe; er hätte den Unverschämten, der ihn der Bigamie bezüchtigt hätte, mit derben Peitschenhieben belohnt. Freilich hätte ihn die Aengstlichkeit, mit der er für die Heimlichkeit des Verhältnisses sorgte, auf den wahren Stand der Dinge aufmerksam machen müssen; aber er wußte auf jeden Einwurf zu antworten. Ich halt' es nur der Weiber wegen geheim, sagte er, sie würden es nicht verstehen; die Weiber haben in der Beziehung sonderbare Begriffe.

Eines Tags beging er eine große Unbesonnenheit. Er lud einen seiner Straßburger Freunde, der eben zu Paris war, zum Mittagessen ein; der Freund hielt Karoline für die Schwester. Er erzählte ihr mit Enthusiasmus von der schönen Elsässerin mit den blauen Augen, von den schönen Kindern zu Straßburg. Er erzählte auch von der Hochzeit, er war einer der Zeugen gewesen. Karoline wußte als ächte Pariserin ihren code civil auswendig. Ihr erstes Gefühl war der Zorn des Weibes; bald aber siegte das Herz der Mutter. Ihr ältester Sohn war erst dreizehn Jahr alt. Sie ahnte einen skandalösen Prozeß, einen infamirenden Urtheilsspruch, einen beschimpften Namen und die zerstörte Zukunft ihrer Söhne. Sie dachte schaudernd an die Galeeren. Sie begriff, daß sie — als die erst vermählte — die allein legitime Gattin war, daß dieser Vortheil ihr die nöthige Autorität gab, etwas Kluges auszuführen. Ihr Entschluß war schnell gefaßt; sie nahm eine unumgängliche Reise zum Vorwande, eine Verwandte verlangte nach ihr, sie mußte Paris auf wenigstens eine Woche verlassen. Sie nahm von ihrem Manne Abschied und eilte nach Straßburg; sie besuchte Toinette und erzählte ihr die ganze Geschichte. Toinette weinte, sie wollte nichts hören; sie schrie schluchzend: er hat uns betrogen, der Schändliche, wir müssen uns rächen, zwei Weiber haben, das ist schrecklich. — Ganz gewiß, sprach Karoline etwas ungeduldig; aber wenn Sie so laut schreien, wird er bald zwei Wittwen hinterlassen; und was noch trauriger ist, er wird gehängt werden und unsere Kinder werden verhungern. — Diese Worte wirkten magisch. — Sie lieben ihn, sprach Karoline. — O ja, ich liebte ihn nur zu sehr, aber jetzt. — Jetzt müssen Sie ihm verzeihen; ich verzeihe ihm auch, ich, die er um Ihretwillen betrogen hat. Nehmen Sie meine Großmuth zum Muster. Verständigen wir uns, um ihn zu retten. Die beiden Weiber unterzeichneten einen hochherzigen Vertrag. Die Ohren der Gerechtigkeit erlauschten nicht das mindeste Gelispel und ihr Mann selbst erfuhr erst eine Stunde vor seinem Tode, daß sie sich gesehen hatten, daß sein Geheimniß entdeckt war.

Ein Rad war gebrochen, der Wagen in einen Abgrund gestürzt; der Kondukteur wurde gefährlich verwundet nach Straßburg gebracht. Einige Tage des Leidens und er war nicht mehr! — Wenige Zeit vor dem Tode bekannte er sein Vergehen. Meine gute Toinette, sagte er, verzeihe mir, ich habe dich betrogen. Als ich dich heirathete, war ich schon Gatte. — Ich weiß es längst, entgegnete Toinette in Thränen zerfließend: laß dich's nicht kümmern. Alles ist verziehen. — Du hast es gewußt? wer hat dir's gesagt? — Die andere. — Karoline? — Sie ist hieher gekommen. Mein Gott, es werden jetzt bald sieben Jahre seyn. Sie hat mir Alles erzählt, sie hat mir streng anbefohlen, mir ja nichts merken zu lassen, so fröhlich zu seyn, wie zuvor, damit du nicht . . — Gehängt wurdest, sagte der vielgeliebte Bigamist; arme Toinette, du bist ein gutes Weib . . . und die andere auch, fügte er hinzu, an Karoline denkend und an ihr großmüthiges Benehmen; es ist Schade, daß ich diese beiden Klatschschwestern verlassen muß. Toinette, allons, umarme mich; jetzt kommt der eigentliche Abschied, wir müssen uns im Ernst Lebewohl sagen. Aber es ist allein's; du kannst mir's nachsagen, meine große Blonde, ich habe Dich herzlich gern gehabt . . . . und die andere auch, fügte er hinzu, denn seine hübsche Brünette wollte ihm nicht aus dem Sinn; hole die Kleinen, daß ich sie segne und eile dich. Toinette brachte die drei schönen Kinder; der Sterbende betrachtete sie mit Stolz. — Das sind famose Kinder, die Burschen, wie sie mir gleichen! . . . und die andern auch, sagte er, denn seine Gefühle flossen fortwährend in einander. Da sind sie ja! rief er plötzlich; und seine zwei großen Jungen kamen ins Zimmer. Sie führten die Mutter, die, vor Schmerz halb ohnmächtig, in ihren Armen lag. Meiner Treue, das trifft sich schön, so sind wir alle vereint. Toinette und Karoline fielen vor ihm auf die Knie. Er gab jeder eine seiner verwundeten Hände. Lebt wohl, meine armen Wittwen, sagte er leise zu ihnen, lebt wohl, fasset Muth, tröstet einander, und betet zu Gott, daß er mir verzeihe, wie ihr mir verziehen habt. Franz — wendete er sich hierauf an seinen ältesten Sohn und zeigte auf Toinette — sieh hier meine Schwägerin; du wirst für sie und ihre Kinder Sorge tragen. Er starb. Seine Wittwen aber umarmten sich schluchzend. — Seit diesem Augenblick sind sie nicht mehr von einander gewichen. F. M.

Pot-Pourri.

Luft-Kur.

Der bekannte Dr. Eisenmann in München, welcher die Wechselfieber aus örtlichen, durch Boden, Gewässer u. s. w. bedingten Mißverhältnissen der Elektricität der Luft herleitet, wofür wenigstens auch der Umstand zu sprechen scheint, daß diese Krankheiten oft nicht nur schneller, sondern manchmal allein durch Wechsel des Wohnorts geheilt worden, geht noch weiter, indem er sogar eine äronautische Heilung für möglich hält: „Ich bin überzeugt," sagt er in seiner neuesten Schrift über diese Krankheit, „daß man das ominöseste Wechselfieber schnell und sicher vertreiben könnte, wenn man den Kranken in einen Luftballon setzte, mit ihm einige tausend Fuß in die Höhe stiege und dort zwei bis drei Tage verweilte.

Wasser-Schule.

Ein französischer Kapitän, Namens Lukas, hat die etwas abenteuerliche Idee gefaßt, eine Seeschule auf einem Fahrzeuge anzulegen und damit die Welt zu umsegeln. Er verspricht den jungen Leuten, welche sich ihm anvertrauen und entweder für die Marine oder den Handel unter seiner Leitung sich ausbilden wollen, immer an Ort und Stelle die nützlichsten Belehrungen zu geben, und ihnen so auf die praktischste Weise, die man sich denken kann, und durch den Augenschein Astronomie, Schiffskunde Handelswissenschaft und Geographie beizubringen. Der Marine-Minister Rosamel hat an den Unternehmer ein freundliches Handschreiben erlassen und ihm die erbotenen Empfehlungen an die verschiedenen französischen Konsuln in den Häfen, welche die fahrende Wasserschule besuchen werde, zugesagt.

Das Frühaufstehen.

Der Unterschied zwischen dem Aufstehen um sechs und um acht Uhr früh beträgt in vierzig Jahren 29,200 Stunden oder drei Jahre einhundert und neunundzwanzig Tage und sechszehn Stunden, oder acht Stunden des Tages zehn Jahre lang, so daß das Aufstehen um sechs Uhr in Hinsicht auf Geschäfte eben so gut ist, als lebte man zehn Jahre länger. (Wer nicht so früh zu Bette geht, bringt's ein!)

Auflösung der Charade im „Sammler" Nro. 10: Blasebalg.

Nro. 12.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Saphir in Prag. — Ein Blick in den Pariser Gerichtssaal. — Der Jämschtschik (russischer Postillon.) — Die verlorene Wette. — Anekdote. — Probatum-est. — Zweisilbige Charade.

Saphir in Prag.

Fliegende Blätter.

I.

An Frau von P....t in Wien.

Prag, goldener Engel.

Ich bin nicht vom Pferd auf den Esel gekommen, aber vom „Roß" auf den „Engel."

Nicht nur auf keinen Menschen kann man mehr bauen, meine junge, schöne Freundin, sondern auch nicht einmal mehr auf ein Roß! Das macht, weil sie jetzt so social mit den Menschen leben! Ich hatte zwei Zimmer im Roß bestellt, allein sie waren vergeben!

Ein schwerer Schlag und ein böses Augurium! Besonders wenn Sie sich noch der Auguste Superba erinnern, des Stubenmädchens im Roß, der ich in meinen vorjährigen Briefen aus Prag die Unsterblichkeit gab.

Ich ging also zum „goldenen Engel," unter dessen Flügeln ich wieder an einen Engel — das Kompliment ist zwar geistreich, aber es liegt nahe — schreibe; zwar an keinen goldenen, — ich müßte denn die goldenen Locken und die Goldstimme dazu schlagen, — aber an einen geistreichen schreibe.

A propos, meine Verehrteste, sind denn die Engel geistreich? Ich habe noch nichts darüber gehört, und es ist noch Niemanden eingefallen es zu untersuchen.

Es gibt keine größern Satyriker als die Gastwirthe! So ein Schild: „zum goldenen Engel," ist eine öffentliche Satyre auf die Menschen. Ein „Engel" allein zieht noch nicht genug, der Engel muß ein goldner Engel seyn, wenn er die Leute anlocken soll.

Ja, meine Freundin, wie Viele von Ihrem Geschlechte, wie viele Mädchen haben in ihrem ganzen Wesen den „Engel" zum Schilde, aber so ein Engel bleibt doch unbemerkt, es kehrt kein Ritter ein; allein wenn so ein „Engel" zugleich ein „goldner Engel" ist, dann kommen die Herren aus allen Weltgegenden.

Sehen Sie, zu solchen erbaulichen Betrachtungen stimmte mich das Schild meines Engels. Man ist aber auch nie zu größern Gedanken angeregt, als wenn man aus dem Postwagen steigt, denn nach einem Erdbeben gibt es keine erschütterndere Ursache, als so eine Postwagenreise. Der Postwagen rüttelt und schüttelt die unfruchtbarsten Gehirnkästen so durcheinander, daß die Minerven herausspringen müssen, und wenn sie mit Trommlitzschen Novellen hineingekeilt worden wären.

Ich bin mit meinen beiden Zimmern im Engel sehr zufrieden, und so bin ich zu einer glücklichen Epoche hier eingekehrt.

Es ist Nacht, ich bin ganz erfroren, zertrümmert und heißhungrig hier angekommen, allein mein erstes Geschäft ist, an Sie zu schreiben.

Aufrichtig gestanden, habe ich erst die ganze Nacht geschlafen, und, wenn man den Berichten meines Reisegesellschafters trauen darf, hätte ich auch — geschnarcht! — Allein Dichter schnarchen nicht! Ihr Schnarchen ist nichts als laut geträumtes Versmaaß!

Und gesetzt auch, meine Freundin, ich hätte geschnarcht, — ich habe nicht geschnarcht, — allein im Falle ich geschnarcht hätte, für wen habe ich geschnarcht? für Sie habe ich geschnarcht! Ja, für Sie! Denn das Schnarchen ist die improvisirte Musik zum Traum, und da ich den Text an Sie gerichtet habe, so hab' ich auch für Sie die Musik improvisirt!

Aber als ich heute früh erwachte und zu meinem Erstaunen fand, daß ich noch nicht an Sie geschrieben, setzte ich mich sogleich, nachdem ich erst einige Tassen Kaffee getrunken hatte, an den Schreibtisch, wo ich noch sitze, d. d. in dem Augenblicke des Schreibens, nicht aber in dem Augenblicke, wenn Sie lesen: „wo ich noch sitze."

Es ist mir nichts angenehmer, als wenn ich so viel zu thun habe, daß ich nicht weiß, was ich zuerst thun soll, und wenn ich so viel Visiten zu machen habe, daß ich nicht weiß, bei wem beginnen, denn dann thu' ich gar nichts, und mache gar keinen Besuch!

Es ist sonderbar, das ganze Jahr besuchen sich die Menschen gegenseitig, und doch kömmt Einer nicht zum Andern!

Mein erstes Geschäft ist, daß ich ausgehe, um zu hören, ob ich schon hier angekommen bin, und ob das Konzert für die Blinden sammt meiner Vorlesung stattfinden wird.

Beim Himmel, es ist gut, daß Sie mich daran erinnern, ich muß doch dazu trachten, mir diese Vorlesung zu schreiben!

Hilf, Samiel!

Leben Sie wohl, und wenn Sie etwas über meinen Aufenthalt in Prag hören, theilen Sie es mir mit, ich möchte gerne etwas Authentisches über mich hören.

Guten Mittag!

II.

An Frau von P....t in Wien.

Ich bin ein Bischen ausgegangen, und habe Ihnen, meine Holde, sogleich eine Empfehlung von einem alten Bekannten auszurichten, der seine bescheidene Hütte, auf kurze Zeit hier aufgeschlagen hat, es ist der bekannte Wallfisch vom Rothenthurmthor.

Wir umarmten uns aufs Zärtlichste, seine erste Frage war: „Wie befindet sich die liebenswürdige P....t?" und ich erwiederte: „So gut als es möglich ist, wenn man nacheinander zwei so herbe Verluste erleidet, sie sah uns Beide Wien verlassen!"

Darauf fragte ich ihn wie die Königin den Posa:

„— — — Sie haben viele Städte
Besucht auf Ihren Reisen, Chevalier,
Und vieler Länder, vieler Menschen Sitte gesehen. —
Was meynen Sie ist mit Vorlesungen hier zu machen?

Google

Der Wallfisch lächelte selbstzufrieden und sprach: „Mich haben, lesen Sie nur die Bohemia*), in kurzer Zeit 800,000 Menschen, sage Seelen, besucht; und wenn dieses einem Wallfisch geschieht, was darf erst ein Stock-Humorist hoffen?"

Ich. Bescheidenheit ziert den Künstler, aber auch ich kann bescheiden seyn und gerne „steht Karlos dem Wallfisch nach." Allein wie haben Sie es angefangen, so viel Besuch zu bekommen, und haben Sie keinen Kopfschmerz dadurch bekommen?

Der Wallfisch. Sie müssen die Menschen überlisten.

Ich. Ueberlisten? Wie verstehen Sie das?

Der Wallfisch. Sie müssen eine Liste herumgehen lassen.

Ich. Eine Liste? Eine Liste der Gebornen oder der Verstorbenen?

Der Wallfisch. Eine Subscriptionsliste. Sehen Sie, so hab' ichs gemacht. (Zieht eine lange Liste aus der Tasche.)

„Der unterthänigste, demüthigst Unterzeichnete, ladet hiermit alle Gönner der Wallfische überhaupt, und jene dieses Wallfisches insbesondere zum beglückenden Besuche unterwürfigst ein u. s. w."

Ich. Ja, aber wie soll ich einladen?

Der Wallfisch. Sie brauchen nichts als einige Worte zu ändern, z. B.:

„Der unterthänigst, demüthigst Unterzeichnete ladet hiermit alle Gönner der Wallfische überhaupt, und jene der Humoristik insbesondere zum beglückenden Besuche u. s. w. ein.

Ich. Aber das ist bei mir nicht Sitte.

Der Wallfisch. Wissen Sie, was das heißt: Il faut se mettre à la portée de tout le monde?

Ich. Das heißt, man muß sich bei der ganzen Welt an die Thüre setzen.

Der Wallfisch. (Zuckt die Achsel.) Sie sind inkurabel.

Ich. Erlauben Sie mir, mein Geehrtester, ein kleiner Unterschied muß doch zwischen einem Schriftsteller und einem Wallfisch seyn.

Der Wallfisch. O ja, und wissen Sie welcher!

Ich. Welcher?

Der Wallfisch. Dem Wallfisch fallen die Schuppen doch endlich einmal von den Augen, den Schriftstellern aber nie!

Ich. Vortrefflich! „Es fehlt mir jetzt an Zeit, den edlen Kampf mit Alba auszufechten," ein andermal, leben Sie wohl.

Der Wallfisch. Leben Sie wohl und grüßen Sie mir die liebenswürdige P . . . . t.

— Dieses letzte Wort aus dem Munde des Wallfisches versöhnte mich wieder mit ihm, ich schüttelte ihm die biedere, deutsche Floßfeder und ging in meinen Engel zurück.

Hier in diesem Engel ist zur Zeit eine kleine Kunst-Menagerie, der Maler Mayer hat sein Atelier da, ein junger, ausgezeichneter Künstler, von dem ich hier viele gelungene, eben so treffend ähnliche als geistreich aufgefaßte Portraits gesehen habe, dann ein Stück „Humorist" und eine „Glasspinnerin," die auch keine Listen herumgehen ließ, also bloß Glas und keine Seide spinnt.

Adieu indessen, meine Holde.

III.

An Frau Regina W....n in Pesth.

Nach Künstlern gibt es keine undankbarern Menschen, als Schriftsteller, insofern sie Menschen sind!

Ich habe mich schon dreißigmal niedergesetzt, um an Sie zu denken, aber noch nicht einmal, um an Sie zu schreiben, da ich aber viel leserlicher denke, als ich schreibe, so können Sie damit zufrieden seyn. Ich hätte Ihnen, meine liebenswürdige Freundin, auch gerne diese Gedanken zugeschickt, allein ich wollte sie nicht in dieser schlechten Witterung wegschicken, sie könnten sich er- oder verkühlen, und ich weiß, Sie essen verkühlte Gedanken nicht gern.

Das Denken an Sie, meine Verehrte, war immer mit einem Danken verbunden.

Die deutsche Sprache ist mir darum schon die liebste von allen Sprachen, weil in ihr undankbar und undenkbar gleich lauten!

Ich habe den satyrischen Sinn Ihres wundersam allerliebsten Geschenkes, — der wollenen Decke — begriffen, es heißt, man muß sich strecken nach der Decken! Dieser Ihr gehäkelter Streckvers hat vor allen andern Versen das voraus, daß man ihn immer frisch waschen kann.

Zwar kann ich mich in diese Decke nicht ganz einhüllen,

„Die Decke ist kurz, der Saphir ist lang!"

Allein es ist eine spartanische Decke, ein griechisches Epigramm, ein wollenes Bonmot, kurz, rührend, glänzend, treffend.

Wenn ich den langen Gellert'schen Brief meines Leibes mit diesem wollenen Madrigal zudecken werde, so wird mein Herz erwärmt werden, wenn auch mein Kopf und meine Füße als kalte Egoisten in die weite Welt hinaus schauen werden!

Sie bekommen ein Gegengeschenk von mir — erschrecken Sie nicht, es ist nicht mein Herz, das ist schon verschenkt, verkauft und verrathen — aber Sie bekommen meine neuesten Schriften, vier Bände mit dem Motto:

„Sie müssen Ihnen nit giften,
Da schick' i Ihnen meine Schriften,
Man muß sich strecken
Stets nach der Decken!"

Wenn diese Schriften auch nicht länger sind als Ihre schöne Decke, so sind Sie doch breiter, und so kurz sie auch sind, wenn Sie sie gelesen haben, werden Sie sie gewiß sagen: „ich will sie nicht länger."

Daß ich Ihnen erst von Prag aus schreibe, sehen Sie, das kommt daher, weil ich nie lieber Briefe schreibe, als wenn ich tausend andere Sachen schreiben soll.

Meine erste Vorlesung hier ist vorbei, und ich muß noch eine zweite halten, darüber ist nur Eine Stimme hier, die aber wegen plötzlicher Heiserkeit nicht recht laut werden kann.

Sie, kleine Neugierige, ich sehe Ihren lieben Mund schon mit lauter Fragezeichen: Wie? Was? Wo? Wann? u. s. w.

Sie kennen den Waldsteinischen Saal? Der hochherzige Besitzer gibt ihn freundlich zu besondern Zwecken her. Zur Rede ist er nicht besonders günstig. Wenn man in der Tiefe des Saales liest, wird man nur halb gehört, sagt Jemand. — Wenn man in der Breite spricht, wird man Allen verständlich!!

Mad. Binder sprach einen Prolog von mir, welcher mir sehr wohl gefiel. Kunz sang zwei meiner „wilde Rosen," von Kittl componirt. Sehen Sie, die haben mir wieder gefallen, entweder weil sie von mir waren, oder weil sie der talentvolle Kittl schön componirte. Auch Dlle. Podhorsky sang. Dann kommen noch zwei Ouverturen, sage zwei Ouvertüren! und ein Violin-Concert! Dann erst ich als Schluß Saphirstein. Ich war recht neugierig auf mich! Ich hatte mein liedstes Gilet an: weiß Atlaß mit gestickten Emblemen, Jabot mit Spitzchen, eine einfache Perlnadel. Kurz, ich war mit mir zufrieden, und bin's noch bis zur jetzigen Stunde.

Da es sich um einen wohlthätigen Zweck handelte, so waren die edlen Bewohner dieser herrlichen Stadt in Schaaren herbeigeströmt; die Elite des Adels und der höhern Welt, so wie des gebildeten Publikums überfüllten die Räume. Von demjenigen Theile des Publikums, der mich hörte, glaube ich, daß er be-

*) Eine in Prag erscheinende deutsche Zeitschrift.

friedigt wurde, und von demjenigen Theile, der mich nicht hörte, bin ich es überzeugt.

Ob mir der erlangte Beifall sehr nahe ging, fragen Sie? Ja wohl, doch noch näher ging mir das Publikum, denn es hatte sich förmlich bis um meinen Lesetisch herumgereiht, und ich hatte Gelegenheit, zu bemerken, daß Prag einen Flor von ausgezeichnet schönen Damen hat, nun denken Sie sich, wie ein Mensch wie ich lesen kann, wenn er einen solchen Flor vor den Augen hat!

Zum Schlusse, meine Freundin, noch eine kostbare Anekdote, die zugleich als Beleg dienen kann, daß die deutsche Sprache noch einiger Vervollkommnung fähig ist.

Der Anblick eines Prager Frauenzimmers und die Aehnlichkeit die es mit einer mir theuern Todten hatte, veranlaßte mich, eine „Prager wilde Rose" zu schreiben. Darüber drückt sich eine in Prag erscheinende Zeitschrift: „Bohemia" genannt, Nro. 30, also aus:

„Hr. Saphir erinnert sich, durch die auffallende Aehnlichkeit mit einer Prager Schönen veranlaßt, an den Gegenstand einer unglücklichen Liebe!"

Nun denken Sie sich die Schmeichelei! Ich habe eine auffallende Aehnlichkeit mit einer Prager Schönen! Die wird sich schön bedanken!

„Ja, die deutsche Sprache ist eine schwere Sprache," sagte einmal ein Fremdländer, „in jedem Worte ein R, z. B.: wie befinden Sie sich?"

Ich werde sogleich an Herrn Kittl schreiben: „Erinnern Sie sich durch die auffallende Aehnlichkeit mit einer Prager Schönen veranlaßt (?!), an den Gegenstand eines unglücklichen Styles!"

Ja, meine Freundin, in der deutschen Sprache findet mancher Professor noch böhmische Dörfer!

Und nun leben Sie wohl, nicht wahr mein Brief ist länger als Ihre Decke? Ja, es kömmt Alles darauf an, wen man zudecken will, ein Langohr braucht eine längere Decke als ein Lamm; darum freut es mich, daß Sie mich nicht für das Erste gehalten haben, denn Ihnen, meine holde Freundin, gegenüber, bin und bleibe ich immer

Ihr ergebenstes Lamm *).

*) Ich sollte eigentlich sagen Schaf, allein der Mensch macht sich immer gerne jünger.

Ein Blick in den Pariser Gerichtssaal.

Wir sehen vor der gaffenden Menge, zwischen den Munizipalgarden eine Gaunergesellschaft. Ihr Handwerk hat sie eben nicht bereichert, und ihre Schurkerei war eine übel berechnete Spekulation. Aber schon daß sie vor Gericht stehen, ist ein schweres Zeugniß gegen sie; betrachten Sie die Gesichter, wie sie der Hunger zernagt hat; wie die Angst die Muskeln abgespannt, wie ihre Blicke zugleich scheu und grimmig umherschießen, gleich denen eines Raubthiers im Käficht. Diese Menschen haben gethan, was ungefähr ein Mensch thun kann, so lange er nicht vergiftet oder mordet, wenn er die Schranken niedergerissen, zwischen welche die Gesellschaft ihn gestellt, als Schutzwehr für ihn und andere. Es dauerte ihnen zu lange, sich durch Arbeit redliche Genüsse zu erringen; nun seht, was ihnen geworden? Es gibt für manche Egoisten keine bessere Belehrung, als solche, und für diese sey es hier gesagt: Redlichkeit ist stets die beste Spekulation. Der Prozeß zerfällt in eine Menge anderer; ich weiß nicht, wie viele Einbrüche und Diebstähle diese Menschen zusammengearbeitet haben; aber das sind Kleinigkeiten, welche die Meisten von ihnen zugestehen, ohne sich lange bitten zu lassen. Ueber all' das ragt eine Gräuelthat: die Ermordung der Ehefrau Renault in ihrem Laden, in der Straße du Temple, in jener Straße, wo Ludwig XVI. mit seiner Familie gefangen saß. Am hellen Tage, gegen drei Uhr des Nachmittags, traten zwei Kerls ins Haus, der eine im braunen, der andere im blauen Oberrocke, und fragen nach Madame Renault. Es war zehn Minuten vor Drei. Kurz nach drei Uhr kommt die junge Renault zum Portier und frägt nach ihrer Mutter; sie habe vergebens an der Thüre geklopft. Der Vater wird gerufen, die Thüre eingestoßen; die Frau lag auf dem Boden, sie war noch warm, aber sie athmete nicht mehr. Alle Theile des Körpers waren mit Wunden bedeckt; die eine Wange war durchstochen, das Messer war blos in den Gaumen gefahren; ein Schnitt mit kräftiger Faust geführet, hatte ein Wirbelbein zerschnitten und das Rückenmark verletzt. Siebenhundert Francs Silbergeld, 500 Francs in Gold waren entwendet worden. Die Angeklagten sind Lesage und Soufflard. Beide waren, nebst Milaud, der eine Hauptrolle bei den Debatten spielt, im Bagno die schlechtesten Subjekte. Lesage flößte allgemein Schrecken ein; nur vor einem Beduinen von herkulischer Stärke hatte er einige Furcht, daher man ihn zuletzt an diesen hatte schließen lassen; bekanntlich werden die Sträflinge je zwei und zwei zusammengekoppelt. Die Thatsachen, die gegen Lesage und Soufflard zeugen, lassen sich hier nicht näher entwickeln; wir bemerken nur, daß, als Beide durch Polizeiagenten ins Haus geführt wurden, wo die That begangen worden, der Portier sie auf der Stelle erkannte, ohne von ihrer Ankunft unterrichtet gewesen zu seyn, und als sie sich entfernten, fiel der Mann in Ohnmacht. So weit sind jetzt die Debatten. Um zehn Minuten vor Drei waren die Mörder ins Haus gekommen; kurz nach Drei war Alles vollbracht. Renault wollte eben mit seiner Frau und seiner jungen Tochter spazieren gehen! Als das arme Mädchen zum ersten Male vor den Assisen erschien, stieß sie einen Schrei aus und bekam Convulsionen. Durch alle diese Gräuel zieht sich ein Drama, dem es nicht an Interesse fehlt, insofern man sich für das Gesindel interessiren kann. Milaud und Soufflard sind Nebenbuhler; der erstere hatte eine Maitresse Eugénie Alliette, die ihn verlassen, um mit Soufflard zu leben. Aus Eifersucht gab Milaud seinen Rivalen an. Die Liebe, das Beste, was an den Wichten noch übrig geblieben, die Liebe führte sie zum Verderben; so wird in einem Drama des V. Hugo, die Lucrezia Borgia durch ihren Sohn ermordet, das einzige, welches die Giftmischerin liebte. Milaud war von dem Mordraube unterrichtet gewesen und wußte so ziemlich, was vorgegangen war; er erzählte Alles einem Freudenmädchen in der Straße St. Marc, zeigte ihr ein Messer, mit dem Bedeuten, daß er damit Eugénie Alliette ermorden wolle, und machte dem armen Geschöpfe die Hölle so heiß, daß es eiligst zum Commissär lief und Alles ausplauderte, worauf denn Lesage und Soufflard und die übrigen aufgegriffen wurden. Milaud hatte seinen Plan gut berechnet. Milaud ist unter diesen Gaunern der Verschlagenste und der Verworfenste. Im fünfzehnten Jahre wurde er bereits wegen begangenen Diebstahls zu gefänglicher Haft verurtheilt. Seine Familie unterstützte ihn; es ging ihm Nichts ab; er stahl, um zu prassen, aus Liederlichkeit, aus Lust am Bösen. Er gehört zu jenen Wesen, die man ohne weiteres aus dem Wege räumen sollte, wie ein reißendes Thier. Der Guillotine wird er wohl diesesmal entgehen, aber der Galeere ist er auf ewig verfallen.

Der Jämschtschik (russischer Postillon.)

Die Beredsamkeit unserer deutschen Fuhrleute steckt fast einzig und allein in ihrer Peitsche, deren Geknall ihr Hauptgespräch mit den Pferden ist. Diesen Luxus des Knallens kennt man in Rußland durchaus nicht, denn hier gibt es nirgends eine solche Vorrichtung an den Peitschen, die Knall-Effekt zu machen bestimmt wäre. Ueberhaupt macht der russische Fuhrmann sehr

Digitized by Google

wenig Gebrauch von seiner Peitsche, und man muß gestehen, daß, wenn die russischen Pferde auch sonst nicht besonders zärtlich gepflegt und verwöhnt werden, vielmehr ein sehr hartes Leben haben, man sie doch auch nie mit unbarmherzigen Schlägen peinigt. Gewöhnlich bedient sich der russische Jämschtschik (Fuhrmann, Postillon) bloß der Rede, um seine Pferde aufzumuntern, zu loben oder zu tadeln, und nie habe ich in Rußland so viele Rache und harte Strafe an den armen unschuldigen Thieren ausüben sehen, wie wohl in andern Ländern und selbst in unserm Deutschland. Der Schelt- und Schmeichelworte hat dagegen der Jämschtschik ein ganzes Wörterbuch voll. Um den Reichthum an solchen Redensarten kennen zu lernen, muß man durch ganz Rußland gereist seyn, denn jeder Postillon hat wieder seine eigenen Lieblingsausdrücke. Sie sind aber alle in demselben Geiste, und um diesen kennen zu lernen, reicht es hin, daß wir nur eine Station mit einem solchen beredten Jämschtschik fahren. Es wird uns genug Unterhaltung gewähren.

Obgleich es schlecht Wetter ist, — wie sollte es nicht schlecht Wetter in Rußland seyn? — obgleich es stürmt, regnet und zwischendurch auch schneit und wir Passagiere uns in warme Pelze hüllen, so hat unser Jämschtschik doch fast nichts als sein Hemd auf dem Leibe. Wir wundern uns darüber. Er sagt aber: „Nitschewo ís," (Thut nichts, mein Herr) besteigt den Bock, wo er mit einem Zipfel des Hafersacks oder einem Stück Matte, das er zufällig findet, seine Glieder nothdürftig bedeckt. Er ordnet die Zügel, deren für vier Pferde immer ein Dutzend da sind, steckt eine Peitsche, die er nicht nöthig hat, unter den Sitz, zieht sich den noch vorhandenen Rest seiner Hutkrämpe gegen die Windseite herum, — denn dieser 6 Zoll lange und ½ Zoll breite Fleckel bildet sein einziges Schutz- und Wetterdach, — blickt dann noch einmal nach den Passagieren um, und findet er Alles in Ordnung, so ruft er seinen Pferden zu: „Stepaitje ís' bogom! (Nun fort, Kinder, mit Gott!) Lauft, lauft, ihr Freundchen, damit uns die Herren ein gutes na tschaju („zum Thee" Trinkgeld) geben!" Und nun hört bis zur folgenden Station sein Gerede mit den Pferden, sein Pfeifen und Lärmen nicht wieder auf. „So recht, ihr Bürschchen, so recht! Schüttelt euch, ihr kleinen Pagen, Hallo! Ihr Freunde, voe! vor!" Dann aus dem Schmeichelton zum schelten kehrend: „Nun, nun! rascher ihr alten Weiber! Was stolperst du, Brauner. Nimm dich besser in Acht! Warum brauchst du deine Augen nicht. Was? Schwarzer? Scheust du dich? Sey kein Narr! Ich seh' kein Gespennst!" Bei schlechten Stellen des Weges und wo es bergan geht, beginnt er mit Pfeifen, Schnalzen und Schreien, mit Händen und Füßen einen solchen Lärm, als wollte er den Pferden weiß machen, daß der Böse selber hinter ihnen säße. Zuweilen auch sagt er ihnen, er wolle ihnen ein Lied vorsingen, und dann läßt er oft eine halbe Stunde lang unermüdlich einen Gesang nach dem andern ertönen, trotz Sturm und Schnee. Wenn ein Strick reißt, spricht er, vom Bock steigend: „Ach, du verwünschtester Strick, dein Vater war ein Vagabund!" und hat dann dem Strick während des Festbindens noch so viele Vorwürfe und so viele gute Rathschläge zu geben, daß, wenn der Strick Ohren hätte, er gewiß sich nicht wieder unterstehen würde, zu reißen.

Die russischen Pferde sind so unermüdlich, wie die Jämschtschiks's, und man hat oft genug zu thun, beide in den Gränzen eines gemäßigten Gallops zu erhalten. Hat man dem Postillon endlich streng verboten, nicht so schnell zu fahren, so findet er sich eine Weile darein, und fährt langsamer, besonders, wenn die Wege etwas schlecht werden. Kaum aber kommt wieder eine erträgliche Stelle, so dreht er sich um, nimmt seinen Hut ab und bittet mit der schmeichlerischsten Miene von der Welt: „Laßt mich doch los, Väterchen. Die Wege sind ja schön." Und sobald er die Einwilligung hat, wendet er sich zu seinen Pferden: „Juchhe! Ihr Freundchen, frisch! Ihr Barbaren! Bald sind wir auf der Station. Nur noch diesen kleinen Berg hinauf und noch diesen hinab! Fürchtet nichts! Schüttelt euch! So! und nun noch den letzten Berg hinauf. Noch ein Bißchen! und noch ein Bißchen! So! Brrrr!"

Ich muß gestehen, als ich dieß Brrrr auf der letzten Station des russischen Reichs hörte, und als ich dann einem grämlichen eigensinnigen, unzufriedenen und betrügerischen Brünner Lohnkutscher ausgeliefert wurde, ich nicht ohne Wehmuth an jene lustigen, unermüdlichen, willigen und beredten Jämschtschiks zurückdenken konnte, die, ohne sich mit einem Worte zu beklagen, auf tausendreiei Weise für den Reisenden sich abplagen und ihm am Ende noch für die geringste Kleinigkeit den unterthänigsten Dank sagen.

Die verlorene Wette.

Die Kaiserin Maria Theresia fragte einst, als sie sich Mutter fühlte, einen ihrer Cavaliere: „Werde ich einen Sohn oder eine Tochter gebären?" — Wahrscheinlich einen Prinzen," erwiederte der Höfling aus der Umgebung, den Wunsch der Kaiserin kennend. — „Ich glaube es nicht," antwortete sie: „Wollen wir wetten? Um zwei Ducaten! Es wird eine Prinzessin erscheinen." — Der Höfling fand sich durch den Scherz seiner Monarchin hochgeehrt, nahm die Wette an und verlor sie. Der arme Teufel fand sich nun ob der Art, der Kaiserin die zwei Dukaten zuzustellen, in einer großen Verlegenheit. In sich gekehrt, die Stirn reibend, trift er den Dichtee Metastasio. Dieser hilft ihm, indem er ihm aus dem Stegreife mit der Bleifeder ein Paar Zeilen auf ein Papierchen schreibt. Er schrieb sie ab und wickelte zwei Ducaten ein. Sie lauten deutsch:

Verloren hab' ich, ich bezahle hier,
Weil's der erhab'nen Tochter so gefällt;
Doch gleichet sie, o große Fürstin, Dir,
Gewonnen hat alsdann die ganze Welt.

Anekdoten.

Die Bauern verstehen noch immer nicht Latein.

Der Amtmann in L. sagte kürzlich zu einem Bauern, er müsse wegen dessen Angelegenheit erst mit dem Rentbeamten kommunizeen. Der Bauer aber meynte, das wäre nur eine leere Ausrede und es könne ja für seine Sache ganz gleich seyn, ob der Herr Amtmann allein kommunizire (zur Kommunion gehe, oder mit dem Rentbeamten.

Probatum est.

In einem alten Jagdbuche, — im Kapitel „von der Dressue der Hunde," — ist Folgendes zu lesen: „Wenn der Hund ein Männchen ist, und sich gut aufgeführt hat, so sagt man: Brav, mein Soliman!" Zur braven Hündin spricht man: „Brav, meine Diann!" Das schmeichelt ihnen sehr. Man kann aber auch französisch mit ihnen reden, das ist den Hunden all' eins!"

Zweisylbige Charade.

Nicht zu weit das Erste offen!
Folge meinem guten Rath.
Denk' nur an den Goliath,
Den mein Zweites hat getroffen.
Nun mit einem Zweiten glücklich,
Triffst du jetzt mein Ganzes noch?
Oder blinder wärst du noch
Als mein Ganzes ist ausdrücklich.

Digitized by Google

Nro. 13.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ludwig Philipp I., König der Franzosen. — Brudermord. — Pot-Pourri. — Auflösung der Charade.

Ludwig Philipp I.,
König der Franzosen.
(Aus dem Précurseur.)

Die Begebnisse in Frankreich, die schwierigen Umstände, in welchen sich sein König, Ludwig Philipp, befindet, die achtungswerthe Haltung, die er stets behauptet hat — alles dieses veranlaßt uns, unseren Lesern eine speciellere Kenntniß von diesem außerordentlichen Manne zu geben, indem wir ihnen folgende biographische Skizze über denselben vorlegen.

Ludwig Philipp I., König der Franzosen, geboren den 6. Oktober 1773, ist zugleich als der Repräsentant der Revolutionen von 1789 und 1830 anzusehen; in ihm personificiren sich die Begriffe der Freiheit und der Fortschritte, welche beide politische Krisen herbeiführten und unter diesem Titel konnte Frankreich ihn adoptiren. Nachdem er in seiner Jugend der neuen Ordnung, die sich bildete, unverwerfliche Bürgschaften gegeben, ist er dennoch das Opfer der Excesse gewesen, zu welchen die erste Revolution den Vorwand hergeben mußte. Er hat gleich den Prinzen der älteren Linie das Exil und die Entbehrungen kennen lernen.

Zuerst als Herzog von Valois bekannt, nahm er beim Tode seines Großvaters den Titel eines Herzogs von Chartres an. Seine Erziehung wurde durch den Ritter von Bonnart, einem Hofmanne von lieblichem und cultivirtem Geiste, begonnen. Durch eine Sonderbarkeit, die selbst heutigen Tages Aufsehen machen würde, erhielt er einen weiblichen Informator; aber dieser Informator war die Frau von Genlis, die nichts versäumte, um das Herz ihres Zöglings zu bilden und seinen Geist zu schmücken! „Wie oft," sagte sie nachdem, „wie oft habe ich mir zu der Erziehung Glück gewünscht, die ich ihm gegeben; daß ich ihm in der Kindheit die vornehmsten neueren Sprachen habe lernen lassen; daß ich ihn gewöhnt habe, sich selbst zu bedienen, jede Verweichlichung zu verachten, in der Regel auf einem Mattenbette zu schlafen, der Hitze und der Kälte trotz zu bieten, sich durch anstrengende Leibesübungen an Strapazen zu gewöhnen; und endlich, daß ich ihm Kenntnisse und Geschmack an Reisen beigebracht habe."

Bei einer solchen Erziehung konnte der junge Prinz getrost verlieren, was er dem bloßen Zufalle verdankte; er blieb immer noch ein der Gesellschaft und sich selbst nützlicher Mann. Es wäre zu wünschen, daß die vornehme Jugend unserer Zeit mit Berücksichtigung der Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge hieran ein Beispiel nähme.

Im Jahre 1788, damals fünfzehn Jahre alt, machte der Herzog von Chartres eine Reise nach der Normandie, und als er bei dieser Gelegenheit den St. Michelsberg besuchte, ließ er den eisernen Käfig vernichten, in welchem ein holländischer Zeitungsschreiber siebenzehn Jahre eingesperrt gehalten worden, weil er gegen Ludwig XIV. geschrieben. Es ist dieß ein charakteristischer Zug, aus welchem sich schon folgern ließ, wessen dieser junge Fürst einst fähig seyn würde.

Als die Revolution ausbrach, in welcher sein Vater zu einer Rolle gedrängt wurde, die ihn in denselben Abgrund riß, in welchen sein unglücklicher Vetter Ludwig XVI. gestürzt worden war, war es schon natürlich, daß der Herzog von Chartres sich für ihre Principien erklärte; er that dieß mit all dem Enthusiasmus der Jugend, ohne sich die Opfer zu verhehlen, welche die neue Ordnung der Dinge seiner Würde als Prinz kosten würde. Am 9. Februar 1790 begaben sich die drei Söhne des Herzogs von Orleans, die Herren von Chartres, Montpensier und Beaujolais in der Uniform der Nationalgarde nach dem Distrikt von St. Roch. Als der Herzog von Chartres die Feder nahm, um zu unterzeichnen, bemerkte er, daß man seinem Namen alle seine Titel beigesetzt hatte; er strich sie aus und schrieb dafür hin: Bürger von Paris. Er bewarb sich darnach um die Stelle eines Kommandanten des Bataillons von St. Roch; es wurde ihm aber ein Pariser Schlachter vorgezogen. In diesem einzelnen Zuge spricht sich schon die üble Seite der Revolution zur Genüge aus.

Im Jahre 1790 wurde der junge Prinz, dem die Wohlthätigkeit und die Philantropie keine leeren Worte waren, in den höchst achtungswürdigen Verein der philantropischen Gesellschaft aufgenommen.

Am 1. November desselben Jahres wurde er Mitglied des Clubs der Revolutionsfreunde zu Paris.

Als Oberst des 14ten Dragonerregiments zu Vendome in Garnison, zeichnete er sich am 23. Juny 1791 durch eine so muthige als menschliche Handlung aus; zwei Priester, die sich den Beschlüssen der Versammlung nicht hatten fügen wollen, begingen die Unvorsichtigkeit, das von Geistlichen, die den Eid geleistet hatten, getragene Sacrament zu insultiren; da wollte das Volk sie ohne weiters aufknüpfen; aber der Herzog von Chartres, obwohl allein, nahm sich ihrer an und rettete sie mit unendlicher Mühe aus den Händen der Wüthenden. Nach dem Willen des Volkes mußten sie auf der Stelle die Stadt verlassen, der Prinz, zu dem sich nun noch einige unbewehrte Dragoner gesellt hatten, blieb aber bei ihnen, und wehrte den Haufen ab, als er sie, eine Viertelstunde von Vendome, von einer Brücke hinunter in's Wasser werfen wollte. Als dann aber auch noch bewaffnete Bauern hinzukamen, und den Unglücklichen mit dem Tode drohten, machte er den Vorschlag, sie zur Stadt zurückzubringen und gefangen setzen zu lassen. Erst nach vielem Hin- und Herreden gelang es dem Herzoge, die Abführung der beiden Priester zum Kerker zu bewerkstelligen und so den Tumult und das Wüthen der Menge zu beschwichtigen. Die Municipalität bezeugte ihm dafür ihren Dank, indem sie diese Thatsachen in einem Protocoll verzeichnete, das seitdem die Bürgerkrone von Vendome genannt worden ist. Diese von den Vandomern mit größter Sorgfalt aufbewahrte Krone ist nachdem, im Jahre 1814, der Frau Herzogin von Orleans nach ihrer Rückkunft in Frankreich übergeben worden, und diese Fürstin, jetzt Königin der Franzosen, hält sie wie ein Kleinod in Ehren.

Im August 1794 nach Valenciennes berufen, brachte der

Google

Herzog von Chartres dort den Winter zu und fungirte als Platzkommandant, da er der älteste Oberst der Garnison war, indem sich sein Patent vom 20. Oktober 1785 her datirte.

Als im Jahre 1792 der Krieg gegen Österreich an dieser Gränze ausgebrochen war, zeichnete sich der Herzog von Chartres unter den Befehlen des Generals Biron in den Gefechten von Bousse und Quaragon aus. In dem Treffen von Quivrain gelang es ihm, die von einem panischen Schrecken ergriffenen Truppen wieder zum Stehen zu bringen, was ihm am 7. Mai mit dem Patente als **Maréchal de camp** gelohnt wurde. An der Spitze einer Kavalleriebrigade focht er unter den Befehlen Luckner's und wohnte er der Einnahme von Courtrai mit bei. Am nächsten 11. September zum Grade eines Generallieutenants befördert, sollte er das Kommando von Straßburg übernehmen; er zog es aber vor, bei der aktiven Armee zu bleiben. Am 20. desselben Monats bedeckte er sich in der Schlacht von Valmy mit Ruhm, indem er eine schwierige Stellung, die zu nehmen der Feind alles aufbot, einen ganzen Tag lang mit seltener Unerschrockenheit vertheidigte. Es wurde ihm zum Lohne dafür ein höheres Kommando im Nordbepartement angeboten, das er aber, da es sich nur auf Organisirung bezog, ausschlug; er wollte lieber in zweiter Linie in der aktiven Armee kämpfen, die damals vielleicht einem Prinzen mehr Sicherheit gewährte. Es war die Republick proklamirt worden; der Prinz konnte sich nicht weigern, ihr den Eid zu leisten, und jegliches Bedenken seinerseits würde nur die Gefahren vermehrt haben, die schon über dem Haupte seines Vaters, des Herzogs von Orleans schwebten.

Nach seiner abermaligen Ablehnung eines höheren Commandos, begab der Herzog von Chartres sich auf eine kurze Zeit zur Armee der Generals Luckner und hernach zu der von Belgien, unter dem Befehl von Dumouriez. Dort war es, wo sein Name auf ewig in die Annalen der militärischen Großthaten Frankreichs eingetragen werden sollte. Am 6. November, an dem glorreichen Tage von Jemappes, wo der Herzog die Division des Centrums befehligte, schützte er die Armee vor einem großen Unfalle und verwandelte plötzlich eine schimpfliche Flucht in einen vollständigen Sieg. Er führte eine Menge Regimenter, die in Unordnung flohen, auf das Schlachtfeld zurück, und stellte an der Spitze einer Colonne, die unter dem Namen **Bataillon von Mons** bekannt war, den Kampf wieder her. Die Eroberung von Belgien war der Preis dieses Tages. Aber nach dem Vorbilde der Republicken des Alterthums lohnte die französische Republick dem Herzoge vom Chartres seinen Heldenmuth durch ein Verbannungsdekret, das jedoch auf Verwendung seines Vaters zurückgenommen wurde, als er sich eben nach Amerika einschiffen wollte.

Der junge Prinz kam nun wieder bei der Armee zum Vorschein und zeichnete sich bei der Belagerung von Maestricht unter den Befehlen des Generals Miranda aus. Am 18. März 1793 befehligte er das Centrum der französischen Armee zu Neerwinden, vollführte seinen Rückzug in guter Ordnung, und war durch seine feste Haltung zu Tirlemont die Ursache, daß der erlittene Unfall nicht noch weit größer wurde. Dreizehn Tage später, am 31. März, erfolgte der sogenannte Abfall von Dumouriez, in Folge eines aufgefangenen Packetes, welches nicht allein den Befehl zu seiner Verhaftung, sondern auch den zur Verhaftung aller Generale seiner Armee, den Herren von Chartres, Valence ꝛc. enthielt. Diese willkürlichen, nur von einem Ausschusse und nicht vom Convente selbst ausgegangenen Befehle waren **Duhem** unterzeichnet. Es war gewiß nicht mehr als recht, sich einem so heillosen Despotismus zu entziehen, und diejenigen sind sehr im Unrecht, die einen so einfachen und selbst unerläßlichen Schritt übel gedeutet haben.

Der Herzog von Chartres ging zuvörderst nach Mons, ins österreichische Hauptquartier, um sich dort Päße geben zu lassen. Prinz Carl bot ihm vergeblich eine Anstellung in seiner Armee an; der Soldat von Jemappes wollte nicht gegen sein Vaterland kämpfen. Er begab sich nach der Schweiz, wo Mademoiselle von Orleans nebst der Frau von Genlis schon vor ihm eingetroffen waren. Die Erlauchten Proscribirten hätten sich gern zu Zürich niedergelassen, aber es gelang ihnen nur unter dem Incognito einer irländischen Familie, eine Zeit lang in Zug weilen zu dürfen, und so wie sie erkannt wurden, mußten sie auch diese Stadt wieder verlassen. Da trennte sich der Herzog von Chartres von seiner Schwester, um sie nicht mit ins Verderben zu ziehen. Er durchstrich zu Fuß die verschiedenen Kantons der Schweiz, bestieg die Alpengipfel, und benutzte, wenn auch sehr in seinen Geldmitteln beschränkt, seine mühsamen Reisen zu seiner Belehrung, während er zugleich die Quelle einer Menge von Genüssen darin fand, die ihm bis dahin unbekannt geblieben waren. Auf diesen Wanderungen erhielt er ein Schreiben vom General Montesquiou, der ihm eine Lehrerstelle beim Collegium von Reichenau in Graubündten antrug. Er nahm dieses Anerbieten an, was zugleich seinem Charakter und seiner Erziehung zur Ehre gereichte, und unterrichtete, nach bestandenem Examen, acht Monate lang unerkannt unter dem Namen **Chabaud Latour** *) in der Geographie, der Geschichte, der französischen und englischen Sprache und der Mathematik. Er fand aber nicht allein als Lehrer Beifall, sondern flößte auch den Bewohnern von Reichenau so viel Achtung ein, daß sie ihn auf der Versammlung von Coire zu ihrem Deputirten ernannten. Da war es, wo er das tragische Ende seines Vaters erfuhr. Nun Herzog von Orleans, verließ er Reichenau und begab sich nach Bremgarten, zum Herrn Montesquiou, wo er unter dem Namen Corby und mit dem Titel eines Adjutanten bis Ende des Jahres 1794 blieb. Als er aber doch als Herzog von Orleans ausgekundschaftet worden war, ging er nach Hamburg, um sich nach Amerika einzuschiffen, was er indeß seiner beschränkten Finanzen wegen aufgeben mußte. Er beschloß nun, eine Reise nach den nördlichen Ländern von Europa zu machen. Nachdem er Dänemark, Schweden und Norwegen besucht hatte, erreichte er am 14. August 1795 in Gesellschaft von Lappländern zu Fuß das Nordcap. Von dort kehrte er über Lappland zurück nach Torneo, am äußersten Ende des bothnischen Meerbusens. Hernach bereiste er Finnland, mied aber das russische Gebiet, weil er der politischen Gesinnung der Kaiserin Katharina, die damals regierte, nicht trauen zu dürfen meynte. Zu Stockholm erkannt, wurde er vom König aufs Ausgezeichnetste behandelt.

Im Jahre 1796 nach Hamburg zurückgekehrt, erhielt er ein Schreiben von der verwittweten Herzogin von Orleans, seiner Mutter, worin sie ihrem Sohne anzeigte, daß das Direktorium von seiner Strenge gegen sie und ihre Familie nicht anders nachlassen wolle, als wenn er, ihr ältester Sohn nach der neuen Welt abginge. Gleich nach Empfang dieses Briefes schiffte sich der Prinz ein und kam am 21. Oktober zu Philadelphia an, wo auch seine beiden Brüder sich im Februar 1797 mit ihm vereinten. Nachdem sie die vereinigten Staaten durchzogen waren und dort Entbehrungen jeder Art in Menge bestanden hatten, verließen die drei Prinzen Newyork und trafen im Februar 1800 zu London ein. Hier näherten sie sich den Prinzen des ältern Zweiges der Bourbonen, deren Exil sie theilten, obgleich sie eine ganz andere politische Richtung genommen hatten.

Von den zehn Bourbons, die England aufgenommen hatte

*) Es war dies der Name eines protestantischen Edelmannes, der im Jahre 1815 Deputirter und einer der Eigenthümer des Journal des Débats war. Das Certificat, welches dem Prinzen bei seinem Austritt aus dem Kollegium von Reichenau für seine guten und nützlichen Dienste ausgestellt worden war, lautete auf den Namen Chabaud Latour, und es ist sicher keines der mindest ehrenwerthen Dokumente, die das Haus Orleans in seinen Archiven aufzubewahren hat.

Digitized by Google

und successive aufnehmen sollte, sind jetzt nur noch zwei am Leben; der Herzog von Angouleme und und Ludwig Philipp. Einer von diesen hat nie die Krone getragen, der andere aber empfindet ihre ganze Last.

Ungeduldig, seine Mutter wieder zu sehen, die sich nach Figueira geflüchtet hatte, ging der Herzog von Orleans nach Minorca unter Segel. Als er zu Mahon gelandet war, empfieng er ein Schreiben des Prinzen von Condé, der ihm den Vorschlag that, in Deutschland der Sache der Emigration zu dienen; er schlug das aber aus, wie er schon im Jahre 1793 das Anerbieten des Prinzen Carl von Oesterreich ausgeschlagen hatte.

Eine Kriegserklärung zwischen England und Spanien hinderte ihn, in Catalonien zu landen und seine Mutter wiederzusehen: er mußte unverrichteter Sache nach England zurückkehren.

Die Jahre 1807 und 1808 raubten dem Herzoge beide Brüder, die Herzöge von Montpensier und Beaujolais, in der Blüthe ihres Alters. Als der Letztere, der jüngste von ihnen, gestorben war, verließ der Herzog von Orleans die Insel Malta, wo er sich eben befand, um sich auf die Einladung des Königs Ferdinand IV. nach Palermo zu begeben. Dem edlen Verbannten wurde auf Sicilien mehr als eine gewöhnliche Gastfreundschaft zu Theil: er fand dort eine zweite Familie. Seine Leiden, sein Muth, seine hohen Eigenschaften rührten die reine und erhabene Seele der frommen Prinzessin Amelie.

Der König beider Sicilien schien geneigt, die Vorliebe, welche die gesammte königliche Familie für den Prinzen gefaßt hatte, durch eine Vermählung dauernd zu machen; doch wurde dieselbe durch verschiedene Umstände bis zum 25. November 1809 verzögert, an welchem Tage der Herzog von Orleans die Prinzessin Amelie, gegenwärtig Königin der Franzosen und so glückliche Mutter einer zahlreichen und blühenden Familie, als seine Gemahlin heimführte.

Im Jahre 1810, fast gleichzeitig mit der Geburt seines ältesten Sohnes, sah der Herzog von Orleans seinen Schwiegervater gezwungen, den neapolitanischen Theil seiner Staaten an Joachim Murat zu überlassen.

Es war noch alles in Wirrwar und Anarchie auf Sicilien, als am 23. April 1814 ein englisches Schiff die unerwartete Kunde von der Restauration der Bourbons auf den Thron von Frankreich nach Palermo brachte. Voll Verlangens, sein Vaterland wiederzusehen, ging der Herzog von Orleans nach Paris ab und erschien am 17. Mai in der Uniform eines General-Lieutenants vor dem Könige. Ludwig XVIII., der sich dem Herzoge von Orleans nie sehr geneigt bewiesen hatte, empfieng ihn nicht eben herzlich, doch wurden dem hohen Range, der ihm eine so lange Verbannung zugezogen gehabt, alle Ehren erwiesen und man ernannte ihn zum General-Obersten der Husaren.

Napoleon's Landung zu Cannes im März 1815 vertrieb den Herzog von Orleans wieder aus seiner niedlichen Wohnung im Palais Royal, wo er in Frieden des häuslichen Glückes und des Ansehens genoß, das sich an seine persönlichen Tugenden knüpfte.

Der Prinz begab sich wieder zu seiner Familie nach Twickenham, konnte aber schon Ende Juli 1815 wieder Besitz von seiner Wohnung im Palais Royal nehmen. Er kehrte aber noch einmal, aus freien Stücken, um die Beschwichtigung der aufgeregten Leidenschaften abzuwarten, nach Twickenham zurück.

Im Jahre 1817, wo die Regierung eine gemäßigtere Haltung anzunehmen schien, nach Frankreich zurückgekehrt, widmete er sich lediglich der Sorge, seine zahlreiche Familie zu erziehen und mit eben so vieler Ordnung als Größe ein Vermögen zu administriren, das durch verschiedene glückliche Umstände, theils durch die Wiedererlangung von nicht veräußerten Domainen, theils durch die Millionen, die ihm vermittelst des Indemnitätsgesetzes zugefallen waren, einen raschen Aufschwung genommen hatte. Ein Freund der Wissenschaften, deren Betrieb ihm während seines Exils ihm zum Troste gereicht und ihm nun sein Wohlergehen verschönerten, versammelte er alle unabhängigen Notabilitäten um sich her und wußte er sie in einer edlen Weise für Verfolgungen oder Ungerechtigkeiten der Gewalt zu entschädigen. Mehrere ausgezeichnete Gelehrte können gegenwärtig mit Stolz die Zeit angeben, wo sie von dem Herzoge von Orleans unterstützt wurden. Der Prinz war der Protektor mehrerer gelehrten Gesellschaften, unter anderen der asiatischen, auch beehrte er verschiedene der Häupter der konstitutionellen Opposition, die sich durch ein verständiges und gemäßigtes Benehmen auszeichneten, mit seiner Freundschaft.

Seit der Vermählung des Herzogs von Berry mit einer Nichte der Herzogin von Orleans, erschien der Herzog öfter am Hofe, doch weigerte Ludwig XVIII. sich stets, dem Prinzen von Orleans den Titel königliche Hoheit zuzugestehen. Als Carl X. den Thron bestiegen hatte, beeilte derselbe sich, diese Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, und willigte auch ein, daß der Herzog von Bourbon sein unermeßliches Vermögen an den Herzog von Aumale, einen der Söhne des Herzogs von Orleans, vererbte. Eine wahre Freundschaft schien die Häupter der beiden französischen Zweige des Hauses Bourbon zu vereinigen, als die verhängnißvollen Ordonnanzen vom Juli 1830 Paris plötzlich zu einem allgemeinen Kampfplatze machten und die Krone des verblendeten Karl's X. auf dem Pflaster der Barricaden zerschmetterten.

Man war noch im Kampfe, als die Deputirten, die sich in der Hauptstadt befanden, zusammen traten, um sich über die zu nehmenden Maaßregeln zu berathen, damit Frankreich nicht länger ohne Regierung bliebe. Sie beschlossen nun, in ihrer Sitzung vom 30. Juli, daß der Herzog von Orleans aufgefordert werden sollte, die Funktionen eines Statthalters zu übernehmen. Es wurde eine Commission beauftragt, ihm diesen Beschluß mitzutheilen. Der Herzog traf Abends 11 Uhr von Neuilly im Palais Royal ein, wo er am andern Morgen die Deputation empfieng, ihr seinen Wunsch, Frankreich vor einem inneren und äußeren Kriege zu bewahren, erklärte und mit der Versicherung schloß, daß die Charte hinfüro eine Wahrheit seyn sollte.

Am 1. August, dem Datum seiner ersten Verordnung verfügte der Statthalter die Wiederannahme der Nationalfarben. Denselben Tag wurden die Kammern zum 3. August einberufen. Am 6. August wurde der Thron für erledigt erklärt und der Herzog von Orleans durch die Wahlkammer auf denselben berufen. Am 9. August fand die königliche Sitzung statt, in welcher der Prinz voe den Kammern den Eid ablegte, der ihn zum König machte. Am 11. August war das Ministerium organisirt.

Seiner weisen und verständigen Leitung der Angelegenheiten Frankreichs bis auf den heutigen Tag verdankt man die Erhaltung des mehr als einmal bedroht gewesenen Weltfriedens, während Frankreich selbst sich eines blühenden Wohlstandes erfreut.

Brudermord.

In einem Dorfe unweit Lemberg lebten zwei Brüder, von denen der jüngere Soldat wurde. Dieser kam im verflossenen Jahre nach vier Jahren mit Urlaub auf unbestimmte Zeit zurück, und suchte seinen Erwerb in dem nahe gelegenen Marktflecken, welchen er auch in allerlei Dienstleistungen fand. Hier lernte er ein braves junges Mädchen kennen, die er liebte, und weil sie ihm auch bald gewogen ward, so beschloß er sie zu heirathen. Diesen Entschluß theilte er dem Bruder mit, welcher ihn jedoch davon abzubringen suchte, und zu der Verbindung seine Zustimmung nicht geben wollte. Der Bräutigam ließ sich aber dadurch in seinem Vorhaben nicht irre machen, und betrieb die Vorbereitungen zu seiner Hochzeit mit emsigem Fleiße. Die Braut hatte ihm ihre ganze

Digitized by Google

Ersparniß von 80 fl. C. M. übergeben, damit wurden zwei Zimmer an das Bruderhaus angebaut, welche er in Zukunft mit seinem Weibe bewohnen wollte. Nachdem alles fertig und geordnet war, wurde der Tag der Hochzeit festgesetzt. Dieser erschien und mit ihm die Gäste und Brautjungfern; Alles ist bereitet, nur der Bräutigam fehlt, der mit Ungeduld erwartet wird. Nach langem, vergeblichem Warten eilt die von Furcht und Ungewißheit gefolterte Braut in seine Wohnung, findet sie aber leer; mit undeschreiblicher Angst und nichts Gutes ahnend, tritt sie in des Bruders Haus, wo sie erfährt, daß der Gesuchte vor Tegesanbruch fortgegangen und bis jetzt nicht zurückgekehrt sey. Sie durchsucht nochmals das ganze für sie bestimmte Wohnhaus, findet aber keine Spur, noch sonst etwas Verdächtiges, nur dieß entgieng dem scharfen Blicke der Liebenden nicht, daß kein Kleidungsstück des Verschwundenen fehle. Mit dieser Bemerkung wandte sie sich an seinen Bruder, und als dieser hierdurch in einige Verlegenheit gerieth, beschuldigte sie ihn eines heimlichen Mordes. Alles Suchen und Forschen der trauernden Braut blieb fruchtlos; es vergingen mehrere Wochen, aber der Geliebte, der auf eine so geheimnißvolle Art plötzlich verschwunden war, kehrte nicht zurück. Das Strafgericht, zu dessen Kenntniß dieser Fall gelangte, ließ die Sache untersuchen, mußte aber in Ermanglung des Corpus delicti, die weiteren Untersuchungen einstellen.

Im November v. J. bemerkten die Hirten, welche in einem Walde derselben Herrschaft ihr Vieh weideten, auf einem hohen, wilden Kirschdaume einen fremdartigen Gegenstand hängen, den sie bei näherer Betrachtung für den oberen Theil eines menschlichen Leichnams erkannten; mittelst eines Strickes hing er auf einem starken Aste; der untere Theil, welcher abgefault war, lag in einem Gebüsche unter dem Baume. Das Gesicht war eingetrocknet und unkenntlich geworden. Die Ortsbehörde ließ den Leichnam ärztlich besichtigen, woraus sich ergab, daß die Leiche eine männliche sey und nach einem gewaltsamen Tode längere Zeit in einem verschlossenen Raume gelegen haben müsse. Dieses Ereigniß wurde schnell in der ganzen Umgebung bekannt, man stellte allerlei Vermuthungen auf, und unter andern auch die, ob dieß nicht der vor mehreren Monaten so geheimnißvoll verschwundene Soldat sey; bei der Entstellung der Leiche war aber das Erkennen derselben schwierig. Da erinnerte sich die verlassene Braut, daß ihr Geliebter das erste Glied des Mittelfingers in Folge einer Verwundung durch einen eingedrungenen Holzsplitter verloren habe. Der linken Hand mangelte richtig dieses Glied, was nebst andern Umständen die Vermuthung zur Gewißheit machte. Da sich ein gegründeter Verdacht gegen den Bruder des Gemordeten erhob, so wurde er festgenommen und dem Strafgerichte in Lemberg übergeben. Dem wachsamen Auge der Gerechtigkeit wird es bald gelingen, den näheren Umständen dieses schauderhaften Verbrechens auf die Spur zu kommen, deren Mittheilung wir nicht vorenthalten werden.

Pot-Pourri.

Der Untergang der Erde,

eine Sache, für die sich jeder Erdbewohner interessirt, wird von den Gelehrten auf verschiedene Art prophezeiht. Buffon stellt der Erde als Prognosticon den Tod des Erfrierens, welcher wirklich und wahrhaftig nach 90,000 Jahren Statt finden soll. Gruithuisen will sie an Hitze sterben lassen. „Alles" sagt er, „eilt dem Festen zu. In 50,000 Jahren wird kein Tropfen Wasser mehr vorhanden seyn. Dann geräth sie in Brand, läuft brennend eine Million Jahre um die Sonne, und stürzt abgebrannt in den Schos ihrer mütterlichen Freundin." Dr. Olbers prophezeiht ihr einen nassen Tod, indem ein Komet durch Druckkraft alles Wasser in die Höhe treiben und die Erde darin ersaufen wird — in 220 Millionen Jahren etwa. Man muß eben die Sache abwarten.

Die Umdrehung der Welt im Jahre 1840.

Eine noch viel merkwürdigere Prophezeihung als die kürzlich in mehreren Blättern erschienene, wonach sich das Jahr 1840 durch so ausgezeichnete Fruchtbarkeit berühmt machen soll, ist folgende: Es kam nämlich der Akademie der Wissenschaften in Paris nachstehendes sonderbares Schreiben aus Neufchatel zu: „Aus den von mir angestellten Untersuchungen habe ich herausgebracht, daß im nächsten Jahr ein ganz ungewöhnlicher Lauf der Gestirne eintreten wird, da ich aber meiner Sache nicht ganz sicher bin, so erlaube ich mir, Sie um ihren Rath zu bitten. Es muß nämlich im Jahre 1840 etwas Unerhörtes, noch nie Dagewesenes eintreten, nämlich eine Erdfinsterniß, die sich auf folgende Weise gestalten wird. Den 6. Januar um 3/4 auf 10 Uhr Morgens wird sich eine Wolkenmasse erheben, sich über ganz Europa ausdehnen, und sich allmählig auf die Erde herabsenken. Sobald diese noch drei Schuh von der Erde entfernt ist, werden alle ihre Bewohner eine Viertelstunde lang wie erstarrt seyn, und weder etwas sehen, hören, noch fühlen. Hierauf wird sich die Wolkenmasse erheben, und sie zwischen dieser und der Erde in eine Höhe von 18 Schuh schweben, während sich die letztere förmlich umdreht, worauf die Menschen wieder unversehrt auf sie zurücksinken werden. Haben Sie die Güte, mir Ihre Meynung hierüber zu sagen." Es versteht sich, daß die Akademie über diesen Unsinn lachte, und das Schreiben bei Seite legte. (Wenn es nur wegen der Erdfinsterniß keine Satyre war.)

Eine Tauben-Post andrer Art.

Neulich griff ein Constabel zu London ein paar junge Landstreicher auf und fand, als er ihre Taschen untersuchte, in der des älteren drei Tauben, die noch am Leben waren. Daß die Thiere gestohlen Gut seyen, schien allem Zweifel überhoben zu seyn; aber wie nun ausfindig machen, wem sie gestohlen waren? und wie es anfangen, um den Beweis zu führen, daß die Vagabunden sie wirklich gestohlen hätten? Unser Constabel war ein Schlaukopf erster Art; er faßte kurz den Entschluß, eine der Tauben fliegen zu lassen, ihr aber am Flügel ein Zettelchen zu befestigen, auf welchem zu lesen sey: „Kommen Sie auf das Gefangenhaus von Mile-Endroad, so finden Sie meine beiden Kameraden." — Gesagt, gethan und gelungen! Kaum war die Taube ein paar Stunden fort, als ein Mann ganz ausser Athem nach der bezeichneten Addresse kam, und die Taube, welche der Constabel hatte fliegen lassen, mitbrachte. Das kluge Thier war, als wüßte es darum, daß es sich um das Leben seiner Genossen handele, eilends zu seinem Herrn geflogen und hatte diesen auf die Spur der Diebe gebracht. Der Raub war mittelst einer Leiter ausgeführt und die Diebe werden vor den nächsten Assisen ihr Urtheil empfangen.

Die Feuerversicherung.

„Gengens zu Haus, gengens z' Haus," rief ein Wiener Wirth einem seiner Gäste zu, „es brennt in ihren Zimmern" — „Aber gehens," antwortete dieser ganz ruhig, „Sö wolln mi nur foppen, i hab ja die Zimmernschlüssel bei mir."

Der schönste Zeitungsschreiber.

Die „Rosen," (eine belletristische Zeitschrift) erzählen: Der Herausgeber der „Nashaville-Gazette" in Nordamerika sey so schön, daß alle Damen in ihn verliebt wären, und wenn er ausgienge, nur zu thun habe, um abzuwehren! (Wie viel sein Journal Abonnenten hat, steht nicht dabei.)

Auflösung der Charade im Sammler Nro. 12:
„Maulwurf."

Digitized by Google

Nro. 14.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die schöne Fornarina. — Ein Wunder auf dem Münster. — 5 von 2000 bleiben 1995! — Handschriften berühmter Männer. — Pot-Pourri. — Zweisylbige Charade.

Die schöne Fornarina.

Wenig nur ist von Raphaels berühmter Geliebten, von dieser wunderbaren Schönheit, auf die Nachwelt gekommen, so groß auch der Einfluß war, den sie auf das Herz und den Genius jenes Fürsten der Maler ausübte; und dies Wenige ist so unzusammenhängend, daß man daraus nur eine sehr unvollständige Vorstellung von dem Leben des jungen Mädchens schöpfen kann, welchem ein Platz neben Petrarka's Laura und Dante's Beatrix gebührt.

Mit dem Einflusse der Fornarina beginnt eigentlich eine neue Aera in der Malerei, vorzüglich in jenem Gebiete der Kunst, vielleicht dem wichtigsten von allen, in der Idealisirung der Wirklichkeit. Der Aufschwung des religiösen und moralischen Gefühls, dem wir die Meisterwerke der italienischen Schule verdanken, nahm durch dieses Weib eine höhere und bestimmtere Gestalt an. Man erkennt das Streben nach dem Ideal freilich schon in den Gemälden und Statuen der Schulen vor Raphael; aber es war mehr ein dunkles Suchen nach demselben. Der strenge und reizlose Ausdruck der heiligen Jungfrauen des Duccio, Cimabue und Masaccio veranschaulichte die Idee eines ascetischen, büßenden Lebens; die Madonnen Raphael's aber sind die Gebilde einer erhabeneren Inspiration. Er war ein zweiter Pygmalion, der im Geist die abstrakte und reine Schönheit der menschlichen Gestalt schaute und sie auf der Leinwand wiedergab; er verstand es, dieser herrlichen Form eine reine göttliche Seele einzuhauchen und so irdische und himmlische Schönheit mit einander zu verbinden. Diese Idealisirung der Materie in der Mutter Gottes war immer vergebens versucht worden, bis Raphael seine Fornarina fand; sie wurde der gute Genius des Malers, sie lieh seinen heiligen Jungfrauen ihre reizenden Formen, die zu gleicher Zeit so keusch und so üppig waren, und die uns zur höchsten Bewunderung hinreißen. Jedesmal, wenn er eine Jungfrau in allem Glanze irdischer Schönheit darstellen wollte, war es nun eine Maria oder eine Galathea, schwebte Fornarina's herrliches keusches Bild vor der glühenden Phantasie des Malers und führte seinen Pinsel. Um das Wesen dieser Liebe richtig abzufassen, muß man eine klare Vorstellung von dem Verhältniß Raphael's und Fornarina's haben. Als der Künstler die schöne Bäckerstochter zuerst sah, war sein Ruf als einer der größten Maler Italiens schon begründet; die Schöpfungen seines Genius wurden allgemein bewundert, und er selbst, mit Ehrenbezeugungen und Reichthümern überschüttet, lebte in seinem Pallaste wie ein Fürst; sein Name war in Aller Mund, und das Herz mancher vornehmen Römerin schlug für den edlen schönen Maler, dessen ruhige, sanfte Züge die seltensten Eigenschaften des Geistes und des Herzens wiederstrahlten; denn Raphael besaß jene Bescheidenheit und Anmuth, jene wohlwollenden, freundlichen Manieren, die alle Herzen gewinnen und einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck machen. Und Fornarina, das arme Mädchen aus niederem Stande, besaß nichts als ihre Schönheit; aber wie entzückend schön mußte sie seyn, um Raphael's Liebe zu gewinnen; sie hing an ihm mit der ausschließlichen und unbegränzten Hingebung, welche die Liebe der Römischen Frauen charakterisirt; Fornarina wurde Raphael's Idol, das Urbild aller seiner Träume und seiner Schöpfungen. Jenes göttliche Weib, mit der jugendlichen Gestalt, das auf einer Muschel, von Göttern und Tritonen umringt, sich auf den Wellen schaukelt; es ist weder Thetis, noch Amphitrite, es ist Galathea, welcher Fornarina ihre schlanken herrlichen Körperformen und ihre kindlichen Züge lieh, auf denen ein leichter Hauch der Wollust schwebt. Wer die unbegränzte Glaubensbegeisterung, die glühendste Andacht schauen will, deren das weibliche Herz nur immer fähig ist, der betrachte die Transfiguration. Jene im Vordergrund knieende Frauengestalt, welche einem Kinde das Wunder zeigt, das sich vor ihnen zuträgt; diese Frau ist Fornarina. Ueber den Altären, wie in den Palästen seiner päpstlichen oder fürstlichen Beschützer, überall malte Raphael das Bild seiner heißgeliebten Fornarina. In dem Garten-Pavillon des Palastes Borgheſe sieht man das Fresko-Portrait der Fornarina, und in der Gemälde-Gallerie desselben Palastes wird noch ein anderes von ihr aufbewahrt; doch das getreueste und ächteste Abbild der Geliebten Raphael's sieht man im Palast Barbarini; es ist in halber Figur und in einem etwas seltsamen Style gemalt. Bis zum Gürtel nackt verhüllt Fornarina ihren Busen mit einem leichten durchsichtigen Schleier; mitten unter Blumen sitzt sie in einem Gebüsch; um ihr Haupt ist eine Art Turban geschlungen; am linken Arme trägt sie eine Spange, auf welcher „Raphael Urbino" geschrieben steht. Die Nase ist ein wenig breit, und die Augen groß und lebhaft; ihre Haare waren hellbraun, sind aber etwas ausgeblaßt und mehr goldgelb geworden. Es scheint, als wären die italienischen Meister dem Geschmack ihrer Vorgänger, der italienischen Dichter, treu geblieben, die eine große Vorliebe für das goldene Haar zeigten. Horaz, Ovid, Properz, Catull, die in ihren unsterblichen Versen die Schönheit einer Lesbia, Pyrrha, Sagana und Canidia besingen, preißen stets die schöne Haarfarbe, flavam comam, ihrer Geliebten. Auf der Tribune der Gallerie zu Florenz befindet sich noch ein anderes Portrait von Raphael, welches ebenfalls die Fornarina vorstellen soll.

Von der Geschichte der Fornarina ist uns nur wenig durch Sagen, die noch jetzt im Munde des römischen Volkes leben, aufbehalten worden. Ihr eigentlicher Name ist ganz unbekannt, denn Fornarina ist nur ein Diminutiv von Fornaja (Bäckerin;) doch heißt noch jetzt ein kleines, altes Haus, in dem sich ein Bäckerladen befindet, und das an einer Brücke nahe am Eingange der Straße Balbi liegt, Casa Fornarina. Auf einer kleinen Marmortafel in der Mauer des Häuschens sind diese beiden italienischen Worte eingegraben und sollen Zeugniß davon geben, daß es einst von der Geliebten Raphael's erbaut wurde. Dieses Haus steht in einer öden, abgelegenen Straße, in einem der wenig besuchten Viertel von Rom. Selten verirren sich Reisende, welche die Denkmäler und Alterthümer der ewigen Stadt besuchen, bis hierher zu dieser Ruine, von deren Daseyn man kaum etwas weiß, und nur zuweilen begegnet man daselbst irgend einem ernsten, nachdenklichen Deutschen Wanderer, der diesen Ort aus Ehr-

Google

furcht vor dem Andenken des großen Römischen Meisters aufsucht. Hier erblickte Raphael Sanzio di Urbino im Jahre 1508, als er sich nach dem Pallaste des reichen Banquiers Agostini Chigi begab, dessen Familien-Kapelle er mit Gemälden ausschmückte, zuerst seine Fornarina, die im Laden ihres Vaters kleine Brode verkaufte. Da vergaß er, trotz aller freundlichen Erinnerungen seines Gönners, seine angefangenen Fresken und entworfenen Gemälde; seine Morgenbesuche im Bäckerladen waren so häufig und dauerten so lange, daß sie dem Fortschreiten seines später unter dem Namen der Raphaelischen Stanzen so berühmten Werkes sehr nachtheilig wurden. Da nun aber der alte reiche Banquier gern die herrlichen Entwürfe des jungen Künstlers vollendet sehen wollte, so entschloß er sich, die schöne Bäckerstochter in seinen Pallast einzuladen, um dadurch den Flüchtling zu seinen verlassenen Werken zurückzuführen. Sie folgte dieser Einladung, und der junge verliebte Meister arbeitete nun wieder ununterbrochen an seinen Gemälden.

Von dieser Zeit an blieb Fornarina bis zu Raphaels Tode seine unzertrennliche Gefährtin; er konnte ohne seine Geliebte gar nicht mehr leben, und als er die berühmten Vatikanischen Logen malte, nahm er sie selbst mit in den päpstlichen Pallast. Dem Papste war die beständige Anwesenheit der Geliebten Raphaels ein Aergerniß, denn jedes Mal, wenn er den Künstler besuchte, um seine neuen Entwürfe und die Fortschritte seiner Arbeiten zu betrachten, fand er zu seinem Verdrusse die schöne Fornarina bei ihm. „Wer ist eigentlich dieses Mädchen, das ich hier beständig sehe?" fragte Seine Heiligkeit einst mit unverstellter übler Laune und Bitterkeit. „Ew. Heiligkeit werden entschuldigen, sie ist mein Augapfel", antwortete der liebeerfüllte Raphael. Mit Unrecht flucht die Welt dem Andenken Fornarina's und mißt ihr allein die Schuld des Unglückes bei, das Raphael in der Blüthe des Lebens und der Kunst dem Grabe zuführte. Die übermäßigen Ausschweifungen, denen sich der Künstler hingegeben, sollen, sagt man, seine Kräfte aufgerieben und die Welt aller der herrlichen Kunstwerke beraubt haben, die man noch von dem Urbinischen Maler zu erwarten berechtigt war, der schon im Frühling seines Lebens so stolze und große Hoffnungen für die Zukunft erweckte. Eines Tages kam er ganz erschöpft nach Hause und wurde von einem heftigen Fieber, dessen Ursache er verbarg, ergriffen; man ließ ihm zu Ader, doch verschlimmerte sich sein Zustand immer mehr. Als er sein Ende herannahen fühlte, wünschte er die Entfernung seiner Geliebten und sicherte ihr in seinem Testamente ein anständiges Auskommen für die Zukunft. Sein Tod wurde allgemein betrauert, und selbst der Papst Leo X. beweinte den Verlust des Malers der „Logen."

Mit dem Tode Raphaels verschwindet jede historische oder traditionelle Spur vom Geschick der Fornarina. Einer in Rom verbreiteten Sage nach, soll sie später bei Giulio Romano, dem Lieblingsschüler Raphaels, gelebt haben; wahrscheinlich hat die Aehnlichkeit, die zwischen den weiblichen Figuren des Meisters und Schülers vorwaltet, diese Vermuthung veranlaßt. Doch findet man diese Aehnlichkeit nicht bloß in den Werken des genannten Künstlers, sondern bei allen, die zur Schule Raphaels gehören, was also nur den Einfluß beweist, den das Vorbild des Meisters auf seine Schüler übte.

So wurde durch die Liebe eines großen Künstlers die Schönheit eines einfachen Mädchens unsterblich; seltsame Laune des Schicksals, die mit dem Abbild einer namenlosen, aus der niederen Volksklasse stammenden Frau die Mauern der Paläste und Kirchen schmückte und daraus eine Augenweide der Fürsten und Päpste, die Freude und den Stolz der Künstler machte. Wie manche hochgeborne Schönheit mag das glänzende Loos der armen Fornarina beneiden, die von einem Raphael gemalt und von allen kommenden Geschlechtern bewundert wurde.

Ein Wunder auf dem Münster.

In Straßburg hat vor einigen Wochen ein Vorgang auf dem Münster die bedeutendste Sensation erregt. Der jüngste Bruder des Kaufmanns L—r in Straßburg, eines sehr begüterten Mannes, laborirte vor einigen Jahren an der fixen Idee, er wäre Jesus Christus. In Folge dessen brachte man ihn in eine Heilanstalt für Irren, aus der er aber bald als völlig hergestellt entlassen wurde. Er kam nun wieder in das Comptoir seines Bruders, arbeitete da mit vieler Thätigkeit und bewies sich auch während des Zeitraums von einem Jahre heiter, gutmüthig und bei vollkommen gesundem Verstande. In den letzten Tagen des Februar besteigen beide Brüder an einem ziemlich heitern Sonntagmorgen den Thurm des Münsters. Oben angelangt, erfreuen sich Beide an der herrlichen Aussicht und lehnen Hand in Hand, den Blick herumschweifen lassend, an der Brüstung des vorspringenden Balkons. Mit einem Male wendet sich der Jüngere, langsam sich erhebend, mit folgenden Worten an seinen Bruder: „Sieh, Ihr Alle habt es nicht glauben wollen, daß ich Jesus Christus bin. Jetzt werde ich es Dir beweisen. Ich will ein Wunder wirken. Ich und du wir wollen da hinabspringen und uns Beiden soll kein Haar gekrümmt werden, so wahr ich Jesus Christus bin." Diese Worte hatte er ganz gelassen ausgesprochen und bereits den einen Fuß über die Brüstung gelegt. Mit der Rechten hatte er krampfhaft den erbleichenden Bruder umschlungen. Das war das Werk eines Augenblicks. Man denke sich die Situation des ältern Bruders. An ein Hülferufen war da nicht zu denken, denn der erste Schrei würde den Wahnsinn des Jüngern zum noch gräßlichern Ausbruch gebracht haben. War es nun wirklich Geistesgegenwart, oder daß die Todesangst einen rettenden, wirklich merkwürdigen Gedanken dem Kaufmann L—r soufflirt: dieser Letztere erhob sich ebenfalls und antwortete dem Wahnsinnigen folgendermaßen: „Gut! Ich glaube, daß du Jesus Christus bist. Aber das Hinabspringen von hier, ohne sich ein Haar zu krümmen, ist keine Kunst. Wenn du als Jesus Christus ein Wunder wirken willst, muß es was Außerordentliches seyn. Wenn du das kannst, daß wir Beide von unten heraufspringen, ohne Schaden zu nehmen, dann wird die ganze Welt an dich glauben." — „Auch gut," antwortete der Jüngere schnell, „das will ich! Komm!" und flog pfeilschnell die Thurmtreppe hinab, daß ihm der Bruder kaum nachkommen konnte. Unten angelangt, ließ Kaufmann L—r den Unglücklichen gleich fest nehmen. Er ist jetzt wieder im Irrenhause und völlig toll. Die Geschichte von Herrn L—r, dem Vorsteher des Irrenhauses mitgetheilt, circulirt hier in den mannigfaltigsten Versionen und bildet den Conversationsstoff in allen Cirkeln der Gesellschaft. Die Rettung des Verrückten, wie seines Bruders ist wirklich ein Wunder.

5 von 2000 bleiben 1995!

Ein eigenthümlicher Vorfall, der sich in diesen Tagen auf dem Corridor des Théâtre de la Renaissance zu Paris ereignete, hat die Aufmerksamkeit der ganzen Hauptstadt erregt. Ein junger Mann, aus einem der ersten Häuser der Pariser Geld-Aristokratie, durch Reichthum, gefälliges Aeußere und geistige Fähigkeiten zu etwas Ausgezeichnetem berufen, strebte besonders darnach, vornehme Bekanntschaften zu machen. Dies gelang ihm auch, aber öfter als ihm lieb war, zum Nachtheil seiner Börse. Die vornehmen Freunde benutzten seinen Reichthum und borgten von ihm bedeutende Summen, an deren Wiederbezahlung sie nicht dachten, so daß er endlich beschloß, vorsichtiger zu Werke zu gehen. Dennoch konnte er nicht umhin, einem Baron X., der ihn am Spieltisch öffentlich aufforderte, ihm ein Bankbillet von 2000 Fr. zu leihen, gefällig zu seyn, um so mehr, als dieser laut hinzusetzte, er werde diese Summe morgen durch seinen Kammerdiener zu-

Digitized by Google

rücksenden. Dieser Morgen kam, aber nicht das Geld, auch an den folgenden Tagen blieb es aus. Briefliche Aufforderungen wurden nicht beantwortet, persönliche Besuche mit der Phrase: „Nicht zu Hause!" abgewiesen. Nun traf der junge Banquier mit seinem Schuldner im Theater de la Renaissance zusammen; sie waren Logen-Nachbarn. Der Baron, seinen Gläubiger erkennend, entfernt sich sogleich. Jener folgt ihm auf dem Fuße und erblickt denselben, wie er eben ein Fünffrankenstück auf den Cassentisch legt, um einen andern Platz zu erstehen. Der Banquier legt die Hand auf das Geld und ruft laut: „Erlauben Sie! Das ist meines! 5 von 2000 bleiben noch 1995!" — Alles geräth in Bewegung, der junge Mann nimmt keinen Anstand, den Vorfall zu erzählen, und der Baron muß sich zurückziehen. Eine Ausforderung ist die Folge davon. Der Banquiersohn kommt, aber allein, und ruft den Secundanten seines Gegners, die ihm die Pistolen anbieten zu: „Die Parthie ist ungleich, meine Herren! Falle ich, so habe ich mein Geld verloren und mich selbst; fällt mein Gegner, so schwindet alle Hoffnung, jemals bezahlt zu werden; Sie sehen also, daß ich nothwendig erst bezahlt werden muß, damit die Parthie gleich stehe." — Vergebens sind alle Unterhandlungen, die einen immer heiterern Charakter annehmen, und einer der Secundanten versteht sich endlich dazu, dem jungen Manne den Betrag der Schuld einzuhändigen. — Ruhig steckt dieser sein Geld ein, giebt ein Fünffrankenstück heraus und stellt sich auf die Mensur. Aber nun tritt der neue Gläubiger hervor und ruft lachend: „Halt, meine Herren! Jetzt walten für mich dieselben Inconvenienzen vor, wie vorhin für Sie! Ich kann daher in dieses Duell nicht willigen, bis ich nicht von dem Herrn Baron bezahlt worden bin." Der Ernst, den die beiden Partheien bis jetzt mühsam zu zeigen gesucht hatten, verschwand, man versöhnte sich unter lautem Gelächter und ließ statt der Pistolen — die Champagnerpfropfen knallen.

Handschriften berühmter Männer.

Gewöhnlich nimmt man an, daß geniale Leute eine schlechte, unleserliche Hand schreiben. Dem ist jedoch nicht so, wie wir z. B. schon aus einer sehr interessanten Autographen-Sammlung, die jetzt in Berlin durch den Steindruck veröffentlicht worden, entnehmen könnten. Shakespeare, Napoleon, Lord Byron hatten es freilich in der Kalligraphie nicht sehr weit gebracht; Schiller dagegen und Göthe schrieben nicht bloß für die Geister, sondern auch für die Augen ganz ausgezeichnet. In einem neueren Journal lesen wir: „Canning's Handschrift hat ein keusches und klassisches Ansehen; Brougham schreibt eine eilfertige Hand, aber mit einer trefflichen Feder, getränkt von Dinte; Sir Robert Peel's Schrift hat einen etwas steifen Charakter, aber zugleich Festigkeit und Eleganz; Washington schrieb eine schöne, gleichartige, männliche und entschiedene Hand, bei der jeder Buchstabe lesbar und deutlich war; in Jefferson's Schrift war seine Kühnheit und Männlichkeit ausgedrückt; Washington Irving schreibt wie ein Advokat, d. h. als ob er die Absicht hätte, daß Niemand das Geschriebene soll lesen können, außer ihm selbst; Crabbe dagegen schrieb fein und zierlich; Jeremy Bentham's Hand hatte das Ansehen, als ob er sich eines Stocks statt der Feder bedient hätte, und Sir Harcourt Lee's Manuscripte sehen so aus, als ob eine Spinne mit ihren Beinen in Dinte getaucht und dann über das Papier gejagt worden wäre."

Pot-Pourri.

Seltene Geburtstagsfeier.

In S. Szent-György lebt gegenwärtig ein Neubauer, welcher 73 von ihm allein abstammende Söhne und Enkel zählt, und 101 Jahre alt ist. Nachdem er sein 100stes Lebensjahr erreicht hatte, veranstaltete sein Grundherr ein großes Mittagsmahl, wobei dieser Neubauer, Namens Pup György, in einem reinlichen Anzuge oben an der Tafel saß und von jeder Speise zuerst sich bediente. Als der Grundherr zuerst für seine Gesundheit das Glas leerte, so ließen die Enkel des Alten (13 an der Zahl, und allein eine Musikbande bildend), welche unter den mit lang herabhängenden Tüchern bedeckten Tischen sich verborgen gehalten hatten, auf einmal ihre Saiteninstrumente erklingen, — welches ein großes Gelächter verursachte und die Gäste zur Fröhlichkeit stimmte, — so, daß auf's Neue für die Gesundheit des Alten die Gläser geleert wurden. Bemerkenswerth ist es noch, daß derselbe im nämlichen Jahre bei der Hochzeitsfeier seiner Enkelin die Geige spielte und tanzte, und daß er bereits seit 20 Jahren keinen einzigen Zahn mehr hat.

Die Entenbrüter.

In einer Gegend der Insel Luzon auf den philipischen Inseln bei Los Bannos am großen Binnensee sind die Enten in zahlloser Menge vorhanden. Diese Vogelart ist dort sehr beliebt. Um die zur künstlichen Ausbrütung in China gebräulichen Oefen zu ersetzen nehmen die Eingebornen von Luzon, die Tagalen, ihre Zuflucht zu der menschlichen Wärme, und haben unter ihren trägen Dienern geduldige und eifrige Entenbrüter. Man richtet dazu eine Art von Gerüst ein, das mehrere leichte mit dicken Decken belegte Scheidewände enthält; sind die Eier dicht und gerade gelegt, ist die Asche zwischen sie gestreut, damit sie einander nicht drücken, so streckt sich der Brüter nachlässig auf diesen seltsamen Diwan hin, ißt, trinkt, raucht und kaut seinen Betel darauf, schont aber sorgsam die zerbrechlichen Schalen, welche seine Wärme befruchten soll. Die Erfahrung dieser Enteneierausbrüter ist so groß, daß sie die Fortschritte der Entwickelung der jungen Enten jeden Tag genau kennen und zur gehörigen Zeit die Eier selbst zerbrechen. Kaum ausgekrochen läuft die Brut auf den See, schnattert da den ganzen Tag und begibt sich Abends in die am Ufer befindlichen schwimmenden Häuschen. Die Entenzucht ist der vorzüglichste Erwerbszweig der Oerter Los Bannos und Santa Cruz.

Ganz neues Mittel die Ratten zu fangen.

Die gewöhnlichen Rattenfallen erfüllen selten ihren Zweck. Eine der besten Vorrichtungen ist folgende: Man nimmt ein nicht zu niedriges und nicht gar zu weites Faß, (etwa ½ Ohm) gießt einige Handhoch Wasser hinein, bringt einen Stein in die Mitte, so daß selbiger etwas aus dem Wasser hervorragt. Man bindet nun einen starken Bogen Pergamentleder über das Faß, legt ein Brett mit dem einen Ende auf dasselbe und läßt das andere Ende auf der Erde liegen, so daß dieses als Brücke für die Ratten dient. Auf das Faß legt man eine Lockspeise und fährt einige Tage damit fort. Wenn die Ratten gewohnt sind, hier Nahrung zu finden, so wird der Pergamentbogen kreuzweise jedoch nicht so tief eingeschnitten, daß die Lappen sich umbiegen. Die Ratten werden wie gewöhnlich auf das Faß laufen, jedoch wird die erste, wenn sie das Pergament berührt, sogleich in das Faß stürzen und sich auf den Stein zu retten suchen. Die Zweite, welche hinein fällt, wird suchen diese zu verdrängen, und es wird deßhalb Streit entstehen, wo sie sich mit Geschrei beißen werden. Durch das Geschrei werden die übrigen Ratten herbeigelockt, in das Faß stürzen und sämmtlich darin ihren Tod finden.

Bei Vergiftungen zu beobachten.

Der besonders durch seine Forschungen und Entdeckungen über die Gifte ausgezeichnete Dr. Orfila spricht sich aufs nachdrücklichste dagegen aus, daß man, wie es bisher als erste Hülfe üblich war, bei Arsenikvergiftungen gewöhnlich Milch reiche.

Digitized by Google

Da dieselbe sehr leicht gerinne (sich coagulire) und sich an die Magenhaut festhänge, so vermehre sie im Gegentheil die Wirkungen des Giftes. Er empfiehlt als das Beste, Brechmittel, und dann starke Dosen von Eisen-Oxyd Hydrat.

Der sibirische Erbsenbaum.

wird jetzt in St. Petersburgs Umgegend und sehr häufig schon in Kur-, Lief- und Esthland gepflanzt und kommt im Freien ganz gut fort. In einem sandigen Boden gedeiht er am besten und braucht nur in den ersten Jahren Pflege und Nässe. Seine Schooten werden, ehe sie aufplatzen, gedroschen, geben Erbsen die man kochen, schmoren, mahlen und zum Brodbacken brauchen kann. Es ist eine gesunde Nahrung. Der Baum wird bis 30 Fuß hoch. Man säet den Saamen im Frühjahr und versetzt die Bäumchen im April des nächsten Jahres. Auch zu Hecken und Spalieren ist der Baum sehr gut zu gebrauchen. Die im Herbste gesammelten und gehörig getrockneten Blätter geben ein gutes Futter für das Rindvieh. Der Baum ist für unser Klima sehr passend, und wohl auch zu Chausseebäumen zu benutzen.

Der Rabe als Wirth.

Mrs. S. C. Hall erzählt folgende Anekdote von einem Raben, den man vor einigen Jahren zu Newhaven, einem Wirthshause auf der Straße zwischen Buxto und Ashbourne hegte. Dieser Vogel war gelehrt worden, die Hühner zum Futter zu rufen und machte seine Sache recht gut. Eines Tages wurde der Tisch für die Wagen-Passagiere gedeckt, das Tischtuch, Messer, Gabeln u. s. w. werden darauf gelegt und so geordnet einige Zeit allein gelassen; die Thüre war verschlossen, aber das Fenster war offen. Der Rabe hatte den Hergang ganz ruhig mit angesehen und fühlte sich wahrscheinlich veranlaßt, das Nämliche zu thun. Als der Wagen ankam, und die Suppe aufgetragen werden sollte, siehe, da war der ganze Tischapparat verschwunden! Man denke sich die allgemeine Bestürzung — silberne Löffel, Messer, Gabeln, alles fort! Aber wie groß war die Verwunderung und das Gelächter, als man durch das offene Fenster das ganze Geräth auf einem Schutthaufen im Hofe sorgfältig ausgebreitet und den Raben einer zahlreichen Gesellschaft Hühner, die er um sich versammelt, die Tafel-Honneurs machen und sie freundschaftlich mit Brod bewirthen sah.

Kurdische Schönheit.

Die Kurden haben eine andere Meinung von der weiblichen Schönheit als wir, denn sie preisen, wie die Türken, nur die Wohlbeleibtheit, die sie für den höchsten Grad der Schönheit halten. Die Frauen wetteifern deßhalb, wie die unsrigen sich die Taille so schlank als möglich zu schnüren suchen, so dick als möglich zu werden und essen darum besonders Süßigkeiten, getrocknete und eingemachte Früchte, Manna uud mehrere Gewächse, die zu Pulver gerieben werden. Ein kurdischer Häuptling beschrieb einem reisenden Engländer seine Braut als die Farbe von tausend Blumen, ihren Reiz gleich dem Duft des Rosenöles und setzte entzückt hinzu, „sie ist so dick als ein Elephant." Diesen Vergleich hielt er für das höchste der Vollkommenheit. Ein Gürtel zur Bestimmung der Stärke ist hier nicht nöthig; dagegen befand sich unter den Pallastbeamten eines persischen Schachs einer, der die Pflicht hatte, zu gewissen Zeiten die schönen Formen der Frauen im Harem zu messen und wenn eine über das Maaß stark geworden war, wurde sie auf schmale Kost gesetzt.

Der Zweck der Reise.

In einem Landstädtchen kehrt kürzlich ein Student ein. Abends legt ihm der Wirth das Fremdenbuch hin, um seinen Namen u. s. w. einzuschreiben. Wie der Student an die Rubrik „Zweck der Reise" kommt, schreibt er „um sich todtzuschießen." Das Fremdenbuch wird Abends noch dem Stadtdirektor vorgelegt. — Abends will sich der Student eben zu Bett begeben, so tritt ein Polizeisoldat in sein Zimmer. „Was wollen Sie?" fragt der Student. „Ich werde bei Ihnen bleiben, um Sie vor dem Todtschießen zu bewahren. Nach zwei Stunden löst mich ein Anderer ab und so fort. Sie tragen die Kosten. Morgen aber werden Sie nach Hause transportirt." „Mein Herr, sind Sie toll?" fragt der Student erstaunt. „Ganz und gar nicht. Ich handle nur auf Befehl des Herrn Stadtdirektors, denn es ist hier polizeilich verboten, sich todtzuschießen." — „Aber ich will mich ja nicht todtschießen. Es war ja blos Spaß von mir." — „Kann seyn; allein wie können wir wissen, ob Sie jetzt die Wahrheit sagen? Unsere Schuldigkeit ist einmal, Sie vor dem Todtschießen zu bewahren, und das werden wir redlich thun." — Was halfs? der Student wurde die ganze Nacht hindurch bewacht, und so sehr er auch flehte, wollte man ihn doch den andern Tag auf die Universität zurück transportiren. Endlich bewies er, daß er noch Geld bei sich habe, und dann ließ man ihn gehen, weil man annehmen darf, daß kein Student sich todtschießt, so lang er noch Geld hat. Dergleichen Späße aber mit dem Nachtzettel machte der junge Mann nie mehr.

Das Rollenfach.

Der berühmte Schauspieler Vincenz ging einmal ziemlich berauscht von einer stark besuchten Promenade spazieren. Der Fürst, an dessen Theater er als erster Komiker angestellt war, fuhr eben denselben Weg, und sah den Schauspieler. „Wer ist der Betrunkene?" frug der Fürst den Grafen v. D., seinen Begleiter. Dieser wollte den guten Vincenz schonen, und erwiederte, er kenne ihn nicht. Allein damit war der Fürst nicht zufrieden, sondern sandte den Grafen geradezu an den Btrunkenen ab, um seinen Namen zu erfahren. Der Graf, dem Befehle gehorsam, eilte auf den Vincenz zu. „Der Fürst," begann er, „will wissen, wer der Betrunkene sey, der Betrunkene sind aber Sie, folglich werde ich auch Sie nennen müssen." — „Thun Sie das", erwiederte der Komiker gelassen, ob er sich gleich kaum auf den Füßen halten konnte; „aber setzen Sie hinzu, daß ich heute Abend einen Besoffenen spielen muß und eben jetzt meine Rolle einstudiere." — Mit diesen Worten taumelte er weiter und der Fürst lachte lange überlaut.

Nachlässigkeit.

Bei einem ehemaligen ***schen Medizinalbeamten fand man nach dessen Tode eine Menge uneröffneter Signaturen, welche bei ihrer Durchlesung nichts enthielten als Rügen von Seite der Oberbehörde. Er behauptete, er sähe es solchen Zuschlüssen gleich von Außen an, was ihr Inhalt sey und legte selbige ohne sie zu erbrechen, wie er zu sagen pflegte ins „Nasenfach." — Als der Herzog von New-Castle aus dem englischen Ministerium trat, fand man einen ganzen Schrank voll americanischer Depeschen noch uneröffnet. Das mögen doch wohl nicht lauter Nasen gewesen seyn!

Zweisylbige Charade.

Wie ich, ist manches Mädchen
Im fernen Norden genannt,
Auch ist mein Name schon lange
In einem Volkslied bekannt.

Und setzest Du der ersten
Die zweite Sylbe voraus,
So wärmst Du Dich d'ran im Winter
Behaglich in Deinem Haus.

Digitized by Google

Nro. 15.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Frühlings-Kur der Sommersprossen. (Von M. G. Saphir.) — Das Concert am Schlachtfelde. — Die beiden Rothschilde. — Die Bierbrauereien in London. — Die geschlagene und zufriedene Frau. — Pot-Pourri. — Auflösung der Charade in Nro. 14.

Frühlings-Kur der Sommersprossen,

für den

Herbst und Winter des Lebens.

Volksthümliche Rede an Mädchen,

Von M. G. Saphir.

Schon wieder eine große Akadrmie gegeben, schon wieder eine Prarerfahrt vorüber, schon wieder das große Loos nicht gewonnen, schon wirder einige Hoffnungen in den ersten April geschickt, schon wieder Frühling und schon wieder ein Hundewettrr!

Bravo! Bravissimo!

War das der Mühe werth, ein Jahr ältrr zu werden, 600 fl. C. M. Miethe zu bezahlen, Schuh, Stiefel und Kleider zu zerreißen?

O Lrdernheit, Altgebackenheit, Aschfärbigkeit, Salzlosigkeit und Rückenmarkdörrigkeit der altrn Leyer!

Also Frühling! Der Kalender sagts und ich wills glauben. Bin ich bessrr wie eine Straßenklaterne? Die Straßenlaterne glaubt dem Kalender, daß Mondschein ist, ich glaub' ihm, daß Frühling ist, und ziehe einen Frack an; daß ich unter dem Frack zwei Hemden und ein Flanellkleid trage, das geht den Kalender nichts an, das sind meine Privatneckereien mit dem Frühling. Der Frühling selbst hat sich auch im vorigen Jahre am rrsten Mai im Augarten verkühlt, hat das Gliedrrreißen bekommen, und geht jetzt selbst in lauter Futterbarchent.

Also der Frühling ist entschuldigt, aber mit dem Sommer will ich furchtbar zu Gerichte gehen! Er geht vor Juni nicht aus, und doch frirrt er, und ihm klappern die Zähne!

Und was das Schlimmste ist, das Unbegreiflichstr, die Sommer nehmen ab, aber die Sommersprossen nehmrn zu!

Wo kommen also dir Sommersprossen ohne Sommer her? Es geht den Menschen mit den Sommersprossen wir mit drn Liebesliedern, die Liebe ist dahin, dir Lieder nehmen gräßlich überhand!

Aber, mrine holdrn Leserinnen, glauben sie ja nicht, daß die Sommersprossen im Sommer entstehen! Beileibe! Sie entstehen alle im Frühling. Sir solltrn also Frühlings-Sprossen heißen, so wir eigentlich auch unsere Alters-Schwächrn aus Jugend-Schwächrn herstammen!

Ja, meine holden Mädchen, im Frühlingr, in Eurem und in dem Jahres-Frühling, da hütrt Euch vor Sprossen und Flecken!

Eure Haut und Euren Ruf bewahrt im Frühlinge Eures Daseyns. Dann werden sie im Sommer, Herbst und Winter keine Sprossen und keine Flrcken haben!

Die zarte Haut der Mädchen bekömmt leicht Sommer-Sprossen und Leberflecken. Der zarte Ruf der Mädchen bekömmt noch leichter Promenade-Sprossen und Salon-Flecken!

Der Ruf eines Mädchens ist wie ihre Haut, und wie sie selbst, je mehr sie an's Sonnrnlicht kommen und gehen, desto mehr Sommer-Sprossen bekommen alle drei!

Der Ruf eines Mädchens ist zart, wir die zarteste Farbr, sie schießen Beide ab, wenn sie viel ans Tageslicht kommen!

Die Mädchen sind wie die Kerzen, je mehr sie in die Luft kommen, desto leichter schmelzrn sie, desto früher sind sie ausgebrannt. Die Mädchen sind wie die Kerzen, je öfter sie gerputzt werden müssen, desto weniger sind sie nutz, und je öfter sie ausgehen, desto weniger taugen sie für's Haus!

Dir Haut und der Ruf eines Mädchens bekommen leicht Flecken, aber sie gehen schwer oder nie aus; und bringt man auch mit Mühe nach langer Zeit so einen Fleck aus, so geht es wie mit einem Flecken in Sammet, bringt man auch den Fleck weg, der Glanz dieses Punktes ist auf rwig dahin!

Wisset ihr denn, meine theuren Mädchen, wie die Sommersprossen entstehrn? Gerade wie die Sprossen und Flecken im guten Ruf!

Zuerst bilden sich in der reizbaren Haut kleine Schweißtröpfchen, in diesen Tröpfchen, die nicht zusammrnfließen, werden die Sonnenstrahlen, wie durch ein konvexes Glas, in rinen Brennpunkt vereinigt, der Brennpunkt fällt auf die Malpighische Netzhaut und drr dadurch gesäuerte Kohlenstoff bringt diese Sprossen hervor.

So ist's auch mit dem guten Ruf, wenn sich zuerst auch nur rin kleines Tröpfchen daran ansetzt, die Sonnenstrahlrn aus allen Blicken und Lorgnetten der Welt vereinigen sich in diesem Brennpunkte, und finden da Kohlenstoff genug zum Anschwärzen und Sauersehen, und verderben den guten Ruf auf ewig!

Gegrn die Sommersprossen der Haut, meine lieben Leserinnen, gibt es virle bewährte Mittel, dir alle nichts helfen, z. B. Waschwasser, Molken, Seife, Rahm u. s. w., aber gegen die Sprossen und Flecken im guten Ruf eines Mädchens, gibt es kein Waschwasser und kein Reinigungspulver; nicht einmal die zu spät vergossenen Thränen waschen diese Sprossen weg, nicht einmal drr Höllenstein der zu späten Reue ätzt diese Flecken auf!

Es gibt Frauenzimmer, deren Haut mit Sommersprossen übersäet sind, und sie sind dennoch schön, liebenswürdig, gesucht, gelrbt, geschätzt; aber ein Mädchen, welches Sommersprossen im Rufe hat, ist häßlich wie die Sünde, und wär' es so schön wie ein Engel; es ist rckelhaft wie eine Spinur, und wär' es so appetitlich wie ein Blumenstrauß; es wird von ehrliebenden Männern geflohen, und wenn sie es auch liebten wie ihr Selbst!

Gegen die Sommersprossen in drr Haut hat man Fächer, Hut und Sonnenschirme, gegen dir Sommersprossen in dem Rufe, gibt es keinen Fächer und keinen andern Schirm, als den Schirm der jungfräulichen Sittr, und die Schirmgötter des stillen, väterlichen Hauses.

Wehe dem Manne, wehe dem Jüngling, der sein Herz an ein Mädchen hängt, das nicht Acht giebt, daß ihr Ruf keine Sommersprossrn bekommr, denn sir bekommt die Sommersprossen und er muß sein Gesicht zu waschen geben!

Also, meine lieben Mädchrn, im Frühling da bewahrt Haut und Ruf vor Sommersprossen! Hütrt Euch vor zu viel

Digitized by Google

Sonnenlicht, vor zu viel Zugluft, die zu viel zieht, vor den Brennstrahlen der Lorgnetten u. s. w. u. s. w.

Das Concert am Schlachtfeld.

Wir hatten — erzählte ein ehemaliger Offizier — einen Trompeter, der sein Instrument mit einer außerordentlichen Virtuosität blies. Wenn er noch lebte, würde er der Mode gemäß Concerte geben, Kunstreisen machen, und Kunstrichter würden drucken lassen, er habe schon in dem siebenten Himmel geblasen. Er war ein schweigsamer, in sich gekehrter Mann und litt an fixen Ideen ohne sonstiger Verwirrung in seinem Gehirne. Die Trompete ist das wichtigste, verehrungswürdigste und jedenfalls auch ein unsterbliches Instrument, dozirte er den lauschenden Kameraden von der Pritsche herab. — Am Ende der Welt, wenn Lebendiges und Lebloses durch Feuer, Wasser und Erdbeben wird zu Grunde gegangen seyn, wird die Trompete allein übrig bleiben und die Stille auf der zum Leichenacker umgewandelten Erde zuerst unterbrechen, weil ein Engel mit der Posaune die Verstorbenen rufen und zum Weltgerichte laden wird. Uebrigens, setzte er mit leuchtendem, gen Himmel gewandtem Auge und der Miene eines begeisterten Sehers hinzu, werde ich nicht unthätig bleiben — ich werde mitblasen. Kameraden, bat er, die ihr mich überleben werdet, sorget, daß ich meine Trompete ins Grab mit bekomme. Es wäre schrecklich, am jüngsten Tage zu erwachen und sie nicht zu finden.

Ein neuer Feldzug gegen den herrsüchtigen Kaiser der Franzosen begann. Wir waren am Vorabend einer Schlacht, der ersten in der angebrochenen Blut-Saison. Jeder war zu einem geistigen Janus geworden, mit einem Antlitze schaute er dem Tode entgegen, mit dem andern in das blühende Leben zurück; Jeder ertheilte Aufträge, gab ein letztes Lebewohl, wurde weicher oder wilder, wie ein Sterbender, und versprach, Aufträge zu erfüllen, einen letzten Gruß zu überbringen, wie ein Ueberlebender. Abends war Gottesdienst in der Dorfkirche. Viele Krieger strömten nach derselben und Andacht strahlte in ihren Zügen, ich kam am Wirthshause vorüber und Soldatenlieder lärmten mir zu, ich bog um eine Ecke und sah einen stämmigen Magyar sein Weib und seinen Buben küssen.

Morgens rückten wir aus. Das Zeichen zur Schlacht wurde gegeben, lustig schmetterte der Trompeter in den vordersten Reihen und bald darauf stürzte er vom Pferde. Die nächste Kugel warf mich aus dem Sattel. Mann und Roß setzten mit Sturmes Brausen über mich hinweg, doch wurde ich nicht weiter beschädiget. Eine Weile horchte ich auf den Kampf, der sich von mir entfernte; dann wollte ich mich emporrichten und sank kraftlos zu Boden. Die Kugel saß mir in der rechten Seite. Nun fühlte ich alle Schauer des Grabes, der Tod schien mir das größte Uebel und das Leben vor allen wünschenswerth. Das Sterben mag einem Greise, welcher den Freudenbecher ausgekostet oder den Schmerzenskelch geleert, die Bonbons oder den Sauerteig seines Schicksals ausgezehrt hat, leicht ankommen; aber für einen Jüngling, der voll wehmüthig-süßer Ahnungen klopfenden Herzens an der Pforte des Lebens steht, von Ruhm und Liebe träumt, nach Lust und Thaten dürstet, ist es jedenfalls ein peinlicher Prozeß und blöde ist das sentimentale Geplauder vom schönen Tode im Blüthenalter. — Mein Kopf lag tiefer als der übrige Körper und ich hatte das Gefühl eines im Wasser Versinkenden. Krampfhaft langte ich nach einem Anhaltspunkt und griff in den leeren Raum, schwindelnd sank ich fort und fort, bis das Bewußtseyn mich verließ. — Sanfte Musik drang an mein Ohr, erschütterte angenehm meine Nerven und weckte mich. Die Töne waren so lockend, so weich und schmeichelnd, wie ein Wiegenlied, sie schienen die Ohnmacht, die mich befangen hielt, hinweg zu zaubern und mir den Lebensfunken wieder anzufachen. Wohlthätig wie Frühlingsluft umwehten sie meinen ermatteten Körper und stärkten und erfrischten ihn. Mein Ohr zog sie gierig ein, wie ein halb Erstickter reine Luft, und ein Durstender labendes Wasser. — Noch hatte ich die Augen geschlossen. — Die Töne wurden jetzt stärker und folgten in einem schnelleren Tempo, sie nahmen einen kühnen, herausfordernden Charakter an, und mir war, als müßte ich mich aufraffen. Ich schlug die Augen auf und brachte mich durch eine gewaltige Anstrengung in eine sitzende Lage.

Der Mond schien hell und ich konnte das Schlachtfeld mit seinen Leichen und Winselnden ganz übersehen. Wenige Schritte von mir stand auf dem Kadaver eines Pferdes der Trompeter mit funkelnden Augen und blies Weisen, die das schönste waren, was ich je gehört. Blut floß von seinem rechten Arme und färbte seine Kleider. Mit vieler Mühe schwankte ich zu ihm und fragte, was er treibe. Er antwortete! „Ich rufe die Todten."

Mir war bei dieser Antwort nicht lächerlich zu Muthe; denn ich hatte selbst die Gewalt seiner Töne gefühlt und ich sah hie und da einen Kopf sich erheben und nach uns blicken; wer es vermochte, kam oder kroch herbei, das Schlachtfeld fing an, sich zu beleben und in weniger als einer halben Stunde hatte sich um den unermüdlichen Trompeter eine nicht unbedeutende Anzahl von verwundeten Soldaten gesammelt. Es war ein Anblick, der Jeden seine Schmerzen konnte vergessen machen. Wir blieben beisammen, bis man mit Fackeln kam und das sonderbarste Concert unterbrach, um die Todten zu begraben und die Verwundeten zu besorgen.

Die beiden Rothschilde.

In Preßburg lebt ein armer aber allgemein geachteter Krämer, Namens Joseph Rothschild. Sein Weib war der Entbindung nahe und in der armen Wirthschaft fehlte es überall. Der Mann, so fleißig und uneemüdet er auch war, vermochte mit seinem kleinen Handel doch kaum die allernothwendigsten Bedürfnisse herbeizuschaffen. Da die Zeit der Entbindung seiner Frau immer näher und näher rückte, so entschloß er sich, nach Wien zu reisen, um bei einigen Landsleuten, die dort etablirt sind, Waaren auf Credit zu erhalten. — Kaum gingen ein paar Tage nach der Abreise Joseph's vorüber, so genas sein Weib eines gesunden Knaben. — Mit diesem Haussegen wuchs die Noth der armen Mutter aufs Aeußerste. — In der Verzweiflung schrieb sie den kläglichen Zustand, in welchem sie sich befand, ihrem Manne und bat ihn flehentlich, nach Hause zu kommen; da sie aber die Adresse ihres Mannes nicht kannte, schrieb sie geradezu an „Joseph Rothschild in Wien," hoffend, ihr Mann werde den Brief erhalten. — Der Zufall, der schon so viele Freuden gestört und eben so viele Leiden gehoben hat, erschien auch hier als Vermittler; der Brief kam in das Fach des berühmten Banquiers von Rothschild. — Dieser las die Klagen des armen Weibes, sandte ungesäumt 100 fl. C.-M. der Wöchnerin und ließ den Mann, Namens Joseph Rothschild in Wien aufsuchen. Bald war er gefunden. Der arme Handelsmann war nicht wenig erschrocken, als man ihn zu dem ihm unbekannten Namensvetter brachte. Der Banquier empfing denselben mit edler Leutseligkeit, indem er ihm zu der Geburt seines Sohnes Glück wünschte. — Natürlich mußte der arme Mann immer mehr in Verlegenheit gerathen. — „Da Ihr denn doch einen Gevatter braucht, so nehmt mich als solchen; die Sorge für die Zukunft des kleinen Weltbürgers sey mir überlassen," sprach lächelnd der edle Menschenfreund, und reichte den Brief von Josephs Frau sammt einem ansehnlichen Geschenke dem überraschten Glücklichen. — Diese einfache, buchstäblich wahre Begebenheit soll keine Lobhudelei sein des allgemein geachteten Banquiers seyn, denn über solche ist ein Mann erhaben, der seit seinem Aufenthalte in Wien unzählige Beispiele seines edlen Wohlthätigkeitssinnes aufzuwei-

Digitized by Google

sen hat, und dem Wohlthun ein Bedürfniß ist. Es ist vielmehr der Zufall zu bewundern, der so ungesucht eine arme Familie glücklich gemacht hat.

Die Bierbrauereien in London.

Nichts fällt dem Fremden in London so sehr auf und setzt ihn in so große Verwunderung, als die ungeheuren Brauhäuser mit ihren unermeßlichen Kesseln und Fässern, und sehr natürlich ist die Frage, wer all' das Bier trinkt, da man kaum glauben kann, daß irgend eine Anzahl menschlicher Kehlen, und wären es die durstigsten, diese Bierocéane so schnell zu leeren vermögen als sie erzeugt werden. Eilf der größten Brauereien in London verbrauchen jährlich fünfmalhunderttausend Quartres (à 2½ Dresdner Scheffel) Malz, und manche Brauerei gibt für Malz und Hopfen jährlich über zwei Millionen Thaler aus. Viel Geld kosten auch die Vorrathsfässer, die mehr Häusern als Fässern gleichen. In Whitbreads Brauerei befinden sich dreißig solcher Fässer, die zwischen zwanzig und dreißig Fuß hoch sind und einen entsprechenden Durchmesser haben. Sie sind dicht mit starken eisernen Reifen gebunden, denn es wäre gefährlich, wenn ein solches Faß auseinander ginge. Vor einigen Jahren geschah es einmal und der dadurch angerichtete Schaden war nicht unbedeutend, ungerechnet, daß das herausfließende Bier eine Familie in einem Nachbarhause buchstäblich herausschwemmte. Die größte Brauerei ist die von Barclay, Perkins und Comp., welche jährlich zwischen drei und viermalhunderttausend Tonen Bier liefert. Keine der angesehenen liefert unter hunderttausend Tonnen. Diese Brauereien setzen sich mit Schenkwirthen in Verbindung, denen sie zur Einrichtung Geld vorschießen und die dann das benöthigte Bier von dem Darleiher entnehmen müssen. Sie hängen ihr Schild über die Thüre dieser Bierschenken und in welcher Ausdehnung dieses System betrieben wird, mag der Leser aus der Angabe abnehmen, daß ein einziges Brauhaus 105,000 Thlr. blos für solche Brauhausschilder in London ausgegeben hat. Diese Schilder sind freilich meist so breit, daß sie von einem Ende des Hauses bis zum andern reichen; hat ein Haus zwei Fronten, so sind beide mit solchen Schildern verziert, von denen man eins unter hundert Thalern nicht bekommt. — Eine andere Merkwürdigkeit dieser großen Londoner Bierbrauereien sind die Pferde, welche das Bier in der Stadt herumfahren, die kräftigsten, dicksten, glänzendsten, größten Pferde, welche man sehen kann, wirkliche Riesen. Manche der größeren Brauereien besitzen über hundert solcher Riesenpferde in den Ställen; jedes hat seinen besondern Stand und Namen, der über dem Stande mit großen Buchstaben angeschlagen ist und den das Pferd genau kennt.

Die geschlagene und zufriedene Frau.

(Französische Gerichtsscene.)

Bollin hat die Frau Schaaf, seine Geliebte, geschlagen. Die Frau Schaaf ist ihres Namens würdig. Man höre nur, was sie gegen ihren Tyrannen Bollin aussagt: „Ich, ich bin Schuld an Allem, ich bin eine böse Sieben, wie es nicht noch eine gibt, und ich behaupte, er hat Recht gethan, als er mich durchprügelte." — Präsident. So lautet Ihre Klage nicht; darin haben Sie Bollin beschuldigt, er habe Sie fast ermordet. — Schaaf. Das hat der Schreiber hineingesetzt, damit es besser klinge; sehen Sie, es war der Zorn. — Präs. Sie sagen in der Klage, Sie wären wie todt auf dem Boden liegen geblieben und hätten fast Ihr ganzes Blut verloren. — Schaaf. Glauben Sie kein Wort davon; ich bin ein falscher Zeuge. Man sah mir im Gesichte fast gar nichts an. Ich war blos gefallen. — Präs. Zeugen haben Sie aufgehoben; Sie waren voll Blut. — Schaaf. Die Nase blutet mir sehr leicht. Darf man sich denn übrigens nicht einmal mehr schlagen lassen, ohne daß die Nachbarn sich gleich hineinmischen? Was haben die Nachbarn nach dem zu fragen, was in meiner Wirthschaft vorgeht? — Präs. Sie haben geschworen, die Wahrheit sagen zu wollen und Sie reden gegen Ihren Eid. Sie haben offenbar dem Angeklagten verziehen und wollen ihn retten. — Schaaf. Das ist meine Sache, Herr Präsident. Ich sage Ihnen, ich allein war Schuld. Die Eifersucht macht mich so böse. Die Justiz hat sich um Wirthschaftssachen nicht zu kümmern. — Nach den Zeugenaussagen bleibt kein Zweifel übrig, daß Bollin die Frau Schaaf grausam gemißhandelt hat. — Der Angekl. Ich werde sie von nun an nicht mehr schlagen. Frau Schaaf wird gut seyn und ist gut, aber eifersüchtig, eifersichtig wie ein Tiger, sonst ist sie sanft wie ein Lamm oder ein Schaaf. — Das Tribunal verurtheilt Bollin trotz der Verwendung der Frau Schaaf zu sechstägigem Gefängniß. Frau Schaaf geht mit dem Angeklagten Arm in Arm aus dem Saale hinaus.

Pot-Pourri.

Elfenbeinpapier für Miniaturmaler von Einsle in London.

Man läßt ¼ Pfund Pergamentschnitzel mit 1½ Maaß Wasser 4 — 5 Stunden in einer Pfanne langsam kochen, indem man das verdunstete Wasser von Zeit zu Zeit ersetzt, und seihet dann die Abkochung durch Leinwand. Diese Auflösung wird mit Nro. 1 bezeichnet, der gebliebene Rückstand wird mit der nämlichen Menge Wasser und eben so lange gekocht. Diese Leimauflösung ist nun der Leim Nro. 2. Nun benetzt man drei Bogen Velinzeichenpapier (Ausschuß oder gute Bogen) auf beiden Seiten mit einem in Wasser getauchten Schwamme, klebt sie mittelst des Leimes Nro. 2 auf einander, breitet sie noch feucht auf einem platten Tische aus, legt eine Schiefertafel von etwas geringerer Größe darauf, leimt die Ränder des Papiers, welche man umbiegt, auf der Hinterseite der Tafel fest und läßt das Ganze sehr langsam trocknen, wodurch ein gleichförmiges glattes Blatt entsteht. Drei andere Bogen Zeichenpapier werden ferner auf die angegebene Weise benetzt, nach einander über die erstere geleimt und nach dem Umfange der Schiefertafel mit einem Federmesser beschnitten. Nach dem vollkommenen Trocknen ebnet man die Oberfläche durch Reiben mit Sand oder Glaspapier, in welches man eine kleine Schiefertafel einschlägt, klebt noch einen Bogen darauf, welcher aber sehr glatt, frei von Runzeln, Falten, Knoten und Löchern seyn muß, und ebnet auch diesen, jedoch mit sehr feinem Glaspapier. Man erwärmt nun ³/₁₆ Maß Leim von Nro. 1, setzt 3 Eßlöffel voll feinen gemalnen, gesiebten (gebrannten) Gipses zu und verbreitet diese Mischung schnell und gleichförmig mittelst eines weichen, feucht gemachten Schwammes über die Oberfläche des Papieres. Nach dem Trocknen wird dieser Gypsaufguß durch Reiben mit feinem Papier geglättet; zuletzt gibt man ihm noch einen Firniß, welcher aus 4 Theilen Leim Nro. 1 und 3 Theilen Wasser zusammengesetzt ist. Diese Flüssigkeit wird, etwas abgekühlt, dreimal nacheinander aufgeschüttet und mittelst eines feuchten Schwammes vertrieben. Zwischen jedem Anstrich muß jedoch gut getrocknet werden. Endlich überfährt man noch die Oberfläche mit feinem Papier und schneidet dann das Blatt von der Schiefertafel los. Die Gypsdecke ist vollkommen weiß. Zinkoxyd, ungefähr zu gleichen Theilen beigebracht, erzeugt eine gelbliche, dem Elfenbein ähnliche Farbe. Die Farben haften auf diesem Papier sehr gut und lassen sich beinahe noch leichter wegwaschen, als von dem Elfenbein, sogar verträgt es das Abschaben. Doch findet man es nicht im Handel, denn

Digitized by Google

was diesen Stempel trägt, ist nichts als eine sehr glatte, aus mehreren Velinbogen mit Kleister zusammengeklebte Pappe — Isabey- oder Briefpapier.

Supplik der Kölnischen Schule an König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, vom 7. April 1714.

Wegen des, bei Antritt der Regierung Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der Komunität der Kölnischen Schule in Berlin auf den neuen Etat gestrichenen Deputats an Brod, Bier und Wein, reichte der Subkonrektor Butte folgende Bittschrift ein:

Allerdurchlauchtigster u. s. w.
Dein Bier und Brod
Helff uns aus Noth,
Soll Mangel seyn,
So sey's am Wein.
36 Quart Bier,
38 Kulen Brod } wöchentlich,
36 Quart Wein per annum

haben wir Trinitatis 1713 von undenklichen Jahren aus dem königl. Keller genossen.

Unterthänig evangel. luth. Communität in Köln.

Antwort des Königs:

Weil ihr euch selbst begebt den nicht vermachten Wein,
Und nur demüthigst sucht das Bier und Brodt allein,
So bleib euch auch der Wein zur Labsal und zur Noth.
(Seyd ferner fromm und treu,
Dem König seyd getreu);
Zuförderst lobet Gott! F. W.

Eine seltsame Geschichte.

Lord T. reiste auf das Land und übergab sein Haus in London der Aufsicht einer Magd. Das Silberzeug wurde bei der Bank aufbewahrt. Nach einiger Zeit kam ein Brief an, worin gemeldet wurde, der Lord würde an dem und dem Tage wieder in der Stadt eintreffen, und wünsche, daß das Silberzeug den Abend vorher bereit gehalten werde. Die Magd trug den Brief zu dem Bruder des Lords, der versicherte, es sey ohne Zweifel die Hand seines Bruders. Die Bank sprach ebenfalls diese Ueberzeugung aus und lieferte das Silberzeug ab. Die Magd hegte jedoch noch immer Mißtrauen, fürchtete Diebe und sprach deßhalb mit ihrem Fleischer, der ihr einen starken Hund lieh, der in dem Zimmer eingeschlossen wurde, wo sich das Silberzeug befand. Am nächsten Morgen fand man einen Todten in diesem Zimmer, dem der Hund die Kehle zerrissen hatte; der Todte aber war, wie sich bei näherer Untersuchung ergab, der Bruder des Lords. Die Sache wurde niedergeschlagen und man verbreitete das Gerücht, er sey hinüber gegangen — auf das Festland.

Taubstumme Schauspieler.

Die vorzüglichsten Schüler des berühmten Taubstummen-Instituts in Genua haben jüngst in ihrer Zeichensprache auf dem Theater des Hotels Gagnoletti, zum Besten der Armen, Monti's Tragödie „Aristodemo" und das einactige Lustspiel: „Das verlassene Haus" aufgeführt. Die jungen Taubstummen, von denen der älteste nur 17 Jahre alt war, haben nicht allein nach der Aussage aller Personen, die mit ihrer Zeichensprache bekannt sind, ihre Rollen mit der größten Genauigkeit, und ohne ein Wort auszulassen, durchgeführt, sondern sie haben auch so viel Seele und Ausdruck in ihre Gebärden gelegt, daß die Aufmerksamkeit, der zahlreichen Zuschauer nicht einen Augenblick nachgelassen hat. Die versammelte Menge verließ erst beim Schlusse der sechs Akte den Saal, nachdem die ganze Darstellung drei Stunden lang gewährt hatte.

Der Straßen-Koth in London.

Der Schmutz in den Londoner Straßen ist ein ganz anderer, als in irgend einer Stadt. Die Pflastersteine sind seit langer Zeit aus den Granitbrüchen in Aberdeen bezogen worden; dieser Granit wird durch das ewige Fahren darauf, in Pulver abgerieben; dazu kommen Eisentheilchen von den Hufeisen der Pferde und den Wagenrädern, und diese Mischung wird durch Feuchtigkeit so fest, wie römischer Mörtel. Deshalb ist der Straßenkoth ein Artikel, der sonst durchaus keinen Werth hat, in London gar nicht werthlos und wird vielmehr von den Ortsbehörden den Meistbietenden zu oft ziemlich hohem Preise überlassen. Man braucht ihn zu verschiedenen Zwecken, hauptsächlich aber in den Ziegeleien.

Schillers Grab.

„Wollen Sie auch das Grab des Herrn Hofraths sehen?" sagte ein Weimarscher Todtengräber zu einem Reisenden, der sich, weil 1818 noch nicht einmal ein Denkstein sein Grab zierte, vergebens bemüht hatte, Schillers Ruhestätte zu finden. „Ich habe den Herrn Hofrath selbst nicht gekannt, es muß aber ein vorzüglicher Mann gewesen seyn, da er selbst im Tode Einem noch Gutes thut. Ich versichere Sie, wir haben hier Geheimeräthe gehabt, da bückten sich die Leute während ihres Lebens ganz tief vor, und jetzt fragt kein Mensch nach ihnen. Aber nach dem Herrn Hofrath ist ein Gefrage, als wenn er Minister wäre und lebte."

Ungereimtheiten.

Geld borgen wollen, wenn man arm ist. — Geld im Spiel verlieren und darüber ärgerlich werden. — Talent besitzen, aber bescheiden zu bleiben, und auf diese Weise zu hoffen, daß man es zu Etwas bringen werde. — Jemanden Dienste erweisen und auf Dankbarkeit rechnen. — Der Leute Frömmigkeit nach ihrem Kirchengehen beurtheilen zu wollen. — Zu glauben, daß eine Sache billig sey, weil der Preis niedrig ist. Das sind lauter Dinge, die sich nicht reimen!

Was ist ein Arzt?

Voltaire definirt einen Arzt als einen unglücklichen Menschen, an welchen fast jeden Tag die Forderung gemacht wird, ein Wunder zu thun: nämlich Gesundheit mit Unmäßigkeit zu versöhnen.

Bescheidenheit.

Madame A.: Aber meine Liebe, wie muß man sie denn jetzt tituliren? Ihr Mann ist ja beim Telegraphen angestellt. Etwa Frau Tele Gräfin? — Madame B.: „Machen Sie sich keine Umstände, meine liebe Gute! Lassen sie nur das „Tele" bei Seite und nennen Sie mich schlechtweg: „Frau Gräfin."

Ein Detto!

Eine junge, schöne Künstlerin wurde in der Rolle „Sena", in Salomons Urtheil, herausgerufen. Sie dankte also: „Salomons Urtheil war gerecht und weise, aber das Ihrige ist noch weit weiser und gerechter!"

Eine neue Farbe.

Ein „humoristischer Champagnerreisender," welcher oft seinen Geschäftsfreunden mit gutem Beispiel im Eröffnen und Leeren seiner Weinapostel voran ging, wurde von einem Tischgenossen auf das Roth aufmerksam gemacht, welches sich auf seinem Gesichte das Bürgerrecht zu erwerben anfing. Unbefangen versetzte er: Das ist Geschäftsfarbe.

Auflösung der Charade im Sammler Nro. 14:
„Minka — Kamin."

Digitized by Google

Nr. 16.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Bayaderen aus Indien auf der Bühne zu Frankfurt a. M. — Nothwendigkeit der erhöhten Ausbildung des Gewerbestandes. — Die Handlungsdiener und die Ladenmädchen in London. — Wunderbare Rettung von einem Tiger. — Das war Königlich! — Das Klavier der Königin Maria Antoinettr. — Maikäfer. — Der Tambour und der Pfeifer. — Pot-Pourri.

Die Bayaderen aus Indien
auf der Bühne zu Frankfurt a. M.

Am 14. April gaben die indischen Bayaderen zu Frankfurt eine zweite Darstellung. Das Originelle dieser Gruppen, Costüme, Attituden und Tänze ist nicht zu verkennen. Man muß aber kein durch Schönheit und Glanz überraschendes Schauspiel, keine reizenden und anmuthreichen Tänze, keine prachtvolle Garderobe und keine kunstreiche Ausführung erwarten. Was man findet, ist das Bild einer uns ganz fremdartigen Nationalität, eines alten Kultus, ganz sonderbarer Ceremonien und origineller Tänze. Das Programm sollte eigentlich ankündigen: Religiöse Ceremonien und Tänze der Indier. — Als solche betrachtet, wird sie der Gebildete mit Theilnahme sehen. So wenig kunstvoll diese Tänze sind, so liegt doch in den Bewegungen und Attituden der Bayaderen ein Ausdruck von Anmuth und Grazie. Die Gesellschaft besteht aus vier Bayaderen, deren jüngste erst sechs Jahre zählt, aus deren Aufseherin, aus dem Musikmeister und zwei indischen Musikern. Die Musik ist bizarr und macht mit ihrer Cymbel, Trommel und schnarrenden Pfeife auf europäische Ohren keinen angenehmen Eindruck. Uebrigens glaubte Hr. Tardivel, der Unternehmer, Alles in seiner Originalität lassen zu müssen, worin wir ihm beistimmen, weil gerade hierin das Interessante des Schauspiels liegt.

Der Anzug der Bayaderen ist sehr zierlich, und geeignet, die volle Anmuth ihrer Gestalt herauszuheben. Ihre Haare, schwarz wie Pech, glänzend wie ein Spiegel, duftend vom Oel der Pieschtok, einer wohlriechenden Wurzel, hängen in langen und dicken Flechten bis über den Gürtel herab und sind an den Enden mit einer Rosette von schwarzer, mit goldenen Fäden durchflochtener Seide geziert. Das Hinterhaupt schmückt eine Tschoimka, eine Platte von massivem Gold, in der Größe einer flachen Hand. Auf dem Scheitel sind die Haare gleich abgetheilt, und gehen, von goldenen Kettchen gehalten, über die Schläfe hinter den Ohren in die großen Flechten.

Die Ohrläppchen und der Rand der Ohren sind durchstochen, und je nach den Mitteln, mit Gold- oder Diamant-Zierrathen geschmückt. Durch die Nase ziehen die Bayaderen ebenfalls einen goldenen Ring von der Dicke einer Stricknadel und im Umfange von 2 bis 3 Zoll. Gewöhnlich befindet sich eine Perle oder ein Edelstein in diesem Nasenringe, der jenen wirklich anmuthig läßt, obwohl die Sache Anfangs einem neuen Ankömmlinge von Europa etwas seltsam däucht. Die Bayaderen legen Schminke auf, die aber statt roth und weiß, wie bei uns, gelb ist. Sie bedienen sich, um diese Toilettenmisterie zu vollbringen, der Curcuma, womit sie sich das Gesicht, die unbedeckten Theile des Körpers, Hals und Arme einreiben. Es ist eine besondere Gattung der Curcuma, von schönem Goldgelb und zugleich statt Wohlgeruch dienend. Die Bayaderen, deren Haut weißer ist, als die der andern, legen rothe Schminke auf, und um diese zu verschaffen, brauchen sie nur etwas frischen Kalk in die im Wasser aufgelöste Curcuma zu mischen. Auf der Stirne tragen sie ein kleines Goldplättchen, das sie mittelst eines gewissen Gummis festkleben. Die Ränder ihrer Augenlieder werden mit einer Art Komposition, Tschakkotschaai genannt, geschwärzt, in welcher Spießglas vorschlägt und die zugleich dazu dient, den Augen eine erhöhte Lebhaftigkeit zu geben, und sie größer scheinen zu lassen, als sie wirklich sind. Um den Hals tragen sie mehrere Chikols oder Goldketten. Ihr Jäckchen oder Rawke, dessen Aermel 6 Zoll über dem Ellenbogen aufhören, hat gerade die nöthige Länge, um die Brust zu bedecken, und wird unterhalb derselben geknöpft, nicht geschnürt. Von der Magenhöhle bis etwas oberhalb dem Gürtel sind sie nicht bekleidet. Sie tragen weite Pandalons von gestreifter Seide, welche an den Beinen fest anschließen und bis auf den Knöchel herabgehen. Ihre Tunica, gewöhnlich neun Ellen lang und zwei breit, winden sie mehreremale um den Leib, falten sie vorn und lassen sie hinten glatt. Diese Tunika, welche die Stelle eines Rockes vertritt, ist gemeiniglich von feiner Baumwolle, Musselin, zuweilen von Seidenzeug, und wird mittelst eines Gürtels von geschlagenem Silber, ungefähr 4 Zoll breit, der sich mit einer Schließe öffnet, um den Leib befestigt. Außer dieser Tunica haben sie eine Schärpe von durchsichtigem Linnen oder Flor, gleich einem Wehrgehänge über die Schultern geschlungen, anmuthige Umrisse zeichnend.

An Armen, Beinen, Fingern und Zehen tragen sie eine Menge Gold- und Silberringe. Ihre Nägel malen sie roth mit dem Saft einer Pflanze, Mindie oder Saksha genannt, und ihr Gesicht ist hie und da blau gefleckt. Die Weiber der Korwas zeichnen ihnen alle Gattungen von Blumen und Vogelbildern u. s. w. auf alle Theile des Körpers, die Brust ausgenommen, mittelst Nadelstichen, auf welche man Staub von Holzkohlen oder Kanonenpulver streut. Die Bayaderen parfümiren sich mit Rosenöl und beladen sich mit Blumen.

Nothwendigkeit der erhöhten Ausbildung des Gewerbestandes.

Motto:

Nütze in Schul' und Gewerbe emsig die Jahre der Jugend,
Strebe, übend den Geist und die Kraft, nach Kenntniß und Sitte,
Schau dann, Jüngling! die Welt und acht' auf das Treiben der Menschen;
Bleibet rein Dir das Herz, so blühet Dir, kehrst Du zurücke,
Glückliche Zukunft als Mann, und heiterer Abend dem Greise!

Zu den einflußreichsten welthistorischen Erscheinungen der neuesten Zeit gehört unbezweifelt der überraschende Aufschwung des Gewerbebetriebs, als Folge der jetzt sehr vermehrten und unaufhaltsam fortschreitenden Ausbildung der Natur- und mathematischen Wissenschaften und deren Anwendung auf technische und andere Gewerbe.

Das Licht der Wissenschaft dringt jetzt mehr und mehr in die Werkstätte der technischen Künstler und Handwerker, und erhellt die dunkle und unsichere Empirie, so daß die praktische Ausübung der Gewerbe künftig in immer erhöhtem Grade mit den Wissenschaften Hand in Hand gehen wird, so wie denn überhaupt bei

Digitized by Google

jedem Werke, soll es gedeihen, Theorie und Praxis eng verbunden seyn müssen.

Zahlreiche wichtige, auf den Gewerbefleiß einflußreiche Erfindungen und Entdeckungen neuester Zeit erfolgten nicht durch Gelehrte im Studierzimmer, sondern durch Geschäftsmänner, welche, mit mathematischen und und physicalisch-chemischen Kenntnissen, Fertigkeit im Zeichnen ꝛc., ausgerüstet, Gewerbe betrieben, oder mit gewerblichen Geschäften in nächste Berührung kamen. Dadurch ist zugleich eine wissenschaftliche, bisher nur als Monopol des Gelehrtenstandes betrachtete Bildung auf die höheren gewerbetreibenden Klassen übergegangen, die sich immer weiter im Volke zu verbreiten anfängt.

Statt daß früher ein Gewerbe nur auf praktische Erlernung bei einem Lehrmeister und auf eigene mühevolle und kostspielige Erfahrungen beschränkt war, erfordert es jetzt eine wissenschaftliche technische Ausbildung.

Manche Vorurtheile und Hindernisse waren aber bisher und sind zum Theil noch der wünschenswerthen allseitigen Gewerbebetreibung entgegen; dazu gehört die Geringschätzung des Gewerbestandes überhaupt, wenigstens der Mehrzahl der verschiedenen Gewerbezweige, und zumal das Vorurtheil, daß dieselben nur für die niederen Klassen geeignet, der höher Stehende, und mithin auch oft für talentvoller Gehaltene, für den Gelehrten-, Militärstand ꝛc. bestimmt sey.

Zwar ist es nicht mehr der Fall, daß man sogar den Gewerbebetrieb im Großen als entehrend für die jenen höheren Ständen Angehörigen betrachtet, und selbst geachtete adelige Namen erblickt man jetzt unter den Kaufleuten und Fabrikunternehmern, wie es schon früher in England, Oesterreich ꝛc. Statt fand; nicht mehr glaubt der Gelehrte, Beamte, Offiziere ꝛc. sich gekränkt, wenn er die Söhne nicht seine eigene, sondern nur eine Gewerbliche Laufbahn betreten lassen kann, und seltener als sonst wenden Bürger und Landleute den letzten Nothpfennig an, um ihre Lieblinge auf die Universität schicken zu können. Der bisherige Mangel an höheren Bürger-, Real- und Gewerbeschulen hatte hieran große Schuld. Wer sich irgend eine Bildung verschaffen wollte, war genöthigt, gelehrte Schulen, Gymnasien, Lyceen, zu besuchen, wo nur auf gelehrte Bildung hingearbeitet, und oft nicht im Mindesten berücksichtigt wurde, daß die Mehrzahl der Schüler für technische Gewerbe bestimmt waren und ganz andere Kenntnisse, als der darin gelehrten, bedürften. Nur in neuster Zeit, nachdem bereits seit vielen Decennien von den einsichtsvollsten Männern die Nothwendigkeit anderer Schulen für Gewerbetreibende lange fruchtlos erwiesen worden war, hat man dergleichen zu errichten angefangen. Die geringe Bildung der Gewerbetreibenden selbst, die oft unschickliche Behandlung der Lehrlinge waren nicht minder Ursache, daß irgend bemittelte Eltern es möglichst vermieden, ihre Kinder dem Gewerbestand zu widmen.

Durch die rationelle Ausbildung des Gewerbebetriebs aber wird jener Nachtheil immer mehr und mehr verschwinden und der Gewerbestand eine erhöhte Achtung erlangen, die er seiner Wichtigkeit nach, als ein Hauptbestandtheil des Staats, auch unbedingt verdient. Höhere Stände werden sich immer mehr bewogen finden, ihre Söhne, wenn sie Neigung zu technischen Beschäftigungen besitzen, selbst zur Betretung dieser Laufbahn zu veranlassen, und manche Gebildete, bemittelte und talentvolle Jünglinge, zu ihrem Wohle für das ganze Leben, sich einer Beschäftigung widmen, die in früherer Zeit für sie nicht schicklich gehalten worden wäre.

Auch jetzt bestätigt sich noch das alte Sprichwort: „Ein Handwerk hat einen goldenen Boden" — freilich nur dann, wenn es mit Fleiß, Sachkenntniß und stets fortschreitender Umsicht betrieben wird. Die wahre, das Leben beglückende Zufriedenheit findet man oft weit mehr in den Werkstätten fleißiger und einsichtsvoller gebildeter Gewerbsleute, als in den nicht selten nur durch äußern Schein blendenden, Verhältnissen höher Gestellter. — Dem vorurtheilsfreien Manne wird der einsichtsvolle Bürger, wie der einfache Landwirth, welcher seinen Beruf erfüllt und eine seinen Verhältnissen und Kräften angemessene Bildung zu erlangen strebt, eben so ehrenwerth erscheinen, als mancher vielleicht oft nur durch Geld und andere Zufälligkeiten Begünstigte auf einer höhern Stufe der Rangordnung. Wenn allerdings nie erwartet werden kann, daß Glieder jedes Standes von ganz abweichender Bildung, in eine Gesellschaft vermischt, sich stets befriedigt finden werden, so ist es dennoch erforderlich, daß zuweilen höher gebildete sich den Kreisen der Niedern anschließen, damit diese ebenfalls zur Aneignung höherer Cultur ermuthigt und erhoben werden, um eine grössere Annäherung der Stände zu bewirken. Hierzu die Hand möglichst zu bieten, ist wohl jedes schon Gebildeten Pflicht.

Der thörichte Wahn, daß jeder, der nur einiges Talent zeigt, sein Glück nur in den höhern Ständen machen könne, schwindet mehr und mehr. Der Gewerbestand bedarf nicht minder geist- und talentvoller Köpfe und bietet genügende Wege dar, höhere Geisteskräfte zum eigenen und seiner Mitbürger Wohl anzuwenden. Der Gewerbetreibende vermag in Zeiten der Noth weit leichter, als das Glied eines höhern Standes, sein Brod auch auswärts zu suchen, denn ihm steht mehr als jedem Andern die ganze Welt offen; er kann weit besser ein Nebengeschäft, auch wohl ein ganz anderes anfangen und sich forthelfen, weit eher mit wenig Geldmitteln sich einen häuslichen Herd gründen, Familienglück genießen, und sein thätiges Leben schützt ihn zugleich gegen Langweile und meist dadurch entstehende Unzufriedenheit und Lebensüberdruß.

Die Handlungsdiener und die Ladenmädchen in London.

Ein Gegenstand, welcher die höchste Beachtung verdient, ist die Lage eines zahlreichen Theils der Bevölkerung der großen Städte, nämlich die der Handlungsdiener und Ladenmädchen. Dieser Schwarm junger Leute beiderlei Geschlechts, von denen alle Läden, besonders die Modewaarenhandlungen, wimmeln, bildet in London eine Masse von 140,000 Individuen. Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß der Zustand und die Bildung einer so zahlreichen Menschenklasse einen bedeutenden Einfluß auf die öffentliche Sittlichkeit ausüben muß. Dieser Einfluß ist indeß kein heilsamer.

In London giebt es 600,000 Individuen, welche Morgens aufstehen, ohne zu wissen, wovon sie am Tage leben sollen. Wer sind die Menschen, die gewöhnlich elegant gekleidet sind und sich ein Ansehen zu geben wissen? Handwerker sind es nicht, denn diese wissen meist, was zu ihrem Stande paßt. Ein zahlreiches Kontingent zu diesem Heere von Abenteurern liefern die höheren Klassen, welche unmittelbar auf den Handwerkerstand folgen, das Gros aber bilden die Commis.

Die Handlungsherrn begehen das große Unrecht, alle junge Leute von gutem Aussehen, ohne Rücksicht auf ihr früheres Leben, in Dienst zu nehmen, weil sie Nutzen von ihnen zu ziehen hoffen. Sie wissen, daß die Frauen am liebsten die Magazine besuchen, wo die Commis hübsch sind. Man miethet jetzt die Handlungsdiener wie Arbeitsleute und verabschiedet sie im Augenblicke. Daraus entspringen viele Mißbräuche. Die Leichtigkeit, augenblicklich eine Stelle zu finden, zieht mehr junge Leute in den Detailhandel, als erforderlich sind. Da nur ein Theil derselben beschäftigt werden kann, so bleibt der Rest sich selbst überlassen. Lord Byron hat unglücklicherweise gesagt, daß eine weiße und zarte Hand das Kennzeichen eines feinen Mannes sey, und seitdem konservirt man lieber seine Hand, indem man Bänder hinter dem Ladentische mißt, als daß man die Säge und den Hobel führte.

Was fordert man von einem Commis? Daß er ein guter

Digitized by Google

Verkäufer sey, d. h. daß er nie eine Dame gehen lasse, ohne ihr zwanzigmal mehr Waaren aufzudringen, als sie zu kaufen beabsichtigte. Der Commis, der dieß Talent besitzt, gilt für einen unbezahlbaren Menschen, und die Handlung welche das Glück hat, ihn zu besitzen, überträgt ihm die Anleitung seiner Kameraden. Von ihm lernen die Novizen die Kunstgriffe des Handwerks, welche darin bestehen, daß man ein Stück Zeug mit dem andern vertauscht, dasselbe für verschiedene Preise hinreicht, die Käufer unterhält und Lügen mit einem Eide bekräftigt. Dem Mangel an Vertrauen, welche solche Charaktere nothwendig einflößen müssen, hat man durch verschiedene Mittel vorzubeugen gesucht. Die Casse wird einem andern Menschen übergeben, welcher die Rechnungen einzieht und die Bücher führt; der Verkäufer darf kein Geld annehmen. Ungeachtet dieser erniedrigenden Vorsichtsmaßregeln entgehen sie doch nicht leicht den Gefahren der Schule, in welcher sie gebildet worden sind. Unter den wegen Diebstahls Verurtheilten kommen zwanzig Handlungsdiener auf einen Handwerker, und von diesen zwanzig sind wieder zehn Commis aus einer Modewaarenhandlung. Mancher Kaufmann schickt zu jeder Versammlung der Geschwornen zwei oder drei seiner Commis.

Welchen traurigen Einfluß diese jungen Leute auf das Schicksal der Ladenmädchen und Comtoirdamen ausüben, läßt sich kaum beschreiben. Jene halten nämlich eine Menge Tanzsäle aufrecht. Außer diesen öffentlichen Vergnügungsörtern giebt es dann noch eine Menge anderer, welche die Polizei nicht beaufsichtigen kann.

Besuchen die unbeschäftigten Commis diese Oerter nicht, so bleiben ihnen die Spielhäuser. In der Nähe von Regent-Street und Osford-Street giebt es äußerlich sehr anständige Häuser, deren Besitzer keine andere Erwerbsquelle haben.

Das Loos der Putzmacherinnen und Nähterinnen ist noch bedauernswerther. Fällt ein junges Mädchen in die Hände einer harten und geizigen Herrin, so muß sie sechzehn Stunden ununterbrochen arbeiten. Giebt es viel zu thun, so müssen sie sogar ganze Nächte lang aufbleiben. Ist es nun noch zu verwundern, wenn ein Theil der Bevölkerung Londons die Farbe der Krankheit und des Elends auf den Gesichtern trägt? Die meisten jungen Mädchen, welche mit Nadelarbeiten beschäftigt sind, haben daher auch ein schiefes Rückgrat; bei vielen ist das Brustbein eingebogen und die Brusthöhle zusammengedrängt, wodurch denn Beklemmungen und chronische Krankheiten entstehen.

Wunderbare Rettung von einem Tiger.

Wir haben schon mehrmals merkwürdige Beispiele von großer Gefahr und wunderbarer Rettung erzählt, die bei Jagden im Oriente vorgekommen sind; das Nachstehende aber übertrifft Alles in der Art, was wir bisher gehört haben. Drei englische Offiziere, Kapitän Drummage, die Lieutenants Pinkerell und Magglis und der Chirurg Cutbush unternahmen zusammen die Jagd auf einen Tiger, der in der Nähe ihres Quartiers hauste. Zwei drangen von der einen und zwei von der andern Seite mit ihren Hunden in das Dickicht ein, in welchem sie das Thier vermutheten, das sie denn auch bald in einem kleinen Hohlwege an dem Humbudschi bemerkten, wo es neben einer eben erwürgten Kuh stand — mit hochgehaltenem Kopfe, funkelnden Augen, weit aufgesperrtem Rachen und den Schweif in schneller zitternder Bewegung schüttelnd — wie es schien, unentschlossen, ob es den Angriff abwarte oder selbst beginne. Die Offiziere schickten die Hunde gegen den Tiger und schossen alle vier fast zu gleicher Zeit. Zwei der Kugeln verwundeten ihn leicht. Die Hunde fielen über ihn her, aber mit einem Schlage seiner gewaltigen Pfote warf er drei davon in den Staub, während er einen vierten mit den Zähnen packte, zermalmte und in den Hohlweg schleuderte. Schnell schossen die Offiziere die zweiten Läufe ihrer Flinten ab, und mit besserem Erfolg, zwei Kugeln drangen in des Tigers Brust und eine dritte riß ihm ein Stück von dem Ohr hinweg. Mit einem entsetzlichen Gebrüll sprang er nun mit einem Satze, so unglaublich es scheinen mag, über den dreißig Fuß breiten Hohlweg, ehe die Flinten wieder geladen werden konnten und stürzte sich zuerst auf den Lieutenant Maggles, den er mit der Pfote niederschlug, ihm die Kleider zerriß und die ganze linke Seite zerfleischte. Dann wandte er sich an den Chirurgen, der mit seinem Jagdspeere nach den Augen des Thieres zielte, aber fehlte. Der Tiger packte ihn am rechten Arme, drehte sich um und sprang mit ihm in den Hohlweg hinunter nach dem Flusse zu. Jetzt konnte der Kapitän wieder schießen und seine Kugel traf des Tigers Unterkiefer, so daß er seine Beute fallen ließ. Aber nur auf einen Augenblick; er schüttelte wild den Kopf, faßte sein unglückliches Opfer nochmals und sprang nach dem Flusse. Die Offiziere folgten und der Tiger erhielt noch eine Kugel in die Seite, so daß er viel Blut verlor. Dennoch ließ er sich nicht aufhalten und ehe einer der Offiziere wieder zum Schusse kommen konnte, sprang er, mit dem verwundeten im Rachen, in den Fluß hinein. Obgleich schwer verwundet, behielt Cutbush doch seine Geistesgegenwart, während der Tod auf diese oder jene Weise ihm unvermeidlich zu seyn schien. Sein linker Arm war frei und während ihn der Tiger durch den Fluß schleppte, griff er in seinen Gürtel nach dem Dolche, den er glücklicherweise noch hatte, und stieß denselben dem Tiger in die Brust unmittelbar hinter dem Vorderbeine. Ein Krampf in seinem Gegner, der Knall von Schüssen — und alle Erinnerung schwand dem Unglücklichen, bis er an dem sandigen Ufer des Humbudschi wieder erwachte, seine Freunde um ihn her stehen und den Tiger todt neben ihm liegen sah. Der Tiger hatte, nachdem er den Dolchstich erhalten, sein Opfer fallen lassen und war einen Augenblick höher im Wasser emporgekommen, so daß die Offiziere ihn treffen konnten. Cutbush vom Ertrinken zu retten, war das Werk eines Augenblicks, indem einer der Diener in den Fluß schwamm und ihn an das Ufer brachte. Die andern zogen dagegen den Tiger mit einem Lasso heraus. Er war einer der größten, den man je gesehen. Die Wunden der beiden Offiziere waren nicht tödtlich.

Das war Königlich!

Um die Mitte des vergangenen Monates März 1839, erzählt der Lynx von Brüssel, erschienen in einer jener berühmten Mittwochs-Audienzen des Königs der Niederlande der Bürgermeister und die Schöppen der Stadt Leyden. Diese Magistratspersonen setzten den König in Kenntniß von einer Catastrophe, welche die Stadt betroffen. Der Generaleinnehmer war mit Hinterlassung eines ungeheuren Deficits von 120,000 Gulden verschwunden. Der Bürgermeister und die Schöppen klagten sich selbst vor dem König ihrer Nachlässigkeit wegen an. Sie hatten im blinden Vertrauen auf die vermeintlich genugsam bewährte Rechtlichkeit des Entwichenen sich der strengen Controlle für enthoben gehalten; auch bekannten sie sich mit jener den Holländern eigenen Rechtlichkeit und Geradheit schuldig, persönlich einen Verlust zu tragen, an dem sie Schuld hatten, und baten zugleich Se. Maj., sie ihrer Aemter zu entheben. Der König machte ihnen mit Milde einige gerechte Vorwürfe über ihre Nachlässigkeit und forderte sie auf, ihren rechtlichen Entschlüssen zufolge, sofort den Ausfall wieder zu decken. Ihre Abdankung nahm er aber nicht an, indem er erklärte, dieselbe könne nicht stattfinden, bevor die fehlenden Gelder nicht vollständig in die Stadtkasse abgeliefert worden seyen.

Der Bürgermeister und die Schöppen kamen nach ihrer Rückkehr überein, sich an einem bestimmten Tage zu versammeln, um in billige Theile den Betrag des Deficits zu repartiren. An diesem Tage überbrachte einer der Schöppen einen dicken Brief, den ihm ein Unbekannter eingehändigt, mit der Bitte, ihn in seiner Gegenwart zu öffnen und über den Empfang zu quittiren. Es war ein

Digitized by Google

einfacher Umschlag und enthielt hundert und zwanzig Banknoten jede zu tausend Gulden. Die Magistratspersonen verfehlten nicht, die unbekannte Vorsehung, die ihnen ein Unglück ersparte, das sie zu Grunde gerichtet, zu segnen. Die Reprimande war königlich gewesen; noch königlicher war die Hülfe.

Das Klavier der Königin Maria Antoinette.

Ein Kanonier der Nationalgarde von Paris nahm mit seinen zahlreichen Gefährten am 20 August 1792 Besitz von dem Schlosse der Tuilerien. Er gelangte in den Musiksaal und sah da eine Schaar der Sieger, die in großem Eifer sich abmüheten, das Klavier der Königin Maria Antoinette in den Garten hinunter zu werfen. Das Instrument war bereits von dem Gestell und auf das Fenster gehoben, wo es noch im Gleichgewicht lag, man brauchte es jedoch blos los zu lassen, und es wäre gefallen, in tausend Stücke zersprungen. Der Bürgersoldat hatte nur noch Zeit zu schreien: „Haltet ein!" — „So laß uns doch," antwortete die jubelnde Schaar, „warum sollen wir diesen Kasten schonen, da alle andere Möbels den Sprung da hinunter gethan haben?" „dieser Kasten, dessen Malereien und Verzierungen Euch blenden, besitzt kostbare Eigenschaften, die Ihr gleich kennen lernen sollt. Er ist harmonisch, er hat in sich unsere patriotischen Lieder und ich will ihn gleich veranlassen, sie hören zu lassen. Setzt das Instrument wieder auf seine Beine, denn, wenn es gesungen hat, werdet ihr es gewiß begnadigen." Und wirklich, der Kanonier spielte auf dem königlichen Klavier: ça ira, die Marseillaise, die Carmagnole, und die entzückte Schaar fing an zu singen und zu springen. Es war ein gräßlicher Anblick; eine Frau, eine fürchterliche Megäre, befand sich unter den mit Blut bedeckten wüthenden Fanatikern. Das Klavier, das die beliebten Nationalmelodien „sang," durfte nicht leiden; die ganze Schaar brachte vielmehr ihre Huldigung dem Instrumente dar, dessen Töne sie bewunderte. Dem Kanonier gelang es denn auch, die Schaar aus dem Saale hinauszutreiben. Er verschloß denselben und warf den Schlüssel in den Garten. So wurde das Klavier der Königin gerettet und Doubiel, der ehemalige Klavierstimmer der Königin, der Hauptmann geworden war, erstand dasselbe mit Thränen im Auge 1814 bei der Versteigerung des Mobiliars der Königin Hortense.

Maikäfer.

Wir haben nach den Beobachtungen der Oekonomen dieses Jahr wieder ein starkes Maikäfer-Jahr zu erwarten. Wer nicht seine Fruchtbäume preisgeben will, stehe früh auf und tödte sie. Die Verwüstungen dieses Insekts sind oft höchst bedeutend; Sir John Hill erwähnt, daß sie einige Jahre vor der Zeit, als er schrieb (1757), in einigen Theilen Englands beinahe eine Hungersnoth veranlaßten. Das merkwürdigste Beispiel von der außerordentlichen Vermehrung dieses Insekts ist in einem der früheren Bände der Philos. Trans. (vol. XIX. p. 741.) erwähnt. „In dem Jahre 1678 erschienen sie in der Grafschaft Galway in Irland in solcher Menge, daß sie am Tage, während der Zeit der Erstarrung, an den Zweigen der Bäume in großen Klumpen an einander hingen wie Bienen, wenn sie schwärmen; flogen sie Abends, wie sie es thun, davon, so glich das Summen ihrer Flügel fernem Trommeln, während das Geräusch von dem Nagen an den Blättern, wenn sie fraßen, ziemlich wie fernes Holzsägen klang. Erhoben sie sich gleichzeitig, so bildeten sie eine Wolke, welche die Luft zwei bis drei (englische) Quadratmeilen weit verdunkelte. Die Bäume und Büsche in den Wäldern in einem sehr großen Bezirke, wurden in kurzer Zeit ihrer Blätter beraubt und sahen so kahl aus, wie mitten im Winter; selbst die Obstbäume in den Gärten blieben nicht verschont. Die Insekten wurden begierig von den Schweinen und Hühnern gefressen, welche davon sehr fett werden sollen; auch die Menschen, als sie die nahrhaften Eigenschaften erkannten, sollen sie zugerichtet und gegessen haben ... Der Flug Maikäfer, den Mosset im westlichen England erwähnt, muß fast eben so bedeutend gewesen seyn, wie der obige, denn er behauptet, die Käfer wären in solchen Massen in die Severn gefallen, daß sie die Räder der Wassermühlen aufhielten." (Quarterly Journal of Agriculture.)

Der Tambour und der Pfeifer.

Napoleon erzählte einst: „Am Tage der Schlacht von Lodi, bei Erstürmung der Brücke, stand ich eben am Eingange dieser Brücke und in dem Augenblicke, als die Kugeln wie Hagel auf uns herabfielen, hörte ich ganz in meiner Nähe einen Tambour den General-Marsch schlagen, mit seltener Regelmäßigkeit mitten in der größten Gefahr.

„Pulverdampf verhinderte mich, den Tambour zu sehen; plötzlich aber entfernte ein Windstoß den Rauch, der eine von Kartätschen-Kugeln zertrümmerte Mauer bedeckte, und nun sah ich auf diesem Steinhaufen einen Knaben von zwölf Jahren stehen, der hier seinen General-Marsch eben so kaltblütig schlug, als sonst in der Lehrschule des Generaltambours. War das nicht ein Gegenstück zu dem Querpfeifer Friedrichs II.?"

Die Geschichte des Querpfeifers aber ist folgende:

Am Ende einer blutigen Schlacht im 7jährigen Kriege fragte Friedrich II. seine Generale, wer sich denn wohl — ihrer Meinung nach — an diesem blutigen Tage am tapfersten bewiesen habe? — „Ihro Majestät!" antworteten sie Alle, und der König vermuthete fast diese Antwort. „Ihr seyd im Irrthum," erwiederte Friedrich. „Nein, nein, das war ein Pfeifer, bei dem ich während der Schlacht wohl 20 Mal vorbeigeritten bin und der von dem ersten Angriff an bis zum letzten immer auf derselben Stelle sein altes und ewiges Türlütütü gepfiffen hat."

Pot-Pourri.

Das Orakel.

Ein Bauer in S. schickte einst seinen Knecht mit einem Wagen Holz nach L., wo daß Holz von einem dasigen Bürger bestellt worden war. Der Knecht kehrt unterwegs fleißig ein, betrinkt sich, verfällt, während die Pferde den bekannten Weg auf der dasigen Chaussee ruhig fortgehen, in einen tiefen Schlaf und hat, nachdem er kurz vor L. angelangt ist, den Namen des Bürgers, der das Holz gekauft hat, vergessen. — In dieser Noth fragt er den ihm bekannten Thorschreiber um Rath. Zufällig hört dieses im Vorbeigehen ein Student; sogleich wendet er sich zu dem Knechte und sagt ihm: „Mein Freund! dort in dem Eckhause wohnt ein kleiner Mann, der hat ein großes Buch und in diesem steht Alles, was man noch nicht weiß, oder was man vergessen kann, — gehe Er zu ihm, gebe Er ihm zwei Groschen, so wird er ihm gleich denjenigen, sagen, dem das Holz gehört." — Hoch erfreut eilt der Knecht in das bezeichnete Haus, findet dort richtig den kleinen Mann (den damals sehr berühmten Professor C.), vor dessen Pult sich ein großes Buch befand, und erzählt ihm sein Unglück mit der Bitte, ihm für zwei Groschen den Namen des Eigenthümers zu sagen. Erstaunt hört C. ihn an, und bricht endlich in die Worte aus: „Ei das ist wunderlich!" — „Ja, ja! so heißt er," unterbricht ihn hier voll Freuden der Bauer; „es ist der Bäcker Wunderlich, dem das Holz gehört; hier hat Er zwei Groschen, und ich bedanke mich auch recht schön!" — Somit legte er das Geld auf den Tisch und eilt in vollen Sprüngen zu seinem Wagen zurück.

Gute Auskunft.

Jemand besuchte den Harz. Beim Mägdesprung sagte der Führer: „Hier hat sich ein Mädchen hinabgestürzt." — „Aus Melancholie?" fragte der Geführte. — „Um Vergebung, mein Herr! aus Quedlinburg."

Digitized by Google

Nro. 17.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Es gibt nur Eine Liebe. — Thiers. — Merkwürdige Testamente. — Gutmüthigkeit Wilhelms IV. von England. — Die Hand der Fürsehung. — Pot-Pourri. — Dreisylbige Charade.

Es gibt nur Eine Liebe.

(Für Deklamation.)

Es giebt in jedem Jahre
Nur einen einz'gen Mai!
Oft weht es wohl so lieblich,
Als ob schon Frühling sey;
Und Sommertage schimmern,
Und junge Blümchen flimmern,
Und Schwalben zieh'n vorbei!
Es ist denn doch nur Täuschung,
Ist nicht das wahre Licht:
Es gibt nur Einen Frühling,
Noch ist's der rechte nicht!

Einst liebt' ich einen Jüngling,
Er war vom Kriegerstand;
Er trug das Herz im Munde,
Den Degen in der Hand;
Doch ließ ich Lieb' ihn spüren,
So wollt' er kommandiren,
Da hatt' es nicht Bestand!
Nur wünschen — nicht befehlen
Ist treuer Minne Pflicht!
Es gibt nur Eine Liebe,
Das war die rechte nicht!

D'rauf warb um mich ein And'rer,
Der Doktor Juris war;
Er brachte mir, wie billig,
So manches Opfer dar.
Doch ließ ich Laune spüren,
So wollt' er — disputiren.
Da war die Liebe gar.
War Doktor beider Rechte,
Und wußte nicht, was Pflicht!
Es gibt nur Eine Liebe,
Das war die rechte nicht!

Da nahte sich der Dritte,
Ein Arzt — ein kluger Mann:
Der wußte zu verschreiben,
Was Herzweh lindern kann.
Doch ließ ich Tanzlust spüren,
So wollt' er mich — kuriren;
Da kam er übel an.
Ist, um gesund zu bleiben,
Bewegung denn nicht — Pflicht?
Es gibt nur Eine Liebe,
War auch die rechte nicht.

Da fand' ich einen Dichter,
Der liebte nach Gebühr:
Er sagte, was er sagte,
In schönen Versen mir.
Doch ließ ich Trotz verspüren,
Wollt' er — satyrisiren!
Ei — schönen Dank dafür!
Uns idealisiren,
Wär' eines Dichters Pflicht!
Es gibt nur Eine Liebe,
War noch die rechte nicht.

Jetzt wirbt um mich ein Wechsler,
Nicht jung, doch reich und gut;
Der kann den Cours berechnen,
Der kennt, was Wirkung thut.
Und laß' ich Ernst verspüren,
Weiß er zu — soulagiren
Mit Shawl und Schmuck und Hut.
Er faßt das Bild der Liebe
In gold'nen Rahmen ein;
Es gibt nur Eine Liebe,
Das wird die rechte seyn!

Thiers.

(Eine Skizze.)

Die beste Biographie, oder vielmehr die gewandt geschriebenste über den „größten Emporkömmling der allerneuesten Zeit," wie ein bekannter Diplomat Thiers bezeichnete, lieferte vor einigen Jahren eine Pariser Revue. Die Feder, welche diese pikante und originelle Skizze niederschrieb, wußte seine Anspielungen und malitiösen Tadel, oft treffende Charakteristik und elegante Form zu vereinigen. Leider ist nun auch seit langer Zeit der Verfasser jener Biographie dem Schriftstellerthume untreu geworden, und aus dem anmuthigen Stylistiker ist ein stattlicher Legationssekretair geworden, der nur von Zeit zu Zeit unter dem Ministerium Molé die beiden gelesensten Pariser Revuen mit halboffiziellen Chroniken versah. Möge er uns wenigstens von der persischen Mission ausser den offiziellen Arbeiten auch einige Bilder des Orients heimtragen. Doch zurück zu dem einflußreichsten Manne im jetzigen Frankreich, zu Thiers. Was eine französische Revue mannichfacher Beziehungen und Rücksichten wegen nicht sagen konnte, vielleicht auch nicht sagen wollte, hindert uns nicht, um einige Züge mehr zu dem Gemälde des originellen Staatsmannes zu fügen.

Zur Zeit der Deputirtenkammer, an schönen Tagen vornehmlich und wenn die Sitzung geschlossen ist, begegnet man oft, über die Brücke de la Concorde wandernd, einem kleinen Mann, in den ersten vierzig oder letzten dreißig Jahren scheinend, in einem langen Ueberrock, nachlässig im Gange, lebendig in den Geberden, ohne alle Eleganz im Anzuge, etwas Hin- und Herschwankendes im Gange, eine Brille tragend, wohindurch lebhafte Augen blitzen, eine breite Physiognomie, starke Lippen, ein vorstehendes Kinn, mit großem Munde, etwas tartarischer Nase und langen Armen. Die Haare spielen bereits ins Graue über, der Gesammteindruck ist nichts weniger als vortheilhaft, sogar unangenehm, ohne alle Grazie, ohne alle Anmuth der Bewegungen, ja ohne alle Anzeichen des geistigen Uebergewichts, möchte ich beinahe sagen, wenn nicht die Augen und die Gesichtsmuskeln eine selte Beweglichkeit und Reizbarkeit anzeigten.

Wenn einige Deputirte den kleinen, behenden, beweglichen, viel gestikulirenden Mann begleiten, so horchen sie seiner Rede stets aufmerksam zu, er wird gesucht, befragt, man sieht es gleich, daß der kleine Mann alle übrigen dominirt: es ist Thiers.

Auf der Tribune der Kammer erscheinen die physischen Unvollkommenheiten des berühmten Staatsmannes nur noch auffallender. Seine Bewegungen häufen sich, seine Stimme wird beinahe gellend, mitunter ans Heisere und unvollendete des menschlichen Organs streifend, sie schrillt so zu sagen durch. Die südliche Lebhaftigkeit, die angeborene Leidenschaftlichkeit des Provenzalen überschreitet oft selbst im Tone das Maaß des wohlklingen-

Digitized by Google

den. Ein schönes Organ fehlt ihm gänzlich, Adel der Bewegungen ebenso; diese werden nicht ersetzt, aber wenigstens durch eine glänzende, gedrängte, sarkastische, phantasiereiche und stets durch Gegenwart des Geistes ausgezeichnete Rede weniger fühlbar gemacht. Die Sprachfertigkeit, die Raschheit des Ausdrucks, die Feinheit der blitzschnellen Auffassung, der effektvollen Erwiederung, der gewandten Gruppirung verschiedener Argumente zeichnen besonders Thiers' Rednertalent aus. Er schmeichelt weder Auge und Ohr, aber er beschäftigt und fesselt mächtig. Humor und Schärfe der Dialektik wechseln mit einer solchen Schnelligkeit, daß der Zuhörer von dem Feuer des Vortrags ergriffen wird, selbst wenn oft die Stimme nicht rein durchdringt. Eben dieser Mangel an Organ läßt um so mehr die Leidenschaftlichkeit der Auffassung bemerken und bringt stets eine bedeutende Wirkung hervor. Odilon-Barrot mit seinem volltönenden, kräftigen Organe, mit seinen wohlstudirten pompösen, schwülstigen Phrasen, mit seiner Gemessenheit der Bewegungen, mit seiner oft gemachten Advocatenhitze ist gerade der Gegensatz von Thiers und bringt, obgleich er oft die Fibern der Nationalgefühle berührt, fast nie in den Verhandlungen so viel Wirkung hervor wie der stets pfeilschnell erwiedernde, aufmerksame Thiers. Selbst Mauguin's herrliches Organ und sein würdiges Aeußere haben seit Jahren keinen Anklang mehr finden können; vielleicht liegen aber auch politische Ursachen zu Grunde. So viel ist unleugbar, daß Thiers durch seine Vielseitigkeit und auffallende Empfänglichkeit, durch sein rasches Auffassen der praktischen Seite, durch die große Gabe, Anderer Schwächen leicht zu ermitteln, endlich durch eine stete Elasticität der Rede, nie um Stoff bekümmert, nie um Wendungen besorgt, ein wahres perpetuum mobile der parlamentarischen Welt geworden, sey es nun in der Kammer selbst, oder in dem Conferenzzimmer, auf der Tribune als Oppositionsmann, oder auf der Ministerbank als leitendes Element. Thiers ist ganz und gar der Feldherr einer parlamentirenden Macht. Eine absolutmonarchische Verfassung würde ihn annulliren; eine stets in Bewegung, Angriff und Vertheitigung begriffene kann allen seinen Fähigkeiten freien Spielraum verschaffen. Sein Talent will Reibung, Discussion und Oeffentliches haben. Dort fühlt er seine Kraft, dort kennt er sein Ziel. Seine lebhafte Einbildungskraft erlaubt die Consequenz nur in sofern, als sie einen steten Einfluß gestattet. Eine Entsagung, um consequent zu bleiben, ist ihm unmöglich. Wo Andere sich widersprechen würden, entschlüpft er den Schlingen, oder übertäubt seine Gegner. Seine Inconsequenz ist seine Kraft. Dies klingt paradox, ist aber wahr.

Alle Welt weiß, wie er arm und jung mit Mignet aus Aix in Paris anlangte und sich allmählig Anfangs durch die Journalistik, später durch seine Revolutionsgeschichte, endlich durch seine active Fähigkeit und Benutzung des Moments und seiner Beschützer zu einer großen Bedeutung emporbrachte. Was aber unbekannt geblieben, ist, daß er nicht etwa mit leichter Mühe, wie so viele von unsern sich verkannt glaubenden Pygmäen meynen, allmählig eine Sprosse höher stieg, sondern daß er mit der größten Anstrengung, ohne Unterlaß, ohne Entmuthigung arbeitete, die Nacht in seinem Zimmer, den Tag Erfahrungen, Verbindungen und Materialien sammelnd. Selbst seine große Beweglichkeit wurde der Nothwendigkeit untergeordnet, die Bausteine für die Zukunft und positives Wissen für die Staatswirthschaft zu sammeln. Man würde bedeutend irren, wenn man sich einbildet, Thiers habe nur oberflächlich studirt, Welt und Menschen, Bücher und Ziffern; im Gegentheil, er steckte sich ein Ziel und arbeitete darauf hin. Er zersplitterte sich nicht etwa wie so viele, die nichts vollenden, weil sie zu viele Richtungen umfassen wollen. Einen Beweis, wie er schon klar über sich und seine Zukunft dachte, möge folgende Aeußerung liefern, welche er als Mitarbeiter im „National" zur Zeit der Restauration machte. Es war nemlich in dem Bureau dieser Zeitung oft von der Zukunft Frankreich's die Rede; alsdann pflegte Thiers oft zu wiederholen, nicht etwa: si, sondern: quand je serai ministre, nicht etwa: wenn ich einst Minister würde, sondern: wenn ich Minister seyn werde u. s. w. Alsdann entwickelte er seine politischen Ansichten mit der größten Feinheit und stets mit der festen Zuversicht, sein Ziel bestimmt einst zu erreichen.

Sein Ehrgeiz lag schon damals klar zu Tage, ebenso eine Art launenhafte Willkür. Der kleine Tyrann drang überall durch. Eigennutz war und ist ihm stets fremd geblieben. Er gab schon in den Zeiten, wo er oft Mangel litt, gern; später als Minister hat er dieser Liberalität nie entsagt. Gern theilte er mit Freunden, und seine Verbindungen mit einer jetzt längst verheiratheten Dame trugen damals ganz den Stempel einer leidenschaftlichen Neigung. Was er ihr bieten konnte, opferte er, und da die Dame Zartgefühl hatte, so brachte er derselben scheinbar nöthige Arbeiten zur Abschrift, indem er sie glauben machte, diese seyen verlangt worden. Thiers' Benehmen zeigte schon in jener Zeit eine Mischung des Schönen und Schlechten, ein Zusammenseyn von Gefühl, Gewandtheit, bewundernswürdiger Leichtigkeit zu arbeiten, Spekulation und Herrschsucht bis zur Gefühllosigkeit. So mißhandelte er z. B. bei Spazierritten stets sein Pferd und versetzte demselben die stärksten Hiebe auf den Kopf.

Noble Züge fehlen aber keineswegs. Zur Zeit der Verhandlungen über die Milliarde der Emigrantenentschädigung schrieb er einen Artikel gegen diese Maaßregel. Der damals so mächtige Finanzminister Villèle ließ ihm eine starke Summe und eine Anstellung nebst Eröffnung einer günstigen Carrière bieten, wenn er einwillige, diesen Artikel nicht fortzusetzen. Thiers schlug dies Anerbieten aus und griff die vielbesprochene Maaßregel nur noch heftiger an.

Sein Benehmen im „National" war ausgezeichnet. Talleyrand erkannte übrigens schon damals, was in Thiers zu suchen sey, und gefiel sich darin, ihn freundlich zu empfangen, zu leiten und ihm jene Aufmerksamkeit zu schenken, welche sich bis in den letzten Tagen des berühmten Diplomaten nicht verleugnete. Talleyrand hat Thiers immer gern gehabt und ihm stets jene politische Gewandheit zuerkannt, die dem feinen Diplomaten mehr als Alles galt.

Wenn Thiers schon auf der Rednerbühne fesselt, wie viel mehr thut er es nicht in der Privatunterhaltung. Diese imponirte selbst dem greisen, vielerfahrenen, blasirten, ironischen und verschwiegenen Talleyrand ungemein. Es ist unmöglich, eine größere Würdigung der staunenswerthen Vielseitigkeit zu bieten, welche Thiers in seiner Unterhaltung darbietet, und nicht etwa blos, wenn er wohl gelaunt ist, sondern immer, bei der geringfügigsten Anregung; die Schleuse ist geöffnet, die Bemerkungen strömen hervor.

Die Unterhaltung von Thiers ist nicht etwa jene feine, verbindliche, ruhig dahinfließende, wohlwollende, harmonische, mit speciellen Kenntnissen und ungeheurem Gedächtniß gewürzet Redefertigkeit Alexander v. Humboldt's; es ist nicht die ernste, gelehrte, gedrängte, etwas schroffe und kühle, didaktische und subjective Sprache Guizot's; ebenso wenig die frivole, leere, spiegelnde, schillernde und trügende, abspringende und hin- und herschlüpfende Conversation der vornehmen Salons; nein, Thiers' Unterhaltung ist einschmeichelnd, biegsam, naiv über die Maßen in einem Augenblick, bilderreich, scharf, hinreißend und begeistert im andern. Die provenzalische Aussprache gibt dem Ganzen eine besondere Originalität, die sinnlichen und artistischen Neigungen, die rasche Begeisterung für etwas Großes, der Muth, Alles zu unternehmen, die praktische Erfahrung hinzugerechnet, Chamäleonsbetrachtungen und Farbenspiel aller Art, endlich eine Art revolutionärer Grundton, ein Gefühl aus dem Volke emporgewachsen zu seyn, eine große Achtung für das Uebergewicht der Intelligenz, zugleich

Digitized by Google

auch Leichtsinn und Uebermuth, Selbstkenntniß und wenig gründliche Achtung für das herkömmliche, ein seltsames, oft anstößiges, aber immer originelles Sichgehenlassen, was namentlich den Leuten, welche stets an die Gemessenheit des Ausdrucks und die Grazie der Manieren gewöhnt sind, besonders anstößig scheint. Glaube man aber deßhalb nicht, daß Thiers sich über die gesellschaftlichen Formen wegsetzt; ein geistvoller Mann, der so lange Zeit in den höhern Sphären verkehrte, nimmt, wenn er will, leicht den äußern Firniß an; aber, wie gesagt, bei Thiers erhält die Natur oft noch die Oberhand, und diese ist eine Mischung von Mirabeau'schen Funken und von künstlerischer Auffassung, von revolutionärem Drange und von lebenslustigen Neigungen. Einer genauern Bezeichnung entschlüpft nur, wie Thiers selbst schwierig in wenigen Worten zu bezeichnen und als ein Typus hinzustellen ist. Gelenk und glatt vermeidet er die Schlingen seiner Inconsequenzen und gewinnt selbst leicht wieder die Obergewalt, welche er früher bekämpft und annullirt. Die Anpassung seines Ichs an jede neue Gestaltung, die geschickte Infiltrirung seines Elements in die Zeitumstände hat er von Talleyrand gelernt. Die Organisation seiner beweglichen, stets agitirten und agitirenden Natur unterstützt ihn hierbei vortrefflich. Zur Zeit seines letzten Ministeriums erwiederte er einst in vertraulicher Sprache Denen, welche die jetzige Regierung durch allerlei Mittel anzugreifen und umzustürzen suchten: „Vous êtes tous des enfants; il vaut mieux faire de la porcellaine que de la casser; je veux fonder une dynastie.“ (Ihr seyd alle Kinder; es ist besser, Porzellain zu machen als es zu zerbrechen; ich will eine Dynastie gründen.)

Ob dieser Vergleich einer Dynastie mit dem Porzellain glücklich oder absichtlich gewählt sey, glaube ich verneinen zu müssen. So viel ist gewiß, daß in allerneuester Zeit Momente eingetreten sind, wo erst die Zukunft Thiers' beweisen wird, ob er wirklich eine Dynastie befestigen oder nur mit den Gaben seiner reichen Natur Hazardspiel treiben wollte. A. v. Bornstedt.

Merkwürdige Testamente.

Testament des portugiesischen Juden Pinto.

Der Jude Pinto oder Pinedo, zu Amsterdam angesiedelt, starb in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und hatte sich durch die Mannichfaltigkeit seiner Unternehmungen und Unermeßlichkeit seiner Reichthümer einen Namen gemacht. Sein Testament ist merkwürdig durch die Menge und großmüthige Bestimmung der darin enthaltenen Legate. „Ich legire der Stadt Amsterdam nach meinem Tode die Summe von fünf Tonnen Goldes (die Tonne Goldes gilt 100,000 fl.) — Derselben Stadt leihe ich auf 10 Jahre, ohne Interessen, die Summe von anderthalb Millionen. — Jeder christlichen Kirche zu Amsterdam und la Haye schenke ich 10,000 fl. und der Süderkirche zu Amsterdam 20,000 fl. — Jedem christlichen Waisenhause in beiden Städten legire ich die Summe von 10,000 Thalern. — Den Armen schenke ich 40 mit Torf beladene Schiffe. — Dem Waisen, welcher zuerst das Waisenhaus verläßt, legire ich 1000 fl. — und dem zunächst folgenden 600 fl. — Der Synagoge von Amsterdam vermache ich zwei und eine halbe Tonne Goldes. — Dem portugiesischen Waisenhause legire ich 30,000 Thaler und leihe der Regierung zu 3 Perc. zehn Tonnen Goldes unter der Bedingung, daß die Interessen den zu Jerusalem wohnenden Juden ausbezahlt werden. — Der deutschen Synagoge vermache ich 5000 fl. und meinem Neffen Ovis einunddreißig Tonnen Goldes, sammt allen meinen Häusern und liegenden Gütern. — Meiner Wittwe vermache ich zehn Tonnen Goldes und den übrigen Verwandten 10,000 Thaler. — Jedem meiner Nachbarn, welcher meiner Beerdigung beiwohnt, schenke ich 100 Stück Dukaten. — Jeder unverheiratheten Person beiderlei Geschlechts, welche meinem Begräbniß beiwohnt, schenke ich 100 fl.; jedem christlichen Priester zu Amsterdam und la Haye 100 Thaler und jedem Sakristan 50 Thaler.“

Testament des Vaugelas.

Claude Vavre de Vaugelas starb zu Paris 1650 in einem Zustande des Elendes, welcher in Anbetracht der zahlreichen Pensionen, die er genoß, und der allgemeinen Achtung, die ihm seine tiefe Forschung der französischen Sprache zuwendete, wahrhaft überraschend war. Freron erzählt, man habe ihm den Spitznamen: der Uhu gegeben, weil er immer das Zimmer hütete und nur zur Nachtszeit auszugehen wagte, aus Furcht, in die Hände seiner Gläubiger zu fallen. — Sein letzter Wille ist merkwürdig. Nachdem er alle Verfügungen getroffen hatte, um seine Schulden zu zahlen, fügte er hinzu: „Da sich aber noch einige Gläubiger finden möchten, welche noch nicht befriedigt wären, obwohl man das ganze Erbe schon revartirt hätte, so ist in diesem Falle mein letzter Wille: daß meine Leiche so vortheilhaft als möglich an die Aerzte verwendet werde, welche noch übrig sind, so zwar, daß ich nach meinem Tode noch die Pflichten erfülle, welche ich lebend versäumt habe.“

Testament von J. Certain.

Der Pfarrer einer kleinen Gemeinde, Namens Jean Certain, schrieb 1740 seinen letzten Willen, in welchem er folgende Clausel einschaltete: „Ich brachte, als ich von meinem Amte Besitz nahm, nichts mit, als meinen Rock und das Brevier; diese hinterlasse ich meinen Erben, den Rest vermache ich den Armen der Pfarrgemeinde.“

Testament des Michael Mamin.

Michael Mamin starb 1779 in einem Alter von 64 Jahren. Er hatte sein Leben als Gemsenjäger auf den Alpen und als Metallgräber in den tiefen Höhlen von Naye zugebracht. Sein Vermögen, welches ungefähr zwei oder drei Tausend Franken betrug, hinterließ er allen Armen der Erdenwelt, die er seine Erben nannte. Die Gemeinde, welche seine Absichten ausführen und das Vermögen zu diesem Zwecke leiten sollte, verwandte die jährliche Rente zur Hilfe armer und kranker Reisender.

Testament des Justus Lipsius.

Justus Lipsius, geboren zu Isch, bei Brüssel, am 18. Oktober 1547, wurde zu Rom Katholik, in Jena Lutheraner, in Leyden Kalvinist, endlich in Louvain wieder Katholik, war ein höchst eifriger Verehrer der heiligen Jungfrau zu Halle; ihr zu Ehren schrieb er 1564 zwei Werke und weihte ihr im Testamente seine silberne Feder und ein gesticktes Kleid.

Gutmüthigkeit Wilhelms IV. von England.

Kein Unterthan ward vielleicht je zu innigerer Vertrautheit von seinem Souverain zugelassen, als der Sir Samuel Hawker von Wilhelm IV. Die Vorliebe Sr. Majestät für eine muntere, witzige Unterhaltung ist bekannt und ebenso, daß der General Hawker eine wunderbare Erzählungsgabe hatte; Letzterer war daher stets an des Königs Tafel ein willkommener Gast. Unter manchen andern Proben der äußersten Gutmüthigkeit Sr. Majestät pflegte auch Sir Samuel zu erzählen, daß, als er einst den König auf einem Gange zur Inspektion der Küche zu Windsor begleitete und jener beim Eintritt in die Vorrathskammer ein herrliches Wildprettstück gewahrte, er sich an den Begleiter mit der Frage wandte: „Sahen Sie je etwas Einladenderes, Hawker?“ „Nie während meines ganzen Lebens!“ war die Antwort des Generals. „Sie müssen heute mein Gast seyn!“ fuhr der König fort. Der General: „Wenn ich die Ehre haben sollte, mit Ihnen zu speisen, so würde mir schwerlich das Glück, von diesem Wildprette zu genießen.“ „Wie so?“ fragte der König. Der General: „Weil die besten Sachen immer auf dem zweiten Tisch servirt werden.“ — „Sie können recht haben,“

Digitized by Google

entgegnete der König lachend: „aber für dießmal wollen wir ihnen einen Riegel vorschieben!" Darauf wandte er sich zu seinem begleitenden Oberkoch: „Das Wildprett will ich heute auf meiner Tafel sehen!" — Bei einer andern Gelegenheit trat Sir Samuel, der den König nicht hinter sich vermuthete, demselben auf den Fuß. Der König, welcher erst vor Kurzem in dieser Gegend an heftigen Gichtschmerzen gelitten hatte, und dem der Tritt daher sehr wehe thun mußte, vermochte nur mit Mühe seinen Unmuth zu bemeistern; der General erschöpfte sich daher in Entschuldigungen. „Lassen Sie es gut seyn," erwiederte ihm am Ende der Getretene: „ich bitte nur, bei der nächsten Gelegenheit, sich in Ihren Bewegungen etwas zu moderiren!"

Die Hand der Fürsehung.

(Wahrheit, keine Dichtung.)

Vor dem Kriege von 1812 war der Kaiser Alexander in Wilna bei dem General Bennigsen, dessen Tochter er über die Taufe gehalten hatte. Als Pathengeschenk verehrte er der Kleinen ein Landhaus, Namens Zakred, das sehr nahe bei Wilna lag und in welchem Frau von Bennigsen dem Kaiser und seinem ganzen Generalstabe ein Fest geben wollte. Aber das Haus war zu klein, und Frau von Bennigsen beabsichtigte daher, in dem Garten einen Pavillon von Brettern erbauen zu lassen. Sie ließ sich nach dem besten Architekten erkundigen, und man bezeichnete ihr einen Herrn Schulz als den geschicktesten, der Stadt nicht nur, sondern der ganzen Provinz. Frau von Bennigsen setzte ihm auseinander, was sie wollte und weßhalb sie wünschte, daß das Lokal des Festes würdig sey. Hr. Schulz war ein geborner Litthauer, einer jener Menschen mit tiefen Leidenschaften. Er hatte gegen die Russen jenen alten Haß, der in dem polnischen Blute seit so vielen Jahren gährt. Als er den Auftrag der Frau von Bennigsen empfing, wollte er ihn ablehnen; aber ein unbestimmtes Gefühl ließ ihn zuletzt zusagen. Je weiter die Generalin sprach, desto größer wurde seine Aufmerksamkeit, so daß es der Frau von Bennigsen wohl hätte auffallen können. Er lächelte, als er den Befehl empfing, Alles zu einer bestimmten Zeit bereit zu halten. Es sollte nach vier Tagen seyn. Er versprach die größte Pünktlichkeit, und in der That wurde der Pavillon nicht nur aufgeführt, sondern auch prachtvoll dekorirt. Es lag etwas phantastisches in der beinahe zauberhaften Ausführung dieses Pavillons. Frau von Bennigsen dankte Herrn Schulz mit einem Eifer, über den er lächelte, doch mit einem Lächeln, in welchem nichts Heiteres, Wohlwollendes lag. Man sah den Pavillon, in welchem noch mehrere Arbeiter wenige Stunden vor dem Balle beschäftigt waren. Endlich war Alles fertig, und Jedermann entfernte sich, um sich zu dem Feste vorzubereiten. Plötzlich ertönte ein furchtbarer Lärm. Der Pavillon war zusammengestürzt. — Der Architekt hatte sich verrechnet: Der Pavillon sollte einige Stunden später zusammenbrechen und in seinem Falle die ganze kaiserliche Familie und alle in Wilna versammelten Generale der russischen Armee zerschmettern. Als Schulz den vorzeitigen Zusammensturz des Gebäudes erfuhr, stürzte er sich in das Wasser und ertrank.

Pot-Pourri.

Jeffersons zehn Lebensregeln.

Die folgenden Regeln für das praktische Leben gab der 1826 verstorbene, ehemalige Präsident der vereinigten Staaten, in einem Briefe seinem Namensvetter: Thomas Jefferson Smith.

1) Nie verschiebe auf morgen, was du heute thun kannst.
2) Nie bemühe Andere mit dem, was du selbst thun kannst.
3) Verschwende nie dein Geld, ehe du es hast.
4) Nie kaufe unnütze Sachen, weil sie billig sind.
5) Hochmuth kostet uns mehr, denn Hunger, Durst und Kälte.
6) Wir bereuen nie, daß wir zu wenig gegessen haben.
7) Nichts ist mühsam, wenn wir es willig thun.
8) Wie oft haben jene Uebel uns Schmerz verursacht, welche nie eintraten.
9) Betrachte Alles von der guten Seite.
10) Wenn du zornig bist; zähle 10, ehe du sprichst; bist du aber sehr zornig, so zähle hundert.

Das wilde Kind.

Ein merkwürdiger Fall hat sich kürzlich in Ungarn zugetragen. Man war auf einer Bärenjagd begriffen, und mit großer Mühe war es den Jägern gelungen, eine alte wüthende Bärmutter zu erlegen. Kaum lag sie auf der Erde ausgestreckt, als ein junges Mädchen von ungefähr zwölf Jahren hinter einem Busche hervorgesprungen kam, und sich auf das sterbende Thier mit jämmerlichem Geheul stürzte. — Nach vielen Anstrengungen gelang es endlich vermittelst Seilen und Schlingen, auch dieser wilden Kleinen habhaft zu werden.

Die angestellten Nachforschungen ergaben, daß vor ungefähr zwölf Jahren einer Bäuerin ein kleines Kind abhanden gekommen wäre, ohne jemals erfahren zu können, was aus ihm geworden sey. Eine gewisse Comtesse Erdoldi nahm sich des Mädchens an, und gibt ihm vor der Hand Wurzeln, Honig und rohes Fleisch zur Nahrung, und man ist sehr neugierig, zu erfahren, ob dieses Kind, wenn es einige Erziehung genossen und sein Verstand sich entwickelt hat, sich noch seiner ersten Lage erinnern, und was es davon erzählen wird.

Erst die Frauen, dann die Damen.

In der Hofsprache des österreichischen Kaiserhauses bedeutet das deutsche Wort: Frau, wie recht und billig, mehr, als das fremde: Dame. So heißt es in den Verordnungen über die Hoftrauer: „Die allerhöchsten und höchsten Frauen, und die Damen erscheinen ꝛc." In der Poesie herrscht das nemliche Verhältniß und Schiller durfte nicht sagen: „Ehret die Damen." —

Besonderes Lob.

In Carlsbad sieht man Manchen, der in der einen Hand seinen Becher hält, in der andern die Uhr, um auf die Minute hin die Vorschrift des Arztes zu befolgen — für diese sind die Blumen nur Heu und sie sind Brüder jenes Kranken, der die vorgeschriebenen Tropfen so ängstlich zählte, und die Uhr neben sich, daß sein Arzt, gerührt über diese Folgsamkeit, ihn auf die Achsel klopfte und mit der Würde eines Archiaters sprach: „Sie sind werth, krank zu seyn."

Dreisylbige Charade.

Ein geborner Virtuose
Wird benannt im ersten Paar,
Ohne Meister, ohne Noten
Trifft er alles auf ein Haar.

Doch wird er gleich still und traurig,
Wenn ein Kerker ihn verschließt,
Denn er jubelt nur am liebsten,
Wenn er auch die Dritte ist.

Wer das Ganze einst geworden
Durch des strengen Richters Spruch,
Den trieb durch die weite Erde
Seines Unsterns böser Fluch.

Digitized by Google

Nro. 18.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ueber die Sklaverei im Orient. — Ein nächtliches Ballet. — Ein Reise-Abenteuer des Kaisers von Rußland. — Ein Bärenhäuter, oder keiner. — Täuschung. — Die Champagnerflaschen. — Pot-Pourri. — Auflösung der dreisylbigen Charade.

Ueber die Sklaverei im Orient.

von P.

(Aus dem zu München bei Franz neu herauskommenden belletristischen Journal „Deutsche Theeblätter, hervorgerufen und gepflegt durch F. v. Elyholt, A. v. Maltitz, und F. v. Ey-Rhein.“ Wir haben die ersten vier Nummern desselben vor uns und müssen gestehen, daß man sowol an äußerer Eleganz, als an Mannichfaltigkeit des Inhalts nichts verabsäumt hat, um an diesen aufkeimenden Blättern Geschmack zu finden. Wir entlehnen daraus nachstehenden Aufsatz, der einen hohen Reisenden, welcher im verflossenen Jahr den Orient besuchte, zum Verfasser haben soll.)

Die Sklaverei im Bereiche der Türkei und im Orient überhaupt ist, ihrem Charakter nach, ganz verschieden von jener des Alterthums. Der Sklave der alten Griechen und Römer wurde zum wahren Lastthiere herabgewürdigt, und er befand sich ausgeschlossen vom Verbande der bürgerlichen Gesellschaft, ja man betrachtete ihn als ein, der öffentlichen Sicherheit gefährliches Wesen, das man nicht genug beaufsichtigen könne. Auch rechtfertigte die Erfahrung, in Rom zumal, dieses Mißtrauen. Ein Beweis hiervon die häufigen Aufstände und Sklavenkriege, die mehe als einmal der römischen Republik den Untergang drohten.

Ganz anders verhält es sich im Orient. Nur für den Christen, der seinem Glauben nicht entsagen will, ist die Sklaverei drückend. Jene Sklaven, die sich der Lehre des Propheten unterwerfen, stehen unter dem unmittelbaren Schutze der religiösen und bürgerlichen Gesetze. Ihr Stand flößt weder Abscheu noch Verachtung ein.

Es ist selten, daß nicht nach Verlauf von einigen Jahren der Sklave frei erklärt wird. Wie natürlich, hängt dieß von seiner Aufführung ab. Einmal frei aber, wird es Niemand einfallen, ihm auf beleidigende Weise an sein früheres Verhältniß zu erinnern. Viele Sklaven, die beim Aufstande der Griechen in Morea gefangen und später frei gelassen wurden, lehnten es ab, in ihr Vaterland heim zu kehren. Dasselbe ereignete sich nach dem Frieden von Karlowitz, wo russische Kommissäre das türkische Reich nach allen Richtungen durchstreiften, um die Sklaven ihrer Nation zurückzuführen; sehr Wenige nur leisteten Folge.

Der Despotismus des Orients trachtete von jeher, sich mit Sklaven zu umgeben. Er will nur solche Leute, die erkauft, aus weiter Ferne zugeschleppt werden, welche keine Bande des Bluts oder der Freundschaft an den Staat fesseln, welche daher nur sein Interesse vertheidigen und gewöhnt sind, ihm allein zu gehorchen. Die Geschichte des Orients führt uns die größten Herrscher vor Augen; fast immer jedoch sehen wir sie von einer Schaar auserwählter Sklaven umgeben, denen selbst die Leitung der Staatsgeschäfte übertragen war. Oft schwangen sich auf diese Weise die Sklaven zu Herren empor und veränderten die Gesetzgebung, wie man es in Aegypten gesehen, wo selbst die Sultane durch die Mameluken vertrieben wurden.

Noch heutigen Tags gibt es im türkischen Reiche Minister, die in ihrer Jugend im Bazar zum Kaufe feil geboten wurden. Wie viele Pascha's, wie viele Officiere der Armee wurden nicht als Sklaven von den Ufern des schwarzen Meeres oder aus den Steppen Afrika's herbeigeschleppt? Welchen Einfluß übten und üben nicht noch immer die weißen und schwarzen Eunuchen? Eben so verhält es sich mit den Sklavinnen, zumal den Circassischen. Welchen erlauchten Familien gebaren sie nicht Nachkommen, die Kaiserliche nicht ausgenommen? Wo ist ein Harem, den sie nicht beherrschten und noch beherrschen? Welches mächtigen Einflusses erfreuen sie sich nicht, sowohl auf das öffentliche, als auf das häusliche Leben der Orientalen?

Man kann aus dem Gesagten ersehen, welche Veränderungen die Abschaffung dieses Handels im Staate hervorbringen würde. Ohne Zweifel wäre sie von größtem Vortheile für das Gedeihen der Civilisation dieser Länder. Dieses Kaufen und Verkaufen von Weibern, die doch immer nur Sklavinnen, niemals wirkliche Frauen sind, muß nothwendig das eigentliche Familienleben verdrängt halten. Dazu gesellt sich die Vielweiberei, die Quelle unvermeidbaren häuslichen Zwistes und ebenfalls widrig auf das Wohl der Gesammtheit zurückwirkend; denn nur da, wo Ordnung und Friede in den Familien herrscht, kann der Staat gedeihen.

Aus diesen Gründen hat bei den Orientalen eine dumpfe, träge Gleichgültigkeit überhand genommen, welche großartige und edle Gefühle des Herzens ferne hält, ohne die es aber weder Ruhm und Geselligkeit, noch ein Vaterland giebt.

Jene Sklaven, welche der Despotismus begünstigt hat, welche in den Schooß einer Familie aufgenommen worden sind, gleichen den Schmarotzer-Pflanzen, die der Frucht die Kraft der Erde und den Thau des Himmels entziehen.

Es ist eine Eigenheit des ottomannischen Staates, dem doch fremde Länder seine Soldaten, Minister und Heerführer, ja selbst die Frauen liefern, daß es ihm an Dienern, daß es den Familien an Gattinnen und Kindern gebricht. Die türkische Bevölkerung nimmt zusehends ab, indeß die übrigen im Lande wohnenden Volksstämme, die keine Sklavinnen besitzen und sich mit ihren eingebornen Weibern begnügen, sich täglich vermehren. Die Frauen sind für den Muselmann ein fremdes Gewächs, das er aus fernen Landen kommen läßt, und welches der Krieg häufiger, ein langer Friede jedoch immer seltener macht. Auch sind die Bazars seit letzterer Zeit leerer geworden, und man vernimmt die wiederholten Klagen der Händler, die mit Wehmuth von der bessern Vergangenheit sprechen.

Ich hatte auf meiner Reise im Orient öfters Gelegenheit, sowohl größere wie kleinere Sklavenmärkte zu besuchen. Man macht sich in unserm Europa ein weit ernsteres Bild von dem Zustande und Anblick dieser Geschöpfe. Bis auf Wenige fand ich sie meistentheils körperlich gesund und namentlich die Abyssinierinnen von der heitersten Laune, ja ich möchte behaupten, von einer fast verletzenden Heiterkeit, denn Mehrere lachten mir frech in's Gesicht. Ich überzeugte mich, daß Keine von ihnen das Erniedrigende ihres Loofes fühlte. Sie sind im Gegentheil sehr froh, sobald als möglich gekauft zu werden. Alsdann lächelt ihnen doch

eine bessere Zukunft, obgleich ihnen die Sklavenhändler nichts abgehen lassen, wenigstens was die Kost betrifft. Das Widerlichste ist das Verfahren beim Handel selbst, wo sich der Feilgebotene entkleiden und betasten lassen, wo er Zunge und Zähne zeigen und auf- und abgehen muß, Alles dieß, um erkennen zu können, ob er kräftig und gesund sey. Merkwürdig ist es bei den Negern, daß solche, die sehr stark hervorstehende Zähne besitzen, meist von bösartigem Charakter seyn sollen. Röthe der Zunge, Glätte der Haut sind Beweise des Wohlseyns.

Während meines Aufenthaltes in Kairo hegte man die schöne Hoffnung, der Pascha werde in der Folge, um sich den europäischen Mächten angenehm zu erzeigen, diesem entehrenden Handel ein Ende machen. Gott gebe, daß auch hierin sein reger Eifer durch ein günstiges Resultat gekrönt werde!

Ein nächtliches Ballet.

Die Wittwe eines Oberoffiziers in französischen Diensten, Madame Ch.., reiste nach London, um dort den Festen bei der Krönung der jungen Königin Viktoria mit beizuwohnen. Nicht weit von der Hauptstadt entfernt, hielt sie in einem Gasthause das Nachtquartier, und nur mit Mühe gelang es ihr noch, daselbst ein eigenes Zimmer zu erhaschen, so zahlreich war das Zuströmen der Fremden aus allen Gegenden. Als sie eben im Begriffe war, sich zu Bette zu legen, trat die Wirthin ein, um sie zu bitten, einer jungen Fremden, welche vor dem Hause im Wagen ungeduldig auf Antwort wartete, nur diese Nacht eine Aufnahme in ihrem Zimmer zu gewähren. Madame Ch... war im ersten Augenblick unschlüssig, was sie thun sollte; aber ihre Wirthin bat so flehentlich, mit solcher Wärme, und wußte ihr so viel Gutes von der Fremden zu sagen, die nach ihren Worten eben so jung als schön und liebenswürdig war, daß sie ihr die begehrte Gastfreundschaft nicht versagte. Eiligst richtete die Wirthin, so gut es geschehen konnte, ein zweites Bett in der Alkove her, und nach den ersten Begrüßungen der beiden Zimmergenossinnen schickten sie sich, jedes weiteren Gespräches sich begebend, zum Schlafengehen an. Es war beinahe um Mitternacht, und Madame Ch... erfreute sich der süßesten Träume. Es schien ihr, als befände sie sich schon in der Westminster-Abtei auf einem herrlichen Platze, reich geziert mit Juwelen und kostbarem Schmucke; sie schwamm schon in den Vorgefühlen der Freude und des herrlichsten Triumpfes, als mit einem Male eine süße Harmonie an ihr Ohr drang und sie erwachte. Sie vernahm eine menschliche Stimme sanft und flötend mit halbleisen Tönen die neuesten und schönsten Arien moduliren; bald stimmte sie eine Tyrolienne an; darauf einen Bolero, dann wieder einen Galopp im sturmschnellen Tempo, und endlich gar die unwiderstehlichen Melodien der Cachucha! — Madame Ch... kümmerte sich wenig um die Ursache dieses bizarren Concerts, denn sie fand ihr Ergötzen daran; aber bald gesellte sich zu diesem Geräusche der Stimme noch ein anderes, welches einem rasch bewegten, schnellen Reiben nicht unähnlich war; das Bett der Unbekannten schwankte, und sie vernahm deutlich das Rütteln ihrer Polster und der ganzen nothdürftig aufgeschlagenen Lagerstätte. — Darauf trat plötzlich tiefes Schweigen ein. Obgleich die Frau eines Soldaten und hinlänglich mit Muth begabt, fing Madame Ch... an, über diese sonderbare Musik, über jenes Geräusch, Gepolter und Rütteln sich zu beunruhigen, erhob sich und öffnete leise den Vorhang, um zu sehen, ob ihrer Schlafgefährtin nicht etwa ein Unfall begegnet sey. — Aber wie war sie überrascht, zu sehen, daß diese, eine Aubersche Cantilene murmelnd, aus dem Bette stieg, sich auf die Zehenspitzen stellte, und einen ihr völlig unbekannten phantastischen Tanz begann. Madame Ch... regte sich nicht, sie hielt den Athem an, und war ganz in tiefes Hinstarren versunken; bei dem matten Strahle der Nachtlampe sah sie die Fremde einige graziöse Entrechats machen, die Beine in unglaublicher Schnelle im Kreisel drehen, die zierlichsten Haltungen und malerischesten Bewegungen mit dem Oberleibe darstellen, und alles dieses war immer von jenem Gesange begleitet, an dem sich Madame Ch... schon Anfangs ergötzt hatte, der ihr aber in diesem Augenblicke ein ängstliches, unheimliches Gefühl verursachte. Während dieses sonderbaren Schauspiels war sie versucht, ihre Stubengefährtin für eine Hexe zu halten, und gewärtigte alle Augenblicke zu schauen, wie sie durch den Schornstein aufstiegen werde zur nächtlichen Kavalkade auf dem Besenstiele. Bleich und zitternd, wie sie war, ließ sie zu weit ihren Kopf durch die knapp geöffneten Vorhänge blicken, als jene, welche sie, wie wir so eben gesagt, für eine Hexe hielt, sich zu ihr wandte, mit warmer Hand ihre vom Angstschweiß genäßte Stirne befühlend. „Ach," schrie jene, indem sie schnell herbeisprang und ihrer Gefährtin das lebensfrische, durch den Tanz noch dunkler geröthete Antlitz wies, welches durch das rabenschwarze Haar, das ihr wellenförmig über den Nacken fiel, gehoben wurde, — „ach!" wiederholte auch Madame Ch..., welcher das Blut vor Schreck in den Adern erstarrte. „Was ist Ihnen?" fragte die Erste, sich theilnehmend über das Bett beugend. — „Zurück, zurück von hier," wiederholte unter neuem Angstgeschrei die Zweite. — Sie sind erschrocken! wovor fürchten Sie sich?" — „Ueber Sie" (und schnell wandte sie ihren scheuen Blick wieder weg) — „Ich? aber für was halten Sie mich denn?" — „Für eine Tolle, oder mindestens eine Somnambule, die ein unglückseliges Geschick mit diese Nacht zur Gefährtin auf den Hals geworfen." — „Aber Sie irren, Madame. Ich bin Dem. D...., erste Tänzerin des B...Theaters. Ich reise nach Englands Hauptstadt, und da der Schlaf mich nicht erquickte, und mich die Lust anwandelte, einige schwierige Pas einzuüben, so stand ich auf, und studierte in der festen Meinung, Sie nicht belästigt, noch weniger erweckt, am allerwenigsten aber erschreckt zu haben." Ein lautes Gelächter, worein Madame Ch... ausbrach, war das Ende des Dialogs. Da alle Furcht gewichen, aller Schlaf verscheucht war, zündete sie die Lichter an und schlug Dem. D... vor, was diese auch annahm, sie selbst wolle nun ihr gegenüber die Rolle des Publikums übernehmen; zu diesem Ende setzte sich die junge Wittwe des Franzosen auf das Bett, und bewunderte, die erste von allen, jene herrlichen Tänze, welche bei der Anwesenheit ihrer Majestät der Königin von Großbritannien aufgeführt wurden, und strömte über in Lobeserhebungen über die Grazie und Lebhaftigkeit der lieblichen Tänzerin in diesem einfachen, auch ganz neuen Kostume. Als der Morgen graute und die muntern Postillons mit ihren Peitschen knallten, trennten sich beide Damen, von denen jede ihren eigenen Wagen einnahm, aber die Französin versprach ihrer Schlafgefährtin in London nicht zu vergessen, und Zeugin ihrer Triumpfe zu seyn. Nach gegenseitigem Lebewohl schieden sie, und sahen sich bald darauf bei dem gegebenen Rendezvous im Theater.

Ein Reise-Abenteuer des Kaisers von Rußland.

Auf der letzten Reise des Kaisers Nikolaus nach Berlin, von wo er seine Gemahlin abholte, stieg er mit seinem Adjutanten aus dem Wagen, um eine Strecke zu Fuß zu gehen, und beide schlugen einen Seitenweg ein. Sie kamen an einen etwas breiten Feldgraben, worüber ein Baumast lag, der ziemlich dünne war und sehr gebrechlich schien. Der Kaiser äußerte hier gegen seinen Adjutanten, daß er dieser elenden Brücke unmöglich sein gewichtiges Leben anvertrauen könne, und da sie nicht weit davon entfernt einen Bauersmann sahen, so riefen sie ihn herbei, und der Kaiser fragte ihn, ob er ihn wohl für einen Friedrichsd'or durch den Graben ans andere Ufer tragen wollte. Der Bauer war hierzu sehr gern bereit, und trug ihn auf seinem Rücken hin-

Digitized by Google

über. Hierauf versprach ihm der Adjutant ebenfalls einen Friedrichsd'or, wenn er ihn hinüberschaffe; der Bauer war auch hierzu ganz willig und ließ ihn aufsitzen. Als nun der Bauer mit ihm mitten im Graben war, rief ihm der Kaiser zu: „Hör' Freund, ich gebe Dir zwei Friedrichsd'or, wenn Du Deinen Reiter in's Wasser fallen läßt." — Der Adjutant bot ihm darauf drei, wenn er ihn an's Ufer trüge; der Kaiser vier, wenn er ihn absetzte; der Adjutant fünf, wenn er es nicht thäte, und so wurde bei dieser komischen Versteigerung bis auf 40 Friedrichsd'or gegangen, wo der Adjutant das höchste Gebot hatte. — „Nun wird mir der Spaß doch zu theuer!" rief der Kaiser lachend, und stellte sein Weiterbieten ein; worauf der Bauer seinen Reiter an's Land setzte und von ihm 40 Friedrichsd'or empfing. — Dieser harmlose Scherz kann das ganze Lebensglück des Landmanns begründen.

Ein Bärenhäuter, oder keiner.

Ein geistreicher, menschenfreundlicher und thätiger Fürst hatte die Gewohnheit, verkleidet umherzugehen, und sich hie und da zu überzeugen, ob seine Befehle vollzogen würden, und was seine Unterthanen über seine neuen Verordnungen für Glossen machten. Einst ging er in ein nobles Kaffehaus, das so eben von keinen Gästen besucht war. Er ließ sich eine Tasse Thee geben, und las eine Zeitung. Lange kam kein Gast; endlich trat ein Offizier ein, setzte sich an denselben Tisch, und ließ sich eine Portion Kaffee vorsetzen. Man kam bald in ein Gespräch. Der Offizier erzählte, er sey Hauptmann, und nach der Residenz gekommen, sich bei dem Fürsten selbst darüber zu beschweren, daß man ihn schon mehrmal bei dem Avancement präteriet habe, wozu um so weniger ein Grund wäre, als seine Kenntnisse und seine Conduite allgemein belobt würden. Der Fürst fragte, ob er sich schon an die höchsten betreffenden Behörden gewandt habe, und der Offizier sagte ja, mit Hinzufügung, daß er auch da abgewiesen worden sey. Der Fürst sahn ihn hierauf scharf an, und sprach: Was dann, wenn Sie der Fürst auch abweiset? — Nun, versetzte der Offizier gereizt, — so ist er ein Bärenhäuter, wie alle Andern. — Der Fürst erwiederte nichts, und empfahl sich. — Den andern Tag ging der Hauptmann nach dem Schlosse, seine Bittschrift dem Fürsten selbst zu übergeben. Er wurde sogleich vorgelassen, und stutzte nicht wenig, da er eine Aehnlichkeit zwischen dem Fürsten und dem Gesellschafter im Kaffeehause zu bemerken glaubte. Indeß, er trug sein Anliegen mit Anstand und ohne Furcht vor, und nachdem der Fürst gleichfalls wie gestern gefragt hatte, ob er sich an die betreffenden Behörden gewandt habe, und zur Antwort ein: Vergebens, erhielt, sagte er: Und wenn ich Sie nun auch abweise? I nun, versetzte der Hauptmann, so bleibt es beim Alten! —

Da lachte der Fürst über den Doppelsinn dieser Antwort, und sagte: Gehen Sie mit Gott, Sie sind Major, und es bleibt nicht beim Alten.

T ä u s c h u n g.

Ein spanisches Journal erzählt folgende Begebenheit, welche sich im Monate Januar in Sevilla ereignet haben soll: „Ein Gastwirth jener Stadt, welcher nahe an dem Jerez-Thore einige Baumstämme gekauft hatte, sandte einen Knecht mit dem Auftrage dahin, einen derselben zum Hausgebrauche zu sägen und zu spalten. Eben hatte er den ersten Hieb mit der Art darauf geführt, als sich ein jämmerliches Wehklagen aus dem Innern des Holzes vernehmen ließ; der Arbeiter sah sich verwundert um, und da er außer einen Menschen, der in einiger Entfernung davon eine Cigarre rauchte, Niemanden bemerkte, glaubte er durch ein entferntes Geräusch irre geführt worden zu seyn. Er führte demnach einen zweiten Hieb auf den Baumstamm; dießmal aber drang ein heftiger Schrei zu den Ohren des Knechtes, und bat ihn flehentlich um Barmherzigkeit. Der arme Mann wäre vor Bestürzung ohnmächtig geworden, wenn ihm nicht der Cigarrenraucher und bald darnach mehrere Vorübergehende, denen er die übernatürliche Erscheinung in unzusammenhängenden Worten erklären wollte, zu Hülfe geeilt wären. Jedermann lächelte über die vermeintliche Trunkenheit des Knechtes, als auf einmal die frühere Stimme aus dem Stamme hervordrang, und unter Schluchzen um geneigtes Gehör bat. Hier erzählte der Unsichtbare, daß er, der Sohn eines Lizentiaten, aus Salamanca, vor gerade 50 Jahren, in Folge eines Wortwechsels mit einem Zauberer, von diesem in einen Baumstamm gebannt und verurtheilt worden sey, so lange darin zu leben, bis der Baum gefällt, und unter Dach gekommen wäre. In dem Maaße, als die Stimme des Verzauberten fortfuhr, entfernten sich nach und nach die drängstigten Zuhörer, und verbreiteten die Kunde des Vorgefallenen so schnell in der Stadt, daß gegen Abend fast Niemand mehr sich dem Jerez-Thore nähern wollte. Tausend Gerüchte und Muthmaßungen durchkreuzten sich hierüber in allen Gesellschaften, und die Munizipalität selbst war nahe daran, in dieser Sache am folgenden Tage darüber zu interveniren, als die Gährung des Publikums sich legte. Um die Mittagsstunde nämlich, las man am Marktplatze auf einem großgedruckten Anschlagzettel folgende Anzeige: „Der rühmlich-bekannte französische Bauchredner, Hr. Faugier, welcher gestern Mittags unweit dem Jerez-Thore einen kleinen Beweis seiner Fähigkeit ablegte, wird die Ehre haben, sich Morgen um vier Uhr Nachmittags, im großen Saale des hiesigen Schauspielhauses zu produziren. — (Auf ähnliche Weise kündigte sich vor mehreren Jahren ein damals bekannter Bauchredner in Nürnberg an, welcher aus einem Ziehbrunnen Klagestimmen eines Hinuntergefallenen ergehen ließ, und da dieses unweit einer Bierschenke war, so wurde auch alsbald dem vermeintlich Unglücklichen Hülfe geleistet und das Schöpfkübele hinuntergelassen, woran sich der Hinuntergefallene klammern sollte; allein mit der Entfernung des Bauchredners vom Brunnen verschwanden alle Klagelieder aus der Tiefe und die Getäuschten lachten noch lange über den ihnen auf diese Weise gespielten Streich.)

Die Champagnerflaschen.

Friedrich August I., König von Polen und Churfürst von Sachsen, hatte einst während eines Landtags zu Dresden die vornehmsten Stände zur Tafel geladen. Es fehlte dabei nicht an Champagner. Ein Aufwärter kaperte eine Flasche und steckte sie in seine Rocktasche, welches sich recht bequem thun ließ, indem die Kleidung damals ziemlich lang und weitfaltig getragen wurde. Unausgesetzt beschäftigt, ist der Champagnerfreund unglücklicherweise nicht im Stande, des feurigen Kleinods sich zu entledigen. Des Letztern Geist aber wird durch die starken Dienstbewegungen rebellisch, sprengt, als er eben hinter dem Könige steht, den Stöpsel und wirft diesen nach der Decke, während der Champagnerschaum aus der Tasche gerade die Richtung nach dessen Perücke nimmt und diese so tauft, daß die Allongen zu Weintraufen werden. Ein Theil der Gäste erschrickt, der andere kann kaum das Lachen verbeißen. — Der Diener, mehr todt als lebendig, stürzt dem König zu Füßen und der König — schickt den Champagnerdieb auf der Stelle fort, — aber nicht aus dem Dienste, sondern nach einer trockenen Perücke und rieth ihm dabei, dergleichen Flaschen ein andermal nicht so lange mit sich herumzuschleppen, denn — setzte er gutmüthig hinzu: le vin de Champagne n'est pas de la bière de Dresde.

P o t - P o u r r i.

Ein ganz vortrefflicher Kitt für Glas und Porzellain.

Wie oft zerbricht uns gleichsam das Herz mit einer Lieblings-

Digitized by Google

tasse, oder einem Glase, das eine theure Hand uns schenkte! Bewahren wir nicht sogar zuweilen die uns werth gewordenen Scherben? Wie sollte daher nicht ein Mittel, welches dauernd wieder vereinen kann, was ein ungünstiger Zufall trennte, Allen willkommen seyn, deren Zufriedenheit zuweilen auch am Leblosen hängt? Sollte dieses Mittel auch schon hier und da bekannt seyn, so wird seine Trefflichkeit doch nicht zu oft gerühmt werden können. — Man läßt eine Unze Hausenblase so lange im Wasser liegen, bis sie ziemlich weich geworden, und löst sie darauf, indem man das Wasser abgegossen, in Rum oder Franzbranntwein völlig auf, indem man sie in eine gelinde Wärme bringt. Hierzu thut man eine Unze Mastix, welcher im besten Alkohol aufgelöst worden. Ist dieser mit der Hausenblase gehörig vermischt und zu einer durchsichtigen Gallerte geworden, so thut man zwei Quenten sehr feines Gummi arabicum dazu, stellt das Ganze eine Zeit lang in einen nicht allzuheißen Ofen, rührt es von Zeit zu Zeit um, bis es eine etwas dickliche Masse bildet, und trägt davon mit einem Pinsel auf beide Ränder des zerbrochenen Gefäßes, welches man vorher auch ein wenig warm gemacht hat, etwas auf, bringt beide Stücke so schnell als möglich zusammen, reinigt sie an beiden Seiten von dem überflüssigen Kitt und stellt das Gefäß wenigstens vierundzwanzig Stunden lang unberührt zur Seite. Den übrigen Kitt verwahrt man in einem Glasfläschchen, welches man, so oft man wieder Gebrauch davon machen will, in warmes Wasser stellt, bis der Kitt wieder flüssig geworden ist. Auf solche Art wieder hergestellte Gefäße werden eher an einer andern, als der gekitteten Stelle zerbrechen. Die Gläser werden wieder vollkommen fest und Wasser haltend, in Porzellain kann man kochende Flüssigkeiten gießen.

Das ächte und unächte schwarze Tuch.

Das schwarze Tuch kömmt nie aus der Mode, und sein Verbrauch übersteigt daher bei Weitem jenen aller andersfärbigen Tücher. Allein dieser große Bedarf ist auch Ursache, daß diese so sehr gesuchte Waare oft nicht echt und in der Wolle, sondern erst im Stücke gefärbt wird. Da sich nun solches im Stück gefärbte Tuch sehr schnell abträgt und in Sonne und Luft bald verfärbt, so ist es von großer Wichtigkeit für die Herrenwelt, ein leichtes Mittel an der Hand zu haben, wodurch man den Unterschied schnell entdecken kann. Ein solches ist die Sauerkleesäure; durch diese läßt sich leicht entdecken, ob das Tuch in Wolle gefärbt wurde, folglich einen haltbaren Indigogrund erhielt, oder ob es blos mit Blauholz und Eisensalzen im Stücke gefärbt worden. Man löse etwas Sauerkleesäure oder sogenanntes Kleesalz in distillirtem Wasser auf, befeuchte einen Kork mit dieser Auflösung und drücke diesen auf das zu untersuchende Tuch. Hat die Wolle einen Indigogrund erhalten, und ist folglich gut- oder ächtfärbig, so wird die Kleesäure nach einigen Minuten einen grünlich olivenfarbenen Fleck hervorbringen; — wurde das Tuch dagegen ohne Indigo und bloß mit Blauholz und Eisen- oder Kupfer-Vitriol schwarz gefärbt, so wird der Fleck, den die Kleesäure erzeugt, eine dunkelorangengelbe oder kahle Farbe haben.

Neuer Wahrsager.

Die Zeitung von Turin gibt Nachstehendes als Zeitvertreib für Müßige, als Lehre für Jung und alt, und als Aufforderung für Physiologen: Man hänge an einem Haare einen goldenen, ganz runden Ring, den man zwischen zwei Finger nimmt, in ein leeres, ebenfalls ganz rundes Trinkglas, ungefähr in der Entfernung des doppelten Durchmessers des Glases und halte denselben eine Weile ganz ruhig. Nach einiger Zeit wird der Ring leise zu oscilliren anfangen und endlich an die Wände des Glases schlagen; diese Schläge werden sich so oft wiederholen, bis die Zahl der Jahre herauskömmt, welche der Träger besitzt. Tritt irgend eine Ungenauigkeit ein, so verliere man die Geduld nicht, sondern rechne auf ein Versehen, fange noch einmal an und der Calcul wird zuverlässig eintreffen. Dann wird die Schwingung immer schwächer werden und der Ring endlich von selbst ganz stille stehen.

Die Bittschrift.

Der Baron von Rumohr und Graf Platen lebten lange zusammen in Siena. Ersterer, welcher wünschte, daß Platen's Muse gegen äußern Mangel geschützt werden möchte, redete dem Dichter zu, nach München an den geheimen Referendar und Dichter v. Schenk zu schreiben, um sich eine Vermehrung seines Lieutenants-Gehalts auszuwirken. Endlich schloß sich Platen nach langem Wiederstreben, weil er eigensinnig, umdüstert und in solchen Dingen höchst delikat war, in sein Zimmer ein, um einen Brief abzufertigen. Als ihn der Baron Rumohr einige Stunden nachher aufsuchte, um zu sehen, ob das Schreiben zu Stande wäre, fand er zu seinem Erstaunen, daß Platen, statt eine Bittschrift niederzuschreiben, folgender Weise an Schenk begonnen hatte:

„Herr Geheimer Referendarius
Und Dichter des Herrn Generals Belisarius!
Wie geht's in Ihrem lieben München?
Fährt man noch fort zu mauern und zu tünchen?
Ist noch etwas Geld vorhanden
Für einen armen Dichter in fremden Landen?

Naives Geständniß.

Vor Kurzem schickte ein Handwerker in Amerika seinen Burschen zu einem Kunden, um das Geld für eine eben fällig gewordene Anweisung einkassiren zu lassen. Der Bursche war Anfangs sehr höflich, da er aber nicht gleich Geld erhielt, wurde er immer dringender, bis endlich der Gemahnte sagte: „nun, es wird nicht so eilig seyn, ich gehe nicht durch." — „Das glaube ich wohl," antwortete der Bursche, „aber mein Herr will durchgehen und braucht das Geld dazu."

Ehestands-Erbschaft.

Ein mißgünstiger, reicher und geiziger Mann ärgerte sich jedesmal, wenn einem seiner Bekannten eine Erbschaft zufiel. Als nun einer seiner Verwandten starb, wo er gewiß glaubte, etwas Bedeutendes zu erben, dasselbe aber nicht der Fall war, rief er giftig aus: „Ich glaube, wenn alle Teufel in der Hölle stürben, ich erbte nicht einmal ein Paar Hörner von ihnen." — „Gott! lieber Mann," sagte sein junges hübsches Weibchen, „sey doch mit dem zufrieden, was Du bereits hast."

Was ist Dreifaltigkeit?

Drei Herren saßen bei einander und unterhielten sich über verschiedene, besonders auch religiöse Gegenstände. Der eine war ein Geistlicher, und mußte somit den andern Zweien und hauptsächlich dem Einen derselben zur Zielscheibe seines Witzes dienen. „Sagen Sie mir einmal, was ist denn die Dreifaltigkeit?" fragte der Letztere den Geistlichen schnell, um ihn in Verlegenheit zu bringen. „Sehen Sie," erwiederte der Pater im nächsten Augenblicke, „wenn wir zu drei zusammensitzen und Eines Sinnes sind, so ist es eine Dreifaltigkeit, wenn ich fort wäre und Sie zwei da wären, so wäre es eine Zweifaltigkeit; wenn der andere Herr auch noch fort wäre, und Sie allein da säßen, so wäre es eine Einfältigkeit."

Auflösung der Charade im Sammler Nro. 17:
„Vogelfrei."

Digitized by Google

Nro. 19.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Gustav Schwabs Rede bei Enthüllung des Schiller-Monuments in Stuttgart. — Etwas über Erziehung. — Corsische Rache. — Pot-Pourri. — Der Mai.

Gustav Schwabs Rede
bei
Enthüllung des Schiller-Monuments in Stuttgart.

Bewunderungsvoll, in ehrerbietige Betrachtung, aber auch in innige Lust versenkt, stehen wir Tausende vor dem enthüllten Bilde des hohen Dichters, des tiefsinnigen Lehrers der Völker, des Arbeiters am Bau der Ewigkeiten, des theuern Volksgenossen, der unser Stolz und unsere Liebe ist. Dank den Hunderttausenden vom Palaste bis zur Hütte, in Deutschland und jenseits seiner Gränzen, deren Unterstützung die Erfüllung unserer Sehnsucht, seine Gestalt in der frühesten Heimath seines Geistes zu schauen, unseres Wunsches, ihn hier der Nation und der Welt darstellen zu dürfen, möglich gemacht hat; ehrfurchtsvoller Dank unserm huldreichen König, der unsere Gefühle theilt, der sich mit fürstlich freigebiger Hand dem Unternehmen zugesellt, der dem gefeierten Mitbürger diese würdige Stelle eingeräumt hat; Dank dem größten Bildner unserer Zeit, Thorwaldsen, den die Schwester der Dichtkunst begeistert hat, sein Aetherbild zu schaffen, den seine Verehrung des Dichters getrieben, das Geschaffene uns als Geschenk zu überlassen, dieses Bild, das jetzt, kunstreich im Erze festgehalten, auf uns niederblickt, und uns den Herrlichen, dessen großer Geist in seinen Werken unter uns wohnt und wirkt, in Leiblichkeit wiedergegeben.

> Aber das Haupt umgoß ihm mit Anmuth Pallas Athene,
> Daß er höher erscheint und völliger; auch von dem Scheitel
> Goß sie geringeltes Haar, wie die purpurne Blüth' Hyakinthos.
> Und so entstieg er der Form, an Gestalt Unsterblichen ähnlich.

Es sind welche unter uns, die den Verklärten im Leben gekannt, die ihm in Freundschaft, die ihm in zärtlicher Liebe verbunden waren, ja, in deren Adern sein Blut fließt. Sie erfreuen sich des Wiedersehens in diesem Augenblick: es ist, wie man das Wiedersehen eines seligen Geistes sich vorstellt. Doch auch unter uns Andern ist Keiner, der nicht das wohlbekannte Bild des Dichters im Herzen mitgebracht hätte, der es nicht hier belebt, verschönt, verherrlicht wieder fände.

Ja bei diesem Anblick wird uns klar, warum wir ihn bewundern, warum wir an seinem Munde hängen, warum wir ihn lieben. Dieses Bild ist mit der Anmuth beseelt, die er selbst von der angebornen Würde als freies Erzeugniß des Willens forderte; dieses Bild sagt uns, was in ihm war, und was er aus sich gemacht hat; die ernste Milde dieser ganzen Erscheinung bestätigt uns die goldene Wahrheit seines Mundes, daß Strenge gegen sich selbst, mit Weichheit gegen Andere verbunden, den wahrhaft vortrefflichen Charakter ausmacht; diese Züge lassen uns „das genialische Geheimniß" ahnen, wie man „der Welt willkommen und angenehm ist."

Diese Stirne versetzt uns in die geistige Werkstätte, aus der jene gediegenen Kunstwerke hervorgegangen sind, die den empfänglichen Leser mit der „hohen Gleichmüthigkeit und Freiheit, verbunden mit Kraft und Mäßigung" entlassen, die der Dichter als Kritiker postulirte; auf dieser Stirne schwebt „das Kunstgeheimniß des Meisters, vermöge dessen er den Stoff durch die Form vertilgt, und durch geistreiche und freie Behandlung des gemeinen Daseyns auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand in ein Unendliches verwandelt." So war das Kleinste ihr nicht zu klein, und doch das Größte nicht zu groß. Diese Stirne hat über der Bestimmung und dem Geschicke der Menschheit gesonnen, und in den Darstellungen der Kunst dieses Geschick nach seiner Wesenheit wiedergeboren. „Das unsichtbare Reich der Sitten auszubreiten, ohne das Reich der Erscheinung zu entvölkern," war, im Denken und Dichten, ihr großes Anliegen.

Dieses tiefe und doch heitere Auge sah nur, und verlangte darum auch unerbittlich die Schönheit, die lebende Gestalt; die Form, aber die Form, bei der auch der Inhalt zählt; es sah in der Schönheit jene Freiheit, die eine Harmonie von Gesetzen ist; deßwegen lehrte auch sein Wink die Stürmischen, daß man nur durch die Schönheit zur Freiheit wandere, daß das Gemeine durch Sittlichkeit ausgelöscht, und durch Schönheit veredelt werden muß; denn er erblickte das Schöne nur im Zusammenhange mit dem moralischen Adel unseres Wesens. Die Natur erschien diesem aufgeschlossenen Blicke als „eine beständige Göttererscheinung, die uns erquickend umgiebt," der Mensch in seiner mannichfaltigen Verkehrung als eine gewesene Natur, die auf dem Wege der Vernunft und Freiheit durch ächte Gesittung zur Natur zurückgeführt werden soll.

Und o ihr beredten Lippen, welche Fülle von Wahrheiten, in ewiger Frische jeder Gegenwart Nahrung und Heilkraft bietend, senkte sich auf euch von dieser Denkerstirne, aus diesem Dichterauge! Welche Scheu zügelte euch, auch wenn ihr die Lehre mit der Dichtung vertauschtet; durch den Mißbrauch schulgerechter Formen euch am guten Geschmacke zu versündigen! In wie klaren Worten rechtetet ihr mit dem Jahrhundert, ohne seinem Bedürfniß und seinen Neigungen die Stimme streitig zu machen, ja mitten im Kampfe bekennend, daß, der durch euch spreche, nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes gearbeitet haben möchte. Dieser Mund ermuthigte eine Jugend, die seitdem zum Theil in öffentlichen Geschäften ergraut ist, ihr Zeitbürgerthum über dem Staatsbürgerthum nicht zu vergessen, und wiederum verlangte er von dem Menschen in der Zeit, sich zum Menschen in der Idee zu veredeln, vom Individuum, sich zur Gattung zu steigern, vom Staat aber, den zeitlichen Menschen zu seinen Idealen emporzubilden. Er warnte eine tobende Mitwelt, die physische Möglichkeit der Freiheit zu verschmähen, wo die moralische fehlte. — Ein Seufzer, der noch nicht verhallen darf, ward ihm durch die Zeit abgepreßt, in der die Kunst, die Tochter der Freiheit, von der Nothdurft der Materie ihr Gesetz empfangen soll, von dem herrschenden Bedürfniß, das die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch beugt, von dem Nutzen, dem Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen.

Aber wenn auch der Gesang dieses Mundes uns ins Reich

Digitized by Google

des Ideales flüchten hieß, so wollte doch sein Wort nicht dulden, daß der denkende Geist, indem er im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebe, ein Fremdling in der Sinnenwelt werde, und über der Form die Materie verliere. Das unvertilgbare Gefühl sollte neben dem unbestechlichen Bewußtseyn gelten; vom Alles trennenden Verstand rief er zurück zur Alles vereinenden Natur. Zu dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit, der, das edle Streben in seiner Brust, gegen den Widerstand der Zeit ringen will, spricht er: „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, was sie bedürfen, nicht was sie loben; gib der Welt auf die du wirkst, die Richtung zum Guten: so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand deiner Triebe verwandelst."

Und so dachte, so lehrte, so dichtete handelnd Schiller, denn seines kurzen, schöpfungsreichen Lebens reifes Alter hindurch übte er „den großen, geduldigen Sinn, das Ideal der Seele ins nüchterne Wort auszugießen."

Nein; wir feiern keinen Götzendienst; wenn wir der Liebe und Verehrung der Nationen die Statue dieses Mannes als ein Wallfahrtsbild hinstellen, wenn wir Anwesenden selbst den Verkündiger der Anmuth und Würde, den Schöpfer so vieles Schönen und Erhabenen, mit entblößtem Haupt in seinem Bilde begrüßt haben. Die Grazie, die diesen Geist in ihrer reinen Glut geläutert hat, ist keine heidnische Gottheit, ist der himmlischen Charis, der überirdischen Umwandlerin des natürlichen Menschen, nicht fremd und entgegengesetzt. Oder wäre Schiller in verwerflichem Irrthume befangen gewesen, wenn seine Ueberzeugung und seine Poesie die Güte aus der vollendeten Form erblühen ließ, wenn er den Versuch in seinen Dichtungen und an seiner Person wagte, die Schönheit (um die Sprache unserer Gottesgelehrten zu reden) gleich einem Gnadenmittel wirken zu lassen, wenn er hoffte, daß sie auch das Jahrhundert von den doppelten Verirrungen der Rohheit und der Verkehrtheit heilen sollte? Setzen doch unsere Glaubenslehren von der Erneuerung des Himmels und der Erde, vom Aufhören des Dienstes der Vergänglichkeit in der Kreatur, von Verklärung des irdischen Menschenleibes in einen himmlischen — setzen sie doch dasjenige als Hoffnung und Verheißung voraus, wofür Schiller als Gedanken und Ziel des Strebens kämpfte: den Sieg der wesentlichen Schönheit im Weltall! Auch ist Schiller es, der geschrieben: „Kann ein Mensch uns das Heilige repräsentiren, so hat er Majestät, und wenn auch unsere Knie nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld an ihm sichtbar wird. Die schöne Seele kennt kein süßeres Glück, als das Heilige in sich außer sich verwirklicht zu sehen und in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund zu umarmen." Sollte das Herz des Mannes, der so gesprochen hat, ferne von demjenigen gewesen seyn, dessen Wesen er — seine Worte bezeugen's — so klar erkannt, wenn er auch seinen Namen wenig genannt hat, von Ihm, dessen Namen auch wir hier nicht nennen, weil ihm ein Name gegeben ist, der über alle Namen ist.

Der Platz, auf welchem wir stehen, der vernommene Hall der Glocken, deren Sprache er uns im Himmelslaute gedolmetscht, und die jetzt eben über seinem enthüllten Haupte von ihm gezeugt hat, rechtfertigt diese Wendung der Rede. Fürwahr, nichts stimmt uns mehr zur Andacht, zur Anbetung des lebendigen Gottes, als die Erscheinung und Verkörperung des Genius auf Erden. Mag noch so Vieles im Gebiete des Werdens der stetigen Entwicklung überlassen bleiben, das Höchste bringt der Urgeist doch außer allen Zeitbedingungen hervor; der unbegreifliche Augenblick schenkt es, aus den Wolken fällt es, wie unser Dichter singt. Ereignisse können berechnet, können vorhergesagt werden, Geister nicht; keine Weltweisheit besitzt ein Orakel für die Erscheinung der Genien; der unerforschliche Wille des Schöpfers spricht sein plötzliches Werde über sie. Auch Schillers Geist stammt aus diesem Urquell. Die Hülle, die diesen unsterblichen Geist umgab, war ein Werk und ein Schauplatz der göttlichen Weisheit. Wer bewundernd, wer dankend vor diesem Bilde steht — Ihr gibt er die Ehre."

Etwas über Erziehung.

(Aus der Frauenzeitung.)

„Die Eltern sind heutiges Tages wenig mehr, als Banquiers ihrer Kinder." In dieser traurigen Wahrheit liegt die so häufige Zerrissenheit der heiligsten Verhältnisse. Wer aber trägt die größte Schuld, Eltern oder Kinder? Zweifelsohne die ersten. Die Grundsätze der Erziehung haben sich im neunzehnten Jahrhunderte so umgestaltet, daß unsere Ahnenfrauen Grauen und Entsetzen anwandeln würde, wenn sie einen Blick aus ihren Gräbern werfen könnten. Früher, in der guten alten Zeit, ruhte das Zepter häuslicher Regierung in den Händen der Eltern, sie waren die Gottheit ihrer Kinder, die fromm, gläubig und zufrieden zu ihnen aufblickten. Jetzt ist's anders. Die Kleinen blicken wenig hinauf, sondern früh schon um sich herum; auch kenne ich Mädchen von 8 bis 10 Jahren, die schon für völlige Hausdrachen gelten können. Wie ist dies auch zu verwundern, da es der unverständigen Mütter nur zu viele gibt, die das Kind auf dem Arme als unfehlbar betrachten, und seine Wünsche zu Gesetzen stempeln. Schreit es nach irgend einem glänzenden Putzstück der Freundin, um es zu detatschen und damit zu spielen, so muß es die Freundin hergeben, sie mag Lust haben oder nicht, und lassen die Händchen es zu Boden fallen, so bedauert man am meisten den kleinen süßen Engel, dem seine Freude nun gestört ward.

Das Ideal ist aus dem Leben verschwunden, und es wiederholt sich dies in Verhältnissen und Leistungen. Genrebilder und Zerrbilder entströmen dem Pinsel und der Feder; der Musiker macht auf seinem Instrumente Bocksprünge, und die edle tragische Muse ist von den Brettern verschwunden, um einem wirren Gemengsel von Glanz und Schreckniffen, von Pracht und Grauen, von Kreuzesmacht und Teufelsgewalt Platz zu machen. Harlequinaden und Seiltänzer erfreuen sich des größten Zulaufs; der Jüngling spricht begeistert von einem Diner, während ihm Homer und Ossian fremd blieben; der Witzling und seichte Gelegenheitsreimer ist der Mann des Tages, und die Kinder üben ihre Laune an Eltern, Hofmeister und Erzieherin, wenn deren Eigenthümlichkeit sich hierzu nur einigermaßen eignet. So hatten in einem adeligen Hause die Töchter Gouvernante und Lehrer listig in einem Billardsaal zusammengebracht, die Thüren verschlossen, und drohten lachend, sie nicht eher in Freiheit zu setzen, bis sie sich geküßt. Und das einzig und allein, weil Beide häßlich waren, und sie sich von der Umarmung einen Spaß versprachen. Die Mutter trat hinter einem Schirme hervor und wollte sich todt lachen über den sublimen Einfall der Töchter.

Die Verhältnisse sind in der eben skizzirten Scene so aus den Fugen gerückt, daß sie mir wie eine moralische Mißgeburt vorkommt vor der Einem bange wird. Dergleichen boshafte Regungen, wie jene Mädchen sie hatten, keimen wohl in der Brust des schlimmgearteten Kindes; aber liegt es nicht den Eltern und Erzieherinnen ob, dies Unkraut sorgfältig auszurotten? Wo aber findet man wohl Sorgfalt? Sorgfalt und Rücksichten sind zu Gespensterfagen geworden, die man verhöhnt, während der Mephistopheles sans gène sich in die beste Gesellschaft eingenistet und seine teuflische Saat ausgestreut hat.

Göthe, der feine Welt- und Menschenkenner, nannte ein

Digitized by Google

gewisses Etwas: Höflichkeit des Herzens, und er hat ein wahres Wort geredet. In der Höflichkeit des Rückens, der Füße, Hände und Zunge liegt sehr häufig jene bessere Höflichkeit verborgen; ja, ich behaupte, man kann in den Kindern dadurch, daß man sie an artiges Zuvorkommen und aufmerksames Beachten ihrer Umgebung gewöhnt, Gutmüthigkeit und Humanität erwecken. Große Opfer der Menschenliebe liegen außer dem Bereiche unserer bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse und Institutionen; auch ist dies Zeitalter zu zerstückelt, geglättet und zugerichtet, um groteske Handlungen auf seinem glatten Niveau zu dulden. Uns Frauen aber bleibt stets ein weites Feld für das Gemüthswirken. Wir sind zum Lieben, Leiden und Dulden geboren, zum Ausgleichen und Vermitteln, zum Versöhnen und Friedenbringen, zum Schmücken des Herzens und der Zimmer. Die stillste, verschwiegenste Kammer soll hell und sauber glänzen, wie das offenste Prunkgemach. Reinheit und Wahrheit sollen mit uns gehen und uns nie verlassen; wir sollen niemals List und Trug in das eheliche Verhältniß bringen, sondern der Faltenstirn des zürnenden Jupiter freimüthig entgegentreten. Dazu aber müssen wir erzogen worden seyn, wir müssen gelernt haben, uns früh schon Wünsche zu versagen und Auctoritäten anzuerkennen. Der Liberalismus und Freiheitsschwindel neuester Zeit ist uns Frauen ein Giftkraut in der Ehe. Denn welcher Mann ist nicht von Natur Egoist und Tyrann, und zu welcher furchtbaren Stärke wachsen diese Eigenschaften heran, wenn die Frau ihnen schroff und hart entgegentritt, oder launenhaft einem Apriltage gleicht? Durch sanfte Konsequenz und konsequente Sanftmuth drängen wir am sichersten die rauhen und rohen Ausbrüche unserer Männer zurück, und sind sogar im Stande, eine Schaamröthe auf das Antlitz des sogenannten Herrn der Schöpfung zu zaubern. Wohl ist das Weib allmächtig, nicht aber durch körperliche Reize allein, sie ist es durch die Magie edler Selbstbeherrschung, die sie in Rosenduft hüllt, wie die Legende es erzählt von dem Bilde der heiligen Rosalia. —

Der steigende Luxus ist gleichfalls ein Grund, der so oft zerrissenen und verworrenen Verhältnisse unseres Jahrhunderts. Wahnsinn und Selbstmord fanden nicht selten in dem „sich immer höher Schrauben" ihre Ursache. Die Saiten zerrissen; der Unglückliche war vernichtet. Auch die armen Kinder werden in den Strudel hineingerissen. Während sie sich in der größten Einfachheit früherer Zeit an ihrem sparsam besetzten Geburtstagtische unendlich freuten, werden sie jetzt von leisen Gefühlen des Mißmuths und Neides beschlichen, weil diese und jene ihrer Gespielinnen doch viel schönere Sachen bekam. Statt daß sie sonst in ihren Freistunden draußen spielten, die schöne Luft athmeten, mit den Puppen sprachen, die sie aus Blumen machten, Rosenblätter für die Mutter sammelten, die Rosenwasser daraus destilliren ließ, Seifenblasen in die Luft schickten, oder Fingerhütchen von Sand systematisch aneinanderreihten, müssen sie jetzt in Stramin nähen zu Geburtstag- und Christabendgeschenken für eitle Mütter, die in ihrem Putzzimmer an Wandkörben, Sorgenkissen und Ofenschirmen ihren Bekanntinnen nicht nachstehen wollen. Das Bücken am Rahmen aber treibt das Blut zum Kopfe, greift Augen und Nerven an, und bewirkt vielleicht zum Theil die jetzt so oft unreine Gesichtsfarbe unserer jungen Mädchen.

„Das Kind soll, sich seiner unbewußt, wie die Pflanze heranwachsen," sagte mir ein großer Pädagog; und beherzigten die Mütter dies Wort, hielten sie am Thee- und Kartentische ihre Zunge im Zaume, wo die Kinder nur zu gern herumstehen, um ein Stück Kuchen oder ein Wort zu erhaschen; lobten und tadelten sie diese nicht so unbedachtsam ins Gesicht hinein, und zerlegten ihre Individualität mit so viel Wortschwall Anderen — wir würden die Mädchen unbefangener auftreten sehen. Hieran hindert aber auch sonst noch Manches; das rauschende Gesellschaftsleben, in dem sich selbst die süße unschuldige Kinderwelt bewegt, — die ja nur vom Himmel, von den Vögeln und Blumen umgeben seyn müßte, nicht aber von Salonwänden mit Lustrus und Tanzmusik — ist hieran gleichfalls Schuld. Die Kinder haben vor der Konfirmation schon ein Leben der Erwachsenen durchgekostet; sie haben ihre Thés, ihre Bälle mit Punsch und Gefrorenem, sie haben sogar ihre Inclinationen, mit welchen billets-doux auf dem Schulwege ausgetauscht werden. Sie wissen, daß der Blonden Blau, der Brünetten Rosa am Besten steht, und arrangiren dem gemäß die Balltoilette.

„Die Kinder sind nicht mehr kindlich," schrieb Lord Byron einem Freunde, „die Mädchen nicht mehr unbefangen, die Jünglinge nicht mehr begeistert, die Männer nicht mehr ritterlich, und das ganze Jahrhundert keinen Schuß Pulver werth." (Punktum! setzt der Sammler hinzu!)

Corsische Rache.

Paul Jerome Luciani, wegen seines abschreckenden Gesichts der Uhu genannt, hatte um eines Prozesses willen einen tödtlichen Haß gegen seinen Vetter Felix Luciani. Mehrere Mordversuche hatte er bereits gegen diesen gemacht; den 4. August des Jahres 1837 wollte er denselben erschießen, traf jedoch nicht ihn, sondern seine Gattin und verwundete sie schwer am Arme; am 21. September desselben Jahres schoß er nochmals nach Felix Luciani, und traf ihn mit zwei Kugeln in die Brust; am 30. März 1838 verwundete dieser Wüthrich einen andern Verwandten.

Da er seinen Zweck nur halb erreichte, da er nicht verwunden, sondern morden wollte, so sachte das Mißlingen dieses Vorhabens seinen Grimm stets noch höher an, und als nun gar die Polizei ihn zu verfolgen begann, steigerte sich sein Zorn bis zur Raserei, in welcher er, gleich einem malayschen Muckläufer, Alles umzubringen drohte, was ihm in den Weg kam, wenigstens war Niemand vor ihm sicher, von dem er nur im Entferntesten vermuthete, daß er ihm gefährlich werden könne.

Vor seinen Freunden, die man nicht geradezu als Mitschuldige bezeichnen kann, von denen jedoch so viel gewiß ist, daß sie ihn zu vielen seiner Verbrechen ermuntert haben, hörte der Uhu, daß ein Geistlicher, Namens Susini, ihm eine Falle zu stellen versuche, wenigstens der Gendarmerie Mittel und Wege angebe, sich seiner zu bemächtigen.

Der Bandit dachte von diesem Augenblicke an nichts Anderes, als an den Tod des neuen Feindes; allein der Geistliche war auf seiner Hut, er ging nie ohne Begleitung aus und ließ sich sogar durch bewaffnete Leute zur Kirche führen. Diese Vorsichtsmaßregeln rückten das Ziel des Mörders keinen Augenblick aus seinen Augen, und da Susini gar einmal gesagt haben sollte, er verachte Luciani und spotte seines Hasses, weil derselbe ihn nur vor dem Altar erreichen könne, — so zeigte ihm dieses den Weg, den er zu machen habe; es war eine Herausforderung, welche er annahm.

Am 25. August früh, als man das Angelus läutete, öffnete eine arme alte Frau die Kirchthür von Moka; noch dämmerte es. Der Bandit benutzte diesen Augenblick, um in die Kirche zu schleichen und sich in der vergitterten Kapelle zu verbergen, in welcher der Taufstein stand. Die Hände am Schlosse seines Gewehres, das lauernde Auge auf den Altar gerichtet, harrte er seines Schlachtopfers. Niemand bemerkte ihn; nur einige Personen nahmen wahr, daß Luciani's Schwester während der Dauer dreier Messen auf den Stufen des Taufsteins in der Kapelle kniete, und daß sie erst beim Beginn der vierten verschwand.

Jetzt kam der Geistliche, welcher die vierte Messe halten sollte, der Abbé Susini, begleitet von den Ministranten, aus der Sakristei, und in diesem Augenblicke hörten die Weiber, welche zunächst der Taufkapelle knieten, in derselben ein Geräusch, des-

Digitized by Google

sen Ursache sie jedoch, auf die heilige Handlung merkend, nicht weiter untersuchten.

Der Dienst begann, die ersten Ceremonien waren vorüber, das Evangelium war gelesen, — da hörte man plötzlich eine furchtbare Detonation, — der Priester schwankt; ein zweiter, die weiten Gewölbe der Kirche erschütternder Knall wird vernommen, und die Stufen des Altars röthen sich von dem Blute des Geistlichen, welcher fällt und, von drei Kugeln durchbohrt, wenige Augenblicke darauf stirbt. Das Doppelgewehr war in jedem Laufe mit zwei Kugeln geladen; eine derselben war dem Abbé durch die Rippen, die andere etwas niedriger in die Nierengegend durch und durch gedrungen, die dritte hatte ihm den Kopf durchbohrt, die vierte stak in dem Holzwerke des Altars.

Mit einem Dolche in der Hand verließ der Mörder die Kirche, ohne daß ihn Jemand aufzuhalten wagte; die unzugänglichen Gebirge, die undurchdringlichen Wälder schützen den Banditen, welcher durch seine gleichgesinnten Landsleute, die in einem solchen Morde kein Verbrechen sehen, wohl lange straflos bleiben wird.

Pot-Pourri.

Weinbrauereien.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß es in Cette und Marseille sehr große Weinbrauereien gibt, in welchen jede Weinsorte fabricirt wird. Einige dieser Anstalten sind in eben so großem Style eingerichtet, als die Londoner Bierbrauereien, die wir vor Kurzem schilderten und beschäftigen auch nicht weniger Personen. Spekulanten, die sich mit diesem Geschäfte abgeben, kaufen nicht selten in jenen Anstalten gemachte nachgeahmte Weine und versenden dieselben nach Madeira, wo sie mit Zollbeamten in Verbindung stehen. Die Weine werden gelandet und in die Niederlagen gebracht; man brennt dort den Fässern das gewöhnliche Zeichen für ächtes Madeira-Gewächs auf und versendet sie von Neuem als Madeira namentlich nach den vereinigten Staaten. Es sind Beispiele vorgekommen, daß 70 Pipen auf einmal auf solche betrügerische Weise geschmuggelt wurden, wofür die Zollbeamten tausend Dollars erhielten. Dasselbe Manöver mit in Cette und Marseille nachgemachten Weinen wird noch auf andere Weise gemacht; man sendet sie nach Oporto, wo sie ebenfalls gelandet, gebrannt und dann als ächte Portweine wieder verschifft werden und zwar ebenfalls meist nach den vereinigten Staaten. Dieser Handel wird in so bedeutender Ausdehnung getrieben, daß ein einziger Spekulant in Marseille viermal des Jahres fünfundzwanzigtausend Flaschen Champagner versendet, von denen nicht eine Flasche voll in der Champagne gewachsen ist, sondern die sämmtlich in Weinbrauereien der Natur nachgepfuscht worden sind.

Ein Scherz.

Ein Mann von bedeutendem Rednertalente wurde Mitglied einer gesetzgebenden Versammlung in einem der östlichen Staaten der Union. Beim Sprechen pflegte er ein besonderes Manöver mit seiner Brille zu machen; erst setzte er die Brille auf, dann, wenn sie einige Minuten auf der Nase geruhet hatte, schob er sie auf die Stirn hinauf, und endlich legte er sie zusammen und auf das Pult. Eines Tages kam eine sehr wichtige Angelegenheit zur Sprache und er begann eine Rede gegen die Maßregel. Ein Freund derselben, ein Spaßvogel, nahm sich vor, den Eindruck zu verderben, den jenes Sprechers Rede auf die Versammlung machen konnte, und versah sich also, ehe er in die Kammer ging, mit einem Dutzend Brillen. Der Gegner begann seine Rede mit der gewöhnlichen Gewandtheit und nach wenigen Augenblicken begann auch die Operation mit der Brille, die er endlich auf die Stirn emporschob. Jetzt praktizirte unser Spaßvogel eine andere Brille auf das Pult vor den Redner. Sie wurde auch richtig aufgesetzt und nach einiger Zeit auf die Stirn zu der andern geschoben. Eine dritte, vierte und fünfte hatten dasselbe Schicksal. Alle Anwesenden fingen an zu lächeln, und als endlich der Redner der unterdeß warm geworden war, die sechste Brille auf die Nase setzte, brach in der Versammlung das lauteste Lachen aus, — selbst der Präsident und die Sekretäre stimmten mit ein. Der Redner sah sich verwundert über diese seltsame Unterbrechung um und griff dabei an den Kopf, wobei ihm denn die sämmtlichen Brillen in die Hand fielen. Er warf sie wüthend zu Boden, nahm seinen Hut und verließ das Haus. Die beantragte Maßregel ging mit großer Majorität durch.

Keine Rose ohne Dornen.

Der berühmte blinde Dichter Milton war zum drittenmal mit einer jungen Frau, aber nichts weniger als glücklich verheiratet. Lord Bussingham sagte ihm eines Tages, daß seine Frau eine Rose wäre. „An ihrer Farbe," sagte der blinde Dichter, „kann ich es nicht erkennen; aber an ihren Dornen fühle ich es, daß Sie Recht haben."

Der Mai.

Die Lerchen saßen im April
Gehüllt in weiße Flocken,
Und für den Schnabel gab's nicht viel
Zu beißen und zu brocken.

Da kam auf einmal der Befehl
An sie von warmen Winden:
Sie sollten flugs mit lauter Kehl'
Der Welt den Lenz verkünden.

Schnell schütteln sie den feuchten Schnee
Aus den erstarrten Schwingen,
Und steigen jubelnd in die Höh',
Den Auftrag zu vollbringen.

Wie sie's der Welt nun angesagt
So recht aus Herzensgrunde,
Verkündet's, als der Morgen tagt,
Der Mai mit elg'nem Munde.

Und als er kam durch Flur und Wald,
Da lebt's auf allen Wegen,
Und freudig liefen Jung und Alt
Dem Kommenden entgegen;

Es schaut ihn an der klare See
Aus hundert Blumenblicken,
Das Glöckchen lüpft den Blüthenschnee,
Ein Willkomm ihm zu nicken;

Das Veilchen lauscht durch Busch und Zaun
Und freut sich in der Stille,
Die Blüthe sprengt, um ihn zu schau'n,
Neugierig ihre Hülle.

Die Vögel kommen mit Gesang,
Ihn jubelnd zu begrüßen,
Und hüpfen voller Liebesdrang
Umher auf Freiers Füßen, — —

Nun mögen sie immer Hochzeit machen und der schöne Logau'sche Vers heuer wahr werden, wenn der alte Dichter singt:

Monat Mai, der ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie früher eine Braut, nunmehr eine Mutter werde! —

Digitized by Google

Nro. 20.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die badischen Landtags-Deputirten Rotteck und Welcker. — Die Emancipation der Strohhüte. (Von M. G. Saphir.) — Kaiser Joseph II. in Brüssel. — Der gute Rath. — Ein Orangenwald in Sardinien. — Ueber die Vermehrung der wilden Rosen zu Hochstämmen. — Die Schwalben. — Neue, wohlfeile und sehr wohlschmeckende Medicin für Damen. — Pot-Pourri.

Die badischen Landtags-Deputirten Rotteck und Welcker.

Im neuesten Hefte des „Freihafens" findet sich eine, von Theod. Mundt verfaßte Schilderung dieser beiden Männer, die in hohem Grade anziehend ist.

Hier ein paar Bruchstücke daraus:

Rotteck

ist eine kleine gedrungene Gestalt, von einem entschiedenen, festen Ausdruck, der aber zugleich in anmuthige und feine Bewegungen überzugehen fähig ist, und in dieser Verschmelzung der Strenge mit der Geschmeidigkeit gerade das eigenthümlichste Wesen dieses Mannes charakterisiet. Das Hervorstechende in allen Dingen ist bei Rotteck der Charakter. . . . Mit seiner Entschiedenheit verbindet aber Rotteck zugleich, wie es mir scheint, ein eigenthümliches diplomatisches Talent, nicht nach der innern Seite seiner Ideen zu, denn diese steht an ihm unbeweglich fest, sondern nach derjenigen Seite, wo es darauf ankam, diese Ideen geltend zu machen und durchzusetzen wider die Gegenpartei.

Seinen drei und sechzig Jahren nach schon ein greiser Veteran des deutschen Liberalismus, da er 1775 in Freiburg geboren, also zu einer Zeit, wo der Breisgau noch österreichisch war, hat doch Rotteck noch ein so jugendlich kräftiges Aussehen, daß man ihn für einen Vierziger zu halten geneigt wäre, und man kann sich sagen, daß eine Lebensaufgabe, wie die seinige, welche gewissermaßen im Reiche der Ideale verblieben ist und noch heute nur der Zukunft angehört, länger den Geist der Jugend in ihren Kämpfen erhält, und etwas Frisches und Leuchtendes, das von der Sehnsucht und dem Kampf herkommt, über ihre Gestalten ausbreitet. Der Umstand, daß Rotteck einmal von Geburt ein Oesterreicher, und dann, daß er eine Französin zur Mutter hatte, bewirkte vielleicht die eigene Mischung der Richtungen, die man an ihm so charakterisch wahrnimmt.

Rotteck lebt sein Daseyn in einem behaglichen und glücklichen Alter aus, umgeben von einer zahlreichen Familie, in der sich alle Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit des süddeutschen Charakteres vereinigt. Man trifft ihn in großen Räumen behäbig eingerichtet, sein Studierzimmer, das man nicht leicht eben so geräumig bei einem andern Gelehrten findet, ist ein großer Saal, in dem man sich mit aller Freiheit dem Princip der Bewegung überlassen kann. In seinem Gesellschaftszimmer sieht man eine Aufstellung aller der Ehrenbecher und Pokale, die, gewissermaßen die Armaturen und Krigszierrathen des Liberalismus, Rotteck bei verschiedenen feierlichen Gelegenheiten, namentlich bei der Heimkehr von den Landtagen empfing. In seiner Rede ist Rotteck immer lebendig und anziehend, und ersetzt durch die innere Springkraft, was ihm das ungünstige und oft undeutliche Organ versagt, welches letztere ihn auch in der ständischen Kammer, wo man seinen leisen und doch mächtigen Worten stets mit der größten Aufmerksamkeit zu lauschen pflegt, niemals an seinem Einfluß gehindert hat. Im Gespräch überrascht Rotteck oft durch frappante Aeußerungen, die, leicht und gefällig hingeworfen, nicht selten ihren scharfen Stachel in sich verbergen.

Welcker

ist eine große Achtung gebietende Gestalt, noch in den vierziger Jahren, und hat ein mildes, redlich meynendes, sinnendes Gesicht, mit schönen blauen Augen, die oft einen frommen und religiösen Ausdruck haben. Man könnte Welcker nicht besser bezeichnen, als wenn man ihn den Denker und Philosophen des modernen Liberalismus nennt, und hierin liegt zugleich sein Gegensatz von Rotteck zu Tage, den er in der theoretischen Durchdringung der Gegenstände nnd Richtungen immer übertreffen wird, wie dieser ihn in der praktischen Handhabung derselben... Welcker ist indeß kein Träumer, oder wenn er es ist im höheren Sinne des Wortes, so verbindet er doch damit zugleich den praktischen Muth, seinen Gedankenbildern eine Stelle im Leben zu erkämpfen. Auch in der praktischen Wirksamkeit dieses edlen und ausgezeichneten Mannes ist freilich immer das Gemüth vorherrschend gewesen, und dieß hat ihm sowohl den heiligen Ernst und Eifer, mit dem er überall aufgetreten, als auch die Heftigkeit und den Ungestüm, womit er oft seine Sache verfolgte, verliehen. . . Welcker's Beredsamkeit in der Kammer zeichnete sich besonders durch die Gründlichkeit und Ausführlichkeit der Erörterung aus, und wenn er darin zuweilen ein Uebermaaß that, so soll auch dieß nicht selten dazu beigetragen haben, seinen Gegnern den Raum zur Ausführung ihrer Schlachtreihen zu benehmen.

Die Emancipation der Strohhüte.

Von M. G. Saphir.

O schöne goldne Zeit, o verlornes Paradies, in welchem man zur Glückseligkeit nichts brauchte, als eine Strohhütte und ein liebendes Herz! Und doch gab es dazumal keine Feuer-Assekuranzen, wo man sich die Strohhütte, und keine Lebens-Assekuranzen, wo man sich das liebende Herz hätte versichern lassen können!

Nicht einmal auf dem Theater sieht man eine Strohhütte, nicht einmal in der Komödie sehen wir ein liebendes Herz!

Nur auf den Köpfen des schönen Geschlechts sehen wir im Sommer die schäferlichen Strohhütten, aber von dem liebenden Herzen weiß man nichts Offizielles, und da nur der liebe Himmel in's Innere der Menschen schaut, so können wir nicht sagen, ob das schöne Geschlecht zu diesen Strohhütten auch noch liebende Herzen trage!

Wir halten uns an das, was wir sehen, an die schäferlichen Strohhütten und Strohhüte auf den Häuptern unserer Schönen, und schließen vermöge der Regula de tri von dem Daseyn der gegebenen Schönen und der gegebenen Strohhütte auf die Existenz des unsichtbaren Dritten: des liebenden Herzens.

Ein Frauenzimmer in einem Sammthut macht einen Eindruck auf mich, wie eine Winterlandschaft, ein Frauenzimmer in einem Seidenhut ist ein Frucht- und Som-

Digitized by Google

mer-Stück; und nur ein Frauenzimmer in einem Strohhut ist ein Frühlingsgemälde. Ein Mädchen in einem Strohhut besiegt den Feind in zwei Stunden schneller, als eines in einem Seidenhut, und ein Mädchen in einem Sammthut braucht zweimal so viel Augenpulver und Liebesgeschütz zu ihren Eroberungen, als eines in einem Seidenhut.

Der magnetische Rapport des Stroh's mit dem Herzen der Männer, beruht zwar auf eine dunkle Kraft der Natur, allein sie ist so wahr, und so begründet, wie nur irgend etwas in der Kraft des Magnetismus. Schon daß das Stroh eben so schnell Feuer fängt als das Männerherz, spricht für die geheime Affinität ihres Urwesens; schon das, daß ein Mädchen, wenn es Gefahr läuft, ganz in dem Meer der Vergessenheit zu ertrinken, nach dem ersten besten Männerherzen greift, beweißt die Strohhalm-Natur dieses Männer-Herzens!

Und nun von dem Stroh im Herzen auf das Stroh im Kopf zu kommen.

Die weise Natur hat einmal jedem Menschen eine Portion Stroh in den Kopf gelegt; aber bloß um die gesammelten Früchte und Kenntnisse darin weich zu betten und einzuschlagen. Wenn nun manche Menschen weder solche Früchte brocken, noch sie sammeln, auch sonst nichts an Erfahrungen und Beobachtungen in diesem Stroh aufbewahren, so bleiben sie im Zustande der schöpferischen Natur: reine Strohköpfe, Natur-Strohköpfe; diejenigen hingegen, die dieses Stroh zu jener Emballage verwenden, zu welcher es bestimmt ist, das sind die angewandten Strohköpfe.

Wir sind also Alle mehr oder minder Strohköpfe, mit dem Unterschiede, daß nicht alle Weitzen- und Korn-Stroh, sondern bloß Dünkelstroh im Kopfe haben, und den Dünkel selbst außen zeigen.

Da wir also Stroh im Kopfe haben, warum geniren wir uns, Stroh auf dem Kopfe zu haben? Ist äußeres Stroh verwerflicher als inneres Stroh?

Im Gegentheil, die gesunde Vernunft gebietet, im Sommer Strohhüte zu tragen; denn durch den Strohhut, durch diese obere Strohschichte schützen wir die untere vor Brand und Sonnenstich.

Wir lassen den Damen sonst so ungerne einen Vorzug vor uns, warum lassen wir ihnen die kühlenden, schützenden, schattenden Strohhüte? Warum sind wir ihnen vis-à-vis blos filzig?

Laßt uns von uns werfen diese grausame Fessel des gewöhnlichen Schlendrians, laßt uns im Sommer wegwerfen diese aufgestülpten Brutöfen, diese geleimten schweißtreibenden Mittel, diese drückenden, schweeren Brennhüte:

Laßt uns Strohhüte tragen!

„Strohhut oder nicht Strohhut?" das ist die Frage! Ist es besser zu braten, zu schwitzen, zu glühen, wie ein gesottener Krebs, und die Stirne gepreßt zu haben, von den ledernen Rändern, oder Waffen zu ergreifen gegen die alberne Sitte des Tags, Strohhüte zu tragen, leicht, schattengebend, kühl, uns zu beschützen vor Kopfweh!? Kopf? Stroh? Vielleicht Beides? Da liegt der Hund begraben!"

Laßt uns stark seyn, schämen wir uns des Strohes nicht!

Oder sollte es wirklich seyn, daß wir so engherzig sind, so engbrüstig, und wir wollten auf Bequemlichkeit, Comfort, Gesundheit u. s. w. verzichten, weil Fiaker's auch Strohhüte tragen! Ich, meinerseits, ich schäme mich nicht, auch von einem Fiacker etwas zu lernen, wenn es klug, anständig und bequem ist. Und trägt denn kein Fiacker einen Filzhut?

Und mit diesem Kniff, womit man Kinder schreckt, sollte man uns abschrecken, zu unserem Wohlbehagen, zu unserem Vergnügen, zu unserer Gesundheit Strohhüte zu tragen?

Nein, damit fängt man Gimpel, nicht kluge Vögel! Also Laßt uns Strohhüte tragen!

Kaiser Joseph II. in Brüssel.

Das neueste Heft der Revue de Bruxelles enthält aus der Feder des rühmlichst bekannten belgischen Archivars, Herrn Gachard, einen Artikel über die Reise, die Kaiser Joseph II. im Jahre 1781 nach Belgien unternommen. Der Kaiser wird darin als ein überaus einfacher, jedem Prunke abgeneigter Fürst dargestellt, der immer nur das Gute gewollt, jedoch dabei zuweilen auf Personen und Zustände zu wenig Rücksicht genommen habe. Während seines Aufenthaltes in Brüssel besuchte er häufig die Sitzungen des geheimen Rathes. Es war am 2. Juli 1781, als er daselbst, ohne angekündigt oder erwartet worden zu seyn, zum erstenmale erschien. Der Minister Graf von Neny, Präsident des geheimen Rathes, bot dem Kaiser den Sessel an, welchen er, als Vorsitzer, gewöhnlich einnahm; der Monarch setzte sich jedoch auf einen Stuhl an der rechten Seite des präsidirenden Ministers, zu dessen Linken der Fürst von Starhemberg Platz nahm. Joseph II. hörte länger als drei Stunden den verschiedenen Berichten, die hier erstattet wurden, aufmerksam zu und machte dabei Bemerkungen oder Einwürfe, die alle von geistvoller Auffassung zeigten. Im Archive zu Brüssel befindet sich eine Art Protokoll von den verschiedenen Materien, die der Kaiser in den mit seinen Ministern gehaltenen Konferenzen behandelte. Es befinden sich darunter die Entwürfe zu dem Toleranz-Edikt, das den belgischen Protestanten bürgerliche Rechte gewährte, ferner zu einem Edikt, durch welches die geistlichen Orden als unabhängig von ausländischen Oberen erklärt wurden, Gesetze zur Reorganisirung der Rechtspflege, zur Freigebung des Getreidehandels und wegen Einrichtung eines allgemeinen Seminars. Einige dieser trefflichen Maßregeln haben später als Vorwände zu der berüchtigten Revolution van der Noots gedient. Am lebhaftesten pflegte sich Kaiser Joseph in jenen Konferenzen gegen die Bestimmungen des damals noch in voller Kraft befindlichen sogenannten Barrièren-Traktates vom Jahre 1715 auszusprechen, und jede Gelegenheit, den Holländern einige Vortheile zu entziehen, die sie in Folge dieses Traktates erlangt hatten, erschien ihm als willkommen. Sein Aufenthalt in Antwerpen machte in ihm den Entschluß rege, die Schelde, die damals hermetisch verschlossen war, wieder zu eröffnen, und wirklich hat er auch nach seiner Rückkehr in seine Erbstaaten und mehrere Jahre darauf zu diesem Endzwecke ernstliche Unterhandlungen angeknüpft, die jedoch damals zu keinem Resultate führten.

Der gute Rath.

In dem Treffen bei Castiglione war es eine Anhöhe, welche, vom Feinde besetzt, den Franzosen viel zu schaffen machte. Napoleon sprengte, von seinem Generalstabe umgeben, zu seinen Truppen, die sich zum Sturme ordneten. Massena kommandirte dort, eine neue Division war im Anmarsche begriffen, das fünfte Regiment defilirte im Geschwindschritte an dem ersten Consul vorbei. Die Soldaten hatten bereits einen Tag ohne Brod zugebracht und brannten dennoch vor Kampfbegierde. Da trat ein Voltigeur aus den Reihen schnell zu Napoleon heran und rief ihm zu: „Hier eine Batterie aufgepflanzt und Infanterie in die Flanke der feindlichen Cavallerie detaschirt; dann ist der Sieg unser!" — Napoleon sah ihn finster an und winkte, daß er sich entfernen sollte. Der Soldat salutirte militairisch und eilte in's Glied zurück.

Es war ein heißer Kampf. Die Batterie wurde auf Napoleons Befehl sofort herbeigeholt und der Befehl zum Flankiren der feindlichen Kavallerie gegeben. Zwei Stunden später war der Sieg entschieden, die Anhöhe genommen und reiche Vorräthe an Proviant erbeutet.

Digitized by Google

Unterdeß war der Abend herangerückt, die Truppen bezogen ihre Bivouacs und die Feuer loderten hoch auf. Da begab sich Napoleon zum fünften Regimente und ließ die Mannschaft antreten. Ohne ein Wort zu sprechen, durchschritt er langsam die Reihen. Finster und immer finsterer wurde sein Blick, je näher er dem Ende kam. Er fand ihn nicht, den er suchte.

„Der Voltigeur trete hervor," rief er laut, „der heute mit mir gesprochen!" — Aber Niemand erschien.

„Wer kann mir Auskunft geben über den Braven, der hier fehlt; ich befehl' es!" —

— Da trat ein Verwundeter langsam heran und sprach: „An meiner Seite von Kugeln durchbohrt, fiel der Kamerad, der so kühn war, heute aus dem Gliede zu treten, als wir zum Kampfe eilten. Seine letzten Worte waren: „„Das Schlachtfeld ist uns geblieben, wir haben gesiegt!"" — Im Sturmschritte eilten wir vorwärts und nahmen die Anhöhe. — Beim Apell fehlte er und mit ihm noch mancher."

Napoleon hatte mit tiefem Ernste diese Worte kaum vernommen, als er den Hut abnahm und sagte: „Er wäre würdig gewesen, an meiner Stelle zu kommandiren, wenn ich statt seiner gblirben wäre!" —

Ein Orangenwald in Sardinien.

Es war am ersten Mai, beim herrlichsten Wetter, als ich die Gärten oder vielmehr den Orangen-Wald von Milis, Sardiniens Paradies, besuchte, wo man über 500,000 Bäume zählt, deren Nähe sich mir bereits durch eine Atmosphäre von Wohlgerüchen angekündigt hatte. Dieser Hain, der von grünen Hügeln, umgürtet wird und dessen köstliche Laubgänge und reizende Windungen ich mehrere Stundenlang durchzog, war von dem Gesang unzähliger Vögel und von dem Murmeln einer Masse kleiner Bäche belebt, welche den Fuß jener fortwährend in üppiger Vegetation befindlichen Bäume benetzen. Eine dichte Decke von Orangenblüthe lag als Teppich über den Boden ausgebreitet; ich schritt, ich gleitete gleichsam fort über diesen duftenden Schnee. Bog ich einen Zweig zurück, um bequemer durchschreiten zu können, so flogen von allen Seiten die Blüthen empor, die mir bald das Gesicht bedeckten. Diese köstliche Blüthe, die in den reichen Orangerieen unserer Schlösser zugezählt und verkauft wird, duftet hier unnütze Wohlgerüche aus, fällt zu Boden und wird unbeachtet von jedem Wanderer mit Füßen getreten. Hohe aromatische Sträucher und ein üppiger Graswuchs vermischten ihren etwas herbern, aber nicht minder angenehmen Geruch mit dem feinen Duft der Orangenbäume. Der Reichthum an Früchten ist zum Erstaunen; sehr häufig sind hohe Stützen von starkem Holze nöthig, damit die Zweige unter der Last von Apfelsinen und Citronen nicht brechen, deren Zahl im jährlichen Durchschnitte niemals weniger als zehn Millionen beträgt. Man ist wie geblendet von allen jenen rothen oder goldfarbigen Kugeln, einer glühenden Pflanzenwelt, die hier in Festons und Guirlanden sich windet. O, du liebe Orangerie von Versailles, Denkmal eines großen Jahrhunderts, wie schrumpfst du zusammen mit deinen Marmor-Bassins, deinen prächtigen hundertunddrei Alleen, deinen wundervollen Laubgewölben, deinen Meisterstücken der Baukunst, wie kleinlich erscheinst du neben der großartigen Natur des einsamen Thales von Milis!

Ueber die Vermehrung der wilden Rosen zu Hochstämmen.

Eine der schönsten Zierden für Gärten sind wilde Rosen, d. h. solche, wo auf einem hochgezogenen, wilden Grundstamm, ein oder mehre Sorten schön blühender gefüllter Land- oder auch Topfrosen veredelt worden sind, die dann ein kleines Bäumchen mit mehr oder weniger ansehnlicher, mit Blüthen bedeckter Krone bilden. In der That läßt sich auch nichts Anziehenderes sehen, als ein solches Rosenbäumchen, das mit seinen duftenden, prächtigen Blumen freundlich auf uns herniederblickt, die uns gleichsam zu danken scheinen, daß sie frei in den Lüften schweben können, während ihre Schwestern tief unter ihnen an die Erde gebannt, oft unbemerkt ihren Glanz enthüllen. Daher strebt jeder Gartenfreund, auch wenn er nur im Besitze eines kleinen Gärtchens ist, wenigstens einige dieser Rosenbäumchen zu erwerben, um sein Erholungsplätzchen damit auszuschmücken.

Indessen ist die Erwerbung dieser Zierden nicht ohne Mühe, besonders für bedeutendere Gärten, die deren einer größern Menge bedürfen, da die Beschaffung des Haupterfordernisses, nämlich der hohen Grundstämme, nicht immer in dem Maße, als das Bedürfniß es erheischt, bewerkstelligt werden kann. Ich erlaube mir daher zu diesem Behufe hier ein Verfahren mitzutheilen, das, wenn auch wohl nicht neu, doch vielleicht nicht gehörig bekannt und beachtet worden ist, und ein Mittel an die Hand gibt, die Vermehrung solcher wilden Stämme zu erleichtern und ohne viele Mühe auszudehnen. Zuvor will ich aber noch einige allgemeine Bemerkungen über die Anzucht der Rosenstämme vorausschicken.

Das gewöhnliche Verfahren, sich dergleichen wilde Stämme zu verschaffen, ist, daß man geeignete Pflanzen an ihrem Standorte aufsucht, dieselben behutsam und mit möglichster Schonung der Wurzeln, besonders der Wurzelnfasern, ausgräbt, und dann in den Garten versetzt. Es ist dieß freilich das natürlichste Verfahren, und man kommt dadurch ohne vorhergegangene Mühe oft zu recht schönen Exemplaren; aber dennoch hat es auch wiederum manche Nachtheile und Schwierigkeiten. Abgesehen davon, daß dazu passende wilde Rosenarten nicht überall gleich häufig gefunden werden, gelangt man oft, trotz aller angewandten Mühe und Sorgfalt beim Ausgraben, dennoch zu keinem gutbewurzelten Stamm, da diese Rosen, aus Saamen in der Wildniß aufgewachsen eine oder mehrere Pfahlwurzeln bilden, die sich erst in gewisser Tiefe verzweigen, und im Ganzen wenig Fasern bilden. Auch trifft es sich häufig, daß dieselben mitten in einem größern Waldstrauch, oder dicht am Stamme eines großen Baumes hervorkommen, und mit den Wurzeln sich so zwischen denen dieser anderen Individuen verflochten haben, daß es kaum möglich ist, sie ohne beträchtlichen Verlust an Wurzeln herauszubringen. Ein solcher schlechtbewurzelter Rosenstamm wächst aber natürlich entweder gar nicht, oder nur langsam an, und es vergehen mehrere Jahre, ehe man ihn zum Veredeln benutzen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwalben.

Die Schwalben kehren alle zu uns im Frühling aus dem Süden wieder und reisen wieder weg vor Anfang des nächstfolgenden Winters. Die Thurmschwalben ziehen in geordneten Gesellschaften vor der Mitte des August ab, die gewöhnlichen Schwalben thuen dasselbe um die Mitte Oktober und um Martini, zu Ende des Monats. So bringen diese glücklichen Geschöpfe ihr ganzes Leben unter der wohlthuenden Wärme, dem erfreulichen Lichte des Sommers zu. Sie sind mit erstaunlichen Fähigkeiten begabt, um ihre langen Züge glücklich vollenden zu können. Bekannt ist die schlanke Bildung ihres Körpers, so kunstvoll abgemessen, um mit Geschick die Luft durchschneiden zu können. Jeder ihrer langen schönen Flügel wird durch eine Muskel zu beiden Seiten des Brustknochens in Bewegung gesetzt, die eine ungeheure Kraft hat. Der Leser mag vielleicht schon bei Lerchen und andern eßbaren Vögeln, die große Strecken zu durchfliegen gewohnt sind, die Bemerkung gemacht haben, welch eine verhältnißmäßig große Masse Fleisch sich an diesen zwei Muskeln befindet; bei den Schwalben übertrifft sie bei weitem die Fleischmasse an allen andern Theilen des Körpers. Kaum mag man es glauben, daß die Züge der

Digitized by Google

Schwalben in einer Stunde eine Entfernung von mehr als hundert englische Meilen zu durchfliegen im Stande sind. Der kleine Vogel, welcher an diesem Morgen noch über unserm Kamin genistet, wird morgen Abend sich auf einer der Pyramiden Egypten's niederlassen und die nächste Woche vielleicht auf dem Kap der guten Hoffnung. Wir denken Wunder was von der schnellen Beförderung durch Hülfe unseres Dampfes und der Eisenbahnen; was ist aber die erstaunlichste Beförderung durch Menschenwitz und Kunst gegen die Allgewalt der Kräfte, welche Gott in die Natur legt? (London and Paris Observer.)

Neue, wohlfeile und sehr wohlschmeckende Medicin für Damen.

hat der Doctor Philobasius in Lippenburg bei Liebenwerthe erfunden, welche besonders an nervösen Uebeln leidenden, bleichsüchtigen, zur Schläferigkeit, geneigten, an zu viel venösem Blute laborirenden und sonst irgendwie krankhaften Mädchen als Universal-Medicin zu empfehlen ist. Sie werden nach dieser Medicin — mäßig und mit reinem Herzen genossen — frisch, blühend, heiter, lebenslustig; das arterielle Blut nimmt zu, pulsirt schneller und wärmer; das stickstoffhaltige, venöse Blut wird nach und nach ganz in arterielles verwandelt; Cerebral- und Ganglien-System arbeiten lustig und wohlgemuth, das erstere für Gefühl, Gemüth, Geist und Herz, das letztere für Magen, Muskeln und Nerven, so daß der Körper aufblüht, wie eine von der Sonne geküßte Rosenknospe, und der Geist darin herumtanzt, als würde ihm fortwährend ein straußischer Walzer vorgespielt. Zu dieser Medicin gehören vier Ingredienzien, welche man mit reinen, warmen Herzen zusammenbringen muß, damit aus den vier Bestandtheilen die höhere Einheit oder Quintessenz, die eigentliche Medicin hervorgehe. Diese vier Bestandtheile sind zwei Lippen von einem männlichen und zwei Lippen von einem weiblichen Individuum. Bringe sie zusammen, so entsteht die Medicin — der Kuß, sehr wohlfeil und sehr wohlschmeckend. Der Doctor Philobasius in Lippenburg bei Liebenwerthe hat den Kuß chemisch untersucht und gefunden, daß die eigentliche Quintessenz der vier Lippen ein göttlich-süßes-ätherisches-würziges Etwas ist, welches, als das feinste Fluidum von der Welt, eine Art vergeistigter Elektricitätsmasse, sich blitzartig durch den Körper und Geist zugleich verbreitet, auf beide heilsam, belebend und erwärmend wirkt und besonders gut in nervösen Uebeln, in der Bleichsucht, bei Gähnomanie und Schlafsucht anzuwenden ist. Der Doctor fügt aber hinzu: — nur wenn keine Herz- und Gewissensfehler da sind. Im letztern Falle kann die Medicin sehr nachtheilig werden. Herz- und Gewissensfehlerfreie Damen wissen nun, was sie zu thun haben. Zwei Bestandtheile der Medicin tragen sie selber unmittelbar mit sich herum, die andern beiden sind sehr leicht zu bekommen und verursachen gar keine Kosten, als das — Herz. Ohne das letztere hilft die Medicin nicht nur nichts, sondern schadet vielmehr. (Aus der Kölner Zeitung.)

Pot-Pourri.

Moskau.

In Moskau zählt man 112 Marktplätze mit 3884 Buden, 2805 Läden mit verschiedenen Gegenständen in Häusern, 89 Modemagazine, 11 Fischbehälter, 70 Gasthöfe verschiedenen Ranges, 14 Kaffeehäuser, 26 Konditoreien, 200 Restaurationen, 10 Garküchen, 239 Weinkeller, 132 Trinkhäuser, 562 Fabriken, worunter 205 für baumwollene, 54 für seidene Zeuge, 49 für Tuch, 21 für wollene Zeuge verschiedener Gattung, 20 Buchdruckereien, worunter 7 der Regierung gehörige, 12 lithographische Anstalten 165 Diligencen, 2304 Kutschen, 2137 Kaleschen, 229 Phaetons, 10,229 Droschken, 13,343 Schlitten, 5692 Lastwagen. Besucht wurden im vorigen Jahre der adelige Klub von 18,227, der Kaufmannsklub von 30,411, der englische Klub von 51,100, der deutsche Klub von 101,755, das russische Theater von 354,691, und das französische Theater von 51,205 Personen.

Entsetzlich.

Ein Gutsbesitzer in Tucaman, Don Manuel Bivero, sollte als Anhänger des Unidas oder der Partei des ehemaligen Präsidenten Rivadavia, erschossen werden. Sein Sohn, ein edler Jüngling von 17 Jahren, begab sich zum General Quiroga von Buenos-Ayres, welchen die einheimischen Blätter aufs höchste lobpreisen (so nannte ihn das Journal „et lucero“ neulich sogar Dios de la patria“) und bot sein eigenes Leben zum Sühnopfer für seinen Vater an. „Du bist,“ sagte Quiroga, „Deines Lebens überdrüssig?“ — „Ich will,“ antwortete der junge Rivero, „für das Wohl meiner Familie, für Vater, Mutter und sechs Geschwister, mit dem größten Vergnügen sterben.“ — „Nun wohl,“ erwiederte der Tyrann, „ich will Dir einen Vorschlag machen: ich lasse Dir die Ohren abschneiden; gibst Du in Deinen Mienen dabei auch nur den mindesten Schmerz zu erkennen, so lasse ich Dich erschießen; bist Du aber standhaft, so schenke ich Dir und Deinem Vater das Leben.“ Der Jüngling ging auf den Vorschlag ein, und der Henker schnitt ihm mit der größten Kaltblütigkeit, und überdies mit einem stumpfen Messer, ganz langsam die Ohren ab, ohne daß das Schlachtopfer nur eine Miene verzog. Quiroga, von dieser Standhaftigkeit und dem Muthe des Jünglings betroffen, sagte nun: „Du bist ein gefährlicher Mensch, und der Vater, der einen solchen Sohn erzeugte, muß es noch weit mehr seyn!“ Hierauf ließ er auch den Vater vorführen und Beide erschießen. (Dampfb.)

Ein weiblicher Zwerg.

Die Gefängnisse von Laval schließen gegenwärtig ein wahrhaft merkwürdiges Phänomen, nämlich eine 45 Jahre alte, und 22 Zoll hohe Zwergin ein. Sie kennt nicht den Gebrauch ihrer Kleider, so wie die Absonderung aus Nasen und Speicheldrüsen sie durchaus nicht genieren. Oberleib und Rumpf sind in gewöhnlichen Proportionen und es fehlen ihr nichts als Schenkel und Beine, da die Füsse unmittelbar an das Becken gewachsen sind.

Der fast unaussprechliche Name.

Englische Blätter bringen einen Namen, der fast noch über diejenigen geht, welche uns Wieland in Corcor und Kickequetzel aufbehalten hat. Ein kleiner Fluß in Nordamerika, in Virginien, Grafschaft Hillsbourg, heißt bei den Indianern

Guohoquinopaffakeffanagenog.

Das unwerthe Geschenk.

„Ich will Ihnen meinen Kopf geben, wenn nicht jedes Wort, was ich Ihnen gesagt habe, vollkommen wahr ist,“ sagte Jemand zu Montesquieu. Dieser antwortete: „Ich weise Ihr Anerbieten nicht zurück, weil ich gehört habe, daß Geschenke von geringem Werthe die Freundschaft erhöhen, und daß man sie aus diesem Grunde annehmen solle!“

Was nützt's?

Zwei Advokaten schossen sich. Der eine schoß dem andern den Rockschoß ab. Sein Sekundant, die Wahrheit der Sache untersuchend, erklärte, daß, wenn sein Freund mit einem Klienten zu thun gehabt hätte, er ihm wahrscheinlich auch die Tasche mit würde weggeschossen haben. — Was nützt die Tasche, wenn .... nichts darin ist?

Digitized by Google

Nro. 21.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die sieben alten Weisen als sieben moderne Narren. (Von M. G. Saphir.) — Die Diebspolizei, mit besonderer Beziehung auf Paris. — Joseph Frsch. — Der Herzog von Bassano. — Pièr. — Ueber die Vermehrung der wilden Rosen zu Hochstämmen. — Pot-Pourri. — Charaden-Kranz.

Die sieben alten Weisen als sieben moderne Narren.

Humoristische Vorlesung, von M. G. Saphir.

Gehalten zum Besten der „grauen Schwestern" am 23. März d. Js. im Josephstädter Theater zu Wien.

Die Weisheit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, besteht im Schweigen und Wissen. Wenn ich nun schweigen wollte, so würden Sie wissen, daß ich ein — Weiser bin. Ein Weiser ist Jemand, der Einen etwas weis't. Ein Weltweiser ist wie ein Wegweiser. Der Wegweiser sagt: „Das ist der Weg!" ohne daß er ihn selbst geht; ein Weltweiser sagt: „Das ist die Welt!" er selbst aber hat gar keine Welt. — Ein Weltweiser ist wie ein Uhrweiser, er will der ganzen Welt weisen, was an der Zeit ist, wenn er aber um und um kömmt, so steht er auf demselben Punkt, von dem er ausgegangen.

Die Weisheit besteht aus: Weltweisheit, Schulweisheit und Lebensweisheit. Früher ging die Welt in die Schule des Lebens; jetzt sucht das Leben die Welt in der Schule, darum tritt man aus der Schule ohne Welt in das Leben.

Die Griechen waren die ersten Philosophen der Welt, sie konnten es auch leichter werden, als die Deutschen, denn sie brauchten weder Griechisch noch Deutsch zu lernen.

Früher, m. f. H. u. H., ging die studirende Jugend aus schweren Prüfungen über in die Philosophie, jetzt geht unsere studirende Jugend aus der Philosophie zu schweren Prüfungen über. In Griechenland wurden Philosophie und Medizin verschmolzen, bei uns sind sie getrennt, die Philosophie bebauet den Acker Gottes, die Medizin den Gottes-Acker. Die Philosophie und die Medizin drücken dasselbe in verschiedenen Worten aus. Die Philosophie sagt: der Mensch soll nur nicht viel ausgeben; die Medizin sagt: der Mensch soll nur viel einnehmen.

Der Tod schreibt zwei Mal an den Menschen, einmal durch durch die Philosophie, um ihn auf seine Ankunft vorzubereiten, aber er bestimmt weder den Weg noch die Stunde der Ankunft, sondern schreibt: „Das Nähere werde ich Dir durch die Medizin melden!" dann schreibt er durch die Medizin, und bestimmt dir Zeit und die Art der Ankunft, ob er auf der Achse kömmt, d. h. auf der Achse, um die sich die Medizin dreht, nemlich: die Apotheke, oder, ob er zu Wasser kommt, nemlich durch die — Hydropathie.

Jeder Schmerz im Menschen, m. f. H. u. H., wird auf dreierlei Weise kurirt, allopathisch, hydropathisch und homöopathisch; allopatisch durch — Gesellschaft, hydropatisch durch — Thränen, homöopathisch durch — Einsamkeit. Die Einsamkeit ist die Homöopatie des Geistes und des Herzens. Eine große Gesellschaft ist, wie eine allopathische Apotheke; man findet in ihr von allen Mitteln sehr viel, nur von den Geistern sehr wenig.

Die Philosophie, m. f. H. u. H., ist ein Frauenzimmer, wenn sie keinen Grund mehr anzugeben weiß, fällt sie in — Ohnmacht. Die Philosophen bewegen sich in einem ewigen Zirkel, und dennoch, wenn sie in einen ordentlichen Zirkel kommen, so wissen sie sich nicht zu bewegen, sondern sie verstecken sich da in alle vier Winkel, und suchen so die Quadratur des Zirkels. Die Weisen suchen die Wahrheit, die Narren reden die Wahrheit, wer ist nun mehr Narr? Der Weise, der etwas sucht, das jeder Narr ausplaudert, oder der Narr, der das ausplaudert, was die Weisen verschweigen? Sind die Weisen nicht rechte Narren, daß sie etwas suchen, bei dem der redliche Finder bestraft, oder gebeten wird, es für sich zu behalten? Wenn die griechischen Weisen jetzt lebten, wir würden sie Alle für Narren halten. Wenn jetzt z. B. Diogenes mit einer Laterne herumginge, um einen Menschen zu suchen, so würde man ihn unnützen Lebenswandels wegen, auf dem Schub fortschicken. Im 19ten Jahrhundert fand man nur einen Menschen — Kaspar Hauser. — Diogenes hat seine Weisheit alle Tage aus demselben Fasse gezapft, unsere Philosophen zapfen alle Tage aus einem andern Faß. Unsere Philosophen philosophiren folgendermaaßen: „Die Weisheit sucht die Wahrheit, die Wahrheit liegt im Wein, der Wein liegt im Faß, das Faß liegt im Keller, folglich muß man die Philosophie aus dem Keller holen. Es ist sonderbar, unsere Philosophen holen vom Wein und von der Wahrheit immer nur eine Halbe, und bekommen von beiden doch am Ende im gleichen Maaße nur einen Nebel. Die Heidelberger Philosophie ist deßhalb so groß, weil das Heidelberger-Faß so groß ist. Darum sind unsre Kellner wahre Philosophen, denn die Philosophen verlangen von den Menschen immer mehr als sie eigentlich schuldig sind.

Es ist sonderbar, m. f. H. u. H., mit unseren Philosophen, sie suchen in jedem Felde neue Wahrheiten, aber immer im alten Weine, und nur in einem Felde suchen sie die alte Wahrheit im neuen Wein, nämlich im heurigen, im — Irrchenfeld.

Der Weise Bias, m. f. H. u. H., war zu seiner Zeit auch kein Narr, er hatte zwei Sprüche, nämlich: „Lebe in beständiger Todesfurcht", und: „Von deinem Freunde borge so spät als möglich Geld!" Herr Bias macht sich lächerlich, seine beiden Sprüche heben sich gegenseitig auf, denn eben weil man alle Augenblick fürchten muß, jetzt stirbt mein Freund, muß man sich so schnell wie möglich Geld von ihm ausleihen.

Es gibt nur eine große Schule des Schweigens, m. f. H. u. H., der Tod, es gibt nur eine große Schule der Beredsamkeit: das Schuldenmachen, und es gibt nur eine große Schule der Selbstverleugnung, das Schuldenbezahlen, denn da läßt man sich alle Augenblicke selbst verläugnen. Von den Todten soll man nichts als Gutes reden. Den berühmten Menschen gönnt man nur deshalb ewiges Leben, damit man ihnen nir etwas Gutes nachzusagen brauche. Das Lob, der Ruhm und die Anerkennung, sind die Pensionen des Talentes, aber es ist mit ihnen umgekehrt, wie mit andern Pensionen, man genießt sie selten im Vaterlande.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Diebspolizei, mit besonderer Beziehung auf Paris.

(Aus dem Précurseur.)

Paris zählt 900,000 Einwohner, von welchen mindestens 10,000, ohne Gewerbe, jeder Arbeit fremd und ohne eine andere Industrie als den Diebstahl, des Morgens aufstehen, wenn sie überall geschlafen haben, ohne zu wissen, wie und auf wessen Kosten sie frühstücken sollen. Es ist demnach klar, daß eine Armee von Polizeidienern nöthig ist, um gegen diese Armee von Leuten zu kämpfen, die im offenen Kriege mit allen denen sind, die da arbeiten oder Vermögen haben.

Die Diebspolizei ist sicher eine der Institutionen, deren Nützlichkeit sich am wenigsten bestreiten läßt, und doch giebt es keine, gegen die man sich undankbarer bewiese. Wenn ein Dieb, ein Mörder sich vor Gericht das Ansehen eines Helden giebt, wie z. B. Lacenaire, so findet er im Publikum eine Theilnahme, deren sich der Polizei-Agent, der dessen Verhaftung bewerkstelligte, nicht zu erfreuen hat. Wenn ein solcher Dieb oder Mörder von dem Piedestal herab, das man ihm sich zu errichten erlaubt hat, die der Obhut der Stadt vorgesetzten Agenten mit Verachtung überschüttet, wenn er sich stolz befremdet stellt, wie man seinem Worte das Zeugniß eines Polizei-Agenten entgegen zu stellen wage, so findet das bei den Anwesenden als etwas, das nur in der Ordnung sey, Anklang.

Das Haupt-Argument, das wider die Polizei vorgebracht wird, besteht darin, daß sie sich der Diebe bediene, um Dieben auf die Spur zu kommen, sich also aus Dieben recrutire. Aber es muß dem einmal so seyn; die Polizei bedarf gewisser Agenten, die in alle Schliche der Diebe wohl eingeweiht, mit ihren Sitten und Gewohnheiten bekannt und ihrer Sprache, die sich nicht aus Wörterbüchern lernt, mächtig sind. Und wenn man auch diese Nothwendigkeit außer Anschlag bringt, ist es denn für nichts zu rechnen, wenn man Menschen dem Verbrechen entreißt und sie durch Dienste, die man sie der Gesellschaft erweisen läßt, wieder mit dieser in Verbindung setzt?

Die Zweckdienlichkeit, die Diebe in der Polizei selbst nützlich zu machen, schreibt sich nicht erst von heute her: sie ist längst anerkannt, von dem eigentlichen Schöpfer der Polizei proclamirt worden.

Bis 1667 war die Ober-Aufsicht der Straßen der Hauptstadt dem Civil-Lieutenant der Vogtei von Paris anvertraut; eine organisirte Administration, ein Auskundschaftssystem aber hatte dieser Beamte nicht. Die Gesetze waren hart, und ihre Anwendung nicht minder, wer aber nicht auf frischer That ertappt wurde, der war seiner Straflosigkeit sicher, indem es keine Mittel gab, dem Verbrechen nachzuspüren und es zu entdecken. Paris war nicht beleuchtet, aber unter gewissen Umständen, wenn die Gefahr dringlich schien, wenn die Diebstähle und die Mordthaten zu sehr überhand nahmen, wie in den Jahren 1424, 1526 und 1653, wurde den Hauseigenthümern befohlen, Abends nach 9 Uhr eine mit einem brennenden Lichte versehene Laterne an eines der Fenster des untern Stockwerks zu stellen, um vor den Mauvais Garçons gesichert zu seyn. Aber so etwas wurde selten verordnet und die Gebote des Civil-Lieutenants wurden in der Regel auch nicht besonders treu befolgt. Im gewöhnlichen Zustande sah man in den Straßen von Paris keine andere Erleuchtung, als die durch Laternen oder Fackeln, welche einzelnen Personen vorgetragen wurden.

Des Nachts war Paris, in tiefer Finsterniß begraben, wehrlos dem Betriebe der Beutelschneider blosgestellt, die ihrerseits kein anderes Risico liefern, als von den Spür-Patrouillen, deren Feigherzigkeit aber zum Sprichwort geworden war, auf der That ertappt zu werden. Daher hatte Boileau Recht, wenn er sagte, „der düsterste und mindest betretene Wald gewährt mehr Sicherheit als Paris.“,

Ein Edict von 1667 setzte statt des Civillieutenants der Vogtei von Paris, welcher zugleich der Justiz und Polizei vorstand, zwei besondere Aemter ein: das des Civil-Lieutenants der Vogtei von Paris, ohne das Justizamt, und das des Pariser Vogtei-Lieutenants für die Polizei. Das war schon die Scheidung der gerichtlichen Polizei von der eigentlichen Polizei, wie sie noch jetzt besteht. Der Polizei-Lieutenant war ein Herr de la Reinie. Bei seiner Anstellung wurden ihm von dem Oberpräsidenten des Parlaments in der Ausübung seines Amtes vor allem drei Dinge empfohlen: Sauberkeit, Helle und Sicherheit.

In der unmismatischen Geschichte unter der Regierung Ludwig's XIV. kommt eine Medaille vor, die in Anlaß der nützlichen Bildung der Stelle eines Polizei-Lieutenants die Inschrift führt: Urbis securitas et nitor.

Auf La Reinie's Verfügung wurde an jedem Ende der Straßen und in deren Mitte eine Laterne gehängt. In diesen Laternen brannten nur Lichter, und die Erleuchtung von 1667 stand unserer heutigen allerdings bedeutend nach: aber es war einmal die Bahn gebrochen. Im Jahre 1745 wurde das Erleuchtungssystem der Hauptstadt verändert, und der Abbe Matherot nebst einem Herrn Bourgeois von Chateau-Blanc wurden auf Reverbere-Laternen patentirt.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Fesch,

geboren zu Ajaccio am 3. Januar 1763, gestorben zu Rom am 13. Mai, war der Aelteste der Kardinäle nach dem Amtsalter. Sein Vater, Franz Fesch, kam nach Basel als Oberlieutenant im Schweizer-Regiment Boccard nach Corsica. Seine Mutter war die Wittwe Ramolini, aus erster Ehe Mutter von Madame Lätitia Buonaparte, in zweiter Ehe mit Franz Fesch verheirathet; der Kardinal war also der Stief-Oheim des Kaisers. Bis zu seinem 13ten Jahre wurde er auf Corsica, hierauf im Seminar zu Aix erzogen. Während der Revolution, welcher er sich eifrig anschloß, diente er als französischer Kriegs-Kommissär, trat dann in den geistlichen Stand, und wurde, als sein Neffe die Zügel Frankreichs übernahm, 1801 Erzbischof von Lyon, 1803 Kardinal und französischer Gesandter in Rom, begleitete 1805 den Pabst nach Paris und wurde bald darauf Groß-Almosenier von Frankreich und Senator. Im Jahre 1806 verlangte ihn Dalberg, damals Chur-Erzkanzler, zum Koadjutor und Nachfolger; allein Napoleon erlaubte ihm nicht, diese Würde anzunehmen, weil er sich dem Papste zu günstig gezeigt hatte. Er schlug nun seinerseits das Erzbisthum Paris aus und lebte, in einer Art von Ungnade auf seinem erzbischöflichen Sitze zu Lyon, von wo er 1814 vor den Alliirten nach Rom floh. Nach der Rückkehr Napoleons gieng er nach Paris, wurde zum Pair ernannt, mußte jedoch Frankreich nach der Schlacht von Waterloo wieder verlassen und kehrte nach Rom zurück. Durch seinen Tod wird das Erzbisthum Lyon, das indessen durch Verweser verwaltet wurde, erledigt. Er hinterläßt ein ungeheures Vermögen und eine herrliche Gemäldegallerie.

Der Herzog von Bassano,

welcher am 13. Mai zu Paris mit Tode abgegangen ist, war 1758 zu Dijon geboren. Sein Familienname war Hugues Bernard Maret. Er war Stenograph, bis er nach der Eröffnung der konstituirenden Versammlung den Plan zu dem Bülletin de l'Assemblée entwarf, worin er die Verhandlungen sehr treu wieder gab. Als später der Moniteur gegründet werden sollte, gab er sein Blatt auf, und wußte den Moniteur so zu heben, daß er durch ihn bald zu einem wichtigen Manne für alle Redner wurde. So lernte

Digitized by Google

er denn auch den damaligen Lieutenant Buonaparte kennen, und verkehrte viel mit ihm. Bis 1791 mit den Jakobinern verbunden, zog er sich, in Folge der Begebenheiten auf dem Marsfelde, zurück, und ward Mitstifter des Klubs der Feuilans. Als nachher die Monarchie gestürzt, wurde er Divisionschef unter Lebrün. 1797 wurde er vom Direktorium zu einem der drei Kommissäre ernannt, welche mit Malmesbury zu Lille den Frieden unterhandeln sollten. Nach der Revolution vom 18. Fruktidor (4. September 1797) lebte er entfernt von Staatsgeschäften, bis er 1799 zum Generalsekretär der Konsuln ernannt wurde. Später war diese Stelle unter dem Namen Staatssekretariat zu einem Ministerium erhoben. Er gewann Buonaparte's Vertrauen immer mehr, und begleitete denselben auf allen Feldzügen. Er half die Friedensverträge von Preßburg, Tilsit und Wien schließen, erhielt 1811 das Portefeuille des Auswärtigen, und wurde Herzog von Bassano. Bei der Rückkehr Napoleons von Elba 1815 wurde er wieder Minister-Staatssekretär und Pair von Frankreich; 1816 wurde er von den Bourbons verbannt, und erhielt erst Erlaubniß zur Rückkehr, als Decazes Minister war. Seitdem lebte er ziemlich unbeachtet, bis am 10. November 1834 Ludwig Philipp ihn zum Präsidenten des Ministerkonseils ernannte. Doch schon drei Tage nachher mußte er seine Entlassung nehmen, und die Doktrinairs kamen wieder an's Ruder.

Paër.

(Gestorben zu Paris am 4. Mai, 68 Jahre alt.)

Mit Paër ist eine der letzten Erinnerungen an die Musik des Kaiserthums verschwunden. Nichts gleicht sich weniger, als die ersten Anfänge dieses Componisten, die mittlere Zeit seines Lebens und sein Ende. Seine erste musikalische Bildung rührt aus der Zeit her, wo er zu Padua, seinem Geburtsort, im Seminarium war. Es ist ein beachtenswerther Umstand, daß die berühmtesten italienischen wie deutschen Componisten ihren frühesten Unterricht, so zu sagen die Weihe zur Tonkunst, in den Klöstern und Seminarien erhalten haben. Die Reihe der großen Meister in Oesterreich sind dafür ein bekannter Beleg. In seinem vierzehnten Jahre schon gab Paër sein erstes Concert „Circe" in Venedig, und zwar mit solchem Beifall, daß man ihn von Padua, Mailand, Florenz, Rom und Neapel aus zu gleicher Zeit verlangte, wohin er sich auch nach und nach begab, um neue Compositionen aufführen zu lassen. Die meisten derselben haben nur in Italien Berühmtheit erlangt, obschon sie des Beifalls der fremden Länder würdig waren. Nachdem er zuerst nach Wien gegangen war und mehrere seiner Compositionen hatte aufführen lassen, erhielt er im Jahr 1801 Naumanns Stelle eines Kappellmeisters in Dresden. Hier fand ihn Napoleon in dem denkwürdigen Feldzuge von 1806; er nahm Paër und seine Frau, berühmt als Sängerin, mit sich, erst nach Posen und Warschau, und nach Abschluß des Friedens von Tilsit nach Paris. Mit dieser Schicksalsänderung begann die glänzende Laufbahn Paërs, der nach und nach Direktor der Hoffeste und Schauspiele, Componist der kaiserlichen Kammermusik, Gesanglehrer der Kaiserin Marie Loiuse, und im Jahr 1812 Direktor des italienischen Theaters wurde, an Spontini's Stelle. Zwischen jener Stellung, die ihm außer einer Masse von Ehrenbezeugungen und Vortheilen am Hof eine Besoldung von mehr als 60,000 Fr. jährlich sicherte, und den letzten Jahren seines Lebens, welch' ein peinlicher Unterschied! Die Restauration ließ ihm noch etwas, nicht viel; seit der Julusrevolution aber gingen seine Vermögensumstände sehr zurück; ein ärmlicher Titel eines königlichen Direktors der Musik war seine ganze Glorie, und er selbst scherzte mehr als einmal über die absteigende Raschheit seines Glücks. Im Jahr 1831 ward er an die Stelle von Catel zum Mitglied des Instituts ernannt. Als Privatmann gehörte Paër zur Klasse der Italiener, die mit dem natürlichen Verstande und der Gelenkigkeit ihrer Nation große Gewandheit des geselligen Lebens und persönliche Liebenswürdigkeit verbinden; auch behauptet man, daß seine Jugend sehr stürmisch gewesen sey. Als Componist gleicht er am meisten Rossini, geistreich, voll Phantasie und abwechselnd, aber träg und vor Allem dem dolce farniente zugethan. Er vereinigte die beiden Extreme, und war eben so guter Componist in der heitern, wie in der ernsthaften Musik.

Hier noch eine Anekdote:

In Paris in der Straße Poissonière ist ein Kaffeehaus, wo sich Sonn- und Feiertags die geschäftslosen Musiker versammeln, und wo die Konzert- und Ballunternehmer sich die benöthigten Subjekte für 3 — 5 Frs. per. Abend verschaffen. Der Direktor eines Sommerballs verlangte dort eines Tags einen Violinspieler; ein ziemlich gebrechlicher Greis bot sich ihm an, wurde aber als zu alt abgewiesen: „Wohlan — sagte er, nehmen Sie mich um 3 Francs; Sie sollen es nicht bereuen." Der Direktor willigte ein; zwei Stunden nachher saß der Alte im Orchester im Freien in Ranelagh. Die, an eine Dorfschenkenmusik gewöhnten Tänzer waren nicht wenig erstaunt, aus diesem Ohrenzerreißenden Durcheinander die sanften und melodischen Töne einer Violine zu vernehmen; alle Blicke wandten sich nach dem Orchester. Plötzlich erkannte ein Student der Rechte den alten Geiger; der Tanz wurde eingestellt, und der gute Alte von der Menge beinahe im Triumphe getragen. Der kleine Greis, der sich so sehr im Inkognito gefiel, war Niemand anders, als der Hofkapelldirektor Karls X., der berühmte Paër.

Ueber die Vermehrung der wilden Rosen zu Hochstämmen.

(Fortsetzung.)

Ein anderer Weg, sich solche Rosenstämme zu verschaffen, ist die Aussaat, indem man die Kerne geeigneter wilder Rosenarten aussäet, und davon Stämme erzieht. Dieß Verfahren hat jedenfalls seine großen Vortheile, indem man dadurch nicht allein Pflanzen in Menge anziehen, sondern dieselben auch durch zeitgemäßes Versetzen zur Bildung mehrerer Wurzeln und Fasern zwingen kann, wodurch also bei späterer Verpflanzung an den Standort der Erfolg dieses Geschäfs gesicherter wird. Indessen erfordert die Anzucht auf diese Art einige Geduld, da erstens der Saame nicht leicht vor dem zweiten, oft auch erst im dritten Jahre aufgeht, dann die Sämlinge nicht früher kräftige und hohe Wurzeltriebe bilden, als bis sie schon einigermaßen erstarkt sind. Wenn auch dieß Verfahren, für größere Gärten, bei denen sich Baumschulen befinden, angemessen ist, so kann es doch für den Liebhaber, der bei wenigem Platze auch nur wenig Stämme gebraucht, und dabei nicht Zeit und Lust hat, so lange zu warten, nicht empfohlen werden.

Unter den verschiedenen Arten wildwachsender Rosen, die zur Veredlung benutzt werden können, verdient vor allen andern die gewöhnliche Rosa canina L. den Vorzug, da sie die stärksten und höchsten Wurzeltriebe bildet, ihr Stamm zwar mit starken, aber nicht so dicht stehenden Stacheln besetzt ist, sie im Ganzen leichter, als die übrigen Arten wieder anwächst, länger im Triebe bleibt, und saftreicher ist, als alle andern. Niedrige und weniger schöne Stämme geben unter den einheimischen: Rosa villosa, rubiginosa, cinamomea, pendulina und turbinata, welche letztere indessen auch ziemlich gute Stämme liefert. Zu ganz niedrigen, 2 bis 3 Fuß hohen Bäumchen habe ich auch kräftige Triebe R. centifolia, und Rosa alba, besonders von letzterer die Abart carnea, die sogenannte Mädchenrose, angewendet.

Ueber die weitere Kultur der Rosenstämme nur einige Worte. Die Rosen lieben einen kräftigen, nahrhaften, hinreichende Feuch-

Digitized by Google

tigkeit haltenden, lehmigen Boden, und vertragen eine Düngung mit gut verrottetem Kuhdünger sehr gut; auch eine Mischung des Bodens mit grober Holz- und Lauberde ist ihnen zuträglich. Die beste Zeit zum Verpflanzen ist jedenfalls der Herbst, im Oktober oder November, da sie im Frühjahr zeitig in Trieb kommen, und daher durch das Verpflanzen zu dieser Zeit noch mehr leiden. Die beste Veredlungsweise ist das Okuliren, was man theils aufs treibende Auge zu Ende Juni oder im Juli, theils aufs schlafende Auge im August oder September vornimmt. Gut ist es dabei, die Augen mit etwas Holz auszuschneiden, was zum bessern Anwachsen derselben von vielem Nutzen ist.

(Schluß folgt.)

Pot-Pourri.

Neuestes Straßenpflaster.

Einen Beitrag der sich stets thätiger entwickelnden vaterländischen Industrie, bildet auch die neue Pflasterungsmethode des Hrn. Gottfried Tesche, Ingenieur aus Wien (Vorstadt Schottenfeld), welche die meisten Unvollkommenheiten der bisherigen Straßenpflasterungen beseitigen soll. Seine Erfindung besteht im Wesentlichem aus Folgendem: 1) In einem ganz neuen Bindemittel, wodurch das zum grossen Nachtheile der Pflasterungen bisher bestandene Umherschwanken loser Steine ꝛc. oder ganzer Reihen derselben verhindeet, aller durch die bisherigen Sandüberzüge verursachten Staub und Kothmassen vermieden, manche frühzeitige, unbequeme und kostspielige Reparatur- oder Umpflasterungsarbeiten erspart, und somit dauerhaftere und zweckmäßigere Arbeiten erzielt werden. — 2) In mannichfaltigen chemischen oder mechanischen Verbindungen aus natürlichen oder künstlichen Substanzen, zu gemeinen wasserdicht zu machenden, genau adhärirenden Mörteln, wodurch der oben bezeichnete Zusammenhang nur um so sicherer erreicht, dem bisherigen höchst schädlichen Eindringen der Nässe und der Feuchtigkeit aber begegnet zu werden vermag. Die Erfindung des Hrn. Tesche, worüber derselbe bereits ein ausschließendes Privilegium erhalten hat, bietet angeblich noch den Vortheil, daß durch selbe der lästige Staub gänzlich vermieden wird, der sich bisher bei den Fußweg-Pflasterungen vom sanitätischen Standpunkte betrachtet, grossen Vortheil gewährt.

Die gute Ausrede.

Die besten italienischen Sängerinnen können oft nicht lesen, nicht schreiben, nicht eine Note, und singen doch, wie Nachtigallen, um nicht zu sagen, wie Engel. Ein feines Gehör, das jeden Ton gleich auffaßt, ein glückliches Gedächtniß, das ihn fest und sicher behält, ersetzt ihnen allen Mangel an Unterricht. Als die Lady Craven einst bei einer solchen Natursängerin des St. Carlotheaters war, und diese nach vielen Bitten sich zum Singen einer Arie bequemte, legte sie das Notenheft so auf, daß die letzte Seite zur ersten wurde, und die Worte Fine dell' aria verkehrt oben aufstanden. Die Lady legte die Noten zurecht, aber die Dame wollte nicht den Schein der Unwissenheit haben. „Sie müssen wissen," sagte sie, und drehte das Heft wieder um, „daß dieß eine hebräische Arie aus der jüdischen Synagoge hier ist, welche mit dem Ende anfängt." — Eine andere sang die Arie des Pargoletto: Il tuo destin non sai! In der Hand aber hielt sie die Stimme von einer ganz andern Arie, um doch den Schein zu haben, als könne sie vom Blatte lesen.

Die neue Lebensweise.

Ein Arzt in Florenz hatte die abentheuerliche Idee ausgesprochen, daß der Mensch auch leben könne, ohne Speise durch den Mund zu sich zu nehmen. Er dürfe sich nemlich nur nährende Stoffe auf der Haut einreiben, wo sie dann von den Poren aufgenommen, und stärkend und erhaltend durch den ganzen Körper verbreitet werden würden. Der berühmte deutsche Maler Hackert hatte davon gehört, und als er eines Morgens zum Frühstück in eine Locanda ging, traf er allda den sinnreichen Doktor. Sogleich streifte er sich den Aermel auf, griff nach einer Semmel, und fing mit ernsthaftester Miene an, den Arm aus Leibeskräften zu reiben. Alles stutzte, und der Arzt, sein nächster Nachbar, fragte verwundert, was er beginne? — „J nun, ich frühstücke nach Ihrer Vorschrift," war die sarkastische Antwort.

Merkwürdige Abneigung.

Der Dr. Beatti hatte eine Eigenthümlichkeit, über die seine Freunde lachten, — seinen Widerwillen gegen das Hahnkrähen. Die Schüler im Aberdeen-College lauerten, wenn sie einmal keine Schule haben wollten, dem Professor auf seinem Gange nach der Klasse auf und warfen ihm einen Hahn in den Weg. Dieser klatschte, sobald er sich frei fühlte, natürlich mit den Flügeln und stimmte auch wohl seinen Gesang an. In diesem Falle fuhr der Professor zurück, als habe ihn eine Schlange gebissen, kehrte um, schloß sich in seiner Wohnung ein und gab den Tag keinen Unterricht.

Anekdote.

Eine drollige Anekdote die man sich in Berlin erzählt, ist folgende: Ein Studioses der Medizin machte sein Examen. Zu seinen Examinatoren gehörten die Professoren Dieffenbach und Wolf. Bei dieser Prüfung genügte er so wenig seinen Examinatoren, besonders den beiden genannten, daß er abgewiesen wurde. Um sich dafür zu rächen, machte er ein paar Verse, worin es hieß: „Wenn man auch noch glücklich durch den tiefen Bach geschwommen, fällt man in die Klauen der Wölfe." — Diese Verse kamen in Umlauf, und so erhielt sie auch der Professor Wolf. Dieser schrieb darüber: „Aber der Wolf frißt nie Schaafe."

Charaden-Kranz.

Von Eduard v. Ambach.

I.

Ein Mann von viel Perfierie,
Herr Musel, ging einmal spazieren,
Da that voll süßer Harmonie
Der Cantor Luchs auch promeniren.
Herr Musel war ein Chikaneur,
Ihm war es Lust, die Leut' zu plagen,
Drum rief er auch den Cantor her,
Als hab' er etwas ihm zu sagen:
Pardon! sprach er, Herr Musikus,
Ein Räthsel fällt mir ein so eben;
Ich weiß, er ist ein schlauer Fuchs,
Ich will es ihm zu rathen geben.
Nun, Werther! paß er auf und höre,
Daß ich vernehmlich es erkläre:

Palindrom.

»Es ist die gold'ne schöne Zeit:
»Worauf sich jeder Winzer freut;
»Verkehrt ist es ein sanftes Thier,
»Mir kömmt es vor, es stehe hier.«
Luchs lächelte, und sprach dann heiter:
»Fürwahr da stehts,« und ging schnell weiter.

Digitized by Google

Nro. 22.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die sieben alten Weisen als sieben moderne Narren. (Von M. G. Saphir.) — Die Diebspolizei, mit besonderer Beziehung auf Paris. — Für Kaffeetrinker. — Ueber die Vermehrung der wilden Rosen zu Hochstämmern. — Pot-Pourri. — Anekdoten. Charaden-Kranz. — Charaden-Auflösung.

Die sieben alten Weisen als sieben moderne Narren.

Humoristische Vorlesung, von M. G. Saphir.
(Fortsetzung.)

Die Philosophie, m. f. H. u. H., sagt, man soll den Blick zur Erde senken, das ist aber das Unglück im Leben. Wenn der Mensch den Blick nur zum Himmel erheben würde, so würde er bei jedem Todtenfalle ersehen, daß sich die Erde unter uns nie öffnet, ohne daß sich auch der Himmel über uns öffnet.

Es ist keine Kunst, den Ball gegen den Himmel zu werfen, aber es ist eine Kunst, ihn aufzufangen, bevor er zur Erde fällt. Es ist kein Verdienst, den Blick gegen den Himmel zu werfen, aber es ist ein Verdienst, wenn der Himmel diesen Blick zurückweis't, diesen Blick nicht in die — Hölle fallen zu lassrn. —

Der weise Periander sagt: „Zwei Dinge sind schwer: „Geheimniß bewahren, und Frau bewahren!" Periander war auch nicht recht gescheidt, sonst würde er gesagt haben: „Bewahr das Geheimniß vor der Frau, so ist es wohl bewahrt!" aber wie man ein Grheimniß vor der Frau bewahrt, das eben ist das große Geheimniß, und warum uns der weise Periander dieses Geheimniß verschwieg, das ist sein Geheimniß! —

Wenn Jemand von etwas sagt: „Das kann ich nicht sagen!" so fängt er schon an, Etwas zu sagen; wenn Jemand sagt: „Das kann ich nicht glauben!" fängt er schon an, es zu glauben, und wenn Jemand sagt: „Ich besitze eine Geliebte, ich besitze ein Geheimniß!" der hat beide schon halb verrathen. — Wer ein Frauenzimmer gewinnen will, der sage ihr nur: „In mir liegt ein grosses Geheimniß, ich bin bloß sein Futteral, aber ich gebe das Gehimniß ohne Futteral nicht her." — Dann nimmt das Frauenzimmer wegen des Geheimnisses auch das Futteral. Die Frauen machen gerne aus ihrem Herzen ein Geheimniß, die Männer machen gerne aus ihrem Magen ein Geheimniß. Jede Frau will haben, daß der Mann ihr Herz errathen soll, jeder Mann will haben, daß die Frau seinen Magen errathen soll. Jeder Blick des Manns soll sagen: „Herz, mein Herz, was willst du haben?" jeder Blick der Frau soll sagen: „Magen, mein Magen, was willst du haben?" Auch im Errathrn unterscheiden sich die Frauen zu ihrem Vortheil von den Männern. Die Männer errathen die Menschen nur, wenn sie sie hassen, die Frauen, wenn sie sie lieben. Unsere Männer machens mit den Frauen, wie die Recensenten mit den Büchern; sie beurtheilen sie, ohne sie zu kennen; die Frauen machens mit den Männern auch wie mit den Büchern, sie überschlagen das ganze Buch, und wollen bloß sehen, wie die Sache ausgeht. Im Herzen der Frauen ist die Liebe Hausfrau, sie wird nicht gesteigert und bleibt wohnen, im Herzen der Männer wohnt die Liebe zur Miethe, sie steigern sie so lange, bis sie ganz auszieht. — Die Männerherzen sind wie große Armeen, wenn sie vorwärts marschiren, und im Siege begriffen sind, werfen sie sich nur auf Hauptplätze und große Festungen, wenn sie im Rückzuge begriffen sind, nehmen sie jeden Gänsestall mit. Unsere liebenden Jünglinge sind wie die Brathühner, wenn sie so recht gebraten sind, so tragen sie auswendig unter einem Flügel den Magen, und unter dem andern das Herz und die Leber; inwendig aber sind sie leer.

Die Männer sind selbst in der Liebe ein Bischen grob, die Frauen sind selbst im Hasse artig. Ein Frauenzimmer ist wie ein Brief, wenn ein Brief auch noch so grob ist, so fängt er mit einem Kompliment an, und hört mit einem Kompliment auf. Wenn das ganze Frauenzimmer auch sonst gar nichts von uns wissen will, den Kopf und den Fuß zeigt sie uns immer gerne von der schönsten Seite. Die Ehe selbst betrachten die Frauen als das letzte Avancement der Liebe, bei den Männern hingegen wird in der Ehe die Liebe bloß mit erhöhtem Charakter in Ruhestand gesetzt. Was die Männer an den Flitterwochen abgekürzt haben, das haben sie an den Flegeljahren zugelegt. Jede Parthie ist vor der Heirath eine einfache Parthie, nach der Heirath wird eine Parthie à la guerre daraus. Bei dieser Parthie gewinnt aber der, der sich am ersten verlauft. Es giebt Mädchen, gegen die das Schicksal nun einmal durchaus Parthie genommen hat, wollen sie eine Landparthie machen, so regnet es, wollen sie eine Schlittenparthie machen, so thauet es, wollen sie eine Whistparthie und eine Parthie überhaupt machen, fehlt ihnen der Mann und Strohmann; aus Ueberdruß ergreifen sie endlich die eigene Parthie, und machen alle zusammen eine Contre-Parthie gegen das Schicksal und gegen die Männer, d. h. gegen ihre Schicksalsmänner und gegen ihe Männerschicksal. Die Ehe ist das Grab der Liebe, sagt man, das ist ganz richtig, denn Jeder bekömmt sogleich sein Kreuz, allein auf diesem Grabe kann man nicht lesen: „hier ruhen sie!"

Gegen die häuslichen Leiden der Frauen gibt es keine heilenden, aber doch schmerzstillende Tropfen: die Thränen, und gegen die häuslichen Leiden der Männer gibt es nur ein großes Heil- und Linderungspflaster, das — Straßenpflaster. —

Ein anderer Weiser, m. f. H. u. H., Pittakus, sagt: „Handle recht, und schließe mit der Zeit ab!" Wenn der weise Pittakus auf die Börse gegangen wäre, so würde er gesehen haben, daß der nicht recht handelt, der auf Zeit abschließt. — Allein Pittakus ging nicht auf die Börse, und darum allein war er schon der weise Pittakus.

Die geiechische Weisheit bestand in „viel Wissen und wenig Handeln!" unsere Weisheit besteht darin: „von Nichts wissen, und mit Allem handeln!" — Die ganze Welt scheint jetzt aus der Schule des Aristoteles zu kommen, denn der weise Aristoteles lehrt: „Die höchste Blüthe der menschlichen Vernunft ist die Spekulation."

Pittakus, m. f. H. u. H., hat gut sagen: „Schließe mit der Zeit ab!" denn zu seiner Zeit hat es noch keinen Zeitgeist gegeben, jetzt aber hat jeder Tag 24 Stunden und 24 Zeitgeiste, und der Geist läßt sich nicht abschließen. Die Zeit wird jetzt nicht von der Mutter: „Weisheit," sondern vom Papa: „Geist" erzogen, und man weiß, daß Töchter, die von Vätern erzogen werden, selten gut erzogen sind.

Digitized by Google

Die Zeit ist die Kuriositäten-Kammer des Lebens: die Vergangenheit ist das — Naturalienkabinet, in ihm stehen die versteinerte Geschichte, die ausgestopften Erfahrungen, und die Skelette großer Thaten. Die Gegenwart ist die Camera obscura unserer Wünsche und Hoffnungen, und die Zukunft ist das Schattenspiel der Fantasie. Es gibt eine bestimmte und eine unbestimmte Zeit, einen bestimmten und einen unbestimmten Geist, das Unglück bei unserem Zeitgeiste aber ist, daß immer zu bestimmten Zeiten ein unbestimmter Geist das Wort führen will! —

Ein anderer Weise, Thales, hat zwei Sprüche: „Kenne dich selbst," und: „ich trage Alles bei mir!" Wenn man Alles bei sich trägt, kann man sich leicht kennen lernen, denn dann trägt man auch sein Ich bei sich. Bei uns aber ist unser Ich sehr oft zertheilt, ein Theil von unserem Ich haben wir zu Haus in Bankaktien liegen, ein anderes Stück von unserem Ich liegt in der Sparkasse, noch ein Theil von unserem Ich wird erst drei Monat nach dato zahlbar, wie sollen wir da unser Ich kennen lernen?

Wenn wir die gesprochenen Worte sehen könnten, m. f. H. u. H., so würden wir sehen, daß jeder Mensch das Ich mit einem großen I ausspricht, und das Du mit einem kleinen d. Ueberhaupt, m. f. H. u. H., wenn man zu Jemand so recht vom Herzen Du sagt, so macht man sein Ich fett, wer aber so recht vom Herzen Ich sagt, der läßt das Du verhungern. —

Ein anderer Weiser — Solon sagt: „Man lobe Niemand, seines Reichthums halber." Herr Solon wird erlauben, daß ihn die Journalisten etwas auslachen.

Die Devise der Journalisten ist: „Lobe Jeden des Reichthums halber!" nicht so sehr, weil er reich ist, sondern damit sie reich werden. Im Grunde aber loben unsere Journalisten gewiß nicht des Reichthums halber, denn sie loben ja am Meisten sich selbst. Die Journale gleichen darin den Uhren, daß sie meistens repetiren, allein bei den Uhren erkennt man an ihrem Picken, daß sie gehen; wenn aber die Journale unter einander zu picken anfangen, so ist das ein Zeichen, daß sie nicht gehen.

An Nichts existirt jetzt ein solcher Reichthum, m. f. H. u. H., als an — Witz, und man kann annehmen, daß in einer Gesellschaft von acht Personen, neun Klavier spielen und zehn witzig sind. Wenn Einer aber wirklich witzig ist, so werden alle schlechte Witze auf seine Firma gemacht, es geht ihm mit dem Witz wie Maria Farina in Köln mit dem Kölnerwasser, wo nur schlechte Kölnerwasser gemacht werden, hat sie alle Maria Farina gemacht.

Der Witz aber ist oft ein sehr nöthiges Lebenselement, z. B. in der Ehe, denn der Witz besteht in der Kunst, zwei widersprechende Gegenstände zu vergleichen. Das Unglück in dem Witz der Ehe ist nur das, daß bei den Frauen der Witz kömmt, wenn der Mann ausgeht, und bei dem Mann der Witz ausgeht, wenn die Frau kömmt. Die meisten Journalisten und Kritiker, die witzig seyn wollen, vergessen, daß der Witz bloß eine Schlittenpeitsche ist zum Knallen, und keine Fuhrmannspeitsche zum — Zuschlagen. Viele Journalisten und Recensenten sind wie die Kakadu's, sie ziehen die Klaue ein, wenn sie gefüttert werden, und drücken ein Auge zu, wenn sie zu trinken bekommen. Die witzigen Recensenten sind wie die Mädchen, sie lachen bloß um zu zeigen, daß sie Zähne haben, sie beissen, aber nur dann, wenn sie nichts zu beissen haben. In der Kritik ist es umgekehrt, wie in der Medizin. In der Medizin erregt die Ochsengalle den Hunger, in der Kritik erregt der Hunger die Ochsengalle. Viele Kritiker betrachten die Künstler wie Schafe, sie geben ihnen statt Futter — Salz, und dennoch behandeln sie sie auch umgekehrt wie die Schafe, denn, wenn man die Schafe scheeren will, wäscht man sie erst, wenn die Kritiker die Künstler scheeren wollen, so waschen sie sie gar nicht. Ein guter Satyriker überhaupt, ist wie ein gutes Tranchirmesser, je schärfer seine Schneide ist, desto breiter muß sein Rücken seyn!

Der wahrhaft Witzige muß seyn, wie das Weltmeer, wenn er lacht, müssen sich die goldenen Sterne in ihm abspiegeln, und wenn er stürmt, muß er seine Wogen gegen den Himmel tragen. Leider gleichen Viele nur darin dem Weltmeere, daß sie bloß wässerig und gesalzen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Die Diebspolizei, mit besonderer Beziehung auf Paris.

(Fortsetzung.)

Aber es lag dem La Reinie nicht blos ob, Paris zu säubern und zu erleuchten, sondern es auch, wie die Legende der Medaille es andeutet, von dem Raubgesindel zu befreien, das darin sein Unwesen trieb. Um auch diesen Zweck gehörig zu erfüllen, organisirte er das Spürwesen, und da er wohl einsah, daß diese Diebe nur durch Diebe, die zwischen einem sichern Erwerb oder dem Strange zu wählen hätten, auszukundschaften seyn würden, so stellte er einen berühmten Beutelschneider-Chef, der dabei betroffen worden war, als er in dem Hôtel des Polizeilieutenants selbst stehlen wollte, an die Spitze dieses Theiles seiner Administration.

Die Nachfolger von La Reinie, namentlich Hr v. Argenson, der sich in dem Posten eines Polizeilieutenants berühmt gemacht und dessen administratives Leben Fontenelle Stoff zu einer seiner besten Lobreden gegeben hat, Herr von Sartines und Herr Lenoir haben ganz dasselbe System befolgt; nicht anders war es unter unserem Kaiserreiche, nicht anders ist es gegenwärtig, nur hat man die Mittel des Handelns der Ausbreitung der Bevölkerung angemessen gemacht.

Es ist nun eine erwiesene Sache, daß eine genaue Polizei-Aufsicht ohne Beihülfe bekehrter Diebe unmöglich ist. Schon öfter haben wackre Männer, von den besten Absichten beseelt, oder leider ohne Erfahrung, die Idee gehabt, die Polizei völlig moralisch zu machen und diejenigen daraus zu entfernen, deren früheres Betragen zweifelhaft war; es sind zu dem Ende schon manche Versuche gemacht worden, aber stets ohne Erfolg und zum Nachtheil der öffentlichen Sicherheit und Ruhe. Was übrigens auch noch den Beweis liefert, daß das angenommene System nicht so schädlich ist, als es von einem übertriebenen Rigorismus gehalten wird, das ist der Umstand, daß Beispiele des Rückfalls äußerst selten sind.

In der großen Armee der Agenten der Diebspolizei, deren Stab die Sicherheitsbrigade ist, sind die Angeber die Soldaten; sie sind versteckte Agenten, Diebe in Disponibilität, stets mit der Ausführung eines Arrestbefehls bedroht, den man im Hinterhalte hält. Sie leben von dem Gelde der Polizei, bis sich die Gelegenheit zu einem Geschäfte findet, bei dem sie, wenn nicht auf der That ertappt, von andern Angebern denuncirt werden.

Die Rolle des Angebers ist wie eine Art von Noviciat anzusehen: es ist eine Probezeit, die ohne Fehl bestanden werden muß, um zum Lohn für ein gutes Betragen, für einen beharrlichen Eifer, für ausgezeichnete Dienste in die Sicherheitsbrigade aufgenommen zu werden. In dieser höher zu steigen, dazu bedarf es des Talents, des Talents in hohem Grade. Dadurch ist es Vidocq und Coco-Lacour möglich geworden, es bis zu Obergeneralen der Sicherheitsbrigade zu bringen.

Alle diese Männer verdanken eine Feinheit des Takts, die es ihnen möglich macht, auf den ersten Blick unter einer Menge Menschen denjenigen zu erkennen, der einen Diebstahl im Schilde führt, mehr ihrem früheren Gewerbe als einer neuen Einübung.

Digitized by Google

Zu Paris bleiben wenig Verbrecher unbestraft; die Agenten, besonders die Angeber, bleiben mit den Dieben in einem Verkehr, der sie von eines jeden Verirrungen und Gewohnheiten in Kenntniß setzt. Wenn ein Verbrechen begangen worden ist, so verlieren sich die Forschungen nach den Urhebern nicht in der übergroßen Zahl der Familie. Die Diebe haben in'sgesammt ihre Specialität, ihre eigenthümliche Gewohnheit, ihre verschiedene Art zu stehlen. Wenn es sich um ein großes Verbrechen handelt, um einen Diebstahl mit Einbruch, durch Einsteigen, mit falschen Schlüsseln, oder um einen Mord, so concentriren sich die Forschungen zuvörderst auf die freigelassenen Galeerensclaven, die außerdem stets besonders im Auge gehalten und beaufsichtigt werden. Es ist der Polizei bekannt, daß die in den Detentionshäusern begonnene Ausbildung im Bagno vollendet wird; sie weiß, daß das Bagno ein Strudel ist, der alles in sich hineinzieht, was er einmal gefaßt hat: wer da heraus kommt, der muß früh oder spät, dahin zurück — es ist ein unauflöslicher Pact; die Kette und der Sclave können nicht lange von einander getrennt seyn. Die Verbrechen, die der Gerechtigkeit verhehlt bleiben, sind in der Regel solche, die von angehenden Verbrechern die noch jeder Affiliation fremd sind, verübt werdin.

Nur die Polizei allein ist über Paris im Klaren, und wenn man eben so gut als sie über diese große Hauptstadt der Künste und der Industrie, wie Robert Macaire sie nennt, unterrichtet wäre, so wagte man es vielleicht nicht, darin zu wohnen. Sie weiß, daß das Verbrechen alle Formen annimmt in Paris, daß es sich eben so wohl unter dem Schein des Luxus als unter der Maske der Armuth verbirgt, und so läßt sie sich durch nichts blenden, durch nichts irre führen; sie sieht auf den Menschen, nicht auf den Rock, den er trägt.

Die Diebe bilden zu Paris eine besondere Klasse, eine eigene Freimaurerei, die ihre speciellen mystischen Zeichen, ihre eigenthümliche Sprache hat. Es ist eine Gesellschaft, in der Gesellschaft, mit ihren hierarchischen Statuten und Regeln, ja ich möchte fast sagen mit ihren Institutionen und mit ihrem Budget. Die Diebe, deren organisirte Banden sich unaufhörlich aus dem rekrutiren, was die Gefängnisse der Gesellschaft zurückgeben, aus dem, was das Laster, und das größte aller Laster, die Faulheit ihnen liefern, unterstützen sich in der Gefahr, helfen sich in der Noth. —

Wenn ein Dieb festgenommen wird, so stellt ihm die Gesellschaft eine Frau, die für ihn als Mutter oder als Schwester auftritt, den Instruktionsrichter durch Thränen zu erweichen sucht, ihm selbst einen Defensor und häufig Zeugen für seine Schuldlosigkeit anschafft. Wenn der Verdammung nicht zu entgehen war, so begleitet den Verurtheilten der Schutz der Genossen zum Gefängniß, in's Bagno: er erhält dort Unterstützung an Geld, und man geht ihm mit allen Mitteln an die Hand, die seine Flucht befördern können.

Von diesem allen entgeht der Polizei nichts; sie behält die Associationen auch in ihrer Entwickelnng im Auge; sie zählt deren Mitglieder und hält Register über ihre Veränderung. Den Dieben ihrerseits ist die Aufsicht nicht unbekannt, die über sie geübt wird; sie kennen fast alle Agenten, so wie sie von allen Agenten gekannt sind; zwischen ihnen und ihren Gegnern besteht ein Kampf der Intelligenz und der List.

(Fortsetzung folgt.)

Für Kaffeetrinker.

(Eingesandt.)

In einem Wiener Kaffeehaus wird seit Jahren eine Methode, Kaffeebohnen zu rösten, befolgt, die Einsender geprüft und praktisch befunden hat. Sie besteht darin, daß man auf 1 Pfd. Kaffeebohnen ein Stück weißen Zuckers, 1½ Quint schwer, wirft, etwas langsam röstet und während des Röstens oft schüttelt, um das Zusammenkleben der Bohnen zu vermeiden. Noch besser ist es, das Zuckerstück erst dann in die Trommel zu bringen, wenn die Bohnen schon so heiß sind, daß sie zu dämpfen anfangen. Hat man die gerösteten Bohnen aus der Tromel geschüttelt, so braucht man sie nicht zuzudecken, sondern suche sie schnell abzukühlen.

— Die so zubereiteten Bohnen sind nicht so voluminös wie nach gewöhnlicher Röstung geworden und lassen sich schwieriger mahlen; ein Umstand, der freilich den Köchinnen unangenehm seyn wird. Ausserdem sind die Bohnen mit einer zuckerigen Glasur überzogen, welche eben den Nutzen bedingt, der sich daraus erklärt, daß das sich beim Erhitzen bildende flüchtige Aroma durch die Zuckerglasur abgehalten wird, so leicht zu entweichen. Nach dieser Vorschrift läßt sich auch aus mittelfeinen blassen Bohnen sehr guter Kaffee bereiten. R. R.

Zu gleicher Zeit empfehlen wir eine, von Hrn. G. Koch jun. in Frankfurt a. M. erfundene Kaffeemaschine mit Luft- und Spiritusheizung, vermittelst welcher man sich sehr schnell und mit ganz geringen Kosten 3 — 4 Tassen Kaffee innerhalb 3½ Minuten verschaffen kann; sie findet auswärts allgemeine Anerkennung. In Dinglers „Polytechnischem Journal" heißt es darüber u. A.: „Diese Maschine zeichnet sich dadurch von allen bisherigen aus, daß sie vermittelst Luftheizung schnellee, als alle andeen, nämlich in 3 — 4 Minuten und mit nur ganz wenigem Spiritus (für ½ kr.) kaltes Wasser in's Kochen bringt, und dabei die Milch mit abkocht, was bisher noch von keinem derartigen Apparat erreicht wurde, indem die Milch bisher immer nur von dem Schwaden oder den Dämpfen des heißen Wassers gelinde erwärmt wurde. Die Construction hat einige Aehnlichkeit mit dem vor einiger Zeit in Berlin erfundenen Spiritusofen für Zimmerheizung." Der Wasserbehälter ist von allen Seiten, nämlich innen, außen, unten und oben, vom Feuer umgeben. Auch ist die Vorkehrung daran getroffen, daß die Spiritusflamme, wenn das Wasser gekocht hat, von selbst erlischt.

Ueber die Vermehrung der wilden Rosen zu Hochstämmen.

(Schluß.)

Ich komme nun zu dem eigentlichen Gegenstande meiner Bemerkungen.

Da hier nur von einer Vermehrung oder Vervielfältigung der wilden Rosenstämme die Rede seyn soll, so nehme ich an, daß man schon im Besitze einer oder mehrerer Rosenbäumchen sey, oder aber Gelegenheit habe, sich dergleichen aus der Wildniß zu verschaffen, oder dieselben wenigstens in der Gegend zu finden seyen. Sowol an schon veredelten Rosenstämmen, als auch natürlich an denen, die wild wachsen, wird man in jedem Frühjahr Wurzelschößlinge bemerken, die mehr oder weniger in der Nähe des Hochstammes aus der Erde hervortreiben. Ich unterscheide diese von denjenigen Trieben, die unmittelbar am Stamme selbst hervorkommen, die für diesen nachtheilig sind, indem sie den der Krone bestimmten Saft aufhalten und an sich ziehen, wodurch letztere nach und nach leidet; diese müssen daher, am Besten, so wie sie sich zeigen, weggenommen werden. Die zuerst erwähnten aber, die gewöhnlich bei schon veredelten Bäumchen auch schon für schädlich gehalten, und daher ebenfalls vertilgt wurden, schone man, indem sie uns in doppelter Rücksicht nützlich werden können. Denn erstens kann man aus ihnen, wenn der eigentliche Stamm zu alt wird, oder durch irgend einen Zufall verloren geht, schon früher Ersatzstämme bilden, die dann die Stelle der ältern oder verloren gegangenen vertreten, oder zweitens, man kann sie durch ein leichtes Verfahren zu selbstständigen Individuen erziehen.

Man läßt diese Wurzelschößlinge ruhig wachsen, ja sorgt obendrein durch angemessene Düngung und öfteres Begießen da-

Digitized by Google

für, daß sie sich kräftig entwickeln, und schützt sie vor Beschädigungen. Ohne dem Hauptstamme zu schaden, werden sie bald heranwachsen, und bis gegen Ende Juli eine Höhe von 5 — 6 Fuß oder noch mehr erreicht haben. Zu dieser Zeit nun, nämlich Ausgangs Juli oder Anfangs August, nimmt man mit ihnen folgende Operation vor. Man räumt dann die Erde behutsam rund um sie herum weg, so daß die Basis des Schößlings ganz frei wird, und untersucht denselben, nach welcher Seite hin er sich am besten biegen läßt. Auf dieser Seite wird derselbe nun so tief unten, als möglich, wie beim Ablegen der Nelken, 3 — 4 Zoll lang gespalten, und die passende Hälfte unterhalb eines Knotens quer durchgeschnitten, hierauf niedergebogen, und der abgeschnittene Theil senkrecht in die Erde gebracht, und vermittelst starker Hacken in dieser Lage festgehalten. Ist der Boden von Natur nicht locker und kräftig genug, so füllt man rings um den Ableger die Grube mit guter, nahehafter Erde, über die man die herausgenommene noch aufbringt, und von derselben einen Kranz rings um den abgelegten Schößling macht. Hernach steckt man einen hinreichend starken und langen Stab neben dem Ableger ein, an welchen man ihn bindet, und gießt ihn zuletzt tüchtig an. Man hält nun die Erde rein von Unkraut, und sorgt, daß sie bei trockenem Wetter hinlänglich feucht gehalten werde, zu welchem Ende es auch gut ist, dieselbe rings um den Ableger mit Fichtennadeln zu bedecken, wodurch die Feuchtigkeit angehalten, und die zu starken Strahlen der Sonne gehindert werden, den Boden zu sehr auszutrocknen.

Die auf diese Art abgelegten Schößlinge schlagen nun selbst Wurzeln, die im Laufe der Monate August und September stark genug werden, um den nun selbstständig gewordenen Stamm allein zu ernähren. Im Oktober entfernt man zu dem Ende die Erde von dem noch mit dem alten Stamme zusammenhängenden Theile des Ablegers, schneidet diesen ab, und nimmt ihn behutsam, damit die jungen Wurzeln nicht abgerissen werden, heraus, worauf man ihn entweder gleich auf seinen künftigen Standort, oder aber in die Rosenbaumschule pflanzt, damit er im nächsten oder zweiten Sommer veredelt werden könne. Wenn auch zuweilen mit nicht vielen Wurzeln versehen, wachsen diese Ableger doch sehr gut an, und bilden später schöne Stämme, die sich auch leichter verpflanzen lassen.

Ich habe bei der Beschreibung dieses Verfahrens Bezug auf einen schon im Garten stehenden, veredelten Grundstamm genommen, aber dasselbe läßt sich mit gleichem Erfolge auch bei den Schößlingen der noch im Freien wildwachsenden Stämme anwenden, ja man hat hier öftere Gelegenheit von einer Pflanze mehrere Triebe zugleich ablegen zu können. Freilich müssen dann dieselben einen beschützten Standort haben, oder man muß dafür sorgen, sie auf irgend eine Weise vor Beschädigung durch Menschen oder Thiere zu schützen. Noch leichter würde dieses Verfahren von Statten gehen, wenn man einige starke wilde Stämme auf ein gut gedüngtes und verbessertes Beet in gehöriger Entfernung von einander einpflanzte, und hier die jedes Jahr hervortreibenden stärksten Schößlinge ablegte.

Es bedarf keines weitern Nachweises, daß das von mir befolgte und hier mitgetheilte Verfahren manche Vortheile darbietet, und gewiß als ein weiterer Beitrag zur Vermehrung der hochstämmigen Rosen angesehen werden kann. Besonders möchte die Weise, die Rosenableger an wildwachsenden Stämmen zu machen, alle Beachtung verdienen, indem man bei diesen des mühsamen Herausgrabens tiefwurzelnder Exemplare überhoben wäre, und zudem eine beständige Quelle, die abgegangenen oder fehlenden Stämme bald zu ersetzen, haben würde. Es sollte mich sehr freuen, wenn ich durch die Bekanntmachung dieses Verfahrens einigermaßen beigetragen hätte, die Beschaffung der, jedem Garten zur Zierde gereichenden hochstämmigen Rosenbäumchen zu erleichtern und allgemeiner zu machen. (Auf Verlangen mitgetheilt.)

Pot-Pourri.

Wie wird man ein Bassist?

Ferrari, der seiner Zeit ein berühmter Componist war, erzählt in seinen eben erschienenen Denkwürdigkeiten unter vielen anderen Anekdoten auch die folgende: In einer kalten Dezembernacht machte ein Mann in einem kleinen Dorfe Tyrols das Fenster auf und stellte sich fast ganz unbekleidet an dasselbe; „Peter," rief ihm ein Nachbar zu, der eben vorüberging, was machst Du denn da?" — „Ich hole mir einen Schnupfen." — „Warum denn?" — „Damit ich morgen in der Kirche Baß singen kann."

Der Buchstabe M führt eine wahrhafte Herrschaft im Reiche der Musik; nicht nur bildet er den Anfang und die Spitze aller Musik, auch den berühmtesten musikalischen Namen hat es sich vorangestellt. Da begegnet man den Komponisten Mozart, Mehul, Mendelssohn-Bartholdy, Meyerbeer, Meyer (Simon), Marschner, Methfessel, Mercadante, Morlacchi, Müller (Wenzel), den Virtuosen Müller (Gebrüder), Müller (Iwan, Moscheles, Mayseder, Maurer, Möser, Molique, Merk; den Sängerinnen Malibran, Mara, Milder-Hauptmann u. s. w. Wer glaubt, daß dieses Beispiel sich an anderen Buchstaben wiederholen lasse, wird sich durch den Versuch vom Gegentheile überzeugen.

So ändern sich die Zeiten.

Der bekannte Witz, genannt v. Dörring, der vor 18 bis 20 Jahren von der Demagogie Profession machte, und dessen Schriften so großes Aufsehen erregten, ist Gutsbesitzer in Urbanowitz bei Kosel in Schlesien. Statt die Welt zu reformiren, beschäftigt er sich jetzt mit Veredlung des Schafviehes. Eine Ankündigung in einer Breslauer Zeitung lautet: „Aus meiner durchaus gesunden, reichwolligen, wohlveredelten Schaafheerde sind circa zweihundert Stück zuchttaugliche Mütter und hundertundfünfzig Schöpse zum Verkaufe ausgesetzt. Witg. v. Dörring."

Anekdoten.

Bei einem Auflaufe in Berlin wurde ein nach dem Schloßplatze laufender Junge von einem Andern gefragt, wohin er so eilig wolle? „Ich will nur machen," antwortete jener, „daß ich bei dem Spektakel einen guten Platz kriege!" — „Nimm Dir man nur in Acht," entgegnete der Andere, „daß Du nicht einen Sperrsitz bekommst.,,

Charaden-Kranz.

Von Eduard v. Ambach.

2.

Räthsel.

Drei Worte sind's, die sollst Du, Leser, rathen,
Sie sind in aller Welt bekannt,
Das Erste deutet auf vollbrachte Thaten,
Wer's hat, der wird ein Christ genannt.
Das zweite trügt, doch immer ist's willkommen,
Mit unserm Sinn ist es verwandt;
Wird es einmal für immer Dir genommen,
Ist Muth und Lust von Dir verbannt.
Das Dritt' beseelt den Weisen wie den Thoren,
Den König wie den ärmsten Mann;
Es ist uns von der Mutter angeboren,
Des Lebens Wohlfahrt hängt daran.
Und keine Macht der Welt kann es erschüttern,
Der Störer spricht sich sein Gericht:
Es banget nie, kein Drohen macht es zittern,
Weil selbst das Herzblut dafür spricht.
Dieß sind die Worte, die uns Kräfte geben,
Zu ihnen muß der Christ den Geist erheben.

Auflösung der Charade im Sammler Nro. 21: „Lese."

Digitized by Google

Nr. 23.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der würdige Sohn des „besten Herzens." — Die sieben alten Weisen als sieben moderne Narren. (Von G. M. Saphir.) — Die Diebspolizei, mit besonderer Beziehung auf Paris. (Schluß.) — Pot-Pourri. — Charaden-Kranz. — Charaden-Auflösung.

Der würdige Sohn des „besten Herzens."

Eine Thatsache aus dem Leben unsers geliebten Königs Ludwig.

Zur Feier
Allerhöchstseiner glücklichen Heimkehr aus Italien
erzählt
vom
Klausner an der Salzach.

Schon von Jugend auf war *** von seinen Eltern und Verwandten zum geistlichen Stande bestimmt, zum Jünglinge herangereift, fühlte er zu diesem Berufe nicht die mindeste Neigung; mit Bedauern, den Wünschen der Seinigen nicht entsprechen zu können, wählte er das Fachstudium der Rechte. Alsogleich hörte alle Unterstützung aus dem väterlichen Hause auf, ungeachtet aller Vorstellungen der geistlichen und weltlichen Behörden. *** mußte seine Studien aufgeben, trat als Hofmeister und Hausekretär in Privatdienste, und erwarb sich die besondere Zufriedenheit der vornehmen Herrschaft.

Zwei Jahre lang trug *** die Last von überbürdeten Arbeiten, und eine Menge Unannehmlichkeiten mit seinen Zöglingen; eine höchst gefährliche Krankheit endete dieses Verhältniß, und er wurde in diesem Zustande nach Hause gebracht, wo er nach seiner Genesung die übelste Behandlung erdulden mußte. Man sperrte ihn ein, gab ihm nichts zu essen, traf alle Vorkehrung, eine Flucht unmöglich zu machen, und zwang ihn so zum Studium der Theologie. Nie gewohnt, seine Berufsgeschäfte zu vernachläßigen, widmete er sich, obwohl ohne Neigung, auch diesem Fache mit allem Eifer, behauptete stets den ersten Platz, und gewann dadurch die Liebe seiner Vorgesetzten, die von Allem nichts mußten.

Es wäre ihm jetzt selbst angenehm gewesen, wenn ihm Gott Freude zum geistlichen Stande eingeflößt hätte, um so den Anforderungen seiner theuern Angehörigen entsprechen zu können; allein im Priesterseminar, worin er sich schon 1½ Jahre befand, lernte er die Pflichten und die Verantwortlichkeit eines Seelsorgers im wahren Sinne, und seine Untauglichkeit hiezu immer mehr kennen. Seine Seelenruhe war dahin; nirgends konnte er Rettung, nirgends Hülfe finden; seine Eltern und Verwandten blieben taub gegen alles Flehen des unglücklichen Sohnes; er war der Verzweiflung nahe; denn der Gedanke, um des bloßen Brodes willen ein unwürdiger, für immer unzufriedener Priester werden, und so daß allgemeine Beste den Launen seiner Verwandten aufopfern zu müßen, wodurch er sich und Andere zeitlich und ewig unglücklich gemacht hätte, dieser Gedanke dünkte ihm schrecklicher, als der Tod selbst.

In dieser wahrhaft peinlichen Lage wendete sich *** an Se. Maj. unsern allgeliebten König Ludwig, bat um Rettung aus diesem namenlosen Unglücke, und der hochherzige König, der sein höchstes Glück darin findet, wahrhaft Bedrängten zu helfen, verlangte vom Herrn Bischofe zu * Bericht über Fleiß, Talente, Fortschritte und Betragen des Bittstellers, und da dieser Bericht sehr vortheilhaft für *** ausfiel, so löste der König sogleich die Fesseln, die man ihm so unbarmherzig angelegt hatte; durch seine Rettung glücklich, konnte der Jüngling nun das Seminar verlassen, mußte aber leider fast alle Kleidung, Bett und Wäsche, seinen Verwandten zurücklassen.

Seine Majestät der König ließen alle Studienkosten aus Allerhöchstihrer Cabinetscassa bestreiten.

Kaum vom Seminar in München angekommen, wurde *** der allerhöchsten Gnade einer Audienz gewürdiget; der König war sehr herablassend, und schien von den Dankesthränen des Geretteten gerührt, sprach zu ihm mit väterlicher Huld, empfahl ihm Fleiß, guten Gebrauch seiner Talente, Moralität, warnte ihn vor manchen Gefahren, und versicherte ihn Seines Allerhöchsten Wohlwollens. Seine königliche Majestät sorgten auch während der zwei Jahre auf's Sorgfältigste für ***; er erhielt Alles auf Rechnung der k. Kabinetskassa, als: „Wohnung, Kleidung Kost, Holz, Licht, Bücher, Papier, u. s. w., kurz er wurde ganz auf Kosten des Königs verpflegt.

Als er einst schwer erkrankte, bekam er Arzt und Arzneien von Seite des k. Hofes; der edelmüthige König ließ Allerhöchstsich zweimal nach seinem Befinden erkundigen, und einmal erschien sogar, aus Auftrag Seiner Majestät, ein Hofbeamter, und überbrachte ihm eine Summe Geldes, damit er sich noch besser pflegen könne.

Von dieser gränzenlosen Huld Seiner Königlichen Majestät tief ergriffen, arbeitete *** Tag und Nacht, und brachte es schon nach drei Semestern dahin, den theoretischen Concurs mit der Note der Auszeichnung bestehen zu können.

Der König, hievon in Kenntniß gesetzt, drückte *** Allerhöchstseine besondere Zufriedenheit hierüber aus, ermunterte ihn, die zwei praktischen Jahre recht gut anzuwenden, bezeichnete ihm genau die Art, wie er den betretenen Weg zu wandeln habe, warnte ihn, wiederholt vor Mißbrauch seiner Talente, und versprach, seiner Zeit auf ihn Bedacht zu nehmen. Zum Schlusse gaben ihm Seine königliche Majestät noch einen sprechenden Beweis der Werthschätzung wissenschaftlichen Strebens durch die huldvolle Aeußerung der Geneigtheit, ihn auf Allerhöchstihre Kosten die Würde eines Doctors beider Rechte erwerben zu lassen.

„Ich war ein Gefangener," schrieb der überselige *** an einen Freund; „Seine Majestät befreiten mich, kleideten mich, nährten mich, behandelten mich wie ein Vater, und machen mich namenlos glücklich!"

*** wurde wieder von einer schweren, sehr bedenklichen Krankheit befallen, während welcher ihm der König alle mögliche Pflege angedeihen, und sich wöchentlich dreimal nach seinem Befinden allergnädigst erkundigen zu lassen geruhte. Ein sehr hochgestellter Hofbeamter beglückte *** sogar mit einem persönlichen Besuche. Seine Eltern und Verwandten zeigten sich auf Ver-

Google

mittlung zur Versöhnung geneigt, und versprachen, ihm Alles, was sie ihm bei seinem Austritte aus dem Seminar abgenommen hatten, so wie noch viel im elterlichen Hause befindliches: ein neues Bett, Wäsche, Kleidungsstücke, eine Uhr, einige hundert Bücher, Schränke, Tische u. s. w., zu verabfolgen; wenige Tage vor der Absendung legte eine Mordbrennerische Hand Feuer an das elterliche Haus; das ganze Habe, bis auf Unbedeutendes, was gerettet werden konnte, stürzte in Asche zusammen. *** ist jetzt Doctor beider Rechte, und kann wohl, nach einer wunderbaren Fügung Gottes, durch die unendliche Huld unsers allgeliebten Königes Ludwig, dereinst die liebende Stütze seiner Eltern und Geschwister werden, die ihm aus Eifer für eine andere Sache so lange ihre Liebe entzogen hatten. — Heil unserem Könige Ludwig, dem würdigen Sohne des „besten Herzens!"

Die sieben alten Weisen als sieben moderne Narren.

Humoristische Vorlesung, von M. G. Saphir.

(Schluß.)

Das Weltmeer bringt uns noch zu einem Weltweisen, zu Cleobulus. Cleobulus sagt: „Das Meer ist falsch, die Erde treulos, auf den Himmel bau'!" Cleobulus würde von unsern Baumeistern schön ausgelacht werden! Alle Menschen bauen auf der Erde, und wie wenige bauen auf den Himmel, und das mit Recht, denn die Einwohner auf der Erde nehmen zu, die Einwohner in dem Himmel nehmen ab, und ich glaube gewiß, es stehen im Himmel jetzt viele Quartiere leer. Der Mensch baut lieber auf die Erde, weil er da gleich Geld darauf geliehen kömmt, der Himmel aber beschenkt, bezahlt den Menschen, aber er borgt ihm nichts.

Auf die Erde zu bauen, ist bei den meisten Menschen jetzt Grundsatz geworden, d. h. wie sie einen Grund haben, nehmen sie auf den ersten Satz — Geld auf.

Wieviel wohlfeiler, m. f. H. u. H., ist es, auf den Himmel bauen, als auf die Erde, denn der Himmel schenkt uns nicht nur den Baugrund, sondern er hat uns auch alle Baumateriale freigegeben. Diese Baumateriale sind: Tugend, Religion, Liebe, Dankbarkeit, Hoffnung, Vertrauen u. s. w. In uns und in unserm Innern befinden sich die Werkstätten, die Zügelhütten und Brennöfen zu all diesen Baumaterialien: Glaube, Tugend, Hoffnung, Liebe, Dankbarkeit! Der Glaube ist der Grund des Gebäudes, je tiefer er in uns gegraben ist, desto fester stehen die Pfeiler. Die Tugend ist ganz allein die Kariatyde, auf deren Schultern das Gebäude ruht. Das Laster hat Hilfstruppen im Menschen: Blut, Begierde, Nerven, Sinne, die Tugend kämpft ganz allein gegen die Ueberzahl, darum ist es edel von uns, die Partei des Einzelnen gegen die Ueberzahl zu ergreifen.

Der Haß im menschlichen Herzen ist ein Distelkopf, er sticht selbst mit der Blüthe, die Liebe hingegen ist die Rose, selbst zerpflückt und gepreßt, gibt sie duftendes Oel.

Die Hoffnung, m. f. H. u. H., ist der Dorfjahrmarkt des menschlichen Lebens, es kommen eben so viele Bettler hin als Vornehme, allein nur die Bettler berauschen sich, die Vornehmen gehen nüchtern von dannen.

Die Wohlthätigkeit im menschlichen Herzen ist wie die segensreiche, herrliche, allwaltende Natur, ihre edelsten Werke schafft sie geheim, ihre Heilquellen erzeugt sie im tiefsten Busen, ihre funkelnden Steine schafft sie in der Nacht der Erde. So erzeugt die menschliche Wohlthätigkeit gerne still und geheim ihre Segensquellen und ihre geweinten Demanten des Dankes.

Die Dankbarkeit ist das Echo der Liebe, sie tönt nicht aus flachen, sondern bloß aus erhabenen Herzen zurück, und doch ist sie nicht bloß ein Echo, denn sie gibt nicht wie die Luft bloß einen Theil des Empfangenen zurück, sondern sie erstattet es wie die Erde zehnfach wieder. Nur die Todten gibt die Erde nicht zehnfach zurück, und das ist das Glück, denn sonst könnte uns das Unglück passiren, daß uns die Erde die sieben Weisen Griechenlands plötzlich als siebzig Narren Deutschlands wieder erstehen läßt, und das würde uns sehr überraschen, denn unsere Philosophen sehen nicht blos aus, als wenn sie aus der Erde kämen, sondern auch, als wenn sie vom Himmel gefallen wären. Ja, es ist gewiß besser, auf die Erde zu bauen, als auf den Himmel, denn wenn uns einmal das Gebäude im Himmel einfällt, so sind wir auf ewig verloren, auf der Erde hingegen ist es umgekehrt, manches Haus steht dann erst recht gut, wenn es zwei-dreimal gefallen ist! —

Das Leben, m. f. H. u. H., stürzt uns also, nach Abschluß all dieser weisen und närrischen Betrachtungen, in die Luft, das Glück ins Feuer, das Unglück ins Wasser, und der Tod in die Erde. Von dem Menschen in der Erde ganz allein, kann man die beliebte Phrase unserer Kritiker mit Recht anwenden: „Er füllt seinen Platz ganz aus," und wenn die Erde sagt: „Nehmen Sie gefälligst Platz," so ist das keine leere Redensart.

Das Wasser, m. f. H. u. H., behält keinen Todten, es wirft sie Alle ans Ufer. Die Erde behält auch keinen Todten, sie wirft sie alle ans Ufer. Wir sehen dieses Ufer nur nicht, denn dieses Ufer ist Jenseits; der Strand des Himmels ist das Ufer der Erde, und an den Todten, welche die Erde an jenes Ufer auswirft, übt der Himmel sein Strandrecht, aber der Himmel läßt Gnade vor Strandrecht ergehen.

Die Erde, m. f. H. u. H., ist die große Familiengruft der ganzen Menschheit, die Erde gibt dem Menschen wieder das Körnlein, das er in ihren Schooß gelegt hat, und sie sollte dem Himmel nicht wiedergeben die Menschen, die er in ihre Furchen gelegt?

Der Winter, m. f. H. u. H., ist die große, traurige, stille Woche der Erde, nach welcher der Frühling kömmt, dieses große Oster- und Auferstehungsfest, dann stehen alle Berge wie Osterberge, und alle Wälder wie Osterwälder, und alle Blumen wie Osterflammen.

Man sagt: Alles ist vergänglich auf Erden. Es ist nicht wahr, nichts ist vergänglich auf der Erde, nichts ist vergänglich in der Erde.

Zur Bürgschaft, daß kein Ding kann ganz vergehen,
Steht ewig da der große Schöpfungsdom,
Die Welten, die am Himmel hoch sich drehen,
Der tausend Sonnen nie versiegter Strom,
Der Erde Pfeiler, die auf nichts bestehen,
Und Mensch und Sonnenstäubchen und Atom,
Das Weltmeer und der Thau am Blättersaume,
Sie walten ewig fort im großen Raume.

Ja, der Gedanke selbst in seiner engen Wiege,
Den seine Schwester Vorsicht noch bewacht,
Der stille Wunsch, wie tief er auch noch liege
In unsres Herzens dunkler Dämmernacht,
Die leise Hoffnung, mit der Furcht im Kriege,
In tiefbewegter Brust kaum angefacht,
Und jeder Ahnung leiser Geisterschauer
Bekommen im Entstehen ew'ge Dauer.

Denn Thaten nicht nur sondern auch Gedanken,
Noch nicht geboren aus des Denkens Schooß,
Sie fordert Gott vor seine Richterschranken;
Und Wünsche, kaum wie Schmetterlinge groß,

Digitized by Google

Und Hoffnungen, die noch kaum gebildet, schwanken,
Und sich dem Herzen zagend ringen los:
Sie alle müssen, ohne zu vergehen,
Der Ewigkeit zur ernsten Rede stehen.

Und schneller als durch Luft die Strahlen glühen,
Entstehen die Gedanken in des Menschen Brust,
Und heller als aus Feuer Funken sprühen,
Wird er der Flammenwünsche sich bewußt,
Und enger, als im Meer Korallen blühen,
Stehn in ihm Hoffnung, Zagen, Weh' und Lust,
Und tiefer, als die Erde ihre Todten,
Begräbt das Herz, was ihm das Herz geboten.

Und g'rad im Frühling, wenn die Blumen-Hore
Die Krönungsmünzen auf die Erde streut,
Wenn jede Wolke wird zum Nebelflore,
Und jeder Nebelflor zum Strahlenkleid,
Wenn jeder Seufzer wird zum Wonne-Chore,
Wenn jeder enge Busen athmet weit,
Wenn durch die Schöpfung geht ein zweites: „Werde!"
Legt man die meisten Menschen in die Erde.

Da legt die Erde, bunt von Blütenfarben,
Um ihren Sarg den großen Blumenkranz,
Sie ruft die Blumen, die im Winter starben,
Aus ihrer Gruft zum neuen Lebenstanz,
So lehrt sie schweigend, daß am Tag der Garben,
Am Tage, voll vom ew'gen Sonnenglanz,
Sie einem großen, ew'gen Frühlingsleben
Die Todten wird, wie Blumen wieder geben!

Die Diebspolizei, mit besonderer Beziehung auf Paris.

(Schluß.)

Es giebt zu Paris ganze Diebsfamilien; es ist vor allem eine darunter, die allen denen wohlbekannt ist, die mit dem Justizpallaste verkehren: sie besteht aus Vater, Mutter und drei Töchtern. Der Vater ist ein prächtiger Greis, der allein davon leben könnte, wenn er Künstlern zum Modell diente: Er hat zwanzig Jahre auf den Galleeren und mindestens zehn Jahre in den Gefängnissen zugebracht. Der Mutter ist es eben so ergangen, und die Töchter, die alle drei ausgezeichnet schön sind, haben vielleicht jede schon sechsmal auf der Bank der Zuchtpolizei figurirt. Diese Menschen haben keine andere Handthierung, als das Diebsgewerbe; ihr Geschäft ist Stehlen, und die Sache der Polizei ist es, sie zu ertappen, wen sie kann. In anderen Familien wird den Kindern der Diebstahl gelehrt, befohlen; früh mit dem Verbrechen vertraut, kennen sie keinen andern Stand, und sie sind Diebe, weil es der Vater war.

Wenn ein Diebstahl entdeckt worden ist und die Angeber die Polizei auf die Spur desjenigen oder derjenigen gebracht hat, die ihn begangen, so fällt die Verhaftung nicht schwer. Nur dann, wenn es sich um ein Verbrechen handelt, das mit dem Tode bestraft werden könnte, leisten die Schuldigen zuweilen einen Verzweifelten Widerstand. Ist das Verbrechen aber nur der Art, um mit Gefängniß, Galeeren auf Zeit oder selbst auf immer bestraft zu werden (und die Diebe sind mit dem Codex eben so gut vertraut als ein königlicher Rechtsanwalt), so ergeben sie sich willig. Ist nur das Leben geborgen, so ist nichts verloren, es bleibt ihnen ja die Hoffnung, noch stehlen zu können; einmal entdeckt, wissen sie, daß an Entrinnen nicht zu denken ist, denn merkwürdiger Weise ist es noch nie einem Diebe in den Sinn gekommen, Paris zu verlassen.

Vidocq wurde von den Dieben Herr Jules genannt. Wenn Vidocq auf eine Verhaftung ausging, wo es sich um ein Capitalverbrechen handelte, so nahm er Beistand mit und versah sich selbst mit Waffen; einer gewöhnlichen Diebssache halber, sie mochte mit erschwerenden Umständen verknüpft seyn oder nicht, ging er ganz allein zu der Wohnung des ihm bezeichneten Diebes, ja er gab sich nicht einmal die Mühe, zu ihm hinauf zu steigen, sondern begnügte sich damit, in einer gewissen, den Dieben bekannten Weise zu pfeifen, wonach der Dieb sofort das Fenster öffnete und herunter rief: „ich werde gleich kommen, Herr Jules."

Vidocq, auf dessen frühere Lebensweise ich hier nicht eingehen will, hat sicherlich große Dienste geleistet, und seine Idee, zu St. Maure eine Papierfabrik zu etabliren, in welcher nur freigelassene Galeerensklaven arbeiten sollten, war wohl die einzige Vernünftige Lösung des großen Moralisations-Problems, über welches sich die Philosophen schon lange den Kopf zerbrochen haben.

Mit der Philantropie ist es sicher eine hübsche Sache, doch würde es der Gesellschaft nicht zum Besten ergehen, wenn man ihr freies Spiel ließe.

Die jetzige Pariser Polizei ist nicht so gut, als es die der Restauration war, und die Polizei der Restauration stand wieder der aus der Kaiserzeit nach; die Ursache davon ist leicht nachzuweisen. Mit Ausnahme von zwei oder drei Abweichungen des Hrn. Dubois, Polizeipräfecten des Kaiserreichs, kann man der Polizeipräfectur jener Zeit nicht vorwerfen, daß sie aus der Specialität ihres Amtes herausgetreten sey. Sie befaßte sich nicht mit Politik, aber sie wachte auf's schärfste über die Sicherheit der Einwohner, über die Sauberkeit der Straßen, über den öffentlichen Gesundheitsstand. Wenn die Urheber eines Verbrechens zu lange unentdeckt blieben, so ließ der Kaiser, dem man von Allem Bericht geben mußte, den Polizeipräfecten zu sich kommen, verwies ihn ernst über seine Nachlässigkeit, und gebot ihm, den Eifer seiner Agenten besser anzuspornen.

Die Polizeipräfectur hatte damals unter ihren Angestellten einen wahrhaft ausgezeichneten Mann; es war dieß der speciell mit der Aufsicht über die Diebe beauftragte Bureauchef Henri, auch wohl Vater Henri genannt. Er gehörte noch zu der Art Angestellten, deren Geschlecht leider ausgestorben zu seyn scheint: völlig mit seinem Amte identificirt, kam er um 8 Uhr Morgens auf das Bureau und verblieb dort volle zwölf Stunden.

Herr Henri kannte alle Diebe zu Paris und wußte ihr Signalement auswendig. Wenn ihm einer vorgeführt wurde, so nannte er ihn bei Namen und zählte, ohne erst nachzusehen, ihm die Haupthandlungen seines Lebens und wie oft er schon verurtheilt worden, auf. In jener Zeit heiteren Sinnes foppte er sie wohl gar über ihre Ungeschicklichkeit, sich fangen zu lassen.

„Man bleibe bei Taschentüchern," sagte er einst zu einem Diebe, der sich auf frischer That hatte ertappen lassen, „wenn man nicht Uhren zu stehlen versteht."

— Eine Uhr zu stehlen ist nicht übel.

„Aber Du hast Dich dabei erwischen lassen."

— Das kam daher, weil ich das Unglück hatte, daß man mich an den Ellenbogen stieß, sonst hätte ich sie gehabt.

„Schöne Ausrede."

— Sie machen sich bös lustig über mich; aber meinen Sie, daß es mir schwer fallen würde, Ihnen Ihre eigene Uhr wegzustipitzen?

„Meine Uhr? nun, das möchte ich erleben."

— Ja, die Ihrige; ich wette, daß ich sie Ihnen hier in Ihrem eigenen Cabinette abnehme.

„Gut, ich wette fünf Napoleons, und ich lasse Dir Zeit bis 4 Uhr; jetzt ist es Zwölf."

— Wohl, es sey.

Damit holte der Dieb aus einem Versteck, den die Wächter nicht gefunden, als sie ihn durchgesucht, fünf Goldstücke hervor,

Digitized by Google

die er mit den Worten: „Nun, Herr Henri, jetzt gilt es, seyn Sie auf Ihrer Hut," auf dessen Bureau niederlegte.

Es waren noch keine zwei Stunden verstrichen, als der Bureau-Chef sich aus einem Winkel seines Cabinetes, wo er stets von einer Menge von Agenten und Gensd'armen umgeben war, rufen hörte. Es war der Dieb, der ihm seine Uhr hinhielt, die er ihm abgenommen hatte, als er Jemanden das Geleit zur Thür des Zimmers gegeben.

— Behalten Sie Ihr Geld, sagte er zu ihm, Sie haben dessen nicht in Ueberfluß; ich werde meine fünf Jahre machen müssen, aber meine Freunde werden mich nicht verlassen, und ein anderes Mal werde ich mich hüten, daß man mich nicht wieder an den Arm stößt.

Herr Henri hat in seiner Stellung unermeßliche Dienste gethan. Man hatte ihm eine Art unumschränkte Macht gegeben, er konnte in einem ziemlich bedeutendem Grade vor der Verurtheilung begnadigen; er wußte dieß auch immer so gut anzuwenden, daß es ihm durch wichtige Aufschlüsse reichlich vergolten wurde.

Einst waren des Nachts, gegen 1½ Uhr Morgens, 200,000 Franken aus der Kasse der Spielpacht gestohlen worden. Um 4 Uhr erschien Herr Perrin, der Spielpächter, im Vorzimmer des Herrn Henri, und erklärte, er habe ihn in einer sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen. Herr Henri wurde geweckt, und als Herrn Perrin erblickte, lachte er laut auf.

„Ha, sind Sie es, Herr Perrin," sagte er; „ich habe Sie schon erwartet, doch hätte ich nicht geglaubt, daß Sie so früh kommen würden; verzeihen Sie, wenn Sie haben warten müssen, aber ich bin erst um Mitternacht zu Bette gegangen. Nun, ich wette, daß Sie wegen des Diebstahls, der heute Nacht bei Ihnen verübt worden ist; aber wie viel hat man Ihnen denn gestohlen?

— 200,000 Franken in Bankbilletten. Aber wie wissen Sie es schon? Der Diebstahl ist zwischen 1 und 2 Uhr geschehen und erst vor einer halben Stunde bemerkt worden.

„Alle Wetter, 200,000 Franken! ei, die Gaudiebe sind nicht übel berathen gewesen. Und noch dazu in Bankbilletten, die leicht fortzuschaffen sind. Indeß beruhigen Sie sich, Herr Perrin, Ihr Geld ist nicht verloren. Ich wußte schon seit vorgestern, daß man Sie bestehlen wollte, hatte aber meine Gründe, es geschehen zu lassen. Ihr Dieb hat den Weg nach St. Denis eingeschlagen; er muß diesen Augenblick aeretirt seyn; man wird ihn betroffen haben, als er eben mit seinen Complicen theilte. Ihre Bankbillette bekommen Sie diesen Abend zurück; aber als ein Lehrgeld, künftig Besser auf Ihrer Hut zu seyn, müssen Sie sich schon entschliessen, einen Zettel von 500 Franken den Agenten zu opfern. Auf's Wiedersehen, Herr Perrin; ich will nun ausschlafen und rathe Ihnen, ein Gleiches zu thun." —

Zur Zeit des Kaiserreichs hatten die Diebe ihren festen Anwald, den Herrn Lebon; der Pariser Advokatenstand war damals nicht so zahlreich als gegenwärtig, und Herr Lebon sah sich allein im Besitze der colossalen und ziemlich einträglichen Kundschaft, um welche sich gegenwärtig ein Dutzend Defensoren streiten, die man Advokaten der Gefängnisse nennt. Als Herr Lebon eines Tages mit seiner Gattin aus der Oper kam, bemerkte er, daß ihm seine goldene Dose gestohlen worden war; er ging deßhalb den andern Morgen zeitig nach La Force und beklagte sich dort bitter gegen ein Diebshaupt über eine Handlung, die er eine empörende Undankbarkeit nannte.

„Das ist ein Scherz gewesen, den man sich mit Ihnen hat machen wollen, oder auch die Handlung eines Neulings, der noch nicht Gelegenheit gehabt hat, Ihre Bekanntschaft zu machen," erwiederte der Diebeshauptmann; „ich will mich erkundigen, wer gestern in der Oper gearbeitet hat und wenn Ihr Dieb kein Bönhase gewesen ist, so dürfen Sie nur übermorgen wieder in's Theater gehen, und Ihre Tebatiere wird sich wieder vorfinden, von wo sie verschwunden war."

Den dritten Tag fand Herr Lebon in der That die Dose wieder in seiner Tasche, ohne irgend jemand in seiner Nähe gesehen zu haben, so sehr er auch darauf geachtet hatte, ein sicherer Beweiß, daß sein Dieb kein Bönhase gewesen war.

Pot-Pourri.

Der Almabaum

gehört zu den herrlichsten Wundern der Schöpfung: er steht in beständiger Blüthe, und sein ununterbrochenes Blühen macht, daß das Auge stets abwechselnd Blüthen oder Früchte erblickt. Wie ihm eine Blüthe abfällt, bricht eine andere an ihrer Stelle hervor. Er gleicht so dem Herzen eines edlen Menschen: wie aus diesem die Frucht einer guten That gereift ist, keimt schon die Blüthe einer neuen hervor.

Pariser Industrie.

Seitdem es bei der Gleichgültigkeit des Pariser Publikums so schwer geworden ist, Oeffentlichkeit zu erlangen, müssen die Gewerdsleute allerlei künstliche Mittel hervorsuchen, um sich bekannt zu machen. Ein Friseur hat auf ziemlich originelle Weise ein Mittel gefunden, seine Ankündigungen vor das Publikum zu bringen. Wenn die guten Pariser Abends spazieren gehen, erblicken sie auf dem Wege etwas Gelbes, Glänzendes. Sie treten näher, sie schauen hin, — es ist ein Zwanzigfrankenstück; — es ist wirklich das Bildniß darauf; und sogleich hebt man den Louisd'or so schnell wie möglich auf; — aber, o des Staunens! es ist ein Louisd'or von Goldpapier, der — man erräth es schon — die Adresse eines galanten Friseurs enthält. — So erfinderisch ist die Industrie!

Irländische Bulls.

Ein Theater-Direktor in Irland ließ kürzlich, um dem Publikum den Erfolg anzuzeigen, den ein Lustspiel bei der ersten Aufführung gehabt, auf den Komödienzettel drucken: „Das Haus war so voll, daß die Zuschauer sich genöthigt sahen, perpendiculair zu lachen, weil es ihnen unmöglich war, den Mund in horizontaler Richtung zu öffnen." — Ein irländischer Zeitungsschreiber kündigte an, daß, nachdem bereits sämmtliche Städte Irlands Bittschriften an das Paelament in Bezug auf die Zustände des Landes hätten gelangen lassen, nunmehr auch die Stadt Clonakilty zu einer solchen sich entschlossen habe. Titel und Inhalt dieser Bittschrift wurden in nachstehender Weise angegeben: „Adresse an das hohe Parlament, die Abschaffung der alten Weiber beiderlei Geschlechts betreffend." — Dieser Bull ist unstreitig treffender und witziger, als man ihn in der Regel von Irländern zu erwarten pflegt.

Die umgekehrten Kollegen.

Der bekannte Doktor Bahrdt trat einst zu Halle in eine Baebierstube und fragte den ihm entgegenkommenden Inhaber derselben: ob er der Barbier sey. „Man nennt mich allenthalben nur den Doktor, entgegnete dieser unwillig. — „Ei, dann sind wir ja gar umgekehrte Kollegen," beschwichtigte ihn Bahrdt; „ich bin der Doktor Bahrdt und Sie sind der Bart-Doktor!"

Charaden-Kranz.

Von Eduard v. Ambach.

Charade.

3.

1 und 3 das sind wir Zwei;
2 verbindet uns zusammen:
Nenne sie mir nun mit Nahmen,
Sag', wer dieses Pärchen sey.

Aufl. der Charade im „Sammler" Nro. 22: Glaube — Hoffnung — Liebe.

Digitized by Google

Nro. 24.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Ausstattung der Prinzessin Sophie von Würtemberg. — Bonaparte und die Todeshymne bei Marengo. — Caroline Bonaparte. — Rohheit und Heldenmuth. — Das Denkmal Gutenberg's zu Straßburg — Pot-Pourri. — Frauen-Emancipation. — Charaden-Auflösung.

Die Ausstattung der Prinzessin Sophie von Würtemberg.

Die ganze Damenwelt, Alle, die sich für weiblichen Putz interessiren, besuchten kürzlich in Paris einen Saal, in welchem der Trousseau der Prinzessin Sophie von Würtemberg, der Braut des Erbprinzen von Oranien, ausgestellt war.

Es liegt immer etwas Anmuthiges, Interessantes, Poetisches in der Toilette einer Braut, sie ist gleichsam die erste Blume, welche auf den Pfad der Freude und des Vergnügens gestreut wird, der sich vor ihr aufthut. Die Spitzen, welche ihre Schultern bedecken sollen, die Blume, die ihr Haar schmücken wird, die Bänder, die zu so vielerlei bestimmt sind, alles enthält eine Zukunft, deren süße Freuden die Phantasie zu errathen sich bemühet. Wie manches edle Lächeln wird auf diese Perlen fallen, wie sehr wird sie diese rosa und blauen Bänder adeln, die leicht und einfach sich um ihre blonden Locken schlingen! —

Der „Sammler" darf daher nicht säumen, seine vielen holden Leserinnen ein Viertelstündchen damit zu unterhalten, überzeugt, daß die geneigten Leser für heute noch Stoff genug finden, um sich zu entschädigen.

Zuerst müssen wir das Brautkleid von weißem Damast und Silber erwähnen, das mit breitem Volant von Silberspitzen garnirt ist und dessen außerordentlich langen Mantel von gleichem Stoffe ebenfalls eine Garnitur ausgezeichnet schöner Silberspitzen schmückt.

Zwei Hofkleider mit Mantel, eines von blauem Moire, das vorn über einem Rocke von Pour de Soie offen steht und mit drei Volants von Seidenspitzen garnirt ist, über denen eine Perlenschnur hinläuft. Eine Gürtelschnur von Perlen umgibt das Schneppenleibchen, und Perlenschleifen, die mit Troddeln endigen, halten die doppelten Spitzenmanschetten, welche unten die Aermel schmücken.

Das andere Hofkleid mit Mantel (a Manteau) ist von einem kostbaren rosa Stoffe, ebenfalls vorn offen, über einem Unterkleide von weißem Pour de Soie. Drei Tüllepuffen bilden die Garnitur dieses Unterkleides und zwischen jedem dieser Puffen läuft eine Guirlande von Rosen ohne Blätter hin. Das Schneppenleibchen und die Aermel sind mit Seidenspitzen garnirt. Diese beiden Kleider von hohem Luxus und wunderbar frisch, werden noch bedeutend durch die Perlen und Diamanten gehoben werden, welche die junge Prinzessin besitzt und die sehr geschmackvoll gefaßt seyn sollen.

— Zwei andere Kleider zum großen Staate sind von rosa und blauem Sammet (velours épinglé). Das blaue ist mit Silberspitzen garnirt, die vorn auf dem Rocke schürzenartig angesetzt sind und dann als Volant rund herum gehen; das rosa Kleid ist mit breiten Volants von Seidenspitzen garnirt.

— Ein Kleid von rosa Moire mit sehr breiter Falbel von Guipure. Ueber dieser Falbel ein rosa Atlasband, das in gewissen Zwischenräumen Schleifen bildet, welche auf die Falbel fallen. Berthe und Manschetten von Guipure.

— Ein Kleid von broschirtem und kirschroth glasirtem Pour de Soie mit drei Falbeln von englischen Spitzen. Diese Volants gehen an der einen Seite bis in die Höhe des Knies herauf, wo sie sich unter einer Schleife vereinigen. Am Leibchen und an den Aermeln ganz entsprechender Ausputz.

— Ein Kleid von Pompadour-Gros de Tours, himmelblau, mit satinirten Streifen und kleinen in Seide broschirten Bouquets von allen Farben. Als Garnitur zwei Reihen Tüllpuffen vorn auf dem Rocke schürzenförmig, mit ganz zarten und zu den Bouquets auf dem Zeuge passenden Blumenbouquets. Dieses Kleid ist besonders geschmackvoll und ausgezeichnet.

— Ein Kleid von malvenblüthfarbigem Moire mit Volant von schwarzen Spitzen in Chenille gearbeitet und in Renaissance Mustern ausgeführt.

— Ein Kleid von schwarzen Spitzen mit Volant über einem Unterkleide von blauem Atlas. Ein reizender Anzug.

— Viele Phantasiekleider, unter denen wir eines von rosa Seide erwähnen, das mit zwei Reihen breiter Fransen von rosa Federn garnirt ist; über denen eine Silberborte hinläuft. Diese rosa Franse umgiebt auch das Leibchen und unten die Aermel und macht, indem sie so auf die Arme fällt, wellenförmige Bewegungen, die allerliebst aussehen müssen.

— Ein Kleid von blaßblauem Tülle, mit Bouquets von Moosrosen verziert, die an jeder Seite des Rockes, unten an den Aermeln und am Leibchen angesetzt sind. Die Vermischung von rosa und blau, seit einiger Zeit durch die Mode autorisirt, hat sich nie gefälliger gezeigt als bei diesem Kleide.

— Ein Kleid von weißem Krepp, mit Bouquets von rosa Haide auf den Aermeln und am Leibchen verziert, als Gürtel eine Schnur von rosa Haide, die vorn über einander geht und sich in Bouquets auf dem Rocke endiget.

Wir verlassen nun die Zeugkleider, um noch Einiges von dem Weißzeuge zu erwähnen, das durch die Wahl der Stickereien ausgezeichnet ist. Hier zuerst ein Muslinkleid mit einer durchbrochenen Stickerei auf dem Rocke bis in die Höhe des Knies, welche schürzenartig bis an das Leibchen heraufgeht. Auf diese durchbrochene Stickerei, fallen Zweige und Blumen einer andern Stickerei, und eine ähnliche Verzierung finden wir am Leibchen, an den Aermeln.

Mehrere andere Kleider von gesticktem Muslin mit einer oder zwei Falbeln von Muslin oder Spitzen.

Die reizendsten Gegenstände des Negligés sind jedoch die Peignoirs (Blousen). Der eine ist ganz von Brüsseler Spitzen, umgeben von allerliebsten Mustern in Application. Das Unterkleid von weißem Atlas. Ein anderer von indischem Muslin mit ausgezeichnet gestickten Bouquets, mit einer Doppelgarnitur von breiten englischen Spitzen. Das Unterkleid ist rosa. Ein anderer von Muslin mit durchbrochener und voller Stickerei in Renaissancegeschmack über einer herrlichen Garnirung mit Valenciennes Spitzen; noch ein anderer hat vorne eine reizende Stickerei, halb weiß, halb ponceau, die sich allmählig erweiternd bis unten an den Rock hinuntergeht und an jeder Seite mit Spitzen einge-

Digitized by Google

faßt ist. Die Spitzen, welche diesen Peignoir schließen, passen vollkommen dazu.

Es würde uns schwer werden, alle die Kleider aufzuzählen, welche zu diesem königlichen Trousseau gehören. Wie wäre es vollends möglich, alle die Cartons mit Blumen, Bändern und Spitzen zu beschreiben?

Werfen wir noch einen Blick auf die Details der geheimsten Toillette. Es kann nichts Schöneres geben als diese Massen von Hemden und Unterkleider von Batist, gestickt und mit Spitzen besetzt; diese so wunderbar schönen Strümpfe, die mit Gold, Silber und Zwirn gestickten Taschentücher mit Spitzen, welche den Werth unschätzbar machen. Dann welcher Luxus in den Nachtmänteln von gesticktem Muslin, die mit Valentiennes, Mechelner ꝛc. Spitzen besetzt sind, mit den dazu passenden Spitzen-Nachthäubchen, die alle mit rosa, blauer, lilas Seide gefüttert sind.

Wir schweigen von dem Uebrigen und erwähnen nur noch die Bettdecke von Brüsseler Spitzen, die mit rosa Atlas gefüttert und das Höchste an Luxus und gutem Geschmacke ist. Das Wappen der Prinzessin in der Mitte ist ein Meisterwerk der Nadel. Eben so ausgezeichnet ist das Kissen.

Bonaparte und die Todeshymne bei Marengo.

Heiß war das Gefecht bei Marengo, und ein jeder war auf den Ausgang der Schlacht gespannt. Die Oesterreicher hielten den Sieg ihrerseits für gewiß. Schon drei Tage vor der Schlacht hatte sich die Sängerin Cordié bei Bonaparte melden lassen, und gar viele der Generale rühmten die Virtuosität derselben. Sie wollte sich dem Feldherrn produziren, und glaubte, ihr bester Empfehlungsbrief sey eben ihr Taufschein, weil sie in Ajaccio, dem Geburtsorte Napoleons, das Licht der Welt erblickt hatte. Aber der für die Schlacht eingenommene Krieger wollte die Sängerin durchaus nicht vor sich kommen lassen. Den wiederholten Bitten mehrerer Tapfern der Armee gelang es endlich, ihr eine Audienz bei dem ersten Konsul auszuwirken, und diese hatte zur Folge, daß im Falle er bei Marengo siege, sie in dem Lager in Gegenwart des ganzen Generalstabs singen dürfe, und ihre Leistung auch gebührend belohnt werde. Die Sängerin stand an dem östlichen Theile des Lagers, aus welchem die Soldaten in Kolonnen gegen die feindlichen Schaaren der Oesterreicher ausrückten.

Desaix, der herbeigeeilt war, um den linken Flügel der Franzosen durch seine Reservearmee zu decken, rückte voran, und eine Kugel von Zach's Armee streckte ihn nieder. So betrübend auch dieser Vorfall den französischen Truppen seyn mußte, so war er doch ein Sporn, dem Feinde um so mehr hart zuzusetzen, und es dauerte auch nicht lange, daß die Oesterreicher die Flucht ergriffen, und den Franzosen jener Sieg ward, der in seinen Folgen einen so entschiedenen Einfluß auf das Schicksal Europa's hatte. Von Freuden trunken eilten die ermüdeten Krieger in das Lager zurück, und Napoleon selbst suchte sein Feldbett auf, um einigermaßen von den Strapazen auszuruhen, die ihn seit einiger Zeit so sehr ermüdet und zugleich mit so vielen Sorgen erhatten.

Keinem andern gebührt die Siegespalme, als unserem gefallenen Generale Desaix, sagte er, als er sich wieder erhoben hatte. Es gehörte zu den Eigenheiten des Helden nämlich, immer den Todten die Palme zuzuerkennen, wenn sich dieses auch nur im Entferntesten mit dem Vorgefallenen vereinigen ließ. Kellermann, der indessen nach der Behauptung der meisten Strategeten den größten Theil an dem Siege hatte, indem er durch eine nicht sehr bedeutende Schaar von Reitern auf die in Unordnung gerathenen Feinde losstürzte, erhielt im ersten Augenblicke durchaus die Anerkennung nicht, auf die er mit so vielem Rechte gezählt hatte. Bonaparte stand nun in seinem Zelte, und die erste Person, die sich nach dem Siege bei ihm melden ließ, war die obenerwähnte Sängerin Cordié. Sie berief sich auf das von dem Feldherren erhaltene Versprechen, im Falle des Sieges singen zu dürfen.

„Wahr, entgegnete der Feldherr, aber so groß auch der Sieg, so habe ich doch viel verloren, und der, welcher mir so hilfreich zur Seite stand, der General, welchem ich in Aegypten eine seltene Auszeichnung verlieh, indem ich ihm einen kostbaren Dolch übergab, auf welchem die Worte eingegraben waren: „Eroberung Maltas, Slacht bei Schebreiß, Schlacht bei den Pyramiden," er ist nicht mehr. Wer könnte mir's also verargen, wenn meine Freude über den Sieg nur eine unvollkommene ist, und ich also durchaus, so leid es mir auch thut, von meiner Zusage abgehen muß." Er griff in eine Chatulle, und wollte seiner Landsmännin eine Entschädigung an Gold überreichen. Aber die stolze Corsikanerin wies das Anerbieten zurück, indem sie vorgab, daß es ihr nur darum zu thun sey, sich sagen zu können, sie hätte bei dem Siege von Marengo gesungen, und sich so, wenn auch nicht durch ihr Talent, doch durch die sich jetzt darbietenden Umstände berühmt gemacht.

Bonaparte sann hin und her, und endlich trat Kellermann vor, und machte den Vorschlag, dem auf dem Felde der Ehre gebliebenen Desaix eine Todeshymne singen zu lassen.

Das gefiel Bonaparten, und alsbald versammelte der Generalmarsch die Truppen um das Zelt des Feldherrn. Die Sängerin stand auf einer Tribune, umgeben von Bonaparte und seinem ganzen Stabe. Sie begann zu singen, und wie von einem Gefühle beseelt, stimmte das ganze Heer in die zum Herzen sprechenden Töne mit ein. Die ganze Feierlichkeit mochte eine halbe Stunde gedauert haben, nach welcher zum Rückzuge getrommelt ward. Bonaparte entließ die Sängerin mit Zufriedenheit, nachdem er sie reichlich belohnt hatte. An dem Platze aber, wo die Hymne gesungen ward, erhob sich später ein Monument für den Helden Desaix, welches jedoch in der Folge durch die Oesterreicher zerstört wurde.

Caroline Bonaparte.

Ueber den in Florenz erfolgten Tod der Gräfin Lipona äussert der Courrier français: „Der Tod decimirt rasch die Reste der großen Familie, die über Frankreich und einen großen Theil von Europa geherrscht hat. Kaum ist Cardinal Fesch ins Grab gestiegen, so kündigt man den Tod der letzten Schwester Napoleon's, der vormaligen Königin von Neapel, an. Caroline Bonaparte, Wittwe Murat's, später Gräfin Lipona, war am 26. März 1782 geboren, sonach erst 57 Jahre alt. Unter den Frauen, welche der Zufall aus einer gewöhnlichen Stellung erhoben hat, um sich in der Welt zur Schau zu geben, gehört die vormalige Königin von Neapel zu denjenigen, die sich auf der Höhe der Rolle, die sie zu spielen berufen waren, befanden. Sie entwickelte auf dem Throne glänzende Eigenschaften, und versah während der verschiedenen Abwesenheiten des Königs, den der Krieg von seinen Staaten entfernte, die Regentschaft mit Auszeichnung. Caroline besaß einen scharfen Verstand, ein schnelles Urtheil und festen Willen, sie war von dem Wunsche beseelt, Gutes zu thun, und mit der Entschlossenheit, die es zu vollziehen weiß, begabt. Für die Künste hegte sie jenen die Souveraine ehrenden Geschmack, und hinterließ in Neapel mehr als Ein Denkmal dieser edlen Neigung. Der Augenblick, wo sie vom Throne stieg, war der glorreichste ihres Lebens; denn Neapel verdankte den weisen, von ihr bei dieser Katastrophe getroffenen Maßregeln und dem schönen von ihr entwickelten Charakter, daß es nicht dem unberechnenbaren Unglück, womit ein zügelloser Pöbel es bedrohte, überliefert wurde. Der Verlust einer Krone hatte sie resignirt gefunden, das tragische Ende ihres Gemahls aber hinterließ ihr lan-

Digitized by Google

gen Schmerz. In die ihr von Oesterreich vergönnte Freistätte zurückgezogen, widmete sie sich ganz der Erziehung ihrer vier Kinder. Ihr Betragen bei dieser der Mittelmässigkeit nahe kommenden Lage beurkundet noch eine erhabene Seele und höchst würdige Gefühle. Caroline rechtfertigte auf diese Art in der Verborgenheit, wie sie es in ihrer hohen Stellung gethan hatte, die Meinung, welche ihr hoher Bruder von ihr gehegt, so wie die besondere Vorliebe, die er ihr bis an das Ende seines Lebens bezeugt hatte. Frankreich hatte geglaubt, sich einer Schuld entledigen zu müssen, indem es Beistand leistete einem so edel behaupteten Unglück, das ihm nicht gleichgültig seyn konnte, da es das Andenken an den Ruhm, welchen Napoleon über das Vaterland verbreitet hatte, zu nahe berührte. Die vormalige Königin von Neapel blieb nicht lange im Genusse dieses ehrenwerthen Zeichens von National-Freigebigkeit, das zur Zeit noch nicht auf ihre Kinder übertragbar ist. Die Schwester Napoleon's erlag derselben Krankheit, wie ihr Bruder, dem Magenkrebs. Sie starb in den Armen eines ihrer Brüder, des Fürsten v. Montfort, vormaligen Königs von Westphalen, und einer ihrer Töchter, der Gräfin Rasponi, die ihr die zärtlichste Pflege weihten. Ihre andere Tochter, die Gräfin Pepoli, ward durch Krankheit in Bologna zurückgehalten. Bekanntlich leben die beiden Söhne der vormaligen Königin von Neapel in den vereinigten Staaten, wo sie mit Auszeichnung die Verrichtungen als Advokaten üben, und eine Privatstellung ehren, nachdem sie im Schatten eines Thrones aufgewachsen waren."

Rohheit und Heldenmuth.

Im Jahre 1823 nahmen die Griechen den ganzen Harem des berühmten Pascha Scherschid gefangen; Sir Fred. Adam ließ jedoch sogleich mit demselben unterhandeln und löfete die Frauen für 10,000 Dollars aus. Er ließ darauf die schönen Ungläubigen mit der größtmöglichsten Vorsicht und so, daß sie von keinem männlichen Auge gesehen werden konnten, nach Corfu und darauf nach Lepanto bringen. Besonders schön war die Favoritin des Paschas, Fatime, eine Circassierin, welche, wie die Gemahlin Sir Fred. Adams sagt, das schönste weibliche Wesen war, das sie jemals gesehen. Die Behörden empfingen die Damen im Namen des Paschas und sprachen laut ihren Dank für die Aufmerksamkeit der Engländer aus, denen sogleich die ausgelegten 10,000 Dollars Lösegeld erstattet wurden. Obgleich beschworen werden konnte, daß kein Mann diese Schönen gesehen hatte, so schien der grausame Pascha den Versicherungen der Engländer in dieser Hinsicht doch nicht zu glauben und ließ, taub gegen alle Vorstellungen, seine sämmtlichen Frauen und Sclavinnen, die schöne Fatime nicht ausgenommen, in Säcke nähen und in dem Meerbusen von Lepanto ersäufen. Die Strafe traf jedoch den Grausamen sehr bald. Er hatte auf irgend eine Weise Verdacht bei der Pforte erregt und es fand sich bald ein Tartar bei ihm ein, der ihm einen kaiserlichen Firman und die bekannte seidene Schnur überbrachte. Sobald der Pascha den Firman gelesen, fragte er, ob er sich nicht des Giftes bedienen dürfe. Dies wurde gestattet und der Pascha rief alle seine Offiziere und Diener zusammen. In einer Hand hielt er einen kostbaren Becher in der andern den Firman und er redete die Anwesenden mit den Worten an: „Ich habe euch alle hierher beschieden, um Euch an meinem Beispiele zu zeigen, daß es die Pflicht eines Muselmannes ist, auf Befehl seines Obern zu sterben, wie für dessen Dienst und Ehre zu leben. Der Sultan, unser Herr, bedarf die Dienste seines Dieners nicht mehr und sandte ihm diesen Firman. Ich habe ihm zu gehorchen. Ich könnte wohl widerstehen, aber ich achte den Willen Gottes und unsers heiligen Propheten, der durch den Mund seines Nachfolgers spricht. Nehmt Euch alle mein Beispiel zu Herzen." Mit fester Hand setzte er darauf den Giftbecher an seine Lippen und trank ihn bis auf den letzten Tropfen aus. Er vermochte nur noch wenige Worte zu sprechen, dann senkte sich sein Haupt auf seine Brust, er sank auf die Kissen seines Divans zurück und starb. Der Tartar nahm einen Beutel von seinem Gürtel und trennte dem Todten mit einem Messer den Kopf vom Rumpfe. Diesen Kopf legte er sorgfältig in den Beutel, band ihn wieder am Gürtel fest und nach wenigen Minuten jagte er auf seinem flüchtigen Renner nach Konstantinopel zurück.

Das Denkmal Gutenbergs zu Straßburg.

Die Bildsäule ist zehn Fuß hoch. Gutenberg steht aufrecht; neben ihm ist eine Presse; er hat so eben auf derselben ein erstes Probeblatt gedruckt, worauf die Worte stehen: „Und es ward Licht!" — Hr. David beschränkt seine großmüthige Mitwirkung nicht auf die unentgeldliche Verfertigung der Form der Bildsäule; er hat dem Comité kund gethan, daß er ihm auch die Formen der vier Bas-Reliefs, welche bestimmt sind, das Fußgestell des Monuments zu zieren, anzubieten gedenkt. Diese Bas-Reliefs werden die Wohlthaten der Buchdruckerkunst in den vier Welttheilen vorstellen, nach folgendem Plan: Europa (auf der Hauptseite.) Eine Presse auf einem Fußgestell. Philosophen, Gelehrte, Künstler von allen Nationen Europa's. Unten an den Stufen, Kinder, die in Büchern lesen. — Afrika. Europäer, die, auf einer Presse gestützt, die Ketten der Afrikaner brechen. — Clarckson, Wilberforce, Bücher austheilend. Afrikanische Frauen, die entzückt ihre Kinder zum Himmel emporheben. — Amerika. Franklin, im Augenblicke, da er das erste Probeblatt der Urkunde der amerikanischen Unabhängigkeit aus einer Presse hervorgezogen; er ist umringt von Washington, Lafayette, Jefferson und mehreren andern berühmten Bürgern der vereinigten Staaten. — Bolivar, wie er die Indianer zum Range von Bürgern erhebt. — Asien. William Jones. — Anquetil du Perron, wie er Bücher gegen Handschriften umtauscht. Brahmen, Parsen und ein Mandarin, der das Buch des Confucius in der Hand hält. Türken und Aegyptier. — Der Sultan Mahmud, wie er seinen Turban ablegt. — Junge Asiaten, wie sie durch Europäer unterrichtet werden.

Pot-Pourri.

Der Postillon von Lonjumeau vor Gericht.

Dieser Tage erschien der Postillon von Lonjumeau vor dem Zuchtpolizeigericht — und zwar war es nicht der beliebte Operpostillion, sondern der wahrhafte Postillon des wahrhaften Lonjumeau. Er heißt Chartier, ist wohlbeleibt, von Gesundheit strotzend und scheint eben so flatterhaft wie sein Kamerad von der komischen Oper. Chartier ist angeklagt, seine Geliebte, eine Köchin, geschlagen und ihr ein Halstuch genommen zu haben. Ergötzlich war die Aussage der Letztern: Sie erzählt, Carthier sey ein ganz anderer Mensch geworden, seitdem er erfahren, daß man ihn auf die Bühne gebracht habe; er sey gewaltig hochmüthig geworden, habe alle drei Tage ein weißes Hemd angezogen, sich frisiren lassen, spaziere, die Mütze auf's rechte Ohr gedrückt, durch ganz Lonjumeau, rauche Cigarren, schaue allen Frauenzimmern unter die Nase, singend: „Voyez, Mam'zelle, comme il est beau, le Postillon de Lonjumeau!" Die gerechten Vorwürfe seiner Geliebten habe er mit boshaftem Lächeln erwiedert und sein Haar mit den Fingern durchwühlend, nur mit der Romanze: „Ah, qu'il est beau! ah, qu'il est beau!" ꝛc. geantwortet. Der Postillion wußte sich hinsichtlich des Shawl-Raubs genügend zu rechtfertigen, aber der Schläge wegen mußt' er sechs Tage in's Gefängniß wandern.

Digitized by Google

Merkwürdige Berechnung.

Um mit Dampf, acht Meilen stündlich, von der Erde zum Monde zu kommen, braucht man, vorausgesetzt, daß der Dampfwagen unterwegs nicht gehindert ist, 260 Tage und 10 Stunden, — der kürzeste Weg. Mit Dampf von der Erde in die Sonne 142 Jahre, 258 Tage und 8 Stunden. Bis zum Jupiter muß man 92 mal 80 Jahre alt werden, um von hier aus oben noch lebendig anzukommen. Ein schönes Alter. Der nächste Fixstern ist 4 Billionen Meilen von uns entfernt; das Licht, welches von der Sonne zur Erde nur acht Minuten braucht, bedarf bei derselben Schnelligkeit vom nächsten Fixstern bis zu uns drei Jahre. Sollte es den Bewohnern des nächsten Fixsterns einfallen, uns auf einem Dampfwagen zu besuchen, so brauchten sie, acht Meilen stündlich, 300 Jahre!" — Es ist zu befürchten, daß sie nicht genug Kohlen und Wasser und Fütterung mitnehmen werden. — wie langsam ist der Dampf noch! Wir müssen lernen, Licht oder Gedanken vorzuspannen.

Die unzertrennlichen Freunde.

Kürzlich war ein Arzt in Paris Zeuge eines rührenden Auftrittes. Er ging Abends über eine Brücke und bemerkte daselbst einen alten Mann, einen gewöhnlichen Arbeiter, der sich nachdenkend auf die Lehne stützte und betrübt auf den Fluß hinunter sah. Der Arzt fürchtete, der Mann gehe mit dem Gedanken an Selbstmord um. Um ihn davon abzubringen, redete er den Alten an. „Ach Herr," antwortete derselbe, „Sie sind sehr gütig, daß Sie Antheil an mir nehmen, aber was mich betrübt, verdient ihre Aufmerksamkeit nicht." „Was ist Ihnen?" „Ach ich habe meinen Freund ins Wasser geworfen." „Was sagen Sie?" fragte der Arzt, und trat erschrocken zurück. „Beruhigen Sie sich," setzte der Alte gelassen hinzu, es war nur ein armer Hund, den ich in's Wasser warf; er war alt wie ich, und ich beging diese schlechte That blos, um Friede im Hause zu haben. Ich habe mich aber darum so viel gegrämt, daß ich wahrscheinlich ihm nachgesprungen wäre, wenn Sie nicht gekommen wären." Während der Alte noch sprach, kam ein ganz nasser Hund, der einen Stein nachschleppte, herbeigesprungen und äusserte lebhaft seine Freude darüber, daß er seinen Herrn wieder sah. „Das ist mein Freund", rief der Alte; durch welches Wunder ist er gerettet worden?" „Sie werden ihm den Stein nicht fest an den Hals gebunden haben," erklärte der Arzt; „ich will ihn, da er einmal gerettet ist, zu mir nehmen und pflegen lassen." Der Herr des Hundes ging jedoch in diesen Vorschlag nicht ein, sondern sagte: meine Frau mag nun sagen was sie will; von nun an trenne ich mich nicht mehr von minem Freunde, und wenn es arg wird, gehen wir beide mit einander in den Fluß; hier werden wir Ruhe finden.

Strickstrumpflichtes.

Die in Leipzig erscheinende „Frauenzeitung", beiläufig bemerkt, eines der langweiligsten Blätter, welche jemals erschienen sind, wird von Fräulein Louise Marezoll, (als Uebersetzerin englischer Romane nennt sie sich Mara L.) in Jena redigirt. Sie bildet die Hohepriesterin der in der Frauenzeitung herumspuckenden Blaustrümpfe. Der Gutzkowsche Telegraph bemerkt ganz richtig, daß in diesem Blatte oft eine Indiskretion herrsche, wie Männer sie sich nicht erlauben würden, und führt zum Beweise eine Stelle an, welche die genannte Redaktion über den Lüttricher Violinspieler Prüme hat drucken lassen. Dieselbe lautet: „Hören Sie, verehrte Damen, daß Hr. Professor Prüme nicht allein sehr jung (erst 21 Jahr alt), sondern auch sehr hübsch ist, nicht allein durch sein seelenvolles Spiel, sondern auch durch seine seelenvollen blauen Augen anzieht, daß er braune Locken, feine Nase, einen anmuthigen Mund (der Telegraph fragt dabei: wie zum Küssen?) eine etwas gedrängte, aber doch sehr zierliche Gestalt hat." ꝛc. (Für ein Frauenzimmer zu viel Enthusiasmus.)

Verkauf einer Tochter des gewesenen Präsidenten der vereinigten Staaten, Jefferson, als Sklavin.

Der „Emancipateur" versichert, auf die von Otis Reynolds, einem angesehenen Bürger von St. Louis, im Missouristaat, ihm schriftlich zugestellte Bescheinigung, daß dieser fast unglaubliche Vorfall sich wirklich zugetragen und daß die unglückliche Tochter eines ehemaligen Präsidenten der nordamerikanischen Union, um den Preis von tausend Thaler (2500 fl.) öffentlich als Sklavin verkauft worden. Es ist hier nicht etwa von einer Mulattin, sondern von einer Weißen die Rede.

Frauen-Emacipation.

Von H. Beta.

Es gab vor alten Zeiten junge Leute,
Die schrieben von Emancipation
Des Fleisches und der Juden, Frau'n und Bräute;
Wir wußten und erfuhren nichts davon.
Doch endlich trieb mich Weiberneugier heute
Vor vierzehn Tagen, nach dem fremden Ton
Bei meinem Mann zu forschen und zu fragen;
Er wollt' es nicht, er mußt' es aber sagen.

Ich hört': Emancipation der Frauen,
Das sey Befreiung aus der Sclaverei
Des Weibes; — sollt' ich meinen Ohren trauen,
Daß sclavisch unser Frauenschicksal sey?
Sind unsre Ketten nicht schon längst zerhauen?
In Küch' und Keller sind wir da nicht frei?
Im Amt der Schlüssel, das wir keck verwalten,
Wie kann sich da nicht unsre Macht entfalten?

Als Ehefrauen sind wir also Sclaven
Nach manches Mannes jungem Weltverstand;
Ein Mädchen an der Freiheit zu bestrafen,
Wird sie geknüpft an eines Mannes Hand;
Die Hochzeit ist dem Mädchen nur der Hafen,
Wo sie gefesselt wird — durchs Haubenband?
O Männer, das ist schwindelvoller Glaube!
Was hat ein Mädchen lieber, als — die Haube?

Wo sind wir freier, als in Lieb' und Ehe?
Wer stört uns auf des Hauses Herrscherthron?
Der Mann! Der Mann? Na, komm nur! Weh dir, wehe!
Ich schwinge mächtig den Pantoffel schon.
In Küch' und Keller, wo ich ihn nur sehe,
Mein lieber Mann: Subordination!
Hier bücke dich, mein heißgeliebtes Leben,
Um dem Pantöffelchen sein Recht zu geben.

Und will er nicht, so wissen wir zu schmollen,
Und unsre Augen werfen Schuß auf Schuß.
Jetzt möcht' er, daß wir wieder lächeln sollen,
Und will er einen — kriegt er keinen Kuß.
Ja, denkt er wohl selber nun zu grollen,
So wollt' er nur, hier hilft doch nur ein Muß! —
Du wirst den Fee-Pantoffel küssen müssen,
Dann werd' ich dir die Wange wollen küssen.

Ja, wir sind frei, emancipirte Frauen,
Und freier, als der freiste Ehemann;
Drum kann ich allen Männern anvertrauen:
Wir spüren nichts von Kett' und Sclavenbann.
Will man Victorien im Kleinen schauen,
So seh' man sich die wahren Frauen an;
Im Ober- und im Unterhause walten
Victorien — so bleib' es denn beim Alten.

Auflösung der Charade im Sammler Nro. 23:
„Ich und Du."

Digitized by Google

Nro. 25.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ein General der Napoleonischen Armee. — Eine Räuberanekdote aus Ungarn. — Ueber so die häufigen Zahnkrankheiten. — Pot-Pourri. — An Bosch's Garten. — Charade.

Ein General der Napoleonischen Armee.*)

Das Schloß Maulevrier, einst der Aufenthalt des großen Colbert, war eine Beute der Flammen geworden, und die Mordbrenner tanzten mit wahnsinniger Freude um das Feuer, das sie angezündet hatten.

Nahe dem Schauplatze der Zerstörung saß ein junger republikanischer Offizier unter einem alten Baume und sah mit Thränen im Auge den Exzessen zu, welche seine Soldaten begingen. Plötzlich kam ein Offizier vom Generalstab herangesprengt und überreichte ihm einen Brief. Der junge Mann erbrach das Siegel und las den Inhalt, was ihm bei dem Schein der zerstörenden Flamme nur allzuleicht wurde. Dann sprach er, dem Ueberbringer zugewendet: „Sage dem General Kleber, daß meine Compagnie längstens in einer Stunde auf dem Marsche seyn soll, und daß ich seinen Befehlen pünktlich nachkommen werde."

Der Adjutant galoppirte weiter; der junge Capitain aber gürtete seinen Degen um, ging auf die Republikaner los, die um das krachende und einstürzende Gebälk eine Art wilder Sarabande tanzten, und befahl zum Aufbruche zu trommeln. Die ganze Mannschaft schaarte sich; allein die Soldaten waren betrunken, und die Unteroffiziere befanden sich in jenem Paroxysmus kannibalischer Freude, der den Tyrannen Nero erfüllt haben soll, als er Rom in Flammen aufgehen sah. Unter der Last ihrer Waffen taumelnd, strauchelten sie über die glühende Asche; allein das Wort „Vorwärts", mit fester Stimme gesprochen, hatte doch endlich die gewünschte Wirkung.

Wohin es gehen sollte, wußten sie nicht, und sie kümmerten sich auch wenig darum. Gegen fünf Uhr des Morgens war der Ort ihrer Bestimmung erreicht. Sie hatten auf dem ganzen Wege, fast ohne Unterbrechung, die Marseillaise gesungen; sie hatten geflucht, geschworen, gelästert und allerlei andere nicht minder ergötzliche Dinge gethan, um ihrer Trunkenheit Meister zu werden. Der Capitain allein schritt schweigend vor dem sittenlosen Gesindel her, das seiner Obhut empfohlen war. Das erste Wort, das über seine Lippen kam, war „Halt!" und in demselben Augenblick standen die Truppen vor einem jener reizenden Landhäuser, die man in den romantischen Wäldern der Vendee so häufig antrifft. Keine Vormauer verwehrte den Zugang; das Haus war mit einer schlichten Hecke umgeben, und im Innern herrschte eine so friedliche Stille, als hätte der Bürgerkrieg dieses Asyl noch ganz verschont gelassen. „Soll ich zum Angriff trommeln, Bürger Marcel?" fragte der Trommelschläger. — „„Nein"", erwiederte der Capitain; „„ich gehe allein in dieses Haus."" Er stieg über den Zaun, klopfte stark an die Pforte und rief: „Im Namen der Republik — öffnet!"

Eine alte Dienerin ließ den Capitain ein und geleitete ihn nach einem kostbar möblirten Zimmer. „Bürgerin", sprach Marcel, „General Stofflet und sein Stab haben einen Theil der Nacht hier verweilt. Sind sie noch anwesend, so ermahne ich Dich, im Namen des Gesetzes sie auszuliefern; sind sie aber bereits fort, so befehle ich Dir, mir zu sagen, wohin?" Die Alte erblaßte — ihre Lippen zitterten — ein Gemisch von Schmerz und Ueberraschung malte sich in ihren Zügen. Endlich sprach sie mit erzwungener Fassung: „Mein Herr (sie war nicht gewohnt, Bürger zu sagen), ich kann zu Gott schwören, daß kein Mensch in diesem Hause ist, diejenigen ausgenommen, die ein Recht haben hier zu seyn." — „„Wohl"", versetzte Marcel; „„so geh' und laß alle Personen, die unter diesem Dache sind, vor mir erscheinen.""

Die Alte ging, wie ihr geheißen war, und der Capitain beschaute sich unterdeß alle die kostbaren und geschmackvollen Möbel, welche den Salon schmückten. Nach einer Viertelstunde trat eine schöne, Ehrfurcht gebietende Frau, begleitet von zwei reizenden jungen Töchtern, in das Gemach.

Ehe wir fortfahren, erlauben wir uns, dem Leser über Capitain Marcel einige nähere Auskunft zu geben. Er war ein geborner Pariser, und sein Vater ein obskurer Handwerker in einem der obskursten Viertel der Stadt. Der Sohn hatte das Handwerk seines Vaters erlernt. Vermuthlich würde er bis an seinen Tod unbekannt geblieben seyn, hätte nicht die Revolution seine Geistes- und Seelenkräfte in einer ganz anderen Sphäre entwickelt. Jung, hochherzig und enthusiatisch, wie er war, schloß sich Marcel den Männern der Revolution an. Sein Patriotismus dürstete nicht nach Blut; auch gehörte er nicht zu denen, die bei Gründung der Republik nur ihre eigene Wohlfahrt im Auge hatten. Die Revolutions-Gräuel der Hauptstadt erregten seinen Abscheu und bestimmten ihn, auf dem Schlachtfelde sein Glück zu suchen. Er focht als Freiwilliger bei Valmy und dann bei Fleurus — ein Befehl des Konvents schickte ihn nach der Vendee, wo er sich als tüchtiger Offizier und edler Mensch das Vertrauen des Generals Kleber erwarb.

Das Erscheinen der Wittwe und ihrer beiden Töchter, in deren Blicken man die Furcht las, die jede Uniform in jenen Tagen des Schreckens einflößte, machte einen tiefen Eindruck auf Marcel. „Bürgerinnen", sprach er mit ehrerbietigem Ernste, „ich erfülle nur meine Pflicht als Soldat. General Stofflet und seine Stabs-Offiziere sollen vergangene Nacht in dieser Gegend zugebracht haben; und zwar nennt man Ihr Haus als das einzige, in welchem er Quartier finden konnte. Ich freue mich, daß die Untersuchung mir übertragen worden ist, denn ich hoffe, die Strenge der Befehle, die ich empfangen, so viel als möglich mildern zu können." — „„Wir wohnen hier allein"", sprach die Dame; „„meine Töchter und ich. Wir leben so zurückgezogen als möglich und ganz abgeschnitten von den Unruhen, die ein Bürgerkrieg in seinem Gefolge hat. Zweifeln Sie an mei-

*) Der Herausgeber des New-Monthly-Magazine, dem dieser Artikel entlehnt ist, bemerkt in einer Note: „Die folgende Erzählung ist buchstäblich wahr, selbst in ihren geringfügigsten Details — die beiden Personen, welche in derselben die vornehmste Rolle spielen, wollen aus einem leicht zu erklärenden Zartgefühl ihre wahren Namen nicht genannt wissen; daher wir ihnen nur falsche Namen beigelegt haben."

Digitized by Google

nen Worten, so steht es Ihnen frei, in meinem Hause Nachsuchung anzustellen.""

In Marcel's männlichem Antlitz malte sich einen Augenblick sein Unwille bei dem Gedanken, daß er in der Eigenschaft eines Spions oder Polizei-Agenten hier war. Frau von Souland bemerkte diesen edeln Unwillen und wußte ihn zu schätzen. „Ihre Versicherung", sprach der Capitain, ist mir schon genug; vielleicht darf ich Sie aber bitten, meiner Compagnie ein paar Stundenlang Obdach und einige Erfrischungen zu geben — wir sind die ganze Nacht marschirt, und die Soldaten bedürfen einige Ruhe." — „„Diese Gemächer"", versetzte die Dame, „„stehen Ihrer Compagnie zu Diensten; ich will meiner Dienerschaft die Weisung geben, für Alles zu sorgen, was Ihnen angenehm seyn dürfte. Mir und meinen Töchtern wird es aber doch unverwehrt seyn, während Ihres Aufenthalts in unsern Gemächern zu bleiben?"" Marcel bewilligte ihr Gesuch mit freundlicher Miene. (Schluß folgt.)

Eine Räuberanekdote aus Ungarn.

Die nachstehende Begebenheit — welche dem mündlichen Berichte eines glaubwürdigen Augenzeugen nacherzählt wird — gehört vielleicht in die Zahl der sonderbarsten Zufälle, die sich jemals ereignet haben.

Herr Eug. von B—, Gutsbesitzer in der T—er Gespanschaft in Ungarn, war auf einer Fahrt von Großwardein nach seinem unfern von dieser Stadt gelegenen Landsitze begriffen. Er fuhr, von Niemanden als seinem Kutscher begleitet, mit eigenen Pferden, einem auserlesenen Viergespann, welches den Weg von der Stadt nach dem Gute schon öfter gemacht hatte. An einer zu dem Unternehmen günstigen Stelle des Weges wurde der Wagen plötzlich von fünf Bewaffneten angehalten, und Herr von B— aufgefordert, seine Baarschaft auszuliefern. An Widerstand war nicht zu denken, dem Begehren mußte also nachgegeben werden; allein Herr von B— hatte zufällig nur einen sehr geringen Betrag an Gelde bei sich, und die getäuschten Räuber konnten trotz allem Durchsuchen der Person und des Wagens keinen größern Vorrath an Baarem entdecken. Aufgebracht über den mißlungenen Fang beschlossen sie sich an dem Fuhrwerk und den vier tüchtigen Rossen schadlos zu halten; Herrn von B— wurde also angedeutet, er möchte den ohnehin nur kurzen Weg nach seinem Landsitze sammt dem Kutscher immerhin zu Fuße antreten, die für heute entgangene Geldsumme wolle man bei nächster Gelegenheit aus dem Schlosse selbst abholen. Nach dieser erfreulichen Verheißung bestiegen die Räuber den erbeuteten Wagen, einer von ihnen schwang sich auf den Bock, ergriff die Zügel und in wenigen Augenblicken waren sie den Blicken der Nachsehenden entschwunden.

Als Herr von B— ziemlich erschöpft auf seinem Landsitze ankam, fand er daselbst eine lustige Gesellschaft von Freunden versammelt, welche theils vom Militär-, theils vom Civilstande, aus der umliegenden Nachbarschaft gekommen waren, ihn mit einem Besuche zu überraschen. Die Freunde waren schon den Tag vorher eingetroffen und erwarteten mit Sehnsucht die Rückkehr des eben so jovialen als gastfreien Hausherrn. Natürlich wendete sich, nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, das Gespräch sogleich und ausschließlich auf das so eben bestandene Abenteuer auf der Heerstraße, und nachdem Herr von B— seiner Erzählung auch die schließliche Drohung des Räuberhauptmanns beigefügt hatte, vereinigte sich alles in der Meinung, daß der Besuch der Bande sicherlich mit Nächstem und zwar in beträchtlicher Anzahl zu erwarten sey, man folglich demselben auf alle nur erdenkliche Weise zu begegnen habe. Sogleich schritt man zu den nöthigen Anstalten, die Räuber nicht allein auf das Kräftigste zu empfangen, sondern wo möglich das ganze Gelichter aufzuheben und der verdienten Strafe zu überliefern. Zuvörderst beschlossen die sämmtlichen Gäste, vereint in dem Hause des Herrn von B— zu bleiben und sogar ihre Anzahl durch heimliche Einladungen an benachbarte Freunde zu verstärken. Nachdem das Aufgebot zu diesem Zwecke erlassen war, schritt man zur Bewaffnung der kampffähigen Mannschaft, wozu der wohlversehene Jagdapparat des Gutsherrn hinreichendes Material lieferte. Hierauf wurden die Zugänge, die Einfahrt, die Gänge des Schlosses mit förmlichen Schutzwehren gegen einen bewaffneten Ueberfall versehen, jeder Einzelne der Besatzung bekam seinen bestimmten Posten, den er nicht verlassen durfte; der Haupteingang des Schlosses sollte mit einbrechender Dunkelheit hell beleuchtet werden, die nächste Umgebung wurde mit Wachen besetzt, um die Besatzung sogleich von der Annäherung des Feindes zu benachrichtigen, den man dann von allen Seiten mit einem wohlgerichteten Feuer zu begrüßen gedachte.

Unter all den Vorbereitungen war der Tag zu Ende gegangen, und die Nacht brach allmählig heran. Man erwartete zwar für heute kein Wagstück der Räuber, beschloß aber doch, nur einen Theil der Nacht und mit gehöriger Vorsicht, abwechselnd der Ruhe zu widmen. Bis Mitternacht blieb alles stille, und der unter den Waffen gebliebene Theil der Besatzung erwartete nicht ohne Spannung den ferneren Verlauf der Dinge — da mit einem Male erscholl durch die lautlose Stille der Nacht ein Anfangs fernes, aber immer näher und näher kommendes Getrappel und Gepolter, und plötzlich erdröhnte, wie von einem Donnerschlage das Hauptthor des Schlosses, als sollte es durch einen einzigen Anlauf in Splitter gesprengt werden. Im Nu war Alles auf den Beinen und an seinem Posten, das Thor wurde, der getroffenen Anordnung zufolge, um die Räuber in dem hell beleuchteten Hofe mit einer Generalsalve zu empfangen, sogleich geöffnet und siehe — hereintrappten, einen Reisewagen nachschleppend, vier mit Schaum bedeckte Rosse, in welchen man augenblicklich die dem Herrn von B— gehörenden, wohlbekannten Rappen wieder fand, die Tages zuvor sammt dem Wagen den Räubern in die Hände gefallen waren. Natürlich schritt man sogleich zu einer näheren Untersuchung, und wer beschreibt das Erstaunen der Anwesenden, als man auf dem Bocke einen auf den Rücken ausgestreckten, völlig bewußtlosen Mann, im Innern des Wagens aber vier andere in dem nemlichen Zustande der Betäubung liegende fand, welche auf der Stelle von Herrn von B— so wie von dem herbeigeeilten Kutscher als die Helden jenes Handstreichs auf der Heerstraße erkannt wurden. Wie sie in diesen Zustand, die Pferde aber mit dem Wagen und dessen Inhalte in das Schloß gekommen waren, blieb Allen ein undurchdringliches Geheimniß, bis Herr von B— sich endlich der Nebenumstände seiner letzten Reise nach Großwardein erinnerte, und somit den Schlüssel zu dem unerklärbaren Räthsel fand.

Die Wohnung und die Ställe des Herrn von B— waren seit längerer Zeit von einer Unzahl von Ratten heimgesucht worden, die man bisher nach der gewöhnlichen Weise mit Arsenik zu vertreiben gesucht hatte. Dabei war aber übersehen worden, daß die dergestalt vergifteten Ratten sich in ihre Löcher zurückzuziehen pflegen, dort crepiren, und in Verwesung übergehend, einen für Menschen und Pferde gleich unerträglichen Gestank verbreiten. Diesem Uebelstande zu begegnen, hatte Herr von B—, dem Rathe eines Freundes folgend, in der Apotheke zu Großwardein ein Fäßchen gewöhnlichen Branntweins mit Zucker und einer tüchtigen Dosis Opium zubereiten lassen, in der Absicht die köstliche Mischung seinen Ratten vorzusetzen, die dann von dem wonnevollen Genusse sorglos und schwerfällig gemacht, ihre Schlupfwinkel verlassen, und ohne Mühe todzuschlagen seyn würden. Das Fäßchen mit dem erquickenden Labsal war bei der Erbeutung des Wagens von den Räubern gefunden und vermuthlich mit vielem Lobe, wohl gar auf die Gesundheit des wohlwollenden

Digitized by Google

Spenders, um ein gut Theil leichter gemacht worden. Die Wirkungen des Getränkes waren nicht ausgeblieben, wie der bewußtlose Zustand der fünf Räuber sattsam bewies; die treuen Rosse aber, von keiner leitenden Hand mehr gezügelt, und vielleicht von natürlichen Instincte bei der Unthat getrieben, hatten auf der wohlbekanntem Straße Kehrt gemacht, und durch Nacht und Nebel das wirthliche Dach ihres Ernährers wieder gefunden.

Ueber die so häufigen Zahnkrankheiten.

Es ist noch nicht gelungen, den Entstehungsgrund der so allgemein verbreiteten Zahnkrankheiten aufzufinden, so viel auch über die ganz fruchtlosen Heilversuche schon geschrieben und gesprochen wurde. Es wird mir daher erlaubt seyn, meine Ansicht darüber hier öffentlich auszusprechen; sie ist folgende: Der Grund zu den Zahnkrankheiten wird in der Kindheit gelegt. Wenn das Kind von der Mutterbrust sich entwöhnt, wird es wohl noch einige Zeit mit gekochten Speisen, welche mit Zucker versüßt sind, genährt, und dieß hat Veranlassung gegeben, dem Zucker die üble Einwirkung auf die Zähne zuzuschreiben; dem ist aber nach meiner Meynung nicht so. Nach der Entwickelung der vorderen Schneidezähne kommt die der Backenzähne, und gerade in der Entwickelungszeit der letzteren fängt das Kind an, sich an die Speisen der Erwachsenen zu gewöhnen. Wir bemerken nun, daß die Kinder anfänglich beim Genusse gesalzener Speisen, der ihnen noch nicht zur Gewohnheit geworden ist, immerwährend trinken und diese Abwechslung von warmen Speisen und kaltem Getränke, gerade in der Zeit der Zahnbildung, ist schon der Grund zu ihrer krankhaften Entwickelung. Es werden daher mehrentheils die Backenzähne zuerst hohl, und wenn bei Einzelnen auch zugleich die Schneidezähne verderben, so liegt der Grund vielleicht darin, daß diese Personen als Kinder noch früher, schon während der Bildungszeit der Schneidezähne, an gesalzene Speisen gewöhnt wurden, und somit das verderbliche Dazwischentrinken ausübten. Will man daher dem Uebel entgegenarbeiten, so ist an der jetzigen Generation nichts zu thun, sondern es ist die künftige Jugend bei dem Uebergange von der Muttermilch zu gesalzener Kost zu beobachten. Es ist daher den Kindern entweder das Gesalzene nur sehr allmählig anzugewöhnen, oder ihnen nur laues Wasser über Tische zu reichen. Vieljährige Beobachtung an Kindern hat mich auf diese Schlüsse geführt, ja ich habe gefunden, daß die ersten Backenzähne ausfielen und sich durch neue ersetzten, welche deßhalb dauerhafter waren, weil nun das Kind schon an die gesalzenen Speisen gewöhnt war und sich des Trinkens während des Essens enthielt.

Dr. Rosch.

Pot-Pourri.

Allerneuestes und lustiges Mittel zur Vertilgnug der Ratten.

Sieht man eine Ratte in ein Loch schlüpfen, so lege man unfern von demselben einen großen harten Stein, auf den man eine tüchtige Prieße starken Schnupftabak streut. Kaum steckt die Ratte ihren Kopf zum Loche heraus, so gewahrt sie den Stein, und angezogen durch den Geruch des Tabakes, nähert sie sich ihm, zieht ihn mit Wohlbehagen in die Nase, wonach sie so stark zu nießen beginnt, daß sie sich die Nase auf dem Steine zerstoßt, und ihren baldigen Tod finden muß.

Wunderbare Rettung.

In einer kaufmännischen Familie ereignete sich zu Krakau am 3. Juni ein ergreifender Vorfall. Ein kleines Kind dieser Familie fällt in einen tiefen Brunnen. Es entsteht ein furchtbares Geschrei und große Bestürzung. Die junge Mutter wirft sich aus Verzweiflung hinter dem Kinde her in den Abgrund, verliert aber, trotz der Beschädigung, die Geistesgegenwart nicht. Im Wasser versunken bis zur Hälfte des Kopfes, verschwindet sie in dessen Tiefe . . . und in einem Augenblick zieht sie den Gegenstand ihres Glückes heraus. Schnelle Hülfe rettet beide Wesen! . . . — Das Kind ist ganz unbeschädigt, und durch die Last der auf dasselbe von einer Höhe von beinahe 2 Stockwerken fallenden Mutter sogar unverletzt. Die Mutter ist sehr beschädigt, doch zum Troste ihrer Eltern und ihres Ehegattrn nicht lebensgefährlich.

Der große Hundemörder.

Ein Herr Blanvillain, der Schrecken aller Hundebesitzer in Paris, wurde kürzlich auf frischer That ertappt. Das lange, seidenartige, schöngezeichnete Fell eines Wachtelhundes reizte ihn; er lockte den Hund in eine benachbarte Allee, warf ihm die Schlinge um den Hals und erdrosselte ihn mit Hülfe seines gewöhnlichen Helfershelfers. Schnell ward die Leiche in einen Sack gesteckt und rasch fortgeführt auf dem Wagen des Mörders. Doch der Mord war nicht ganz unbeachtet geblieben. Die Besitzer des Hundes, Mann und Frau, bestiegen eilig ein Cabriolet, jagten dem Mörder nach bis in die elyseischen Felder, wo ein wahres Wettrennen begann, bis endlich Blanvillain eingeholt wurde. Das Volk sammelte sich, und ohne die Dazwischenkunft eines Polizeikommissärs wäre es dem Hundsmörder schlecht ergangen. Nun wurde sein Wagen durchsucht, und nicht weniger als 4 Hundeleichen gefunden, darunter auch die des schönen Wachtelhundes. Blanvillain gestand seine Schuld und erklärte, daß er seit dem Monat Juni 1837, wo er seine Industrie betreibe, über 10,000 Hunde getödtet habe. Er ward unter starker Bedeckung auf die Polizeipräfektur geführt, und wird in Kurzem, zwar nicht vor den Assisen, doch vor dem Tribunal der korrektionellen Polizei erscheinen.

Ein Hund erschießt seinen Herrn.

Eine französische Zeitung meldet Folgendes: Pujols, ein Holzschuhmacher zu Saint-Colomb, stand neulich vor Tagesanbruch auf, um auf den Anstand zu gehen, da ein Hase seit einiger Zeit sein Hausgärtchen verwüstete. Seine Frau blieb im Bette und hörte die Hausthüre zu- und die Gartenthüre aufmachen, auch, wie ihr Mann den Hund ausschalt, der wahrscheinlich schmeichelnd an ihm hinaufsprang. Gleich darauf fiel ein Schuß und sie vernahm ein schmerzliches Stöhnen. Sie sprang sogleich, ein Unglück ahnend, auf, und eilte ihrem Manne zu Hilfe, der schon in seinem Blute lag und eben seinen Geist aufgab. Eine entsetzliche Wunde im Unterleibe klaffte, das ausgeschossene Gewehr lag umgestürzt zu den Füßen der Leiche, und aus beider Lage läßt sich schließen, daß der Unglückliche im Augenblicke, als er das Gartenthor öffnete, das Gewehr von der Schulter nahm, und im selben Augenblicke mußte auch der Hund an ihm hinaufgesprungen seyn und im Zurückgleiten den Drücker des unvorsichtig gespannten Hahnes berührt haben, worauf der Schuß losging und der Hund, der sich bisher nur durch die schönsten Treuebeweise für seinen Herrn berühmt machte, diesmal zum Mörder seines Herrn geworden ist.

Riesenratte.

Ein Destillateur zu London, Lewis Smith, besitzt eine Ratte, welche von der Schnauze bis zur Schwanzspitze nicht weniger als zwei Fuß sieben Zoll, mißt, und zehn Pfund wiegt. Das Thier ist ein Weibchen, taucht gern und lange unter, erscheint aber sogleich über dem Wasser, wenn Smith, dem es sehr zugethan ist, laut ruft. Es lebt nur von Wurzeln und Gemüse, trinkt aber gern ein Glas Porter und liebt überhaupt das Bier. Mit einem Hunde des Destillateurs lebt es auf sehr freundschaftlichem Fuße.

Digitized by Google

Journal-Finanzen.

In finanzieller Hinsicht stehen die englischen Zeitungen oben an. Der jährliche Gewinn der Times in London soll 24,000 Pfd. Sterling (168,000 Thlr.) betragen. Doch hat jedes bedeutendere Morgenblatt wöchentlich auch 2000 Thlr. an Gehalten, Satz, Druck, Papier und Korrespondenz zu zahlen. Auch macht nicht der Absatz die Haupteinnahme aus, sondern wie man bestimmt sagt, die zahllose Zahl der Ankündigungen. Der Stempel, in Deutschland unbeträchtlich, ist in Frankreich schon bedeutend, in England enorm hoch, wenn auch herabgesetzt, da bei seiner größern Höhe, 200,000 ungestempelte Nummern entstanden. Was den Sinn, der englischr Blätter beleht, betrifft, so darf noch gelten, was Mackintosh vor dreißig Jahren sagte: „Englands Presse ist frei; sie wird bewacht von der Verfassung des Landes, von dem Herzen und den Armen der Nation."

Der war pfiffig!

Ein Hauseigenthümer in Magdeburg sieht vor Kurzem einen Mann mit einem Korbe voll Betten auf der Treppe seines Hauses. Der Mann ist rückwärts die Treppe heruntergegangen; und der Hausherr, welcher daher vermeint, der Mann wolle mit seinem Bette die Treppe hinauf, ruft ihm zu: „Wohin? Mann!" — „Hier hinauf" — „Wem gehören denn die Betten?" — „Nun, wem anders, als dem Herrn Lieutenant." — „Hier wohnt kein Lieutenant." — „Aber es zieht doch einer hier ein." — „Zieht auch keiner hier ein." — „Nun, das Haus ist mir doch so genau beschrieben." — „Ei was!" — Nun dreht sich der Mann um, kommt mit seinen Betten die Treppe herab, und entfernt sich schimpfend und fluchend, daß er so von Pontius zu Pilatus geschickt werde. Aber am Abend findet es sich. Als der weise Hausherr sich zu Bette legen wollte, und der Ruhe pflegen will, findet er nur noch den Strohsack in der Bettlade.

Für böse Weiber.

Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts sah man auf dem Marktplatze zu Salzburg zwei Weiber, die sich gezankt und geschlagen hatten, zur Strafe mit den Köpfen neben einander an einschweres Brett gespannt. — Diese possierliche Strafe ist auch auf dem Harze nicht unbekannt. Da wird jedes dieser Weiber in einen Kasten gesperrt, so daß sie nur mit den Köpfen hervorragen; dann werden beide Kasten zwei Nasen weit auseinander gestellt, und nun können die Weiber in dieser Stellung sich müde schimpfen, denn sie werden erst dann, wenn sie ganz zahm geworden sind, freigelassen, und diese Strafe nennen die Bewohner des Harzgebirges: Beißkatze.

An Bosch's Garten.*)

(Eingesandt.)

Freundlicher Garten
Mit grünem Geheg;
Liebliches Plätzchen
Am schattigen Weg;
Sage, wer hat dich so reizend geschmückt,
Daß selbst die Sonne mit Liebe dir blickt?

Sehnend und schmachtend
Liebäugelt sie hier,
Morgen und Abend,
Und träumt dann von Dir!
Sollten die Menschen nicht gerne dir nah'n,
Da dich die Himmlischen liebend umfah'n?

„Fröhlichen Morgen;
Schläfer erwacht!"
Dieß ist dein Gruß
Aus dem laubigen Dach.
Steh, und dein holdes, hellstrahlend Gesicht,
Duldet die Träumer und Schläfrigen nicht.

Menschen und Bäume,
Vogel und Luft,
Alles umkleidet
Dein rosiger Duft.
Unter die Blumen lockest du hie
Mädchen noch lieblicher blühend als sie.

Lilien und Rosen,
Veilchen vom Quell,
Bieten hier wechselnd
Ein Blumenrondell.
Rosen und Lilien und Veilchen gleich schau'n,
Dort aus dem grünen Gebüsche die Frau'n!

Lieblicher Garten,
Schwätze nur frei
Hier mit der Nymphe
Des Bades, und sey
Freundlich der Mühle, der Nachbarin dort,
Die dir vertrauet manch' trauliches Wort.

Dort an dem Tische,
Im glänzenden Krug,
Misch'st du uns Tränke
Der Liebe genug.
Und daß sie besser berauschend noch seyn,
Schenkt sie die niedlichste Kellnerin ein!

Boschischer Garten,
Ich sage es laut:
Daß ich zum Liebling
Dich habe erschaut.
Aber ich ford're Erwied'rung — D'rum sey
Immer mit freundlich, dann bleib' ich dir treu!

Augsburg. Adeline.

*) Der Garten des Hrn. Bosch zwischen dem Klinker- und Werkachbrucker-Thor gelegen, verbindet mit einer Flußbad-Anstalt auch eine Molkenkur, und ist dermalen wegen der dort herrschenden trefflichen reinlichen und freundlichen Bedienung der Lieblings-Morgen-Aufenthalt der Augsburger schönen Welt.
Anm. d. Redaktion.

Charade.

Es ruhen die Ersten am Königsthron,
Sie zieren die Fahnen der Krieger,
Oft brüllten den Feinden sie Trotz und Hohn
Und schmückten die Kränze der Sieger.
Ihr Blick, ihre Stärke macht Beben,
Doch schonen sie Schwachen das Leben.

An Kron und an Scepter in jedem Reich
Ist Zweites in Menge zu schauen,
Es blinkelt und strahlet den Sternen gleich
An adlichen Mädchen und Frauen;
Unzähl'ge werthlos am Strande
Gewahrt man in jeglichem Lande.

Das Ganze ein Edler voll Kraft und Muth,
Geliebt von dem König und Allen,
Stammt aus einem hohen fürstlichen Blut,
Sein Lob hört man allwärts erschallen.
Die Thaten der Ahnen bekunden
Die Häupter mit Lorbeern umwunden.

☞ Das Gedicht von *Cassanius* folgt im nächsten Sammler.

Digitized by Google

Nro. 26.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ein General der Napoleonischen Armee. — Erwiederung auf das Gedicht im Sammler: „Aechte Liebe." — Charaden-Auflösung.

Ein General der Napoleonischen Armee.

(Schluß.)

Kaum hatten die Damen den Saal verlassen, als die hungrigen Streiter der Republik hereinstürzten und über die kalten Speisen und den Wein herfielen, die man ihnen reichlich servirte. Einer von ihnen, den man allgemein für einen geheimen Agenten Carrier's hielt, warf sich in einen prachtvollen mit Sammet überzogenen Armsessel, streckte seine übereinander gelegten Beine weit aus und sprach: „Das ist Alles gar schön und angenehm; wir thun uns auf Unkosten dieser Cidevants recht gütlich; allein der eigentliche Zweck, weßhalb wir gekommen, darf auch nicht übersehen werden — dieser feurige Wein und diese leckeren Speisen sagen uns nichts von Stofflet — Deine Ordre, Capitain, ist peremptorisch — dieses verdächtige Haus ist ein zu sicherer Schlupfwinkel — es muß verbrannt werden!" — „„Meine Ordre"", versetzte Marcel, „„ist allerdings streng genug; allein sie lautet nur dahin, daß ich Stofflot ausfindig machen soll, und es ist unsere Schuldigkeit, dieses Mannes um jeden Preis habhaft zu werden und ihn der Republik auszuliefern. Aber in diesem Hause wohnen drei schuldlose Frauenzimmer, die mir unmöglich so geantwortet hätten, wie sie gethan, wenn sie von Stofflet mehr wüßten, als wir. Nein — nein, sie haben uns gut bewirthet; wir sind jetzt Alle wieder frisch und marschfähig — laß uns aufbrechen!"" — „Mit Nichten, Capitain", sprach der muthmaßliche Agent; „dazu ist jetzt noch keine Zeit. Glaubst Du im Ernste, daß dieses reichliche Frühstück, mit dem wir so freundlich bewirthet worden sind, nur für eine Dame von mittleren Jahren und ihre beiden Töchter bereitet worden ist? — Gewiß hat man noch andere Personen erwartet — und was sagst Du dazu, Capitain?" Mit diesen Worten überreichte er Marcel einen Brief des Abbé Bernier an Stofflet und setzte mit verstärkter Stimme hinzu: „Diesen Brief fand ich auf einem der Tische dieses Saales. Er ist vor drei Tagen datirt, und was steht darin? — „„Frau von Souland wird Ihnen meinen Brief einhändigen, sobald Sie angekommen sind.""" — Und was folgt daraus, Capitain? Meines Bedenkens nichts Geringeres, als daß General Stofflet allerdings vergangene Nacht hier gewesen ist, und daß die ehrenwerthe Aristokratin ihm das Schreiben eingehändigt hat. Vielleicht sah er von jenem Fenster aus die Flammen des Schlosses Moulevrier — sie dienten ihm als Warnungs-Signal — er ist entflohen und hat schon einen großen Vorsprung. Kameraden! habt kein unzeitiges Erbarmen — des Vaterlandes Wohl geht über jede andere Rücksicht! Es ist unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß der Tyrann hier nie wieder ein Asyl finden kann!"

Die halbtrunkenen republikanischtn Soldaten verstanden den Sinn dieser Worte nur zu gut — sie säumten nicht, dem Winke des herzlosen Ungeheuers Folge zu leisten. In zwei Minuten waren sie durch das ganze Haus zerstreut — Einige stürzten in die oberen Gemächer, andere erbrachen die Keller, und jeder Winkel wurde durchwühlt und geplündert. Die rohesten Flüche, die unzüchtigsten und abscheulichsten Gesänge hallten in dem Gebäude wieder. Die unglückliche Frau von Souland und ihre zitternden Töchter hörten selbst in dem abgelegenen Zimmer, wo sie sich eingeschlossen hatten, das Gebrüll der zügellosen Bande. Die Töchter, welche von dem Grausen des Bürgerkrieges schon öfter Zeugen gewesen, suchten ihre vortreffliche Mutter zu trösten und zu ermuthigen. „Wir werden bald ohne Obdach seyn", sprach die ältere Tochter; „aber in unserem Elend und in unserer Verbannung kann uns der Gedanke glücklich machen, daß wir einen der edelsten Vertheidiger der königlichen Sache beherbergt haben." Frau von Souland drückte ihre beiden Kinder mit Thränen an ihr Herz.

Plötzlich hörte man die Bluthunde schreien: „Stecket das Haus in Brand! Scheucht den Fuchs mit Rauch aus seinem Schlupfwinkel!" Und sogleich stürzten Alle hinaus, machten Fackeln, wozu ihnen die rings um das Schloß wachsenden Genist-Material gaben, legten an verschiedenen Stellen Feuer an, und umringten dann das Gebäude in einiger Entfernung, um keinen Menschen aus den rauchenden Trümmern entwischen zu lassen. Sobald die zerstörende Flamme an den Mauern emporloderte, eilte die unglückliche Frau von Souland auf den Balkon über dem Eingang. Ihre beiden Töchter hatten sich in einem Zustande halber Bewußtlosigkeit an ihre Arme festgeklammert. „Um Gotteswillen", rief sie mit verzweifelter Stimme, „stellt eine Leiter an — nicht für mich — nicht für mich — für meine armen Kinder! O, rettet sie!" Bei diesen Worten hob sie eines der theuren Kinder vom Boden auf, um das Mitleid der Mordbrenner zu erregen. Carrier's Agent lächelte teuflisch. „Capitain", sprach er, „ich hätte wohl Lust, auf diese royalistische Brut anzulegen." — „„Der erste, welcher feuert, ist des Todes"", donnerte Marcel in wüthender Erbitterung. „„Er fällt durch meine Hand!"" In demselben Augenblick fielen zwei Schüsse, und im nächsten lagen zwei von den drei Opfern auf dem Balkon in ihrem Blute. Marcel stürzte gegen den Mann des Volkes los, der diese That gethan hatte, und schrie: „Bösewicht, Du hast Deine gräßliche Absicht erfüllt — jetzt erfülle ich die meinige." Mit diesen Worten hielt er die Mündung seines Pistols dicht an den Kopf des Barbaren, drückte los und der Mörder war eine Leiche.

Dieß war ein verzweifelter Schritt. Die kaltblütige Festigkeit Marcel's und der Anblick des gefallenen Ungeheuers hatten eine mächtige Wirkung auf die Soldaten — sie starrten voll Erstaunen vor sich hin, murrten aber nicht. „Es waren Drei", rief Marcel; „nur Zwei von ihnen sind gemordet! Bürger, helft mir die Dritte aus den Flammen retten!"

Die Soldaten gaben ihre Bereitwilligkeit einstimmig zu erkennen. Der Balkon wurde erstiegen — Marcel stürzte an den Leichen der gemordeten Opfer vorbei und mitten in's Haus; er bahnte sich seinen Weg über die krachenden Balken und durch den dicken Rauch, welcher die entfernteren Seiten des Gebäudes noch füllte. Eine schauerliche Unthat war begangen, und Marcel hatte geschworen, die brennenden Trümmer nicht eher zu verlassen, bis er die unglückliche Waise, die noch übrig war, dem

Digitized by Google

Verderben entreissen hätte. Vergebens war sein Bemühen — er konnte keine Spur von dem Mädchen entdecken; die Flammen schlugen empor; seine Lage wurde immer gefahrvoller. Endlich, als der letzte Hoffnungsstrahl schon verbleichen wollte, entdeckte er am Ende eines Koridors, den die Flamme jetzt erst ergriff, eine am Boden liegende weibliche Gestalt. Mit einem Sprunge befand er sich an der Stelle, wo sie lag; sie war bewußtlos und leichenkalt, aber sie athmete noch. Marcel richtete sie auf, nahm sie in seine Arme und eilte über den brennenden Flur zurück, bis er den Balkon wieder erreicht hatte. Zu ihrem Glücke konnte die Arme nicht bemerken, daß die Flammen schon an den blutbefleckten Leichnamen ihrer Mutter und Schwester nagten, über welche ihr edler Retter hinwegschreiten mußte. Die Leiter, auf welcher Marcel hinangestigen war, wurde von den Leuten unten fest gehalten und Marcel brachte das schuldlose Geschöpf glücklich hinab. Jetzt floß sein edles Herz über; Dankbarkeit trat an die Stelle der Unerschrockenheit und Thränen stürzten aus seinem Auge.

„Freunde", sprach er zu den Soldaten, „laßt uns das Werk der Sühne, welches so glücklich begonnen ist, auch vollenden — laßt uns dieses hülflose Mädchen beschützen, die sonst nirgends mehr Schutz finden kann." Der Aufruf hatte seine Wirkung — das arme Geschöpf war nicht mehr eine Aristokratin, eine Royalistin — sie war eine Verlassene Waise, die der Capitain vom Tode errettet hatte. Alle zeigten sich mit Marcel einverstanden. Der edelherzige Mann wachte mit brüderlicher Sorgfalt über dem jugendlichen Schützling und stellte seinen Kameraden vor, daß es gebieterische Nothwendigkeit sey, die Unglückliche von dieser Scene des Schreckens zu entfernen, ehe sie aus dem Zustande wohlthätiger Bewußtlosigkeit, in welchem sie sich befand, wieder erwacht seyn würde. Man legte sie auf eine Art von Bahre und trug sie behutsam von dannen. Endlich erwachte sie — ein Augenblick, dem ihr Retter mit klopfendem Herzen entgegengesehen.

Eine dunkle Erinnerung an alle die Gräuel, von denen sie Zeuge gewesen, regte sich alsbald in ihr. Sie richtete sich auf der Bahr empor — sie schaute um sich und sah, daß man sie wie eine Gefangene fortschleppte. Dann barg sie ihr Gesicht in den Händen und rief voll Verzweiflung: „Mutter! Mutter!" „Fräulein", sprach Marcel, „beruhigen Sie sich; Sie sind in vollkommenster Sicherheit." — „„Aber ach!"" rief das unglückliche Mädchen, „„wo ist meine Mutter? wo meine Schwester? O, bringt mich zu ihnen! — Warum bin ich allein? — wohin führt man mich? Warum bin ich verlassen und ohne Schutz?"" — „Sie sind nicht verlassen", sprach Marcel mit sanfter Stimme; „Sie haben einen Beschützer in Ihrer Nähe, der von heute an immer über Sie wachen wird — einen Freund, den das Unglück Ihnen zugeführt. Ich bin dieser Freund — zittern Sie nicht — Sie haben nichts zu fürchten." — „„Aber meine Mutter! meine Schwester!"" wiederholte das unglückliche Mädchen, das kaum noch wußte, wer mit ihr gesprochen. „Ach!" entgegnete Marcel, „ein schweres Loos hat Sie getroffen, Ihre Mutter und Schwester sind nicht mehr, Ihr friedlicher Wohnsitz ist zerstört, Sie selbst sind wie durch ein Wunder am Leben erhalten. Ich schwur sie zu retten, und habe es gethan. Ich habe meine ganze Standhaftigkeit nöthig, um diese Leute in Ordnung und Zucht zu erhalten. Ich bitte Sie um Ihrer selbst willen, entmuthigen Sie mich nicht durch den Anblick Ihres Schmerzes, Trocknen Sie Ihre Thränen, unterdrücken Sie Ihre Seufzer. Wir werden noch vielen Schwierigkeiten begegnen, und daß wir sie besiegen, hängt von Ihrem Entschlusse ab."

Fräulein von Souland war noch sehr jung, aber verständig genug, um einzusehen, daß der Capitain ihr einen weisen Rath gab. Es kostete ihr schreckliche Kämpfe, den Ausbruch ihres Schmerzes zurückzuhalten; aber sie vertraute sich unbedingt der Leitung des Fremden, den ihr Schicksal so sehr zu interessiren schien. Der erste Ort, wo sie ankamen, und wo Marcel für die Waise ein schickliches Asyl zu finden hoffen konnte, war Chatillon, welches Städtchen von den Vendeern und den Truppen des viel gefürchteten Westermann schon zweimal genommen und wieder genommen war. Marcel hatte daselbst im Hause einer achtbaren Wittwe vor einiger Zeit logirt; und er verlor nun keinen Augenblick Fräulein von Souland der mütterlichen Sorge dieser Dame anzuvertrauen.

Das Schicksal des armen Wesens erregte vom ersten Augenblick an das warme Mitgefühl der Wittwe, die selbst während des Bürgerkrieges schwere Leiden erdulden müssen. Marcel verließ hier seine theure Schutzbefohlene, die ihren edlen Erretter nicht eher vollkommen zu würdigen wußte, bis die Zeit ihr alle die Schrecknisse enthüllte, die mit dem Tode ihrer Mutter und Schwester verknüpft gewesen.

Seine unausgesetzte kriegerische Thätigkeit im Dienste des jungen Frankreich gestattete Marcel in mehreren Jahren nicht, die Waise zu sehen; doch verlor er sie keinen Tag aus den Gedanken — die Scene der Zerstörung schwebte ihm beständig vor der Seele. Immer sah er das schöne todtenbleiche Antlitz des unglücklichen Mädchens, als er sie mit Gefahr seines eigenen Lebens durch die Flammen forttrug — im Kontraste mit der heiteren Freundlichkeit, die von demselben Antlitze strahlte, als sie ihn kurz vorher in Bekleidung ihrer Mutter unter demselben Dache bewillkommnete. Endlich brachten ihn die Schicksale des Krieges wieder in die Nachbarschaft von Chatillon. Marcel war unterdeß zum Range eines Brigadiers gestiegen. Sobald er seine Truppen untergebracht hatte, eilte er nach dem Hause der Wittwe — dem Asyle seiner Geliebten. Er fand sie in ihrer einfachen Trauerkleidung liebenswürdiger, als sie ihm jemals in seinen schmeichelndsten Träumen erschienen war. Er näherte sich ihr mit ehrerbietiger Zärtlichkeit, und Thränen füllten ihr Auge, als sie die Hand ausstreckte, um ihn zu bewillkommnen.

„Ach", rief sie, ihre Aufregung mühsam bekämpfend, „wie dankbar bin ich Ihnen für diesen Besuch! Erst nach unserer Trennung fühlte ich ganz, wie viel ich Ihnen verdanke; glauben Sie mir, die Erinnerung an Ihre edelmüthige Handlung wird nie in meinem Herzen erlöschen."

„„Jene Ereignisse"", entgegnete Marcel „„sind meinem Gedächtniß eben so tief eingeprägt, und weder Zeit noch Raum können sie tilgen. In der finsteren Stunde des Todes und der Gefahr schwur ich, Ihr Beschützer zu seyn — dieser Eid ist in Gottes Buch eingetragen! Sie sehen einen Bruder vor sich, der nur Ihre Bedürfnisse und Wünsche kennen möchte, um für erstere zu sorgen und letztere zu erfüllen. Machen Sie mich stets zum Vertrauten Ihrer Hoffnungen und Bekümmernisse, wohin das Schicksal mich auch führen möge; und ist mir auch das Glück versagt, Ihre Schicksale mit Ihnen zu theilen, so wird es wenigstens der höchste Zweck meines Lebens seyn, für Ihr Wohl Sorge zu tragen. Die Ereignisse jenes schrecklichen Tages haben uns unzertrennlich an einander gekettet.""

Thränen entquollen dem großen glänzenden Auge des Fräuleins; und wenn Marcel nicht weinte, so fühlte er wenigstens eben so tief. Sie gelobte ihm, keinen Schritt im Leben ohne seinen Rath zu thun und ihn stets von Allem, was sie betraf, zu unterrichten. Er freuete sich über ihre Bereitwilligkeit, seinen Wünschen zu entsprechen, und schied endlich mit so tiefer Bewegung, als wäre dieser Abschied der letzte gewesen.

Ein paar Tage darauf wurde General Marcel nach Italien beordert. Beide hielten ihr gegebenes Versprechen. Sie schrieben einander, so oft die Gelegenheit sich traf; aber diese Gelegenheiten wurden im Fortgang des Krieges immer seltener.

Als die Ruhe in der Vendee hergestellt war, kam die verwaiste Tochter der gemordeten Frau von Souland, da sie nicht

zu den Emigrirten gehörte, wieder in den Besitz ihres väterlichen Grundstücks. Ihre Ansprüche auf dasselbe waren durch Marcel, der, als einer der ausgezeichnetsten Offiziere bei der italienischen Armee, das Vertrauen des ersten Konsuls in hohem Grade erworben hatte, kräftig unterstützt worden.

Marcel folgte seinem Chef von Italien nach Aegypten, von Aegypten nach Frankreich. Er wurde mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft; aber sein Interesse für Fräulein von Souland blieb ungeschwächt. Ihre Briefe, in denen sich die Reinheit ihres Herzens und der Adel ihrer Seele so unzweideutig malten, waren ihm während seiner langen und an Beschwerden reichen Feldzüge der süßeste Genuß. Zeit und Abwesenheit hatten den Charakter seiner Zuneigung zu der liebenswürdigen Waise umgewandelt, und er beschloß, sobald die Umstände es erlauben würden, ihr seine Liebe zu gestehen und um ihre Hand sich zu bewerben.

Dieser Augenblick kam früher, als er erwartet hatte. Nach einer achtjährigen Trennung benutzte Marcel die kurze Periode eines Friedens mit den Feinden Frankreichs und eilte zu dem Gegenstande seiner zärtlichsten Neigung.

Er erreichte den Ort ihres Aufenthalts — Alles war still und friedlich — keine Spur von dem alten Gebäude war mehr zu sehen — nichts, was an Mord, Blut und Flammen erinnerte — eine neue malerische Villa hatte die Stelle der alten eingenommen. Die Bäume prangten in ihrem Blüthenschmuck — die Vögel sangen lieblich — die Luft war mit süßen Düften gewürzt.

Sobald der Name des General Marcel in ihre Ohren drang, eilte die Besitzerin dem Theuren Freunde entgegen, warf sich in seine Arme und drückte ihn an ihr Herz.

„Ich versprach", rief er mit halb erstickter Stimme, „ich versprach zu Ihnen zurückzukehren, und ich habe Wort gehalten. Das Glück hat mir gelächelt das Schicksal ist mir günstig gewesen — ich bin reich und hoch gestellt; und was meine Gesinnung gegen Sie betrifft, so bin ich noch derselbe, der ich war, als wir bei Chatillon schieden — der ich in jener Stunde gewesen die wir in Vergessenheit begraben wollen."

„„Und gewiß verdienen Sie jede Auszeichnung, die man Ihnen zuerkannt, im höchsten Grade"", sprach Fräulein von Souland. „„Kommen Sie — lassen Se sich nieder in dem Hause, das Sie mir zurückgegeben, und wo Sie Ihr Leben wagten, um das meinige zu retten.""

Der General setzte sich an ihrer Seite nieder und betrachtete mit Entzücken das schöne Antlitz, dem die Zeit einen noch sanftern und zärtlichern Ausdruck gegeben hatte. Er nahm ihre Hand, drückte sie an seine Lippen und sprach, indem er die Freundin näher zu sich hinzog: „Acht Jahre habe ich eine schmeichelnde Hoffnung in mir genährt — Sie allein können diese Hoffnung zur Wirklichkeit machen. — Mein künftiges Glück liegt in Ihrer Hand, denn seit acht Jahren liebe ich Sie von ganzer Seele."

„„O, General"", sprach Fräulein von Souland, „„täuschen Sie sich selbst nicht — verwechseln Sie nicht das Interesse, das meine Schicksale in ihrem Herzen geweckt haben mögen, mit einem Gefühle anderer Art.""

„Seyen Sie innig überzeugt", sprach Marcel, „mein Gefühl ist Liebe — die reinste und aufrichtigste Liebe zu Ihnen."

„„Ach!"" schluchzte das tief erschütterte Mädchen; „„erlauben Sie mir, daß ich Sie wie eine Schwester liebe und wie des edelsten Bruders Ihrer gedenke. — Sie waren und sind mein theuerster Freund. Durch Ihren Einfluß und Antheil an meinem Schicksal bin ich reich geworden, mein Familiengut ist mir zurückgestellt; aber hören Sie mich an — ein Vetter, mit dem ich in der Zeit unseres Glückes versprochen war, und der für die königliche Sache stritt und blutete, ist aus langer Verbannung arm und entblößt heimgekehrt — und er bewirbt sich um meine Hand. Meine selige Mutter nahm mir wenige Stunden vor ihrem Tode das Versprechen ab, daß ich seine Gemahlin werden wollte. Ihre Worte tönen noch in meinem Ohr. — Darf ich mein Gelübde verletzen?""

„Nein!" sagte Marcel mit möglichst fester Stimme. Seine Wangen waren bleich, seine Lippen zitterten, und Thränen standen ihm in den Augen.

„Theures Fräulein!" sprach er; „seyn Sie glücklich! Dieses Glück Ihnen zu sichern, war die Aufgabe meines Lebens. — Ich hatte gehofft, es zu theilen — diese frohe Aussicht ist dahin." Darauf erhielt sein Gesicht einen andern Ausdruck, und er fuhr mit gezwungener Munterkeit fort: „Doch — unter Einer Bedingung: ich muß meinem Nebenbuhler vorgestellt seyn — Ihre Heirath muß unverzüglich stattfinden. Lassen Sie mir wenigstens die Genugthuung, Sie ihm zu übergeben; lassen Sie ihn den Segen aus der Hand des Bruders empfangen, den die Vorsehung Ihnen geschenkt hat."

Dieser Kampf war für den edelmüthigen Marcel zu heftig — Thränen stürzten aus seinen Augen. Fräulein von Souland weinte bitterlich.

„Kommen Sie", sprach der General; „seyen wir nicht wie Kinder — mein Opfer ist gebracht — für mich ist der Gram unnütz, und Sie haben keine Ursache dazu. Sagen Sie mir, wo ich den beglückten Gegenstand Ihrer Liebe führen kann — wir müssen Freunde werden."

Das Fräulein gewährte dem General seine Bitte, in der eine so edle Selbstverläugnung sich aussprach. Zwei Stunden später stand der General dem royalistischen Emigranten gegenüber.

„Mein Herr", sprach Marcel, als er in das geräumigste Zimmer eines der unscheinbarsten Häuser trat, „ich dürfte Ihnen wohl nicht ganz unbekannt seyn. Ich bin General Marcel. Fräulein von Souland, die ich einst von einem gräßlichen Tode errettete und die mir theurer ist, als mein Leben, sagt mir, daß Sie mit ihr versprochen sind; für mich ist Alles, was sie sagt ein Befehl, sogar dieses traurige Wort, welches meine liebsten Hoffnungen ganz vernichtet. Hier sieh' ich vor Ihnen, Sie um Entscheidung in dieser Sache zu bitten; denn ich würde eine länger dauernde Ungewißheit nicht länger ertragen können."

„„Herr"", sprach der begünstigte Liebhaber, „„Ihre Geschichte, die so wunderbar und so innig mit der meiner Cousine verknüpft ist, war mir schon längere Zeit bekannt — Ihre edle Freimüthigkeit zwingt mich, ganz aufrichtig zu reden. Ich habe Ihre ganze Korrespondenz mit meiner Braut gelesen; Sie konsultirte mich bei jedem Briefe, der an Sie bestimmt war, und ich hatte oft Gelegenheit, die edle Uneigennützigkeit Ihrer Neigung zu bewundern. Was Sie heute gethan, beweist, wie richtig meine Meynung von Ihnen gewesen.""

„Wohl", versetzte der General; „unter solchen Umständen muß Ihnen daran gelegen seyn, Ihre Hochzeit bald möglichst zu feiern — warum haben Sie so lange damit gezögert?"

„„Ehe meine Braut Sie wieder gesehen und Ihnen über Alles Aufklärung gegeben hatte, fühlte sie sich nicht frei genug, einen so entscheidenden Schritt zu thun. Sie wollte durchaus erst Ihre Einwilligung haben. Sind Sie bereit, Herr General, Ihre edelmüthigen Handlungen mit diesem Segen zu krönen?""

„Ja", sprach Marcel tief bewegt; „allein es muß gleich geschehen. — Ich habe Fassung gewonnen. — Begleiten Sie mich zu Fräulein Souland — mein Opfer ist gebracht, allein ich kann nicht dabei verweilen. Kommen Sie — lassen Sie es heute geschehen — hören Sie ihr Jawort in meinem Beiseyn."

Sie gingen mit einander nach der Wohnung des Fräuleins; das Verlöbniß wurde erneuert, und es fehlte nur noch die hochzeitliche Weihe, um das Glück des jungen Paares vollständig zu machen. In weniger als einer Woche führte Marcel das Fräulein von Souland zum Trau-Altar. Er blieb ruhig und gefaßt; kein Seelenkampf wurde in ihm bemerklich bis die Trauung vollzogen war.

„Sie werden glücklich seyn", sprach er mit klopfendem Herzen und feuchtem Auge, als die Neuvermählten ihm gegenüber standen. „Sie müssen glücklich seyn — dieß ist meine liebste Hoffnung, mein angelegentlichster Wunsch. — Ich habe Sie, Madame, mit dem Manne Ihrer Wahl vereinigt gesehen — leben Sie wohl, und denken Sie zuweilen an den unglücklichen Marcel."

Herr und Frau v. Cassan — denn Fräulein von Souland war jetzt Frau von Cassan geworden — stürzten ihrem edeln Wohlthäter weinend in die Arme. Er umarmte sie zärtlich; allein der Anblick ihres Glückes kostete ihm zu viel. Er ging wieder zur Armee.

Eilf Jahre verflossen seit dieser edlen Aufopferung und schmerzlichen Trennung — eilf Jahre kriegerischer Thätigkeit. Marcel focht in Westen und Norden — bei Austerlitz und vor Saragossa bei Wien und an der Moskwa. Er wurde Divisions-General und erhielt den Titel eines Grafen. Sein Briefwechsel mit Frau von Cassan erlitt in dieser Periode wie man sich denken kann, große Unterbrechungen; allein die wenigen die er empfing, machten ihm Freude, weil sie von dem ehelichen Glücke des Paares und von der dankbaren Gesinnung des Mannes zeugten.

Aber die ganze Herrlichkeit des Grafen Marcel und seines Gebieters sollte durch Wellington's gewaltigen Arm zertrümmert werden; das Brittische Heer besiegte, manövrirend vordringend, die erlesensten und kampfgeübtesten Streiter des Usurpators, und die Niederlagen der französischen Truppen folgten einander Schlag auf Schlag. Ausländische Krieger überfluteten den lange jungfräulich gebliebenen Boden Frankreichs.

Digitized by Google

Alle diese Wechsel des Glückes beunruhigten Herrn und Madame Cassan nur in so weit, als Graf Marcel dabei betheiligt seyn konnte. Sie hatte geschaudert bei den Gefahren, die er auf Rußlands Schneefeldern und über den Fluthen der Berezina bestehen müssen; allein sie fürchtete noch weit mehr die Wirkung, welche der Sturz des Kaisers, der ihn geehrt und ausgezeichnet, auf sein Gemüth haben mußte.

Der auf Usurpation gegründete Kaiserthron stürzte; aber Graf Marcel war Einer von den streng gewissenhaften, unbeugsamen Anhängern Napoleon's, die sich kühn an das Wrak seines Dynastie festklammerten. Er verließ Fontainebleau nicht eher, bis kein Kaiser mehr in Frankreich war.

Während der eilf Jahre, die seit dem Tage verstrichen, an welchem Marcel jenes edle Opfer gebracht, war eine große Veränderung in ihm vorgegangen. Die Liebe erfüllte sein Herz nicht mehr; obgleich seine Freundschaft und Hochachtung für Madame Cassan so tief und innig blieben, wie vordem. Auch sein Ehrgeiz hatte eine andere Richtung genommen. Er fühlte die Annäherung des Alters und die Nachwirkungen vieler empfangenen Wunden — er wurde ernst und gedankenvoll und bald wendete sich sein Geist einer andern — der politischen Sphäre zu.

Das Glück verließ ihn auch in dem neuen Berufe nicht; und um die Zeit der Thronentsagung Napoleon's war Graf Marcel so hoch gestellt als ein Unterthan es nur seyn kann. Mit dem Sturze des Usurpators verlor Marcel seine neue Würde; und von jetzt an waren Herr und Madame Cassan die einzigen Wesen, an denen er noch Interesse nahm. Was aber für ein Gegenstand tiefen Schmerzes war — die politische Umwälzung in Frankreich — mußte dies nicht seine Freunde als ächte Royalisten, mit jauchzender Freude erfüllen? „Nein", sprach er zu sich selbst, „es sey fern von mir, daß ich die Ruhe und das Glück des würdigen Paares mit eigenem Trübsinn und Mißmuth störe!" sie nicht wieder zu besuchen und nicht mehr an sie zu schreiben.

Die Stille, welche auf die Rückkehr der Bourbonen folgte, wurde, wie Jedermann weiß, durch das Mißvergnügen des Militärs und durch Bonaparte's Entweichung von Elba gar bald unterbrochen. Man kann sich leicht denken, daß Graf Marcel, den der Ex-Kaiser so hoher Gunst gewürdigt hatte, sich beeilte, die Rückkehr seiner Adler an Frankreichs Küsten zu begrüßen.

Noch vor Bonaparte's Entweichung war Herr von Cassan, der Gemahl des ehemaligen Fräulein von Souland, nach Paris berufen worden, und hatte zur Belohnung für Alles, was er im Dienste der Königlichen Sache erlitten, ein nicht unwichtiges Amt erhalten. Unterdeß kamen die hundert Tage — ihnen folgte der glorreiche Triumph Wellington's bei Waterloo und die Verbannung des Generals Bonaparte. Welches Schicksal drohte aber dem Grafen Marcel, der gleich seinem Gebieter verwundet und überwunden wurde? Man beschuldigte ihn der Theilnahme an einer geheimen Verschwörung, die wir hier nicht weiter zu beleuchten brauchen, deren Folgen aber Frankreich lange zu beklagen hatte.

Sobald Frau von Cassan erfuhr, daß ihr Beschützer, er, dem sie Leben und Besitzthum verdankte, in Gefahr schwebte, sagte ihr Herz ihr, wie sie handeln sollte. Herr von Cassan bekleidete sein verantwortliches Amt in Paris; seine Gattin aber wohnte auf dem Lande, mit der Erziehung ihrer Kinder beschäftigt. Sie riß sich von dem trauten Kreise los und fuhr mit Extrapost nach der Hauptstadt. Als ihr Mann sie erblickte, errieth er gleich den Beweggrund ihrer plötzlichen Ankunft.

„General Marcel," sagte er, „ist schwer angeklagt — Du bist gekommen, um ihn zu befreien. — Ich will Dir Hülfe leisten; aber ich sage Dir, daß es mit ihm nicht besser steht, als mit Ney oder Labedoyère. Er hat bittere persönliche Feinde an der jetzigen Regierung. Ich brauche Dir nicht erst zu versichern, daß er wenigstens auf Einen Freund rechnen kann."

Frau von Cassan konnte auf diese großmüthige Aeußerung nur mit einem Händedruck antworten. Sie beschloß, keine Zeit zu verlieren, um den Aufenthalt des Freundes zu entdecken. Dieß war jedoch keine leichte Aufgabe. Bei Marcel's alten Waffengefährten wurde sie mit Kälte angehört; und erkundigte sie sich nach Mitteln, die einen guten Erfolg wahrscheinlich machen konnten, so erhielt sie keine Antwort. Endlich, als sie schon nahe daran war, an der Möglichkeit des Gelingens zu verzweifeln, entdeckte ihr einer der früheren Adjutanten des Generals, der seinem Chef noch mit Liebe anhieng und an der Lauterkeit ihrer Absichten keine Zweifel hegte, den Namen der Person, welche, trotz aller Wachsamkeit der Polizei, den Muth gehabt hatte, dem Angeschuldigten ein Asyl zu gestatten. Nur mit großer Behutsamkeit und Vorsicht gelangte Frau von Cassan an den bezeichneten Ort.

Sobald der Graf sie zur Thür der Dachstube, in welcher er versteckt war, hereintreten sah, fuhr er von seinem ärmlichen Lager empor, stürzte ihr entgegen und rief mit freudestrahlendem Antlitz: „Jetzt kann das Schicksal mir nichts mehr anhaben! Ich kümmere mich um nichts mehr. — Sie haben mich nicht verlassen, und ich bin befriedigt."

„„Ach!"" rief Frau von Cassan; „„was habe ich denn für Sie gethan? Ich bin nicht durch Flammen und Gefahr hierher gekommen — habe nicht dem Tode getrotzt, um ihr Leben zu retten, wie Sie an jenem verhängnißvollen Tage für mich gethan. Ich komme nur, um, wo möglich, eine alte Schuld abzutragen. Werden Sie wohl Ihr Leben denjenigen anvertrauen, die Ihnen das eigene Leben verdankt?"" — „Gütiger Engel," sprach der General, auf die Kniee fallend; „Ihrer schwesterlichen Sorge — Ihrem Eifer — ihrer Einsicht vertraue ich mich von ganzem Herzen." — „„So folgen Sie mir — noch in diesem Augenblick — in der nächsten Stunde kann es schon zu spät seyn — Fouché's Schergen kennen schon ihren Aufenthalt."" — „Wo soll ich aber hingehen?" sagte der General, die Entschlossenheit seiner Freundin bewundernd. — „„Zu uns; in meines Gatten Haus einstweilen, und dann mit uns auf unseren friedlichen Landsitz — da werden Sie sicher seyn. Ney, Labedoyère und die Uebrigen welche an den neuesten Ereignissen Theil genommen, erwarten ihr Urtheil. Ich will Sie von einem schmählichen Tode retten — es ist meine Pflicht, mein Recht — Sie gehören mir an, denn Sie sind unglücklich!""

Die Equipage ihres Gatten, die in der anstoßenden Straße wartete, förderte sie Beide nach dessen Wohnung. Da Herr von Cassan dem Hause der Bourbonen unzweideutig ergeben war, so hatte sein politischer Gegner in seinem Hause nichts zu befürchten, bis er ihn mit günstiger Gelegenheit nach der Vendee mitnehmen konnte. Der Verschworne vom 20. März begleitete seine heldenmüthige Beschützerin und ihren Gatten nach ihrem Landsitze.

Marcel gewann seine verlorene Heiterkeit im Kreise der edelsten Freunde allmählig wieder. Er wohnte hier unter dem Namen eines entfernten Verwandten der Frau von Cassan, der viele Jahre emigrirt gewesen. Sein Name wurde nachmals in die Amnestie mit eingeschlossen, die der König aus freien Stücken bewilligte. Als aber die Ereignisse vom Jahre 1830 diejenigen, die man 1815 verworfen hatte, zu Macht und Ansehen brachten, wies Marcel jedes praktische Amt, das man ihm zuweisen wollte, von sich.

Er lebt noch jetzt — vorgerückt an Jahren und von zahlreichen Wunden mehr als vom Alter gebeugt. Die meiste Zeit verbringt er in Frau von Cassan's Familienkreise, und oft gedenken diese vortrefflichen Freunde ihrer schweren Schicksale. Diese Erinnerungen füllen ihr Auge mit Thränen; wie seltsam aber auch die Ereignisse waren, auf welche sie öfter zurückkommen, — jedenfalls dienen sie zum Beweise, daß es in dieser großen und geräuschvollen Welt noch etwas Besseres und Herrlicheres giebt, als der Ruhm — das Mitleid mit Unglücklichen.

Erwiederung auf das Gedicht im Sammler: „Aechte Liebe."

Jüngst hab' in einem Blatte ich gelesen
Von „ächter Liebe" sprechend, ein Gedicht;
Doch ist verliebt der Dichter nicht gewesen,
Der Liebe stellte in so schmählich Licht.
Es lehrt sein Ton ein jedes Herz erkennen,
Wie Männersinn mit der Empfindung spielt.
Drum wollt' ein Weib in ächter Lieb' entbrennen,
Wär's die Erkenntniß, die sie abgekühlt.

Warum wird denn das Edelste zertreten?
In Staub gedrückt, was man doch Heilig nennt?
Muß Unmuth nicht des Weibes Wangen röthen,
Wenn unwerth sie den Mann der Lieb' erkennt?
Es muß der ächten Liebe Wunderblüthe
Stets seltner auf dem Erdenrunde blühn,
Weil ihren Farbenschmelz — der Unschuld Friede
Der Mann zertritt mit fühllos kaltem Sinn!

O lasset euch von Frauen doch erzählen,
Daß ächte Lieb' kein Glück, kein Weh verwischt,
Zwar bricht sie oft die weichste, mild'ste Seelen,
Doch brechend noch — ihr Funke nicht erlischt.
Ich sag' es laut, im Namen aller Frauen
Was uns gewinnt, ist nicht des Geldes Erz
Der Ehre nur kann ehrend sich vertrauen
In ächter Liebe unser Frauenherz.

Drum nimm zurück, was bös dein Lied gesungen,
Es war des Hasses düstrer Nebel-Dunst; —
Empfangest du der Musen Huldigungen,
So weihe Edlem — edel deine Kunst.
Und schnell versöhnt mit dem besiegten Feinde
Beut ihre Hand das weibliche Geschlecht;
Was die Natur in unsrer Brust vereinte
Lehrt milde Gnade uns, statt strengem Recht.

Cassamia.

Auflösung der Charade im „Sammler" Nro. 25: „Löwenstein."

Digitized by Google

Nro. 27.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Späteres Königsgefühl. — Mehemed Ali, Pascha von Aegypten. — Napoleon und Canova. — Heilung der Hundswuth. — Pot-Pourri. — Charade.

Späteres Königsgefühl.

Aus dem kürzlich erschienenen dritten Theile der Gedichte
König Ludwigs I.

Wenn des Guten Saat, die er gestreuet,
Aufgegangen jetzt der König sieht,
Daß, was er gegründet, gut gedeihet,
Daß er sich vergebens nicht bemüht;

Daß, was sonsten nur sein leeres Sehnen,
Er als reiche Wirklichkeit erblickt,
Ja! alsdann ist's nimmermehr ein Wähnen,
Daß sich auch ein König fühlt beglückt.

Wie genußreich! immerfort geschäftig,
Fördernd, leitend, immerfort bewegt
Und in Wort und That gleich wirksam kräftig,
Unaufhörlich mannichfach erregt.

Endlos heitern Sinnes, niemals träge,
Die Erfüllung der Berufespflicht
Wechselnd mit der Künste freud'gen Pflege,
Ewig neuerwärmet durch ihr Licht.

Sehend, wie auf seinen Wink entsteigen
Bauten edlerer Gediegenheit,
Ihre Wände Malereien zeigen
Seelvoll lebensfrischer Herrlichkeit.

O! durchwonnend ist es, Thränen stillen,
Helfen könnend, wie's das Herz begehrt;
Wenn die Mittel gleichen unserm Willen,
Dann ist unser Loos beneidenswerth.

Wenn das Glück des Volkes immer steiget
Bei verbreiteter Wohlhabenheit,
Wie entzückend, und wenn es sich zeiget
In zufried'ner lust'ger Freudigkeit.

Wenn die Abneigung verschwand allmählich,
Wenn die Liebe ward der Liebe Lohn,
Schön ist dann des Herrschers Loos, und selig
Sitzt's alsdann sich auf dem Königsthron.

Nicht die Freiheit, die er sonst empfunden,
Wünschet er sich jemals mehr zurück,
Selbst nicht für die Jugend, die verschwunden,
Gäb' er hin sein gegenwärt'ges Glück.

Mehemed Ali, Pascha von Aegypten.

In London erschien im Jahr 1834 die Beschreibung einer Reise in Aegypten, von J. A. St. John. Unter andern enthält dieses Buch eine Schilderung der Lebensweise des Mannes, der jetzt wieder die Augen der Welt auf sich lenkt. Mehemed Ali — heißt es darin — ist ein Mann von mittlerer Statur, von kräftigem Gliederbau, energischem Auftritt, stets gerader Haltung und für einen Fünfundsechziger (1834) von frischem und rüstigem Aussehen. Sein Antlitz, welches mehr, als die europäischen Türken, die Grundzüge des tatarischen Stammvolkes hat, ist sehr voll und grenzt fast ans Rohe; aber der Ausdruck höherer Verstandesbildung, gepaart mit dem geistvollen Blicke von zwei dunkelgrauen Augen, machen einen so angenehmen Eindruck, daß man sich nicht wundert, wenn ihn Leute, die täglich mit ihm umgehen und ihn in allen seinen Handlungen beobachten, ohne hofmännische Schmeichelei sogar schön nennen. Sein Anzug weicht ein wenig von dem anderer türkischer Großen ab. Er schläft wenig. Vor oder mit Tagesanbruch erhebt er sich von seinem Lager, verläßt kurz darauf seinen Harem zu Pferde und begiebt sich zur Erledigung der vorliegenden Geschäfte in den Divan. Hier nimmt er alle Memoriale, Bittschriften, Depeschen u. s. w. in Empfang. Kurz nach seiner Ankunft in dem Divan treten die Staatssekretäre mit langen Bündeln Briefen ein, deren Inhalt ihm vorgelesen wird. Auf einen jeden ertheilt er rasch und kurz die nöthige Antwort. Nach Beendigung dieses Geschäftes lesen ihm die Sekretäre die auf die gestrigen Schreiben ertheilten, von ihnen förmlich abgefaßten, Antworten vor, und wenn er mit der Abfassung zufrieden ist und nichts widerruft, so ordnet er die Untersiegelung an. Bei den Vorlesungen schreitet er überlegend im Zimmer auf und nieder und macht nach Beendigung derselben seine Bemerkungen. Dieß dauert gewöhnlich bis neun Uhr. Nach Entlassung der Sekretäre giebt er Audienzen, zu denen sich, außer den außerordentlichen Fällen, gewöhnlich nur Konsuln, doch auch hohe Staatsbeamte, anmelden lassen. Die Audienz-Ertheilung währt gewöhnlich zwei Stunden, worauf sich Mehemed Ali in seinen Harem begibt. — Um halb 4 Uhr kehrt er in den Divan zurück, wo die am Morgen unterbrochenen Geschäfte fortgesetzt werden. Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang nimmt er ein frugales Mahl ein und bleibt bis 10 oder 11 Uhr im Divan. Diese Abendstunden sind der freiesten Muße und Erholung gewidmet. Unter seinen gewöhnlichen Beschäftigungen hat das Schachspiel und unter seinen Schachspielern sein Lustigmacher oder Hofnarr den Vorzug, der ihm überhaupt bei allen seinen Belustigungen zur Seite ist. Hof und Residenz des Pascha befinden sich in Alexandrien; in Kairo, wo er nur einen kleinen Theil des Jahres zubringt, läßt er eine strengere Hof-Etikette eintreten und umgibt sich mit einem glänzenden Nimbus, ohne gleichwohl seiner Popularität etwas zu vergeben und sich unzugänglich zu machen. Diese Popularität weiß er mit seinem Ansehen in ein glückliches Gleichgewicht zu bringen. Es ist keinem freien Türken und keinem Fremden verwehrt, des

Digitized by Google

Abends in die hellerleuchteten Prachtzimmer seines Pallastes zu gehen, gleichviel, ob ihn Geschäfte dahin führen oder nicht, und sich unter die dort zahlreich versammelte Gesellschaft seines Hofes zu mischen und Gespräche anzuknüpfen. In den Stunden seiner Geschäftigkeit, wo er weder mit seinem Staatsrathe noch mit andern Personen in Verkehr ist, trägt er enggeschlossene Kleider; um ihn in diesem Anzuge zu sehen, bietet sich nur die seltene Gelegenheit dar, wo er unwohl wird, und ihm der Arzt räth, sich ins Freie zu begeben. Gewöhnlich läßt er sich dann an das Ufer des Kanals fahren, und wenn sich ein einladendes Plätzchen darbietet, steigt er aus dem Wagen, läßt eine Decke auf dem Boden ausbreiten und, mit der Pfeife im Munde und einer Tasse Kaffee von dem feinsten und köstlichsten arabischen Mokka zur Seite, liest er Ausfertigungen und untersiegelt sie. Oft wählt er auch diese Ausflüge und ländliche Vergnügungsweise zu seiner Zerstreuung. Im Harem läß er sich gewöhnlich vorlesen oder unterredet sich mit den Erfahrensten seiner Eunuchen. Bringt es seine Muße und Stimmung mit sich, so diktirt er seine Lebensgeschichte. Seine Unerschütterlichkeit in Ausführung einmal gefaßter Beschlüsse zeigt sich im Großen auf der Bühne des Krieges, wie im Kleinen in seinem häuslichen Walten; hat er sich einmal einen Spaziereitt vorgenommen, so hält ihn nichts davon ab, mag auch der Regen in Gießbächen aus den Wolken stürzen, und der ganze Himmel von leuchtenden Blitzen zucken, — ohne auch nur einen Zug seiner Miene zu verändern, sieht man ihn im gewohnten Trabe durch die Straße reiten. Die Unpäßlichkeiten, welche er sich öfter dadurch zugezogen, haben seine Lebensweise nicht verändert. Seine glücklichsten Feierstunden genießt der Pascha in seiner Sommerwohnung in den Gärten von Schubra; gewöhnlich bringt er einige Stunden der Nacht in einer Sommerlaube zu, entfernt sein Gefolge und läßt nur den Kreis der Vertrauten seine Person umgeben. Von diesem Sitze breiten sich zwischen dichten Cypressen, Orangen und Citronen zwei herrliche Aussichten nach verschiedenen Richtungen aus, und ein aromatischer, aus Millionen Blüthen strömender Duft erhöht den Zauber der silberhellen Mondnächte Aegyptens.

Napoleon und Canova.

Im kaiserlichen Pallaste zu Fontainebleau hatte die Glocke so eben die neunte Stunde verkündigt. Napoleon saß am Kamin mit Marie Louise und gab sich jener vertraulichen Unterhaltung hin, die er ungemein liebte. Nie noch hatten seine edlen und antiken Züge einen so frohen Ausdruck gezeigt. Er lachte, er scherzte und wenn ein Fremder in diesem Augenblick eingetreten wäre, er würde in dem sich in einem Armsessel schaukelnden kleinen Manne, wahrlich nicht den Helden erkannt haben, der mit seinem Schwerte der Welt Gesetze vorschrieb.

Er schürte das Feuer mit der Spitze seines Stiefels, rieb sich zufrieden seine Hände und verlockte mit heiterer Schalkhaftigkeit Marie Louise zum Aussprechen schwieriger französischer Phrasen, deren drolliger Vortrag ihn belustigte.

Die Kaiserin setzte sich halb lächelnd, halb ärgerlich auf das Knie ihres Gemahls; in diesem Augenblick öffnete sich die Thür und das kriegerische Antlitz Duroc's zeigte sich. „Sire," meldete er, „der italienische Künstler ist angelangt."

„Führe ihn sogleich hiehee," gebot der Kaiser, indem er seinen Armsessel zurückschob, so daß zwischen ihm und der Kaiserin ein Raum entstand. — Der Eintretende verbeugte sich ehrerbietig vor den beiden erlauchten Personen und nahm auf Napolens Geheiß Platz neben dem Feuer.

„Willkommen in Frankreich, mein lieber Canova", begann der Kaiser in jenem einschmeichelnden Tone, der ihm so durchaus zu Gebote stand. „Aber wie sind Sie bleich und hager geworden, seit ich Sie zuletzt gesehen. Sie müssen Rom verlassen und in Paris wohnen. Die Luft unserer Hauptstadt wird Ihnen Gesundheit und Kraft wieder geben. Sehen Sie nur wie gut es uns geht," hier kniff er die volle Wange seiner Gemahlin.

„Sire, Sie müssen meinen schlechten Gesundheits-Zustand meiner Beschäftigung, nicht der Luft meines Vaterlandes zuschreiben. Rom ganz zu verlassen, wäre mir unmöglich, würde mir Verderben bringen."

„Paris aber ist die Hauptstadt der Künste. Sie sollen hier bleiben, ich will es;" dieß sprach der Kaiser in einem gebietenden Tone.

„Ew. Majestät haben über mein Leben zu gebieten. Soll ich aber fürder meine Kunst Ihrem Dienste widmen, so gestatten Sie mir, Sire, unverzüglich nach Italien zurückzukehren, so wie ich die Büste Ihrer Majestät der Kaiserin beendigt haben werde, die ich zu fertigen im Begriffe stehe."

„Er hat den Teufel im Leibe," rief der Kaiser, „er weigert sich bei mir zu bleiben. Du siehst Louise, er hat keinen andern Ehrgeiz als der größte Bildhauer der Welt zu seyn. Es verlangt ihn danach uns zu verlassen, nach Rom zurückzukehren, und dort für die Welt neue Wunderwerke zu gestalten, wie seine Terpsichore, seinen Paris, seine Tänzerin, seine Venus und seine Magdalena."

Das Gespräch ward jetzt allgemeiner. Man kam auf die von der Familie Borgheſe fortgesetzten Ausgrabungen, auf die Vendôme-Säule und auf tausend andere ähnliche Dinge. Nichts war neu für Napoleon, der sich über alle diese Gegenstände mit der Tiefe des Kenners und bewundrungswürdigsten Scharfsinn äußerte. — Canova konnte sein Erstaunen nicht unterdrücken. „Wie ist es möglich," rief er aus, „daß Ew. Majestät Ihre Aufmerksamkeit so vielen verschiedenartigen Dingen schenken können."

„Ich habe 60,000,000 Unterthanen," versetzte der Kaiser lächelnd, „8 bis 900,000 Soldaten, 100,000 Pferde. Selbst die Römer hatten nicht so viel. Ich habe in vierzig Schlachten kommandirt. Bei Wagram ließ ich 100,000 Kanonenkugeln verschießen — und diese Dame, welche damals Erzherzogin von Oesterreich war, wünschte zu jener Zeit meinen Tod."

„Die Zeiten haben sich jetzt geändert," bemerkte der römische Künstler."

„So ist's, jetzt sind wir gute Freunde," lächelte der Kaiser, indem er seine Gemahlin auf seinen Schooß zog, welche erröthend sich weigerte, sich seiner Liebkosung hinzugeben. „Bah, bah," fuhr Napoleon fort, indem er sie neckend am Ohrläppchen zerrte, „Canova ist unser Freund und mit Freunden macht man keine Umstände, überdem besitzt er selbst ein zärtliches und reizbares Gemüth. Da setz' Dich zu mir, ich will Dir eine romantische Geschichte erzählen, deren Held Du leicht errathen wirst. Höre mir zu." Er begann:

„In der Provinz Treviſa liegt das kleine Dorf Peſſagno. In diesem Orte lebte und wuchs heran der Sohn eines Architekten, dessen Vater schon in seinem 27sten Jahre starb und dessen Mutter sich zum zweitenmale mit einem gewissen Satori di Crepano verheirathete. In seinem vierten Jahre ward der Knabe, der sich Antonio nannte, der Sorge seines Großvaters übergeben, der ihn mit großer Strenge behandelte. Er ward von ihm nach dem nur 2 oder 3 Stunden von Paſſagno entfernt liegenden Pradozzi gesandt, um dort im Hause seines Freundes, des Senators Faliero den Herbst zuzubringen. Der Letztere erkannte bei dem kleinen Landmanne ein großes Talent im Behauen der Steine und in Formirung des Lehms und brachte ihn deßhalb bei einem geschickten Bildhauer, Namens Toretto in die Lehre."

„Wie?" fragte Canova staunend, „Ew. Majestät kennen bis auf die kleinsten Details die Begebenheiten meines früheren Lebens?"

Digitized by Google

„Ich weiß noch weit mehr," lächelte Napoleon schelmisch, „hören Sie nur weiter."

„Napoleon Toretto war ein streng sittlicher Mann," fuhr er fort, „so streng er aber auch seinen Zögling bewachen mochte, so fand Antonio dann und wann doch Gelegenheit sich aus dem Attelier zu schleichen und auf den Dorffesten zu tanzen. Er war damals erst sechzehn Jahr alt. Unter den hübschen Tänzerinnen, die bei der Weinlese die Tarantella tanzten, gab es eine, deren Reize sein Herz eroberte, sie nannte sich Bettina Biasi; sie zählte 14 Jahre, ihr Haar war unvergleichlich schön und umwallte ihre lieblichen Züge."

Ein tiefer Seufzer enthob sich der Brust Canova's.

Der Kaiser drückte die Hand seiner Gemahlin, um sie auf den Seufzer des Künstlers aufmerksam zu machen und fuhr alsdann fort: „Antonio war enthusiast und verliebt. Was den Großvater anbetraf, so war dieser weit weniger durch Bettinas Reize, als durch ihre bedeutende Mitgift gerührt; ihre Eltern willigten gleichfalls ein und so schien der Sache nichts im Wege zu stehen, als Toretto der Lehrer des Jünglings und der Senator Falliero davon Kunde erhielten. Sie meynten, diese Heirath könne die Aussicht ihres Pflegebefohlenen vernichten und sie beschlossen deßhalb sie zu stören. — Eines Abends traten sie in das Zimmer Antonio's, geboten ihm zu folgen, und führten ihn trotz seiner Bitten und Thränen nach Venedig, wo sie ihn ein ganzes Jahr lang einsperrten. Alle seine Bemühungen zu entfliehen blieben fruchtlos und der verliebte Jüngling, außer Stande nach Pradozzi zurückzukehren, suchte Trost in dem Studium seiner Lieblingsbeschäftigung — der Bildhauerkunst.

„Der Ruf des jungen Mannes verbreitete sich schnell überall; er war berühmt, reich, man drängte sich um ihn, man suchte ihn auf, und die Erinnerung an Betina Biasi trat in seiner Seele nach und nach in den Hintergrund. — Zu dieser Zeit nahmen die Kunstgriffe und blendenden Eigenschaften einer jungen Coquette, Namens Dominica, Besitz von seinem Herzen, sie war die Tochter des Bildhauers Volpato. — Heirathsvorschläge wurden gemacht, da aber Dominica sehr jung war, ward die Sache auf ein Jahr hinausgeschoben. Ach! noch vor Ablauf dieser Zeit reichte Dominica ihre Hand dem Raphael Morghen.

„Der arme verlassene Liebhaber gerieth ob dieser Treulosigkeit in Verzweiflung."

Bei diesem Theile der Erzählung schien Canova in schwermüthige Gedanken zu versinken und nicht mehr zu wissen, was rund um ihn her vorging.

„Die Gesundheit des Jünglings unterlag," fuhr Napoleon fort, „die Aerzte meynten, die Luft seines heimathlichen Dorfes würde ihm wohlthätig seyn, Antonio machte sich also dorthin auf den Weg. Als er sich seinem Geburtsorte näherte, erstieg die Erinnerung an die reizende Betina Biasi, die mit so uneigennütziger Liebe an ihm gehangen, aufs Neue in seiner Seele. „O wie undankbar war ich, sie zu vergessen," sprach er zu sich selbst. „Er verbannte von jetzt an jeden Gedanken an Dominica und träumte nur von Bettina Biasi. Er malte sich die Glückseligkeit aus, sie wieder an seine Brust zu schließen. Sein Herz pochte vor Hoffnung und Freude, und während er beschloß sich schon am nächsten Tage nach Pradozzi zu begeben, erblickte er den Thurm seines heimathlichen Dorfes vor sich."

„Zu bewegt, um in dem langsam fortschleichenden Vetturino länger zu verweilen, sprang er aus dem Wagen und wanderte zu Fuß weiter, bis er vor dem kleinen Orte anlangte. Viele junge Leute, welche wußten daß er kam, strömten ihm entgegen, umringten ihn und begrüßten ihn mit einem lauten Jubelruf.

„Sprachlos stand er da, seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Die Straße war mit Lorbeerzweigen und Immergrün bestreuet. Alle Bewohner Passagno's: Weiber, Kinder und Greise in ihren Festtagskleidern, hatten sich am Wege aufgestellt und hießen den berühmten jungen Landsmann willkommen. — Die ehrwürdige Toretto, der vormalige Lehrer Canova's, schloß ihn in die Arme und weinte Freudenthränen. Hinter ihm zeigte sich Canova's Mutter, sein Stiefvater und eine in Thränen gebadete, junge weibliche Gestalt." „Bettina, mia Bettina!" rief Canova.

Sie streckt ihm ihre Hand entgegen, er will sprechen, da beginnen die Glocken des Thurmes ein festliches Geläute. Gewehrsalven erschüttern die Luft und der Pfarrer naht das Tedeum singend mit den geistlichen Dienern; kniet als er näher gekommen nieder und preis't den Ewigen, daß er Passagno einen so berühmten Sohn wie Canava geschenkt. Der Priester erfaßt darauf den einen Arm Canova's, seine Mutter nimmt den andern, und so führt man den Gefeierten zu seinem Großvater, dessen Krankheit ihn verhindert, sein Haus zu verlassen."

„Ich beschwöre Ew. Majestät," unterbrach Canova tief gerührt den Kaiser, „eine Erzählung nicht fortzusetzen, die zu gleicher Zeit so süße und so trübe Erinnerungen bei mir erweckt."

Napoleon aber war zu erfreut über den Eindruck, den seine Mittheilung auf seine Zuhörer hervorgebracht hatte. Marie Louise hatte sich während derselben Zeit häufig die Thränen getrocknet.

„Höre weiter," sprach er zu seiner Gemahlin, „wir kommen zum Schluß, welcher der Erzählung vollkommen würdig ist. Am folgenden Tage, als Canova in den kleinen Garten seines Großvaters trat, näherte sich ihm Bettina. Fünf Jahre hatten nichts an ihrer Schönheit verändert, nur war sie bleicher und glich fast einem seiner Marmorgebilde.

„Bettina, Bettina! kannst Du mir verzeihen?" rief Canova, „willst Du mir ein Glück schenken, dessen ich nicht würdig bin."

„Höre mich an, Antonio mio," flüsterte Bettina mit kaum vernehmbarer Stimme; „mein Herz wollte brechen als ich erfuhr, daß Du Dich mit Dominica verheirathen würdest, aber ich fühlte schon damals, daß die niedriggeborne Bäuerin, die Verlobte des Lehrlings Antonio, für den berühmten Canova keine passende Gattin sey. Nichtsdestoweniger schlug ich jeden anderen Heirathsantrag aus und lebte fünf Jahre lang nur von der Erinnerung an den, den ich liebte. Als ich aber vernahm, daß Du nach Passagno zurückkommen, als ich aus meinen Gefühlen schloß, daß Du mich nicht ohne Gemüthsbewegung wieder schauen würdest und ich bedachte, daß wir Beide vielleicht schwach genug seyn könnten, eine Verbindung zu erneuen, die bei Deiner jetzigen Stellung unverständig genannt werden müßte, da — reichte ich meine Hand einem Anderen.

„Einem Anderen? Du verheirathet?

„Seit acht Tagen mit einem wackren jungen Manne, der sich vier Jahre lang um mich bewarb." —

Canova hatte sich von seinem Sitze erhoben und war ans Fenster getreten, um seine Thränen zu verbergen.

Es ward an die Thür gepocht und der Polizeiminister Fouché, Herzog von Otranto, steckte sein lauerndes Gesicht herein.

„Sie hätten zu keinem günstigeren Augenblick kommen können, Herr Herzog," rief ihm der Kaiser entgegen. „Da sehen Sie die Wirkung, die ich hervorgebracht habe in Folge der Nachrichten, die Sie mir aus Italien in den letzten Tagen mittheilten."

„Adieu Canova," sprach er alsdann, indem er den Künstler sanft auf die Schulter klopfte. „Ich sehe, ist die Büste meiner Gemahlin beendigt, werde ich Sie schon nach Italien zurückkehren lassen müssen. Gute Nacht für heute, ich habe Geschäfte mit dem Herzog von Otranto. Ja, ja, es ist ein beschwerliches Leben, das eines Kaisers, ich habe nicht oft einen Abend für mich selbst, um ihn am Kamin im traulichen Gespräch mit meiner Frau und einem Freunde hinzubringen. Kommen Sie, Herr Herzog."

Und er verließ das Gemach von dem Minister begleitet. — Dieß Gespräch fand am 11. Oktober 1810 in demselben Ge-

Digitized by Google

mache statt, in welchem Napoleon den 11. April 1814 seine Thronentsagung unterzeichnete.

Heilung der Hundswuth.

Ueber die Aussicht auf ein Spezificum bei Hydrophobie sey hier folgendes, einer guten Quelle Entnommene mitgetheilt. In einem kleinen Grenzorte in Kroatien — Skare — hat ein wüthender Wolf grosses Unheil angerichtet. Mehrere Hunde, bei denen in der Folge auch die Wuth ausgebrochen ist, gingen zu Grunde. Auch Menschen wurden gebissen, und zwar wurden vom 11. auf den 12. März d. J. drei Gränzsoldaten, welche ihn hielten, bis er getödtet war, erbärmlich verwundet. Alle drei kamen in's Spital. Nach 48 Tagen brach bei einem die Wasserscheu aus, am 50sten starb er an der furchtbaren Krankheit. Sobald die Zeichen der Wuth ausgebrochen waren, wurde nach dem, in einem mehrere Stunden entfernten Orte lebenden, Schullehrer Lalick geschickt, der ein Mittel gegen die Wuth zu haben behauptet. Er kam jedoch zu spät. Die beiden Andern waren, als er ankam, noch gesund, nachdem sie aber Lalick gesehen, erklärte er, daß beide gewiß in denselben Zustand verfallen würden, bestimmte auch, bei wem von beiden die Wuth zuerst, und binnen welcher Zeit ausbrechen werde. Wie Lalick gesagt, begann der eine am 55sten Tage nach erhaltenem Bisse über Unwohlseyn zu klagen, und schnell traten alle Erscheinungen der Wuth ein. Sogleich wurde eine Kommission ernannt zur Beobachtung des Kranken und der Kur. Der Präses dieser Kommission war der Regimentsarzt des Ortes. Er erklärte, daß, da gegen diesen heftigen Grad von Wuth die Arzneikunde noch kein Mittel besitze, der Patient ohne Weiteres an Lalick zu übergeben sey. Die Kur begann in Gegenwart der Commission. — Lalick machte vorerst eine Venaesektion unter der Zunge, aus welcher durch drei Viertelstunden dickes schwarzes Blut floß. Darauf skarifizirte er die Bißwunden, bestrich sie mit einem Balsam, und goß dem Kranken eine aus Wurzeln und Kräutern bereitete Flüssigkeit ein. Nach wenig Minuten konnte der Unglückliche aufblicken, ward heiter, nach einer Stunde verlangte er zu essen, und nahm eine Suppe mit Behagen. Durch 9 Tage wurde ihm täglich einmal früh der Trank gereicht, und nach 14 Tagen war er genesen. Auch bei dem dritten dieser Unglücklichen bestimmte Lalick 5 Tage vorher die Zeit des Ausbruches der Wuth, und sie traf vollkommen ein. Am 58sten erklärte sie die Kommission als vollkommen ausgebrochen, man beschloß jedoch, um die Behandlung in einem noch höheren Grade der Krankheit zu erproben, bis Abend zu warten. Wirklich befand sich der Patient Abends in solch einem Zustand, daß der Regimentsarzt erklärte, alle Erscheinungen wären dieselben, wie sie einige Stunden vor dem Tode des ersten beobachtet wurden. Mit auffallender Sicherheit sagte Lalick „Ich rette ihn." Das Verfahren war wie bei dem ersten, aber auch die augenblickliche Wirkung der angewendeten Mittel setzte Alle in Staunen. Er bekam bald Eßlust, schlief die Nacht ruhig, ging des andern Morgens schon im Freien spazieren, und ward als geheilt entlassen werden.

In der neuesten „Leipziger Zeitung" lesen wir Folgendes: „Nicht zu übersehen. Allen unsern theilnehmenden Verwandten und Freunden sey hiermit kund gethan, daß uns in den ersten Tagen des Monats Juni dieses Jahres ein großes Unglück wiederfuhr. Es brach nämlich den 1. Juni a. c. unter unserm Rindvieh die Wuth aus, nachdem 4 Wochen zuvor eine von den Kühen von unserm Hunde gebissen worden war, wo so nach und nach die übrigen Kühe und Kälber mit angesteckt wurden. Groß, unbeschreiblich groß war der Schreck für mich und meine hochschwangere Frau, sowie für alle, die immer um uns sind, die wir die Milch der Kühe bis zu dem Tage, wo die Wuth ausbrach, genossen hatten. Wir nahmen unsere Zuflucht zu Herrn Kohl in Zethau, und Alle, selbst unser kleinstes Kind von zwei Jahren, gebrauchten das allbekannte Kohlsche Mittel, was bei Jedem gute Wirkung gethan hat. — Groß, sehr groß ist der Verlust, den wir erlitten, und nur das gereicht uns zur Beruhigung, daß wenigstens die menschlichen Seelen der Gefahr entrissen sind, wofür wir dem edlen Manne, Herrn Kohl, nicht genug danken, und unsern himmlischen Vater, der einen Jeden davor behüten mag, nicht genug loben und preisen können. Forsthaus Forchheim bei Freiberg, den 29. Juni 1839. Adolph Friedrich Kranich, K. S. Revierförster, nebst Frau."

Pot-Pourri.

Noth lernt beten!

sagt das Sprichwort; sie lernt aber auch lieben, wie wir aus Folgendem ersehen.

Als das amerikanische Dampfschiff Pulawski in die Luft flog, rettete sich ein gewisser Ridge auf ein Faß, mit dem er auf dem Meere herumschwamm und auf das er ein Mädchen aufnahm, das er noch vom Ertrinken rettete. Nach einiger Zeit waren Beide so glücklich, ein Wandstück des Schiffes zu erreichen, auf dem sie sicherer waren, als auf dem Fasse, das unter ihnen so tief eingesunken war, daß sie bis an den Hals im Wasser sich befanden. Auf diesem Wandstücke trieben sie zwei Tage und drei Nächte auf den Wellen umher, ohne einen Tropfen Wasser zu trinken oder einen Bissen Brod zu haben. Als sie endlich gerettet wurden, waren sie völlig erschöpft; sie hatten aber einander in der Noth lieben gelernt und das Versprechen gegeben, sich nie wieder zu trennen. Nach ihrer Rettung gestand der Mann, daß er auf dem Schiffe sein ganzes Vermögen, gegen 25,000 Dollars, verloren habe und ein Bettler sey, und stellte dem Mädchen den Rücktritt frei; dieses aber erklärte, nichts könne sie von ihm trennen, denn schlimmer werde es ihnen nicht ergehen, als es ihnen bereits ergangen sey. Ridge schloß sie mit Freudenthränen an sein Herz und erfuhr nun erst von ihr, daß sie eine Pflanzung in den südlichen Staaten besitze, die wenigstens 200,000 Dollars werth sey.

Homöopathisches.

Um von den Wirkungen der Homöopathie einen Begriff zu geben, erzählt ein französisches Blatt, daß ein Mensch, der am Säufer-Wahnsinn (Delirium tremens) litt, durch ein Zehnmillionteil Gran Terpentin-Essenz vollkommen curirt worden, und daß ein kürzlich angestellter homöopathischer General-Stabsarzt die ganze für die französische Armee nöthige Apotheke in einer Tabaksdose bei sich trage.

Charaden-Kranz.

Von Eduard v. Ambach.

Charade.

4.

1 weilt in Nordamerika,
Auch in Britannien;
Vollauf sind solche Wesen da
Im schönsten Flor zu sehn.
Durch 2, 3 kommen wir zur Schau
Beim Eingang in die Welt;
Nur Adam und auch seine Frau
Ward anders hergestellt.
Mit Wehmuth nur und Grauen
Kann man das Ganze schauen.

Digitized by Google

Nro. 28.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Aleppo. — Eine patriarchalische Familie. — Uebermuth und Rache. — Das gestohlene Mädchen. — Rossini's Uhr. — Das Cigarrenrauchen in Spanien. — Pot-Pourri. — Anekdoten. — Charaden-Kranz. — Charade-Auflösung.

Aleppo.

(Von einem deutschen Gelehrten; aus der Allg. Zeitung.)

Sonderbare Fügung des Schicksals! Eben sind es 322 Jahre und das Loos Asiens wurde zwischen den nebenbuhlerischen Gewalthabern von Groß-Kairo und Konstantinopel vor derselben Stadt entschieden, in deren Nähe sich heute die Heere des Wessirs von Aegypten und des Padischahs der Osmanli, wie zwei gewitterschwere Wolken, niederlassen. Unter persönlicher Führung Selims I. stritten im Jahre 1517 nördlich von Haleb (Aleppo) auf der Wiese Dabik (Merdsch Dabik) die osmanischen Türken gegen die arabisch redenden Mamluken vom Nil, an deren Spitze der mehr als 70jährige Sultan Kanßu Gawri von Kairo ausgezogen war. Das Gestirn der Osmanli war damals im Aufschwung, Arabestan abee hatte seine Rolle ausgespielt, und der greise Kanßu mußte vor Selim, „dem Blutvergießer, dem Dichter, dem Opiumesser, dem Mystiker, dem Tyrannen," erliegen. Sieg und Leben sammt der Herrschaft über Syrien ging an Einem Tage verloren, wie Aegypten selbst als Kampfpreis eines zweiten Tages fiel.

Wie aber der Nil überströmend das Land befruchtet, so hat der von Corsika ausfahrende Wetterstrahl (Bunabarde jildirim) die Geister in Aegypten aufgeregt, und der Arnaut Mehemed Ali fühlt sich kraftvoll genug, mit der Erbschaft auch die Rolle des Siegers der Pyramiden aufzunehmen. Nicht ohne Sorge blickt heute ganz Europa auf das alte Schlachtfeld von Dabik, weil Jedermann fühlt, welcher Einsatz beiderseits auf dem Spiele steht.

Zwar redet man immer noch von einem türkischen und arabischen Element, die sich im Namen ihrer Repräsentanten gegenüberstehen, und von einer neuen, aus Mehemed Ali's Genie zu erkeimenden Gesittung oder geistigen Wiedergeburt des Morgenlandes. Wir aber erkennen auf beiden Seiten nur Taglöhner, die in der eilften Stunde noch zum Karste greifen und mit ungeübten Händen eine Arbeit beginnen, der sie nicht gewachsen sind. Europa drängt, und die Fluth des lebendig gewordenen Christenthums schlägt an die verfaulte Grundlage der islamitischen Throne. Duldsamer als in den Zeiten Saladins wollen die Bekenner des Evangeliums heute nirgend mehr den Gottesdienst des Korans unterdrücken. Allein so weit die Lebensluft Europas weht, muß die den Boden selbst verpestende Herrschaft moslimischer Gewalthaber erlöschen. Denn es ist jetzt entschieden, daß sittlich vernünftige Staatszwecke durch islamitische Obrigkeiten nicht zu erreichen sind. Arabisch und türkisch redende Allah-Anbeter mögen immer bestehen, aber Gerechtigkeitspflege und Bottenkultur soll hinfür überall nach den Grundlagen christlicher Billigkeit geregelt werden.

Aus Haleb, dem uralten einheimischen Stadtnamen, machen die Abendländer Aleppo, wie sie die seit Josua's Zeiten bis heute in Asien üblichen Benennungen Sur und Akke in Tyrus und Jean d'Acre verwandeln. Haleb bedeutet in der Landessprache Melken, und soll sich von einer wohlthätigen Nomadenwirthschaft Abrahams herschreiben. Nach einer an Ort und Stelle noch fortlebenden Sage verweilte der Erzvater auf seiner Wanderung über den Euphrath nach Kanaan mit den Heerden längere Zeit auf der Stelle dieser Stadt, wo er täglich zu festgesetzter Stunde eine wunderschöne scheckige Kuh molk und die Milch unter die Bedürftigen der umliegenden Gegend vertheilte. Bei dem Rufe: „Haleb el-Schahbah," d. i. die Scheckige ist gemolken, soll sich die Menge jedesmal zur Empfangnahme ihres Antheils versammelt haben. Daher die Benennung Haleb el-Schahbah, d. i. Haleb die Scheckige, dem Orte bis auf den heutigen Tag geblieben sey. So wenigstens erzählt das Volk in Aleppo.

Aleppo auf der Stelle, wo es heute steht, ist nicht älter als etwa 740 Jahre. Früher lag es drei Stunden südöstlich an einem See, wo man jetzt noch die Ruinen der alten Stadt zeigt. Fünfzig Jahre lang durch Erdbeben geplagt, sey der Ort völlig eingefallen und für unbewohnbar und unwiederherstelldar erklärt worden. Die übrig gebliebenen Einwohner wanderten fort und legten Neu-Haleb, größer und schöner als die verlassene Heimath, an. Circa 1290 nach Christus.

Was Schönheit betrifft, kann sich keine Stadt des Orients mit Aleppo messen. An Umfang steht sie im türkischen Reiche nur Konstantinopel und Kairo nach. Brusa, Adrianopel und Damaskus mögen vielleicht eben so viele, oder auch mehr Häuser zählen, einen größern Flächenraum decken sie aber nicht. Der Boden auf anderthalb Stunden in der Runde ist steinig und uneben, mit einer Menge wellenartiger Schwellungen, deren Aleppo mit seinen Vorstädten etwa acht umschließt. Der bedeutendste dieser Hügel, ohne Zweifel durch Menschenhand künstlich zugerichtet, ragt abgesondert im Mitelpunkt der Stadt über die höchsten Gebäude empor, ein schön gerundeter, konisch zulaufender, oben kraterartig abgestumpfter Erdkegel von ungeheurer Dimension. Hoch auf der Platform ist Raum für 250 Wohngebäude, jetzt größtentheils durch Erdbeben eingefallen; am Rande herum eine Mauer mit Thürmen, sämmtlich aus gehauenem Stein. Zwei tiefe Brunnen, der eine mit süßem, der andere mit salzigem Wasser, sorgen wie Saladins Schöpfung auf der Citadelle von Kairo für das Bedürfniß der Burg. Man zeigt noch eine Rüstkammer mit eingestürzten Kuppeln, eisenbeschlagenen Thoren und Vorhöfen, aus gewaltigen Quadern aufgebaut, darin Harnische, Beinschienen, Helme und anderer Waffenzeug aus Saladins Zeiten, wie der Hüter versichert. Um den Fuß des Bergkegels zieht sich ein breiter, tiefer, trockener, zu beiden Seiten schön ausgemauerter Graben mit Gebüsch, Papeln und Platanen besetzt. Die Oberfläche des Rundberges selbst, vom Graben bis hinauf zur Burgmauer, ist schachbrettförmig mit behauenem Gestein ausgelegt, und ein einziger Pfad durch drei Thore am Fuß, in der Mitte und oben verwahrt, führt in die Festung. Eine geräumige, am Rand des Grabens sich im Kreis herumziehende Straße trennt die Häuser vom Burghügel, dient als Promenade, ist mit Brunnen und einzelnen Bäumen geschmückt, aber auch durch den Schutt eingefallener Wohngebäude und Basare entstellt.

Von der Burg herab sieht man am besten, wie sich das stei-

Digitized by Google

nerne Häusermeer Aleppo's weit und breit nach allen Seiten ausdehne, wellenförmig, ein Gewirr von Thürmen, bleigedeckten Kuppeln, Terassen und Höfen mit hohen, ewig grünen Bäumen, in der Ferne nicht unähnlich den schwebenden Gärten der Semiramis. Der Eindruck ist um so magischer, da Haleb, wie eine verzauberte Stadt, seine Herrlichkeit mitten in einer Steinwüste und einer wenigstens auf zehn Wegstunden in der Runde, wenn auch nicht unfruchtbaren, doch vollkommen baumlosen Steppe entfaltet. Gegen mohamedanische Sitte ist der Thurm an der Hauptmoschee nicht schlank und rund, sondern wohlgenährt und viereckig mit Zimmer und Galerie für die Gebetausrufer, wie man es außer Haleb nur noch in Sarmin und Tripolis sieht. Ostwärts über die Stadt hinaus schweift der Blick unabsehbar, trostlos, einförmig gegen die Wüste am Euphrat. Auf der Seite des Mittelmeers dagegen sieht man auf fünfzehn Stunden Entfernung die lange Bergwand des Libanon in scheinbar gerader Richtung, wie eine Mauer von Nord nach Süd streichen. Gegen Bir und Aintab entdeckt das Auge nur wie im Nebelflor den Höhenzug des Amanischen Gebirges, von welchem letzthin das türkische Heer auf die große Verbindungslinie von Edessa nach Haleb herabgestiegen ist.

In der Stadt selbst sind die Straßen wie es morgenländischer Architektur erheischt, der Mehrzahl nach enge, aber meistens gerade und ohne Ausnahme mit gleichförmig behauenen Steinwürfeln kunstreich gepflastert, reinlich gehalten und häufig sogar mit Hochpfaden für Fußgeher versehen, mit einer Sorgfalt und Eleganz, die man gewiß in keiner andern Stadt des türkischen Reichs, selbst Stambul nicht ausgenommen, finden wird. Die Gebäude, sowohl private als öffentliche, sind ohne Ausnahme aus Quadern erbaut und mit Plattdächern versehen, nicht von Holz und gebörrten Sandkuchen zusammengeklebt wie in dem paradisischen Damaskus, auch nicht enge, schmutzig und regellos, wie gewöhnlich im Orient, sondern geräumig, mit hohen Gemächern, oft leicht, oft mit gesprengten Bogen dauerhaft hergestellt und sorglich unterhalten. Fast jedes Haus hat einen zierlich gepflasterten, mit Wasserbecken, Springbrunn und einigen Cypressen oder Citronenbäumen gezierten Hof, theilweise mit Mosaik buntfärbig ausgelegt, einen Bogen-Divan mit Brunnen gegenüber, und eine weite, halbdunkle, mit Kuppeldach und Marmorbrünnlein versehene Halle als Zuflucht in der heißen Jahreszeit. Das Ganze vorsichtig mit Mauer und doppeltem Thore gegen die Gasse hin verschlossen.

Ein weißer Sandstein, in unerschöpflichen Lagern zunächst an der Stadt, weich bei der Arbeit, und in der Luft nach und nach sich verhärtend, liefert den Alepinern das Baumaterial. Für Thore, Pfeiler und Pflaster der bessern Gebäude dient ein gleichfalls in der Nachbarschaft gebrochener gelber Marmor, der gute Politur annimmt, und des Schmuckes wegen künstliche Färbung erhält. (Schluß folgt.)

Eine patriarchalische Familie.

Die Karlsruher Zeitung berichtet: Wer das blühende Thal durchwandelt, das, von dem Bergflusse Gutach durchströmt, eines der reichsten des Landes ist, findet in dem dortigen freundlichen Pfarrhause ein ehrwürdiges Kleeblatt, wie es wohl in den Annalen unseres Vaterlandes nicht wieder gefunden wird. Es ist der greise Pfarrherr Karl Friedrich Sievert, großh. badischer Kirchenrath, 81 Jahre alt, seit 26 Jahren Seelsorger der Thalgemeinde Gutach, bereits 55 Jahre glücklich und zufrieden an der Seite seiner freundlichen 73jährigen Gattin lebend und 56 Jahre Geistlicher. Als treue Gehülfin steht ihnen bei seit 53 Jahren die Dienstmagd, Elisabetha Brauch, von Gondelsheim gebürtig, seit dem 11ten Jahre ununterbrochen in ihren Diensten, die Erzieherin der Kinder, Großkinder und vielleicht noch der Urgroßkinder des greisen Pfarrers, die sogar, schon nahe an den Stufen des Altars stehend, eine Heirath nur deßhalb rückgängig machte, um bei ihrer liebevollen Herrschaft bleiben zu können. Es macht gewiß der Herrschaft, wie dem Dienstboten gleich viel Ehre, wenn sie ihr ganzes Leben bei einander zubringen; besonders in unsern Tagen ist ein solches Beispiel bemerkenswerth, wo der Dienstbotenübermuth so groß und die Herrschsacht der Herrschaften so übertrieben ist. In einem Hause sind nun in Zeit von 3 Jahren zwei Dienstjubiläen gefeiert worden, jenes des Herrn 1833 und jenes der Magd 1836. Die goldene Hochzeit feierte das ehrwürdige Ehepaar im Jahr 1834 und die Feier seiner 25jährigen Dienstführung in Gutach war im Oktober 1837. Das Kleeblatt — man kann es wohl so nennen — denn die Magd ist als Familienglied zu betrachten, und durch ihre Treue ehrwürdig — zählt zusammen 218 Altersjahre. Bemerken muß Einsender noch, daß der Nestor unserer evangelischen Geistlichen erst vor einem Jahre das Dekanat und die Schulvisitatur abgab, und noch mit jugendlichem Eifer und ungeschwächtem Geiste seinem schönen Berufe obliegt, und daß ihn seine Kirchengemeinde nicht nur liebt und ehrt, sondern wahrhaft anbetet.

Uebermuth und Rache.

Am 21. Juni d. J., so schreibt man aus Mecklenburg, erlebten wir ein Ereigniß, welches, wie es bei uns alle Gemüther tief erschütterte, auch auswärts nicht ohne Interesse vernommen werden wird. Vor einigen Jahren hatte ein Mann von niederer Herkunft in Mecklenburg-Strelitz ein Rittergut angekauft, der kurz zuvor im Schwerinschen, wo er damals ein Rittergut besaß, wegen roher, grausamer Behandlung seiner Guts-Unterthanen des Landes verwiesen worden seyn soll. Obgleich die näheren Ursachen nicht offiziell bekannt gemacht wurden, so glaubte man doch im ganzen Lande, daß der verbannte an dem Gewaltsamen Tode mehrerer Individuen auf seinem Gute nicht unschuldig sey, und daß er ganz zuletzt noch einige seiner Taglöhner gedungen habe, damit diese dem Ortsprediger im Walde anflauern und ihn mißhandeln sollten; jedenfalls fand aber das allgemeine Gefühl durch diesen Verbannungs-Akt der Regierung für vielfältige Kränkung Genugthuung. Als er es darauf versuchte, sich im Preußischen wieder anzukaufen, wurde ihm dieß nicht allein nicht gestattet, sondern es soll ihm auch daselbst jeder Wohnsitz verweigert worden seyn. Im Strelitzschen erwarb dieser Mann, wie gesagt, ein Rittergut. Seine stehenden Gäste waren der Patrimonialrichter, und der Steckmeister, und das Amt des Letztern verwaltete er selbst mit besonderer Vorliebe sehr ausgiebig und unbeschränkt. Die Guts-Unterthanen, solcher Behandlung nicht gewohnt, wurden widersetzlich, zumal sie nebenher nach dem Grundsatze ihres Herrn: er wolle sie so weit bringen, daß sie auf faulem Stroh lägen und Kartoffeln äßen, nicht im Stande waren, durch schwere Arbeit ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Deßhalb kam es schon vor einem Jahre dahin, daß der Patrimonialrichter und der Büttel bei Gelegenheit ihrer Amtsverrichtungen auf dem Gute — es sollten einige Knechte wegen Widersetzlichkeit ausgehauen weeden — in große Gefahr kamen und sich später nur in Begleitung von Gendarmen daselbst zeigen konnten. Die Regierung hatte von diesem Treiben jedenfalls keine Kenntniß, während der Mann von der öffentlichen Meynung unumwunden gerichtet wurde. Was jetzt mit ihm unter den entsetzlichsten Umständen vorgegangen ist, war von Manchen längst erwartet worden. Am Morgen des 21. Juni sah sich der Guts-Inspektor von einigen Knechten plötzlich angegriffen und soll, als er nach der Ursache dieser Ungebührlichkeit fragte, zur Antwort erhalten haben, der Gutsherr habe ihnen, den Knechten, Geld gegeben, wofür sie den Inspektor prügeln, ja todt schlagen sollten; für die Folgen wollte er schon einstehen. Der Inspektor stellte hier-

Digitized by Google

auf den Herrn zur Rede, und dieser, statt sich zu entschuldigen, griff zum Stock und schlug den Inspektor. Letzterer rief nun die sämmtlichen Arbeiter zusammen und erklärte ihnen seine Absicht, Rache zu nehmen. Als darauf der Inspektor Hand an den Herrn legte, standen die Guts-Unterthanen nicht allein ihrem Herrn nicht bei, sondern munterten den Inspektor durch Zureden und Beifallsbezeigungen auf, und führten hin und wieder schon einen Hieb auf ihren Herrn. Als Letzterer bald todt geprügelt war, brachte man ihn auf ein Bett, der Inspektor öffnete den gut versehenen Weinkeller und die Vorrathsböden, das ganze Dorf einladend, den heutigen Tag durch ein fröhliches Gelag zu feiern. Nachdem der Wein die Versammelten erhitzt hatte, begannen sie von Neuem ihren Muthwillen an dem halb todten Herrn auszulassen, der lang verhaltene Groll und Haß gegen ihn soll ihnen eine wirklich alle Beschreibung übersteigende Grausamkeit eingegeben haben. Bald peinigten sie ihn mit Scheeren, bald mit Glasscherben, bald wurde er mit Ruthen gepeitscht, und jeder solche Akt mit Verspottung und Hohngeschrei der ganzen versammelten Dorfbewohnerschaft begleitet. Erst gegen 2 Uhr in der Nacht, nachdem die Marterscenen zwölf volle Stunden gedauert hatten, soll der Mann unter den unbeschreiblichsten Schmerzen verschieden seyn. Während dieser Vorfälle hielt man den Hauslehrer und die Kinder in einem verschlossenen Zimmer bewacht und hatte auch Wachen ausgestellt, um jede mögliche Störung durch Fremde abzuhalten. Alle Einwohner des Dorfes, groß und klein, haben verabredetermaßen Hand an den Herrn gelegt, damit keiner von ihnen ganz unschuldig und kein Einziger der eigentliche Mörder sey. Nach vollbrachter That hat der Lärm und Jubel noch mehrere Stunden gedauert, und erst des andern Tages ist die Geschichte durch die der Haft entlassenen Kinder und Hauslehrer in der Umgegend bekannt geworden. Der Guts-Inspektor, der wenigstens das Signal zu der Freveltat gegeben hat, ist verhaftet, und das Gut von Gendarmen und 20 Mann Linientruppen besetzt. Zum Begräbnisse des Ermordeten mußten aus andern Dörfern Leute genommen werden, weil sich die Guts-Unterthanen, so weit ging ihr Haß, durchaus weigerten, die Leiche zu bestatten. Der erschlagene heißt Haberland, und das Gut Matschdorf, bei Friedland.

Das gestohlene Mädchen.

Vor mehreren Jahren verschwanden zwei kleine Mädchen von fünf bis sechs Jahren zu gleicher Zeit aus den Häusern ihrer Eltern, die fern von einander im südlichen Frankreich wohnten. Beide fürchteten die Strafe für ein geringes Vergehen. Margarethe Cogordan, eines dieser Mädchen, wurde aus der Stadt Valensole von Zigeunern mitgenommen. Margarethe lebte fast zwanzig Jahre bei denselben und zog mit umher, behielt aber immer eine undeutliche Erinnerung an ihre Heimath, wenn sie auch den Namen derselben vergaß. Endlich gelang es ihr, die Gesellschaft der Zigeuner zu verlassen und einen Dienst bei einem Richter in Carcassone zu erhalten, dem sie ihre dunkeln Jugenderinnerungen mittheilte. Der Richter bemitleidete das junge Mädchen und achtete aufmerksam auf ihre Angaben, um wo möglich ihre Verwandten ausfindig zu machen. Endlich glaubte er, die Beschreibung passe auf einen Ort in den Niederalpen und er schrieb nach Digne. Man kannte dort kein Beispiel, daß ein Mädchen verschwunden sey, erinnerte sich aber, daß der Name Cogordan in der kleinen Stadt Valensole in der Nähe nicht selten sey. Dieß meldete man an den Herrn Margarethens zurück, der sogleich mit derselben nach Valensole aufbrach und dort auch leicht eine Familie fand, welche ein Kind verloren hatte; aber ein merkwürdiger Umstand stürzte die Hoffnungen des armen Mädchens wieder zusammen. Die Eltern gaben den Verlust ihres Kindes zu, erklärten aber zu gleicher Zeit, daß sie dasselbe längst wieder erhalten hätten und stellten ein Mädchen als ihre Tochter vor. Die unglückliche Margarethe wurde also von ihren Eltern verstoßen, was einen so erschütternden Eindruck auf sie machte, daß sie gefährlich krank wurde. Dieß rührte die Eltern, sie fingen an zu zweifeln, öffneten endlich ihre Arme und glaubten, daß sie jetzt erst ihr Kind wiedergefunden. Die falsche Margarethe gestand, als man sie scharf verhörte, sie heiße Baptistine Bartelet und sey die Tochter eines Fischers in Marseille. Sie habe als Kind ihre Heimath verlassen und sey von einem alten blinden Geiger aufgenommen worden, mit welchem sie mehrere Jahre im Lande herumgezogen sey. So sey sie auch nach Valensole gekommen; die Eltern Margarethens hätten in ihr ihr verlornes Kind wieder zu finden geglaubt und sie sey als solches in Anspruch genommen worden. Da sie nun gefürchtet habe, nach Hause zurückgeschickt zu werden, wo es ihr nicht gut ergangen, so sey sie in die Täuschung eingegangen und habe ihren wirklichen Namen verschwiegen. Sie blieb bei Cogordans und hatte endlich das Haus, welches sie aufgenommen, für ihre wirkliche Heimath ansehen lernen.

Rossini's Uhr.

Neulich zog Rossini seine kostbare Taschenuhr auf dem Caffeehause Tandale aus dem Säckchen, drückte daran, und ließ sie repetiren; sogleich drängte sich ein Mann herzu, und bewunderte sie, Rossini schmeichelte dieß, und er prahlte, wie sie ihm der König der Franzosen für eben so viele Noten verehrt, als Brillanten um den Rand des Gehäuses angebracht wären. — Eine kostbare Uhr, sagte der Fremde, aber ich wette — Sie kennen nicht alle ihre guten Eigenschaften. Bah! rief Rossini! ich trage die Uhr sechs Jahre. Sie ist noch keine Secunde weder zu spät, noch zu früh gegangen; sie schlägt Stunden, Viertel und Minuten, zeigt den Monatstag, und wenn man hier dreht, so spielt sie die Preghiera aus „Moses." Ich diese Uhr nicht kennen? — ich ziehe sie täglich auf, und bewache sie wie meinen Augapfel! — Und dennoch kennen Sie diese Uhr nicht, erwiederte der Fremde. Ich kenne sie genau, rief Rossini. Sie kennen sie nicht, behauptete der Fremde abermals. Setzen Sie die Uhr gegen 10,000 Franken! Sie kennen nicht alle ihre Eigenschaften. Rossini wurde hierüber frappirt! Endlich rief er: Mein Herr, wenn Sie 10,000 Franken zu viel haben, so mag es darum gelten! — Die Uhr spielt noch ein Stück, eiferte jetzt der Fremde, und enthält Ihr eigenes Portrait. In dem Augenblicke, als das Stückchen ertönt, producirt sich Ihr Bild, und hinter dem Bilde noch eine Schrift, die zehnmal so viel werth ist, als Uhr und Bild. Nun wissen Sie Alles, und doch finden Sie weder Ihr Bild, noch die zweite Melodie, von welcher ich gesprochen habe. Die sämmtlichen Gäste verließen über dieses Gespräch ihre Plätze; Rossini ärgerte das Spektakel, und er rief: Sie wollen mich verblüffen, mein Herr, aber Sie entkommen mir nicht! ich gehe die Wette ein! In diesem Augenblick erbat sich der Fremde die Uhr; drehte am Bügel dreimal, und siehe da, rückwärts sprang ein feiner Golddeckel ab, der Rossini's Bild verborgen hatte, und jetzt: „di tanti palpiti" hören ließ. Ich habe verloren! seufzte Rossini, und schob die Uhr dem Fremden hin. Behalten Sie Ihr Kleinod, antwortete dieser, mein Gewinn ist weit größer! Ich habe die Uhr gemacht; ich bin Plivée, königlicher Uhrmacher, und versicherte, als Se. Majestät, diese Uhr bei mir bestellten, daß Herr Rossini das Souvenier viele Jahre tragen würde, ohne auf alle seine Eigenschaften zu kommen. Es sind indeß sechs Jahre vergangen; ich habe mein Wort gelöst. Rossini umarmte den Künstler. Ich danke Ihnen, rief er, ich danke Ihnen mit Innigkeit. Allein jetzt bin ich noch immer unruhig; Sie sprechen von einer Schrift, welche Schrift? Behalten Sie nur kein Geheimniß mehr zurück, mittelst welchem es Ihnen nächstens wieder gefallen könnte, mir dieses Kleinod in einer Wette abzugewinnen. Sie enthält jetzt nichts mehr als drei Ziffern: 6, 31, 61. antwortete der Künstler. Ihre Deutung kann ich aber noch nicht kund geben. Ros-

Digitized by Google

fini stutzte. Plivée entfernte sich. Sind dieß Nummern für das Lotto, rief Rossini, oder enthalten sie meinen Sterbetag? Pilivée, nehmen Sie die Uhr, aber — verschonen Sie mich mit einem marternden Geheimniß. Bis jetzt hat sich Pilivée noch nicht erklärt.

Das Cigarrenrauchen in Spanien.

Die Leidenschaft der Spanier für das Rauchen ist fast unglaublich. Alter und Rang macht darin keinen Unterschied. Der Edelmann hat immer Cigarren und Feuerzeug bei sich, wie der Bauer; ja der Bettler, der eine halbe Cigarre bettelt, oder ein weggeworfenes Stück von der Straße aufliest, fein schneidet, sorgfältig in Papier wickelt und dabei dann auf einige Zeit die Mahnungen des Hungers vergißt. Selbst Knaben vom zartesten Alter müssen ihre kleinen Cigarren haben und sogar Damen sollen rauchen, was ich jedoch nie gesehen habe. Kein Geschenk ist dem Spanier so angenehm als einige gute Havannah-Cigarren; nichts gewinnt ihn so leicht als die Darreichung einer Cigarre. Selbst wenn er vor Wuth schäumt, bringt die Cigarre eine zauberische Wirkung hervor, sie besänftiget ihn, wie Oel die Wellen und verwandelt den Löwen in ein Lamm. Wird man von ihm mit Gewaltthat und Raub bedroht, so kann man sich durch eine zu rechter Zeit dargebotene Cigarre wenigstens eine artige Behandlung sichern. Es ist deshalb Jedem, der in Spanien reist, anzurathen, sich mit Cigarren zu versehen, um sich die Leute dadurch günstig zu stimmen. Durch die Cigarre kann man in jedes Haus kommen, mit Jedermann bekannt werden. Man hält es für eine fast heilige Pflicht, dem, welcher rauchen will, Feuer zu geben, und man kann deshalb an jeder Thüre anklopfen; auf diese Weise sind schon viele Bekanntschaften entstanden. Die Cigarre ebnet jeden Standesunterschied. Der Edelmann weigert sich nicht, seine Cigarre aus dem Munde zu nehmen, damit irgend ein Bauer die seinige daran anbrenne. Sehr selten wird man in Spanien Jemanden finden, der nicht raucht, sicherlich aber Niemanden, der sich einer Pfeife bedient. Die höheren Klassen rauchen selten zu Hause; die mittlern aber immer und überall. Man sieht die Cigarre in ihrer Hand vor, nach und während des Essens, zu Hause, im Geschäft, auf dem Prado, in dem Wirthshause und im Postwagen, bisweilen selbst im Theater, ja ich erinnere mich in einem Bureau eine Lunte an einer Säule gesehen zu haben, an welcher die Sekretäre und Kopisten ihre Cigarren anzündeten. (Wie lange wird es werden, so ist es in Deutschland das nemliche!)

Pot-Pourri.

Galläpfel, ein Gegengift der Schwämme.

Ein Chemiker in Frankreich, Dr. Charansel, hat durch mehrere Versuche dargethan, daß der giftige Grundbestandtheil der Schwämme in Gallerde besteht, welche durch eine Abkochung von Galläpfeln, oder durch eine Auflösung von Gerbestoff in Wasser, am Leichtesten zu zersetzen ist. Sind Menschen durch den Genuß schädlicher Schwämme vergiftet worden, so suche man solche durch ein Brechmittel und hinlängliche Klystiere wieder aus dem Körper zu schaffen. In der Zwischenzeit werden zwei Loth Galläpfel (in Ermangelung derselben Eichenrinde) in einem halben Maaß Wasser eine Zeitlang aufgekocht, durchgeseiht, und dann mit irgend einem Pflanzenschleim, zunächst von Leinsaamen oder von Gummi, wenn es bei der Hand ist, vermischt. Diese Mischung wird lauwarm in kleinen Gläsern alle fünf Minuten getrunken, so lange, bis zu vermuthen ist, daß das Gift völlig zersetzt sey. Zugleich werden auch Klystiere vor der Abkochung ohne Schleimzusatz beigebracht. Der Gebrauch des Essigs gegen dergleichen Vergiftung wird als gänzlich zweckwidrig verworfen, da er die Gelatina niemals niederschlägt. — Die Unfehlbarkeit dieses Mittels, das als ein Hausmittel so leicht anwendbar ist, hat sich durch mehrere Versuche an Hunden bestätigt, welchen man den Saft und den Auszug giftiger Schwämme eingoß, deren Wirkung augenblicklich durch eingegebenen Galläpfelabsud vernichtet wurde.

Der größte Lohnkutscher

oder vielmehr Spazier- und Reisefuhrherr ist van Gend in Brüssel. Seine schönen, eleganten Kutschen durchkreisen die drei nächstgelegenen Königreiche. Er setzt an 1000 Kutschen mit 3000 Pferden in Bewegung. Jede dieser Reisekutschen kann 20 Reisende aufnehmen. Allein im vorigen Jahre erschien eine ihm sehr gefährliche Nebenbuhlerin, Mad. Briard in Namur: sie überflügelte ihn durch Eleganz und gesteigerte Bequemlichkeit ihrer Fahrzeuge. Bei dieser nicht politischen Opposition konnte wohl das Publikum nur gewinnen, so daß die Fuhrpreise um die Hälfte herabgesetzt wurden. Endlich, da Mad. Briard dennoch nicht abstand, so faßte van Gend den heroischen Entschluß, mehrere Tage hindurch die Reisenden unentgeltlich nach Paris zu fahren. Die Reisenden, hiermit höchst zufrieden, tranken in den Stationshäusern manche Flasche Champagner auf das Wohlseyn des unüberwindlichen Fuhrherrn. Mad. Briard dagegen machte bekannt, daß sie nicht allein unentgeltlich nach der französischen Hauptstadt befördern, sondern auch dort den Reisenden ein stattliches Mittagsmahl gratis geben lasse. Auf diese Weise verspielten diese Opponenten mehrere Tausend Franken an das sich ergötzende Publikum. Endlich des Streites müde, vereinigten sich die Gegner, und es traten die frühern Preise ein.

Anekdoten.

Ein Schauspieler sollte einmal den bekannten Monolog im Wallenstein: „es gibt im Menschenleben Augenblicke u. s. w." deklamiren. Statt dessen fing er pathetisch an: „es gibt im Augenleben Menschenblicke." — Ein Komiker wußte die Sache noch besser zu machen, denn er sprach mit der äußersten Kaltblütigkeit: „es gibt im Menschenleben Augenblicke, aber es gibt auch im Augenblicke Menschenleben."

Ein Irländer wurde vor Gericht gestellt, weil er nicht, was besonders bei Seeleuten manchmal vorkommt, zwei, sondern ein halbes Dutzend Frauen geheirathet hatte. „Aber wie konntet Ihr nur so gottlos seyn," sagte der Richter, „und sechs Frauen täuschen?" — „Mit Vergunst," entgegnete der Irländer, „ich habe es ehrlich gemeynt. Ich wollte sicher gehen, und mir eine recht gute aussuchen!"

Jean Paul, dieser tiefe, humoristische Denker, hat öfters beherzenswerthe und zeitgemäße Ansichten ausgesprochen, von denen man vielen zurufen könnte: „Fiat applicatio!" oder: „wen's juckt, der kratze sich!" So z. B. hat er irgendwo gesagt: „Die jetzt Mode gewordenen Männer-Strohhüte erinnern uns, daß es besser sey, Stroh auf, als im Kopfe zu tragen." Beleidigend war aber der Fehler eines Setzers, der statt Männer-Strohhüte: Strohmännerhüte setzte.

Charaden-Kranz.

Von Eduard v. Ambach.

Charade.

5.

Ein Augenblick ist 1 und 3,
Auch nur ein Augenblick ist 2,
Das Ganze ziemt den Helden und den Weisen
Um ihr Verdienst der Nachwelt anzupreisen.

Auflösung der Charade im „Sammler" Nro. 27: „Mißgeburt."

Digitized by Google

Nro. 29.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Trauer-Gesang. — Hohenschwangau. — Fürst Miloſch. — Aleppo. — Aufopferung einer Gattin. — Pot-Pourri. — Anekdoten. — Der Dampf.

Trauer-Gesang
am
Grabe der hochwohlgebornen Frau
Antonia du Val,
verwittweten k. b. Landrichters-Gattin, geb. Kastenmeyer.

Gedichtet am 14. Juli 1839.

(Auf besondern mehrseitigen Wunsch im Sammler aufgenommen.)

Wehet sanft ihr hangenden Cypressen
Ueber jene Leiche, die vergessen
Nie den Besten, hier im Grabe ruht! —
Blicket auf zu Gottes Thron ihr Frommen,
Der sie eurem Kreis so schnell entnommen
Aus des Lebens ew'ger Ebb' und Fluth. —

In der Tugend höheren Bezirken
War Verklärte! still Dein edles Wirken,
Nicht geblendet von des Ruhmes Schein;
Aber Engel trugen Deine Thaten
Zu der großen Erndte ihrer Saaten
In das goldne Buch des Lebens ein.

Hat die Welt auch Deinen Werth verschwiegen,
Ist doch hoch zum Himmel aufgestiegen
Stummer Herzensdank im feuchten Blick
Der Verlassnen, denen du gemildert
Still mit Liebe, die kein Ausdruck schildert,
Ihrer Tage herberes Geschick. —

Und das Aug' soll nicht in Schmerz zerfließen,
Nicht in klare Thränen sich ergießen,
Das den heiligsten Gefühlen nah —
Oft in heißer Andacht hingesunken,
Und den Blick von Seraphsgluthen trunken,
Betend dich in Gottes Tempel sah? —

Darum Heil und Friede Deinem Schatten! —
Während Leid und frommer Glaube gatten
Sich auf Deinem eingesenkten Rest,
Feir'st du hoch an Gottes hehrem Throne
In dem Glanze Deiner Siegeskrone
Deines Lohnes ew'ges Jubelfest. — — P. S.

Hohenschwangau.

Seit Jahren ist Hohenschwangau der Zielpunkt der kleinen Frühlings- und Sommerausflüge der Münchner, zu dem man wie zu einem Feenschlosse eilt, um sich in den lieblichen Räumen zu ergehen und abwechselnd im Genusse der Kunst und Natur zu schwelgen. Da, wo sich bei dem Eingange nach dem Tirol ein Halbkreis von Vorbergen und den steil und kahl dahinter aufsteigenden Alpen herzieht, als wollten sie mit geöffneten Armen die lieblich schöne Landschaft mit ihren Städten, Weilern und Dörfern, Triften und Hainen und Seen umschließen und an die reiche mit goldenen Adern durchströmte Brust drücken; da wo der Lech aus tiefem Waldesdunkel und aus Schluchten hervorbricht: erhebt sich seitwärts auf einem jäh absinkenden Marmorfelsen das Schloß Hohenschwangau und beherrscht wie eine weithinschauende Warte die Gegend. Zwei Seen, der Alpsee und der Schwansee, mit einander verbunden durch den Wendlingteich, bespülen den Fuß des Berges und schmiegen sich traulich an seine Felsenrippen, aus deren Ritzen Bäume und Gesträuch emporstreben, über welche alle das Schloß sein Haupt herüberstreckt, als wollte es sich an dem Anblicke der Landschaft erfreuen. Und seitwärts und rückwärts erheben sich die Felsenriesen: der Säuling, der Stallkopf, der Pilgersteig, der Winterzug, der Kitzberg und Schwarzenberg, auf deren Rücken Almen und Triften und schattige Wälder sich hinlagern, während sie die nackte gerippte Brust mit dem starren Antlitze dem Lech zukehren, zu dem aus den triftenreichen Vorbergen die Quellen hineilen. Mit Schweigen, tiefergriffen von der unendlichen Mannichfaltigkeit der Ebene und der Hoheit der darüber thronenden Alpen, schreitet der Wanderer vorwärts, dem Laufe des Lech und dem Zuge der Gebirge aufwärts folgend und sieht schon Stundenlang das Schloß vor sich, das jeden Wanderer einzuladen scheint, und es ist, als ob freundliche Geister umherwehten und die großen Todten von Alpe zu Alpe leicht hinüberschwebten und Gedanken der Vorzeit weckten. Wahrhaft hier ist eine klasische Gegend! Römer hauseten hier, der große Julius Cäsar gab dem Gebirge hier, den Julischen Alpen, seinen Namen; hier war der wichtige Eingangspunkt in das Gebirg; die Schlünde des Lechs bildeten den Eingang nach Italien, waren Bollwerk und Schlüssel der davor liegenden Provinzen, von hier führte die Straße nach Augsburg, wahrscheinlich auch nach Kempten und verbreiteten sich mehrere Verbindungs-Straßen; hier soll Cäsar auf schäumendem Pferde über die Schlünde des tief unten brausenden Lechs gesetzt haben.

Als darauf die Herrschaft der Römer unter den Stürmen der Völkerwanderung zusammenbrach und Deutsche sich auf den Trümmern niederließen und des Landes alte Stämme ihnen huldigten, kam St. Magnus, der Schüler St. Gall's und Columban's in diese Gegend, indem er wahrscheinlich der alten Römerstraße folgte, fand schon blühende Ortschaften und pflanzte das Kreuz auf einen Apfelbaum und erbaute die erste christliche Kirche. Jener Sprung, den Cäsar soll gethan haben, ward darauf zum Fußtritt St. Mang, der über den Schlund schritt und seine Fußspur in den harten Fels eindrückte, daß sie noch zu sehen ist: der Lechfall heißt auch Mangfall. Die Welfen waren hier begütert, nach ihnen kam die Gegend an das Geschlecht der Hohenstaufen, und als der letzte Sprosse dieser, der liebenswürdige unglückliche Konradin, im Kampfe um sein angestammtes Reich auf dem Blutgerüste von Neapel geendet hatte, an das Geschlecht der Wittels-

Digitized by Google

bacher, zuerst nur für kurze Zeit, dann durch Kauf im Jahre 1567 für immer. Die ehemals reichslehnbare Herrschaft bildete nun ein schönes, lange Zeit eigens verwaltetes Gut der Wittelsbacher, das bis zum Jahre 1715 von den regierenden Herren stets einen nachgebornen Prinzen zur Nutznießung überlassen, seit jenem Jahre aber nicht wieder vergeben und als ein Hauptpflegamt verwaltet ward, bis dessen Selbstständigkeit aufgelöst und dem Landgerichte Schongau im Jahr 1803 einverleibt wurde.

Auf dem Schlosse Hohenschwangau sang der Schwangauer Hiltebold, sang der edle ritterliche Kaiser-Jüngling Konradin; hier war er gern in der Nähe seiner Mutter Elisabeth, der Tochter Ottos des Erlauchten, die sich nach dem Tode ihres Gemahls, des deutschen Königs Konrad IV. mit dem Grafen Meinhard von Tirol vermählt hatte; hier nahm er Abschied von ihr. Hieher flüchtete, einer schönen Sage gemäß, Einer des edlen Geschlechtes der Freiberge, die damals religiösen Fortschritt anstrebten und förderten, den Martin Luther, indem er ihn heimlich aus Augsburg fortbrachte, wo der Cardinal Cajetan ihn zum Widerrufe oder in Gefangenschaft bringen sollte. Allmählich verödete das schöne Schloß, das im spanischen und österreichischen Erbfolgekriege hart heimgesucht wurde; doch wurde es vor dem Ruine geschützt, so lang es der Sitz des Pfleg-Amtes war. Als aber dieses aufgelöst wurde und die Tiroler im Jahre 1809 herausfielen, alle Waffen wegnahmen, und alle Gemächer und Dächer und Mauern freventlich verderbten, sank die ehemals schöne Burg allmählig in Trümmer und wurde zum Abbruche an den Söldner verkauft, der am Fuße des Berges wohnt. Von diesem erwarb es der Fürst Karl Ludwig von Oettingen-Wallerstein, dem die benachbarten Güter des Stiftes St. Mang um Füßen gehörten, und darauf kam es an den Ingenieur Sommer, der Mehreres herstellen und das Schloß überhaupt wieder in baulichen Zustand setzen ließ. Da kam im Oktober 1832 Se. königl. Hoheit der Kronprinz Maximilian nach Füßen und auf Hohenschwangau und ward durch die Schönheit der Lage und die vielen großen Erinnerungen, die sich an diesen wichtigen Punkt knüpfen, bewogen, die Burg an sich zu bringen. Zugleich sollte sie nach seinem Plane in alterthümlicher Weise ganz wiederhergestellt und eingerichtet werden. Zur Ausführung des Werkes rief er den vielverdienten von ihm besonders geschützten Künstler Dominik Quaglio, der das mittelalterliche Bauwesen in seinen großartigen Leistungen im Allgemeinen und im Einzelnsten kannte, der die schönsten Baudenkmäler jener Zeit tief erfaßte und sie in Farbentönen oder in gelungenen Steinzeichnungen wieder gab, zu dem die Vorwelt selbst lebendig sprach. So war er auch ganz geeignet, den Plan des königlichen Besitzers zu erfassen und auszuführen; nach seinen Anordnungen wurde der Bau geführt, die inneren und äußeren architektonischen Werke geschaffen; für die Ausschmückung der Zimmer selbst durch Gemälde in Fresko nach den Bestimmungen Sr. königl. Hoheit gewann Quaglio mehrere tüchtige Künstler und so erhob sich denn ein Werk, das jetzt wie ein Feenpallast da steht und einen wunderbaren Zauber auf den übt, der seine Räume durchwandert.

(Schluß folgt.)

Fürst Milosch.

In der „Reise nach dem Orient vom Eremiten von Gauting" (2 Bände; Stuttgart, 1839) sagt der originelle Freiherr v. Halberg voraus, was unterdeß wirklich eingetroffen ist: „Die Serbier sind mit ihrem jetzigen Fürsten Milosch, der sie mehr wie die Türken drückt, so unzufrieden, daß eine neue Revolte kaum ausbleiben wird." Da die Zeitungen die Unruhen in Serbien, welche die Entsagung des Fürsten zur Folge hatten, vermeldet haben, ist es von Interesse zu lesen, was der Eremit von Gauting über ihn sagt: „Milosch regiert wie das Scheidewasser das Eisen, er hat die Abgaben mehr wie verdoppelt, Gesetze, sagt er, seyen nicht nöthig, sein Wille sey das Gesetz, welchen er nicht unter das Geschreibsel auf einem Papier beugen wolle. Er kann weder lesen noch schreiben, und gleicht ganz einem Schweinhändler, auch hat er sich das Monopol des ganzen Handels zugeeignet. Den Anführer der Serbier gegen die Türken Kara Georg oder Czerny Georg ließ er umbringen, als dieser aus Rußland, wo er Hülfe gesucht hatte, zurückkam, er nahm ihm alle seine gestohlenen Schätze und bahnte sich durch diese den Weg zur Regierung. Seine Frau und zwei Söhne wohnen in Belgrad, er mit einer in Konstantinopel gekauften Sklavin in Kragoüevatz. Wenn er Schweine sieht, so läuft er ihnen nach, und ruft sie, wie die Schweintreiber thun, zusammen. Er läßt die Menschen prügeln oder prügelt sie selbsten, und behauptet, daß alle Besitzungen in Serbien sein Eigenthum seyen, und kein Serbier Eigenthum besitzen könne. Er nimmt es, seyen es Grundstücke oder Häuser, ohne alle Bezahlung weg, wenn ihm etwas gefällt, wie noch vor Kurzem das Haus eines Doktors, welches derselbe bei Belgrad erbaut hatte. Der Arzt mußte ausziehen, mit einer geringen Summe, welche ihm Milosch aus Gnade geben ließ, sich befriedigen, und Milosch belustigte sich auf einige Tage in dem schönen Haus. So könnte man von ihm eine lange Geschichte seiner Willkühr und Laster schreiben, und muß sich wundern, daß Rußland ihn mit Orden überhängte und ihn zum Erbfürsten machte, wozu der Sultan ja sagen mußte: dafür schimpft er jetzt über Rußland." Inwiefern die Feindschaft, in welche Milosch mit Rußland gekommen, zu seiner Entsetzung beigetragen haben könnte, wird nicht angedeutet.

Aleppo.

(Fortsetzung.)

Um die Stadt und alle ihre Vorstädte herumzugehen, braucht man im gewöhnlichen Schritte nicht weniger als drei Stunden. Die Zahl der Gebäude, verfallene und unversehrte zusammengerechnet, schätzt man auf ungefähr 14,000, in welchen vor sechzig Jahren noch an dritthalbhunderttausend Menschen wohnten, lauter Gewerbfleißige, ehrbare und wohlhabende Leute, nach dem Ausdrucke des mehr als fünfundsiebenzigjährigen Alepiners Nasri, der die gute alte Zeit des Flores noch gesehen hat. Durch schlechtes Regiment, verlornen Handel, Pest, Erdbeben und Cholera sey die Einwohnerzahl jetzt unter 100,000 herabgesunken. Nicht weniger als 15,000 Menschen wurden beim grossen Erdbeben im Jahre 1822 unter den zusammenstürzenden Gebäuden erschlagen; 8000 raffte etliche Jahre nachher die Pest, und 10,000 im Sommer 1832 die Cholera weg. Wie allezeit und überall trugen auch in Aleppo die Handelsrevolutionen am meisten zur Verarmung und Entvölkerung der Stadt bei. Besonders schwer wird der Verlust des Shawlhandels empfunden, dessen Hauptniederlage zwischen Persien und dem ganzen Occident früher Aleppo war. Trapezunt, behaupten sie, habe die meiste Schuld an ihrem Ruin. Man kann leicht denken, daß das englische Project, den indischen Handel mittelst Dampfschiffen auf dem Euphrat aus dem persischen Golf über Aleppo in das Mittelmeer zu lenken, in keiner andern Stadt des Orients wärmere Vertheidiger findet als hier.

Aleppo, wie es heute ist, kann einem feindlichen Angriff mit Artillerie nicht mehr widerstehen. Die Citadelle auf dem Kegel-Plateau ist eine Ruine, die Ringmauer um die Stadt, sammt den runden, fünfzig Schritte von einander abstehenden Thürmchen hat weite Risse, und ist seit dem letzten Erdbeben an mehreren Stellen ganz eingefallen. Das Uebel scheint aber nicht überall neu zu seyn, da man in vielen Mauerspalten alteinheimische Schlingpflanzen und sogar Gestrüpp und verkrüppelte Bäumchen festgewurzelt sieht. Ueberdieß wird Aleppo auf der Nordseite, das ist auf der Straße gegen Bir und Aintab, von

Digitized by Google

einer Hochebene beherrscht, auf deren schönstem Punkt, luftig mit Schatten und Brunnen, Derwische ihr Kloster und die arabischen Soldaten Ibrahims ihren Uebungsplatz errichtet haben. Wassermangel wäre auch zu fürchten, da der einzige Süßwasser-Canal, der aus einer Entfernung von zwei Stunden auf derselben Seite Trink- und Kochwasser zuführt, indem er, unter der Stadt fortlaufend, alle öffentlichen und die meisten Privatbrunnen nährt, und Haus- und Hochgärten wässert, leicht abzuschneiden ist, und der außerhalb der Ringmauer vorüberstreichende kleine Kowaik im Angesicht eines feindlichen Heeres von keinem Belang wäre. Das große Haleb hat keinen Fluß, wie Damaskus und Antiochia. Der Euphrat ist mehr als dreißig, der Orontes wenigstens fünfzehn Stunden entfernt, und alle Glückseligkeit der Einwohner hängt von benanntem Bächlein ab, welches etwa eine Tagreise nördlich von der Stadt entspringt, und drei Stunden südlich sich schon im See von Merdsch Ahmar (d. i. rothe Wiese), verliert. Durch die Vorstadt auf der Abendseite rinnt es vorüber und befruchtet wohlthätig in zwei Arme getheilt, einen zwar schmalen, aber langen Streif an beiden Ufern mit wunderbarer Kraft. Auf mehr als zwei Wegstunden sieht man nichts als Gärten mit dichtbelaubten, breitästigen, hohen, dunkeln Baumgruppen, und in ihrem Schatten Gebüsche, Gartenfrüchte und Blumen in üppigster Pracht.

Dieser grüne Gürtel ist um so entzückender, als der Boden in nächster Umgebung aus weißlicher, unfruchtbarer Erde, voll öden Gesteines besteht, und so weit das Auge reicht, kein grüner Ruhepunkt gefunden wird. Außer mehreren dem Lande eigenthümlichen Bäumen mit ewig warmem Grün stehen Platanen, großblätterige Weißpappeln, Eschen, Eichen, Lotus, Tamarisken, Mispeln, Terebinthen, Hollunder, Cypressen, Rosen-, Granaten-, Kirsch-, Orangen-, Citronen-, Wallnuß-, Feigen-, Mandel- und Oelbäume mit vielen Sorten Stein- und Kernobst, bald in Dickicht, bald als Randeinfassung breiter Gartenbeete in lieblichster Unordnung untereinander. Die höhern Ufertheile, wohin das fließende Wasser nicht mehr dringe, sind mit Weingärten bekränzt, Feigen-, Oel- und Pistazienbäume zwischen den Reben. Melonen von wunderbarer Größe, Kukumern süß wie Aepfel, Gemüse von ausgesuchtem Geschmack, besonders aber eine große, saftvolle, honigsüße, weiße Traube mit wenig Kernen und zarter Haut gehen in ungemessener Menge aus diesem Paradies hervor.

(Schluß folgt.)

Aufopferung einer Gattin.

Herr D., ein reicher Pflanzer, erzählt die Gazette des Tribunaux in einer romanhaften Geschichte aus einer französischen Colonie, kam nach Frankreich und nahm sich von da eine schöne und liebenswürdige junge Frau aus der Normandie mit zurück auf seine Pflanzung. Sie lebten zwei Jahre lang in völliger Eintracht und ihr Glück wurde durch die Geburt eines Sohnes erhöhet. Nach dieser Zeit kam ein junger Mann, ein Verwandter der Madame D., in die Colonie und war eine Zeit lang der Gast der Familie, und nahm sich später jedoch eine besondere Wohnung. Seine Besuche setzte er dabei so fleißig fort, daß die Eifersucht, zu welcher D. von Natur in Folge des afrikanischen Blutes in seinen Adern geneigt war, geweckt wurde. Seine eifersüchtigen Besorgnisse wurden zur unumstößlichen Gewißheit, als einer seiner Sclaven ihm meldete, der Vetter der Madame D. werde zu ungewöhnlichen Stunden in das Haus eingelassen. Der Mann ergriff die gewöhnliche List, eine Reise vorzugeben, in der Nähe aber zu lauern, und sah früh am Morgen den angeblichen Räuber seiner Ehre aus der Thüre herauskommen. In demselben Augenblicke streckte er den Vetter durch einen Pistolenschuß todt zu seinen Füßen nieder. Darauf ging D. in das Haus und hatte eine Unterredung mit seiner Frau. Unmittelbar darauf überlieferte er sich selbst dem Gerichte und es wurde ihm der Prozeß gemacht. Der Mord selbst war unbestreitbar und konnte also nicht geläugnet werden; auf keine Frage aber gab D. weiter Antwort. Während des Verhörs erschien jedoch Madame D. von freien Stücken vor dem Gericht und erklärte in wenigen bewegten Worten, sie habe ihren Mann hintergangen, und dieß sey die einzige Veranlassung zu der schrecklichen That, die er begangen habe. Nachdem sie dieses Geständniß gethan hatte, sank sie besinnungslos nieder und mußte hinausgetragen werden. Statt Abscheu oder Unwillen bei dem Anblicke seiner Gattin zu verrathen, schien D. von Gram und Kummer niedergedrückt zu werden. Der Gerichtshof und die Geschwornen ließen die Beleidigung, die er gelitten, als genügende Entschuldigung gelten und er wurde einstimmig freigesprochen. Madame D. verließ das Haus ihres Mannes und lebte fünf Jahre lang in einer ärmlichen Wohnung in einiger Entfernung in der größten Zurückgezogenheit. Nach dieser Zeit, im Februar dieses Jahres, befiel D. eine Krankheit, welche die Aerzte für höchst gefährlich, ja für tödtlich erklärten. Seine letzte Stunde rückte schnell heran, aber ehe sein Bewußtseyn und seine Kräfte völlig schwanden ließ er den Gouverneur, die Richter und die andern Beamten der Colonie, die vornehmsten Geistlichen, seine nahen Verwandten und seine vertrautesten Freunde zu sich berufen und erklärte mit völliger Bestimmtheit und Festigkeit, — daß er aus Gram und Reue sterbe, — daß seine Gattin nicht einen Augenblick ihrer Tugend untreu geworden sey, — daß sie ihn in der Unterredung, welche er mit ihr gehabt, überzeugt habe, die Besuche des Vetters gälten keineswegs ihr, sondern ihrer Pflegeschwester, welche als Kammermädchen und Vertraute bei ihr lebte, — daß seine Frau es durchaus nicht habe zugeben wollen, daß er die reine Wahrheit eingestehe, weil man, da der verstorbene Vetter sehr reich gewesen und sein Vermögen von rechtswegen Madame D. habe zufallen müssen, die Angabe nicht geglaubt haben, und wenn ihn die Juri vielleicht auch freispreche, doch immer ein Makel an seiner Ehre haften würde. Das Resultat dieses Geständnisses war so unerwartet, wie die Umstände, welche dasselbe enthüllten. Der allgemeine Abscheu und die Verachtung, mit welchen Madame D. seit jener Zeit immer behandelt worden war, ging in eine begeisterte Bewunderung ihrer heldenmüthigen Selbstaufopferung über, die ausgezeichnetsten, ehrenwerthesten Mitglieder der Gesellschaft begaben sich in corpore in ihre niedere Hütte und brachten sie im Triumph an das Bett ihres Mannes zurück, der durch die Erleichterung seines Herzens in Folge des Geständnisses und das Gefühl des Glückes, seine geliebte und tugendhafte Frau wieder bei sich zu sehen, schnell genaß und nun noch viele Jahre glücklich zu leben hoffen darf.

Pot-Pourri.

Die in der Deputirtenkammer zu Paris ausgestellten Bilder des Daguerreotyp.

Man bemerkte darunter drei Straßen von Paris, das Innere von Werkstätte des Hrn. Daguerre und eine Gruppe der Büsten des Museums der Alterthümer. Alles bewunderte die außerordentliche Feinheit der so verschiedenen Details. Die kleinste Erhebung des Bodens oder der Häusermauern, die Waaren, welche an dem Rande der Straßen aufgehäuft stehen, die zartesten Gegenstände, die kleinsten Steinchen unter dem Wasser der Gräben und die verschiedenen Grade ihres Durchschimmerns durch das Wasser, alles dieß ist mit einer unglaublichen Genauigkeit wiedergegeben. Das Erstaunen wächst, wenn man das Vergrößerungsglas ergreifend, namentlich im Laub der Bäume eine Masse von Einzelnheiten gewahrt, die das beste unbewaffnete Auge nicht zu erfassen vermag. In dem Bilde des Innern der Werkstätte des Herrn Daguerre sind alle Falten des Vorhangs mit ihren Licht- und Schatteneffecten mit wunderbarer Wahrheit wiedergegeben. Der Kopf Ho-

digitized by Google

mers, welcher auf dem Gemälde, das mehrere antike Gegenstände darstellt, das Hauptstück bildet, hat seine schönen Züge treu beibehalten, keine der Schönheiten der Sculptur ging bei dieser Reproduction verloren, trotz des bedeutenden Unterschieds der Größe. Der Stoff, auf welchem das Licht nach dem Verfahren des Hrn. Daguerre malt, ist über eine Kupferplatte gebreitet. Die in der Kammer ausgestellten Bilder sind sämmtlich 9 bis 10 Zoll hoch und 6 bis 7 Zoll breit. Hr. Daguerre schätzt den Preis einer Kupferplatte dieser Größe auf 3 Fr. 50 Cent. das nothwendige Zubehör, um Gemälde dieser Größe zu Stand zu bringen, soll am Anfang etwa 400 Fr kosten. Hr. Daguerre zweifelt aber nicht, daß die Industrie diesen Preis bald beträchtlich vermindern werde."

Neue Erfindung.

Während Daguerre die Sonne nöthigte, für ihn zu zeichnen und uns durch seine Erfindung in Erstaunen versetzte, hat der Professor Jacobi in Petersburg ebenfalls eine Entdeckung gemacht, welche für die Künste von nicht geringer Wichtigkeit zu seyn scheint. Er erfand eine Methode, auch die feinste Linie, die in Kupfer gegraben ist, durch einen galvanischen Prozeß erhaben darzustellen, so daß ein Kupferstich nach dieser Behandlung auf der Buchdruckerpresse ꝛc. abgedruckt werden kann, wie ein Holzschnitt.

Die ungeheuerste Dampfmaschine

befindet sich wohl in Carlisle. Diese versieht den Carlisle-Kanal mit Wasser aus dem Fluß Eden. In 12 Stunden pumpt sie 767,200 Kubikfuß Wasser in den Kanal mit einem Kostenaufwand von weniger als fünf Schilling für Brennmaterial. — Weiter, sollte man glauben, könne man es nicht bringen, aber wir stehen noch nicht am Ziele der Erfindungen.

Die Weisheit in Todesängsten.

Auf einem steilen Felsen über der Sadt Castleconnell in Irland liegt eine Ruine, von der in jener Gegend die Sage geht, sie werde auf den weisesten Mann der Welt herabstürzen, wenn er unter ihr vorüberkäme. Das Landvolk glaubt fest daran, und auch in den höheren Ständen scheint es nicht an solchen Gläubigen zu fehlen. Wenigstens erzählt man, daß ein vor kurzem verstorbener Irländer von Ansehen, der in der Nähe seinen Wohnsitz hatte, sich steif und fest einbildete, es werde ihm die Ehre begegnen, von jenen Trümmern zermalmt zu werden. Mann konnte ihn nicht bewegen, sich ihnen zu nähern, und wenn er die daran vorbeiführende Landstraße nach Limerik zu passiren genöthigt war, ritt er stets in gestrecktem Galopp an der gefährlichen Stelle vorüber. Der Arme starb aber eines natürlichen Todes, und die Trümmer harren noch immer ihres Opfers.

Anekdoten.

Claudius, der bekannte Dichter und Volksschriftsteller, kam auf einer Reise eines Sonntags in eine Dorfkirche im Thüringer Walde, wo gerade eine fugirte Messe aufgeführt wurde. Er erstaunte über die Präcision und die unerschütterliche Sicherheit der Musiker im Takt. Er näherte sich dem Organisten, und bat ihn, seinen Sitz eine Weile einnehmen zu dürfen. Ueberrascht und argwöhnisch schaute ihn dieser an, als wolle er blos seine Fähigkeit prüfen. Erst auf wiederholtes Ersuchen überließ er ihm die Klaviatur Taste für Taste, Finger für Finger. Claudius wollte die Musiker aus dem Takte bringen; aber sie merkten sogleich, daß ihr Organist nicht mehr auf seinem Posten war. Ein Auge behielt Jeder sorgsam auf seinem Blatte, und schielte mit dem andern bisweilen boshaft lächelnd nach Claudius. Als die Aufführung vorüber war, trat Claudius zu einem alten Manne von der ersten Violine, und fragte ihn, wie sie diese wunderbare Festigkeit im Takte erlangt hätten? „Beim Dreschen," war die Antwort. „Wenn wir unser zwei sind, dreschen wir Alla-breve, wenn drei — $^3/_4$ oder $^6/_8$, wenn vier — ganzen Takt, wenn sechs — $^6/_4$ oder $^6/_8$; und wenn zufällig," fuhr er mit einem sarkastisch lächelnden Blicke auf Claudius fort, „ein Flegel zur unrechten Zeit kommt, bringt uns das nicht aus der Fassung!"

A Schlosser hat 'n G'sellen g'habt! ꝛc.

Unter den zu Berlin arbeitenden Schlossergesellen zeichnet sich einer durch besondern Fleiß, Solidität und Arbeitsamkeit aus. Er wird von seinen Genossen allgemein respectirt; die mit ihm in einer Werkstätte arbeiten, zeigen sich ihm über die Maßen zuvorkommend, und derjenige schätzt sich am meisten glücklich, dem die Ehre zu Theil wird, ihn nach Feierabend begleiten zu dürfen. Dieser vulkanische Geselle ist — ein Mädchen von ein und zwanzig Jahren.

Der Dampf.

O Dampf! was hast durch deine Macht,
Du Großes schon hervorgebracht?
Seit dich die Menschen zwingen,
Erhält die neue matte Zeit
Durch dich mehr Kraft und Schnelligkeit,
Und mehr wird noch gelingen.

Mit Dampf wird man einst Häuser bau'n,
Dem Dampfe sich als Arzt vertrau'n,
Mit Dampf durch Lüfte reisen;
Mit Dampfe malen wunderbar,
Mit Dampfe dichten auch sogar,
Den Dampf vielleicht auch speisen.

Vielleicht, daß es auch arrivirt,
Daß man allein durch Dampf florirt,
In raffinirten Staaten;
Und daß man Krieg führt nur mit Dampf,
Dann braucht man auch zu einem Kampf
Nur lauter Dampfsoldaten.

Kann seyn, es kommt einst gar so weit,
Daß man kann jeden Rechtesstreit
Mit Dampfe schnell austragen;
Wie glücklich wär' die Welt sodann,
Da sie der Advokaten kann
Auf immer sich entschlagen.

Statt Griechisch und Latein nach Brauch,
Geschichte, Mathematik auch,
In succum zu vertiren,
Darf der Student dann ganz allein
Mit aller Kraft dem Dampf sich weih'n
Und diesen nur studiren.

Wenn's nur geschieht, daß man recht bald,
Mit Dampf auch seine Schulden zahlt,
Denn ach, das Ding erschwert sich;
Es wird das liebe baare Geld
Alltäglich wen'ger auf der Welt,
Der Dampf jedoch vermehrt sich.

Doch weil, bis dieses arrivirt,
Noch lange Zeit vergehen wird,
Und viel wird seyn zu kämpfen,
So rath' ich, daß auf jeden Fall
Vorerst die Leidenschaften all'
Ein Jeder sucht zu dämpfen!

Digitized by Google

Nro. 30.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Sultan Mahmud. — Hohenschwangau. — Ein Zug aus Fürst Schwarzenberg's Leben. — Aleppo. — Trauriger Zufall. — Naive Antwort. — Lamentation. — Charade-Auflösung.

Sultan Mahmud.

Sultan Mahmud, geboren 1786, ist am 1. Juli dieses Jahres mit Tode abgegangen. Seine Regierung war in vielfacher Beziehung von großer Bedeutung für das Türkische Reich.

Mahmud bestieg den Thron 1808 durch eine Revolution. Sultan Selim III., welcher Reformen gegen die Janitscharen und die Ulemas beabsichtigt hatte, wurde nämlich 1807 entsetzt, und an dessen Stelle sein Neffe Mustapha IV. zum Throne erhoben. Allein dieser wurde 1808 von den Anhängern Selims wieder gestürzt, und nun bestieg sein Bruder Mahmud II. den Thron, unter dem jedoch die Janitscharen und die Ulemas ihren Einfluß bald wieder zu begründen wußten.

Während seiner Regierung hatte die Türkei zwei Kriege mit auswärtigen Mächten zu bestehen, beide mit Rußland.

Der erste äußere Krieg brach aus 1809, in Folge des Erfurter Congresses, auf welchem Napoleon dazu eingewilligt hatte, daß Rußland die Moldau und die Walachei besetze. Der Krieg wurde drei Jahre lang mit Hartnäckigkeit geführt, und endete, als Napoleon Rußland bedrohte, 1812, durch den Frieden von Bucharest. Nach demselben mußten Bessarabien und der Theil der Moldau östlich vom Pruth an Rußland abgetreten werden.

Der zweite Krieg mit Rußland fand 1827 bis 1829 Statt. Zwar war 1826 über die Beeinträchtigungen der Moldau und der Walachei zu Akjermann eine Convention zwischen Rußland und der Türkei abgeschlossen worden; aber die Zwistigkeiten waren damit nicht beseitigt; der Krieg begann 1827; die Russen drangen über den Balkan, und 1829 kam der Frieden von Adrianopel zu Stande. Nach demselben erhielt Rußland zwar keine Gebietsvergrößerung, aber die früheren Tractate wurden bestätigt; die Dardanellen und der Bosporus für den Handel aller Völker eröffnet; und der Türkei Entschädigung und Ersatz der Kriegskosten auferlegt.

Was die inneren Verhältnisse der Regierung Mahmuds betrifft, so drehen diese sich vorzugsweise um die zwei Hauptpunkte, Kampf mit den Aufständen in den einzelnen Provinzen und Entwickelung der neuen Reformen in Verfassung und Verwaltung.

Mit vieler Thätigkeit suchte Mahmud die Aufstände in den einzelnen Provinzen, durch welche schon unter Selim das Reich zu zerfallen drohte, niederzuhalten; aber wenn dieß auch bei einigen glückte, so haben doch andere theils völlige Unabhängigkeit erlangt, theils sich eine freiere Stellung erkämpft.

Erstens errangen sich die Serbier eine unabhängigere Stellung. Sie hatten schon 1801 unter Czerni Georg die Empörung begonnen, waren während des Krieges von 1809 bis 1812 von den Russen unterstützt worden, und erhielten endlich unter dem Fürsten Milosch solche Freiheiten, daß sie nicht mehr als eine Provinz, sondern vielmehr wie ein Schutzstaat des türkischen Reiches zu betrachten sind.

Zweitens hatte sich Ali, Pascha von Janina, unter Mahmuds Regierung ebenfalls fast zum unabhängigen Fürsten aufgeschwungen. Erst 1822 gelang es der Pforte, sich seiner zu bemächtigen, gerade als er von dem beginnenden Aufstande der Griechen Unterstützung hatte erwarten können.

Drittens erhoben sich die Moldau und die Walachei im Jahre 1821 unter Ypsilanti und Wladimiresko. Dieser Aufstand wurde jedoch bald von der Pforte wieder unterdrückt.

Viertens erhoben sich die Griechen (1821). Nach langem erbittertem Kampfe legten die Großmächte Rußland, England und Frankreich sich in das Mittel (1827) und die Türkei wurde durch sie gezwungen, Griechenland erst als einen schutzpflichtigen, dann als einen selbstständigen Staat anzuerkennen. So waren denn diese schönen Provinzen für die Türkei verloren.

Fünftens endlich erhob sich Mehemed Ali, Pascha von Aegypten, welchen der Sultan nach Aegypten gesendet hatte, um dort die Mameluken-Beys zu bekriegen. Er unterwarf diese, aber er schwang sich nun selbst zum Pascha auf, dehnte seine Herrschaft immer weiter aus, machte den Sultan in seiner Hauptstadt zittern, und ist jetzt fast unbeschränkter Herr seiner Provinzen und der gefährlichste Feind der Türkei.

Neben diesen Aufständen der Provinzen bildeten die Reformen des Reichs den wichtigsten Punkt der Regierung des Sultans im Innern.

Schon Selim III. hatte gegen die Janitscharen und die Ulemas Reformen versucht; aber er hatte dadurch Krone und Leben verloren. Mahmud selbst war in einem Kampfe darüber zum Throne erhoben worden. Unter diesen Verhältnissen ist erklärlich, daß Mahmud im Anfange seiner Regierung durchaus nicht den gefährlichen Versuch der Reformen erneuern wollte. Die erste Zeit seiner Regierung war vielmehr ganz in dem alten Türkischen Systeme.

Erst als der Kampf mit den Griechen beendet, und auch dieser Theil des Reiches verloren war, scheint Mahmud das Bedürfniß einer Verbesserung des Reichs tief gefühlt zu haben. Sie wurde damals begonnen, und nach Beendigung des zweiten Krieges mit Rußland eifrigst fortgesetzt. Als nämlich im Juni 1826 die Janitscharen sich gegen das angenommene System der Verfassung empörten, wurden sie durch Waffengewalt vernichtet; 8000 derselben fielen in diesem Kampfe, 15,000 wurden in ihre Heimath entlassen; das Corps wurde für aufgelöst erklärt und mit dem Fluche belegt. Die Auflösung der Janitscharen und die Beaufsichtigung der Ulemas bildeten die Grundlage für die Reformen Mahmuds. Nächst diesen wendete der Sultan seine Bemühungen vorzugsweise auf die Bildung eines neuen Heeres nach europäischem Fuße, auf die Erbauung einer neuen Flotte nach dem Verluste der früheren in der Schlacht von Navarin, so wie auf die Handhabung einer festeren Polizei im Reiche. Auch die Handelsverträge mit England und Frankreich, durch welche das Monopolsystem im Innern der Türkei gestürzt wird, sind, wenn sie auch bis jetzt keine Ausführung gefunden haben, ebenfalls eine Folge dieser Reformen.

Reformen waren in dem Reiche in hohem Grade nothwendig, aber unzweckmäßig scheint es zu seyn, daß Mahmud sie ganz nach Westeuropäischem Fuße einrichtete, sie mit unnöthigen Nebendin-

Digitized by Google

gen überlud, und sie den asiatischen Sitten des Volkes dadurch entfremdete. Außer bei dem Hofe, bei den Offizieren der Armee und bei den europäischen Reisenden, scheinen sie auch wenig Anklang gefunden zu haben. In das Volk sind sie noch gar nicht gedrungen. Peter I., ein Mann von ganz anderem Geiste und ganz anderem Charakter wie der Sultan, legte vor hundert Jahren den Grund zur Bildung des Russischen Volkes, und noch jetzt will man bemerken, daß dieselbe noch nicht überall das Volk recht durchdrungen habe; wie kann man daher erwarten, daß zehn Jahre, in denen die Reformen Mahmuds bestehen, hingereicht haben sollten, bei dem Volke der Türken neue ganz fremde Einrichtungen zu befestigen, die unter Blut eingeführt wurden, und wegen der Feindschaft der Ulemas oft der Weihe der Religion entbehren?

Uebrigens dürfte die Erhaltung des Friedens im Orient durch den Tod des Sultans, der gerade durch dessen kriegerischen Absichten gefährdet war, um Vieles erleichtert werden.

Dem Sultan folgt sein sechzehnjähriger Sohn Abdul Meschid, welcher auch den Thron bereits bestiegen hat.

Hohenschwangau.

(Schluß.)

Am Fuße des Berges sind in malerischer Lage einige Wohnhäuser, ein Gasthaus und ein Jägerhaus aufgebaut; der Weg zum Schloße führt in sanfter Windung durch einen Buchen- und Lindenhain und der Wanderer steht, ehe er es vermuthet, vor dem hochgewölbten Thore, über welchem zwei Ritter mit fliegenden Bannern abgebildet sind, auf welchen der Schwan und die Raute — als schwangauisches und bayerisches Wappen angebracht sind. Links im Schloßhofe sprudelt eine Quelle aus der Ringmauer unter einem von Glück schön ausgeführten Madonnenbilde. Ein Schwan von Gußeisen entsendet unfern einen zweiten Wasserstrahl, umher ist ein lieblicher Rosenhain vermischt mit anderen wohlriechenden Gewächsen; in der Nähe eine kühle Grotte in die Marmorwand eingehauen und darin ein Bad angebracht. Einen imposanten Anblick gewährt dem Hauptbalkone des Schlosses gegenüber, der vierzig Fuß hohe Wasserstrahl des Löwenbrunnens, dessen ungeheure Schale von vier eisernen bronzirten Löwen getragen wird, aus deren Rachen das Wasser wieder hervorströmt. Das Wasser ist von dem gegenüberliegenden höheren Berge hergeleitet und ein Werk des k. Hofbrunnen-Meisters Höß.

Eine breite steinerne Treppe führt zu dem Haupteingange des Schlosses, über dem der schöne Spruch angebracht ist:

Willkommen Wanderer, hulde Frauen,
Die Sorgen gebt dahin,
Laßt eure Seele sich vertrauen
Der Dichtung heiterm Sinn.

Den Eintretenden empfängt eine geräumige Säulenhalle, geschmückt mit Waffen mancherlei Art, Rittergestalten, wie zum Turnier mit Helm, Harnisch, Beinschienen, Schwert, oder Lanze bewehrt; das durch bemalte Fensterscheiben in die Halle fallende Licht verbreitet ein magisches Helldunkel und die sinnreichen Sprüche umher an den Wänden erinnern an eine derbe biedere frühere Zeit. Von dieser Halle gelangt man durch eine Wendeltreppe in das erste Stockwerk. Im Vorsaale sind in alterthümlich gearbeiteten Häng- und Untersatz-Kästen verschiedene alte Trinkgeschirre, unter welchen vorzüglich bemerkenswerth ist ein Humpen, der einst Wilibald Pirkheimers Eigenthum war und durch den Buchhändler Friedrich Campe in Nürnberg hieher vermacht wurde. Die Wände des ersten Saales sind geschmückt mit Darstellungen der Sage vom Schwanritter nach den schönen Entwürfen des Künstlers Ruben durch M. Neher und Lorenz Quaglio. Darauf folgt der Schyren-Saal mit acht Bildern aus der Geschichte des edlen Geschlechtes der Schyren oder Wittelsbacher, von Lindenschmitt, der mit Vorliebe den Heldenscenen des deutschen Lebens sich zugewendet und darin Dankenswerthes geleistet hat. Die Wahl der Gegenstände zeigt eben so sehr von dem tiefen Sinn für das Erhabene und Wichtige in der Geschichte, wie die Ausführung den Meister beurkundet. Abgebildet sind unter andern darin: Johann Aventin, der bayrische Geschichtschreiber und mehrere Scenen aus dem Leben Ludwigs des Bayern. In diesem Zimmer befindet sich ein merkwürdiger Tisch, der im Jahre 1591 für den Herzog Wilhelm V. verfertigt, aus einer großen runden Platte von Kellheimer Marmors besteht, in deren Mitte das bayerische Wappen vertieft, farbig und vergoldet, herum aber die Gestalten der Apostel, die Wappenschilde der vornehmsten damaligen bayerischen Städte, Planeten und Himmelszeichen mit mancherlei Inschriften angebracht sind. Die Fenster sind mit Glasgemälden verziert, unter welchen eines mit der Jahrzahl 1614 sich befindet, und den Wappenbildern Herzogs Albrecht VI. und seiner Gemahlin Mechthilde, der Erbtochter des Landgrafen Georg Ludwig von Leuchtenberg. Der Herzog hielt sich öfter auf dem Schlosse Hohenschwangau auf, das er vom Jahre 1629 bis 1666 nutznießlich inne hatte.

Ein kleines trauliches Gemach ist mit Erinnerungen aus dem Orient — jenen klassischen Stellen des Morgenlandes geschmückt, welche der Kronprinz auf seiner Reise berührte: Smyrna, Troja, Mitylene, die Dardanellen, Konstantinopel, Bujukdere und einige wichtige Scenen aus dem Leben Sr. k. Hoheit genommen, wie der Einzug desselben mit seinem königlichen Bruder Otto in Athen. Von jenen Darstellungen, welche Begebenheiten der Umgegend und Ortsgeschichten von Schwangau schildern, alle von Lindinschmitt entworfen und ausgeführt, will ich nur nennen: Konradins Abschied von seiner Mutter auf Hohenschwangau im Jahr 1267. Der Minnesänger Hiltebold von Schwangau mit zwei Ritterfräulein am Ufer des Alpsees. Kaiser Lothar übergibt todtkrank aus Italien zurückkehrend in Breitenwang die Krone seinem Schwiegersohne, dem Welfen Herzog Heinrich dem Stolzen 1137. — Das kleine Bertha-Zimmer enthält in schöner Darstellung die Sage von der Geburt Kaiser Karl des Großen an der Würm; der Heldensaal dagegen einen Cyklus aus der Wylkina-Sage, so wie der Hohenstaufen-Saal Schilderungen aus der Geschichte dieses einst so mächtigen Geschlechtes, und der Welfen-Saal vorzugsweise die Thaten Heinrichs des Löwen. Das Autharis-Zimmer schildert die Werbung des Longobarden-Königs Autharis um die schöne Theodelinde, Herzogs Garibalds Tochter, und ein anderes in mehreren Darstellungen das Ritterleben im Mittelalter — den ersten Unterricht im Reiten — die erste Waffenwache — den Ritterschlag Dankertheilung nach dem Turnier — die Falkenjagd — erste Liebe — Abschied vor dem Kreuzzuge — Waffenthat im Orient — Rückkehr; über jedem Bilde sind sehr bezeichnende sinnige Reime angebracht. An den Wänden des Damen-Zimmers sind Bilder wie auf Teppichen eingewirkt mit Darstellungen der vier wichtigsten Lebensepochen einer deutschen Frau mit Reimen unter den Bildern zur Erklärung der dargestellten Momente. — Auf der Zinne des Schlosses kommt ein sehr grosser Schwan mit ausgebreiteten Flügeln, gegossen in der Erzgießerei des berühmten Meisters Stiglmaier. Die Aussicht von den Zinnen aus ist köstlich und erquickend; durch die häufig angebrachten Aeolsharfen säuselt der Wind und weckt Töne und Gefühle der Vergangenheit und es ist, als ob die Heldengeister vorüberschwebten und zu den Enkeln sprächen. Welche Erinnerungen knüpfen sich an diese Stellen — die ganze deutsche Geschichte entfaltet hier ihren Eposgang; welche Lehren, welche Ermunterung für den erlauchten Enkel der Heldengeschlechter, für einen Königssohn spricht aus der Vorwelt herüber zu ihm und kräftigt ihn zu künftigen Ruhmesthaten! Sr. Mek.

Digitized by Google

Ein Zug aus Fürst Schwarzenberg's Leben.

Eine Tagreise, alten Styls, oberhalb Paris, liegt das Schloß Petit-Bourg, voll reizender Majestät die Seine mit ihren romantischen Lagen und einem an Wechsel reichen Horizont beherrschend. Geziert, wie eine alte Dame in modischem Anzuge, bietet sich das Schloß in seiner neuen Außenseite dem Auge, und wo die Ueppigkeit eines Ludwig XIV. und die Ausschweifung eines Ludwig XV. von immer dereitwilligen Hofschranzen stets neue Nahrung fanden, wo die königlichen Maitressen geschaffen wurden und nach ihrem Sturze Muße hatten, über die Wandelbarkeit des Glückes und der Launen ihrer königlichen Geliebten nachzudenken, ist jetzt ein Tempel der Kunst aufgeschlagen. Nicht Pracht der Ausstattung, die Reichthümer aller Weltreiche bezaubern hier noch die Sinne; man findet in den einfach eingerichteten Sälen aber die kostbarsten Gemälde der spanischen und flamändischen Meister — nur Edelsteine der Kunst, bei deren Anblick man die reichen Erinnerungen, welche sich an das Schloß knüpfen, leicht und gern vergißt. Ein spanischer Banquier, Herr Aguado, ist Besitzer des Schlosses, den man schon seines hohen Kunstsinnes wegen liebgewinnen müßte, wenn man nicht das Lob seiner Wohlthätigkeit sowohl in Paris als in den Dörfern und Weilern um Petit-Bourg aus aller Munde hörte. Wir könnten gar mancherlei von den Abenteuern, berichten, welche die letzten Ludwige Frankreichs hier suchten und fanden, erzählen, daß in Petit-Bourg die beiden Abdankungs-Acte Napoleon's beschlossen wurden; doch schweigen wir davon und erzählen einen Zug aus dem Leben eines deutschen Helden, des Fürsten von Schwarzenberg, der vielleicht nur Wenigen bekannt ist.

Als Befehlshaber der Armee der Alliirten hatte der Fürst von Schwarzenberg in Petit-Bourg sein Hauptquartier aufgeschlagen. Die strengste Mannszucht herrschte unter den alliirten Truppen, und zwar so streng, daß selbst die Franzosen aus Furcht vor den harten Strafen, die Den trafen, der sich des geringsten Vergehens schuldig gemacht hatte, nur selten klagten, wenn die Soldaten in Feindesland das Vergeltungsrecht geübt. Indeß wurde bei einem Pachter aus der Umgegend von Soisysous-Etoiles, der auf einige Tage seine Meierei verlassen mußte, von den umherlagernden feindlichen Truppen der gutversehene Weinkeller geleert und auch sogar vier- bis fünfhundert Flaschen Wein, der für feierliche Gelegenheiten bestimmt war, wie natürlich nicht geschont, — Hühner, Eier und dergleichen, was dem Weine Gesellschaft hatte leisten müssen, wollen wir gar nicht erwähnen. Der Pachter fand bei seiner Heimkehr die Vögel ausgeflogen und hatte in der ersten Hitze der Wuth nichts Eiligeres zu thun, als ins Hauptquartier zu fliegen, um dem Fürsten Schwarzenberg seine Klage vorzubringen. Soldaten hatten den Diebstahl begangen, Beweisstücke waren vorhanden. Der Fürst hört den entrüsteten Kläger ruhig an, und fragt, ob er auch wisse, zu welcher Strafe die deutschen Soldaten, die sich eines Diebstahls schuldig gemacht, verurtheilt würden.

„Ich weiß es," antwortete der noch Zürnende, „aber sie haben es verdient." — „Ueberlegt wohl, was Ihr thut, und kommt morgen wieder; besteht Ihr auf Eurer Klage, so sind die Diebe dem Tode verfallen, ohne Gnade." — „Mein Entschluß ist gefaßt," dachte der Pachter: „weßhalb soll man die Räuber schonen? Ist's meine Schuld, daß ihre Gesetze sie zum Tode verurtheilen? ich hätte mich mit Gefängniß begnügt." — Am andern Tage war er aber wieder frühzeitig im Vorzimmer des Fürsten, und wurde von diesem mit den Worten empfangen: „Nun, was habt Ihr beschlossen?" — „Ich werde die Thäter vor's Kriegsgericht stellen lassen," war die Antwort. — „Seyd Ihr vielleicht auch Soldat gewesen?" — „Wir sind hier zu Lande in meinem Alter alle Soldat gewesen, mein Fürst." — Der Fürst sinnt einige Augenblicke still nach und fährt dann fort: „Die drei deutschen Soldaten, welche Euren Wein gestohlen haben, werden diesen Abend hier eingebracht werden; man kennt sie. Ich ersuche Euch, morgen um zehn Uhr Euch hier einzufinden; das Kriegsgericht wird sich dann versammeln, um zu entscheiden." — Der Pachter war pünktlich; Nichts hatte seinen Entschluß, sich zu rächen, wankend machen können. Alter Soldat, wie er war, wirkte in seinem Herzen der Zorn des bestohlenen Bauers und des besiegten Soldaten, an Mitleid war also wenig zu denken. — Der Pachter wurde vorgelassen und fand den Fürsten von Schwarzenberg mit drei jungen kräftigen Soldaten. — „Dieß sind die Soldaten, über welche Ihr Euch zu beklagen habt," redete der Fürst den Eintretenden an, „es sind drei Brüder, und zwar Sachsen." — Der Pachter dachte bei sich: Drei Brüder zu finden, glaubte ich nun eben nicht; hart ist es, sie erschießen zu sehen, aber es ist ihre Schuld. — „Ehe ich sie vor ihre Richter stellen will," fuhr der Fürst im Tone der Güte fort, „möcht ich Euch und sie zu Gast bitten. Meine Herren, wir frühstücken zusammen. Nehmen Sie Platz." — Der Pachter war bald zu Hause; die drei Angeklagten mußten aber erst einige Gläser leeren, ehe sie sich in etwas ermuthigten. — „Welche Feldzüge habt Ihr mitgemacht?" fragte der Fürst endlich den Pachter. — „Die italienischen und deutschen." Da die Sachsen geläufig Französisch verstanden, waren sie ganz Ohr. — „Ihr wart auch wohl bei der Einnahme von —?" Der Fürst nannte eine deutsche Stadt. — „Versteht sich." — „Und gewiß auch bei Erstürmung von —?" Der Fürst nannte eine zweite deutsche Stadt. — „Das sollt' ich meynen, mein Fürst! Da ging's heiß zu; wir trieben den Feind hinter einem Meierhofe fort, wo er sich festgesetzt hatte, zündeten den Meierhof dann an, und Alles war unser." — „Zu Eurem Wohlseyn", sagte der Fürst, dem Pachter das Glas mit Bordeaux füllend, „fahret nur fort." Die Sachsen horchten gespannt. — „Verdamm' mich! wir trieben's wie in einem eroberten Lande; tranken, aßen, Alles mußte der Bürger schaffen. Ich hatte mein Quartier bei einem Geistlichen. Beinahe zwei Monate lag ich da, und ich darf sagen, der Bratspieß stand nicht still." — „Zu Eurem Wohl, Herr Pachter." — Der Fürst schenkte von Neuem ein. — „Sein Wein war mehr als köstlich, so fett seine Hinkel waren. Ich leerte ihm auch den Keller bis zur letzten Flasche, im ganzen Hause war kein Tropfen mehr zu finden." — „Er hatte Euch gewiß ersucht, ihm von dem Weine zu helfen?" — „Verdamm' mich, nein! das nicht! Es war ein alter Geizhalz, aber, tausend Donnerwetter! ich hätte Den sehen mögen, der mich gehindert, den Keller zu leeren." — „Und wenn er Euch nun die Schlüssel nicht gegeben hätte?" — „Ich hätte die Thür eingeschlagen." — „Zu Eurem Wohlseyn, Herr Pachter. So, so, Ihr hättet also die Thür eingeschlagen. Und was hätte das Kriegsgericht dazu gesagt?" — „Bah — Kriegsgericht in einem eroberten Lande! Nun, man hätte mich vielleicht in die letzten Reihen meines Regiments gesteckt." — „Papier und Feder!" befahl der Fürst. — „Ich, Pachter zu Soisysous-Etoiles," schrieb der Fürst, „alter Soldat, der die Feldzüge in Deutschland mitgemacht hat, wo ich oft den Leuten, ohne ihre Erlaubniß, die Weinkeller geleert habe, weßhalb ich aber nie bestraft wurde, gebe meine Zustimmung, daß die drei Soldaten, welche meinen Weinkeller geplündert haben, auf der Stelle zum Tode verurtheilt werden. — Nun, so unterzeichnet doch, Herr Pachter." Der Pachter hatte schon Stock und Hut und suchte die Thür. — Der Fürst rief ihn aber lächelnd zurück, mit den Worten: „So sollt Ihr nicht scheiden; schätzt Euren Verlust ab, wir wollen es dann in Ordnung bringen; thut, als wenn ich Euch den Wein abgekauft hätte." Und dann zu den drei Sachsen gewandt: „Ihr seyd entlassen und könnt zur Strafe drei Monate lang Wasser trinken."

Digitized by Google

Aleppo.

(Schluß.)

Selbst Bilder, Redensart und Ideenkreis entlehnen die Alepiner großentheils von der Herrlichkeit dieses schmalen Gartenwaldes. Wie man sich anderswo um Thermometerstand, Politik und Marktpreis kümmert, ist hier die tägliche Sorg' und Frage der Doppelbach vor der Stadt. Fülle, Durchsichtigkeit, Süße, Plätschern, Wachsen und Schwinden des Wasserspiegels, der Blumenschmelz, das dunkle Baumgewölbe, Rosen- und Pistazienblüthe sind Dinge, um die sich in Haleb Jedermann kümmert. Man kennt so zu sagen jeden Baum mit Namen und Gestalt, geht zu ihnen auf Besuch, und weidet das Auge an ihrem Flor und saftigen Stamm, wie man sich am schlanken Wuchs des menschlichen Körpers erfreut. Alle Alepiner sind gleichsam in das Bächlein und seine Uferbäume verliebt. Aber auch welche Theilnahme, welcher Schmerz, wenn zuweilen nach langer Trockenheit und regenlosem Winter das rinnende Wasser versiegt! Hätte Ibrahim wirklich, wie die Sage geht, den Wald am Bache umgehauen, um Palissaden zum Schirm der Stadt zu zimmern, so wäre der Verlust unersetzlich, die Trauer allgemein. Leichter würde man Schaden an Geld und Menschenleben ertragen, als den Untergang der Bäume, des schönsten, langsam wachsenden, von den Vorfahren ererbten Schmuckes der Heimath.

Die Gemüthsart der Halebiner ist als freundlich überall bekannt. Gewiß sind sie die höflichsten und duldsamsten Mohamedaner des Orients. Ihr Verkehr mit Fremden kann diese Wirkung nicht allein hervorbringen, es muß im Blut und Sinn dieser Leute liegen. Fanatische Scenen, wie sie bis auf die letzten großen Siege der Russen in den meisten islamitischen Städten vorfielen, sind in Haleb seit langem verschwunden, oder waren vielmehr niemals in gleichem Grade üblich. Nur die Bettelmönche bei ihren freitäglichen Umzügen schreien zuweilen den europäisch gekleideten Fremdling rauh an, wenn er ihnen mit neugierigem Blick in den Weg tritt. In Haleb will man leben und genießen, und folglich will Jedermann um jeden Preis Verkehr, Ordnung und Frieden. Ueberall legt der Islam die Waffen aus der Hand, und läßt seine Festungen verfallen; in Haleb geht man um einen Schritt weiter und verwandelt, wie in Europa, Vorwerke und Festungsgräben in Baum- und Gemüsegärten.

Das Aeußere der Alepiner hat etwas Einnehmendes: sie sind in der Regel mittlern Wuchses, schlank, dunkelhaarig, mit großen schwarzen Augen, weißer Hautfarbe und schönen Gesichtszügen — Eigenschaften, die unter ihnen vielleicht etwas zu viel gelten mögen. Die jungen Leute wetteifern mit ihren Altersgenossen in Damaskus und Hama in zierlicher Kleidung, kokettem Gang und leichtem Sinn. Haleb ist beinahe das asiatische Wien, gewerbsam, friedlich und dem Vergnügen nicht abhold. Selbst den Reiz einer melodischen Stimme, wofür man sonst in Asien keinen Sinn hat, versteht man doch zu beurtheilen. Nirgends in der Türkei werden die Gebetausrufer, die unsere Glocken und Oegeln ersetzen, mit so viel Sorgfalt bestellt wie hier. „Betet! betet! die Zeit geht schnell, das Gericht ist nahe," klingt es in der Abendstille durch die heitere dünne Luft von der Höhe des viereckigen Moscheenthurmes auf die Terrassen und Gärten herab, mit einem Wohllaut und Schmelz, den man wohl empfinden, aber nicht mittheilen kann.

Das größte Unglück für eine solche Stadt ist der Krieg. Leider ist aber Haleb an der Gränzscheide gelegen, wo sich zwei verschiedene Sprachen die Herrschaft streitig machen, und folglich war es seit Jahrhunderten bei jedem Zusammenstoß der türkisch und arabisch redenden Völker das erste Opfer.

Trauriger Zufall.

Nachstehende Begebenheit — deren buchstäbliche Wahrheit verbürgt wird — gäbe, mit einiger Nachhülfe des Dichters, einen guten Stoff zu einer Schicksals-Novelle. Im verflossenen Winter fällte ein junger Mann in der Nähe von Polna Holz im Walde. Als er einen uralten Baumstamm spaltete, fand er mitten im Klotze eine Kugel, welche, nach der Zahl der Jahresringe zu schliessen, vierzig Jahre im Stamme gesteckt hatte. Mit dieser Kugel lud er im diesjährigen Fasching ein Gewehr, um bei der Hochzeit der Tochter des Schmiedes, wie es noch hier und da auf dem Lande Gebrauch ist, zu feuern. Der Brautvater jedoch widersetzte sich dem, da diese Sitte duech eine Verordnung verboten ist. Der junge Mann hängte also das Gewehr in die Stube des Schmiedes wo es bis zum 5. Mai blieb, ohne von Jemanden beachtet zu werden. Am genannten Tage erst holte der junge Mann das Gewehr ab, und wollte es, da es so lange geladen war, bevor er es aufbewahrte, abfeuern. Er ging also hinter die Hütte, zählte vierzig Scheitte von einem Zaune ab, zielte nach einem zehn Zoll starken Pfahle und feuerte. Er verfehlte den Pfosten, die Kugel fuhr durch das Moos, mit welchem die Zwischenräume des schlecht gefügten Bretterzaunes verstopft waren, und traf des jungen Mannes Mutter, welche eben aus der Thüre der Hütte trat, in den Kopf. Die Unglückliche stürzte im selben Augenblicke todt nieder. Die Mutter der Armen, welche jetzt der verhängnißvollen Kugel als Opfer fiel, war gerade vor vierzig Jahren bei einer Hochzeit auf einem nahen Dorfe ebenfalls durch einen Schuß getödet worden.

Naive Antwort.

Im Jahre 1793 wurde bekanntlich das jetzige Südpreußen von der Krone Preußen in Besitz genommen. Höheren Orts wurden Tabellen zur Beantwortung an die dortigen Magistrate übersandt, welche Fragen über die Anzahl der Einwohner, Häuser, das Gewerbe der Bürger u. s. w. enthielten. Eine dieser Fragen war: Worin besteht die vorzüglichste Nahrung der Stadt? Ein hochedler Stadtrath hatte sehr naiv geantwortet: „Sie essen was sie haben."

Lamentation.

Von Castelli, auf seiner jüngsten Tour.

Und wenn ich noch tausendmal reiste
Und führ' über Land über Meer,
Und wenn ich den Erdball umkreiste,
Hannover! dich seh' ich nicht mehr!

Was Schiller gesaget, nicht paßt es
Auf dein unwirthbares Land,
Es sind deine schrecklichen Straßen
Kein Länder verbindendes Band.

Du trennst vielmehr Länder und Menschen:
Denn der, welcher liebt sein Gebein,
Dem's leid thut um Pferde und Wagen,
Der wird deine Straßen wohl scheu'n.

Acht Schuhe breit spitzige Steine
Voll Gruben, hier Pflaster genannt,
Auf beiden Seiten daneben
Bis an die Achse der Sand.

Ich hatt' eine Achse von Eisen
Und Räder und Riemenzeug neu;
Ich ließ recht vorsichtig fahren
Und dennoch brach Alles entzwei.

Und ach! was hat man für Freuden
Für Tage so qualenvoll?
Die Aussicht auf sandige Haiden,
Und alle zehn Schritt' einen Zoll.

Auflösung der Charade im „Sammler" Nro. 28: »Monument.«

Digitized by Google

Nro. 31.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Schwur des Pascha. — Das Mazdorfer Verbrechen. — Charade.

Der Schwur des Pascha.

(Aus der Revue britannique. Junius 1839.)

Die Heilighaltung des Schwures ist einer der bemerkenswerthesten Züge im Charakter der Türken. Hier spricht sich der Ernst und die Würde des Muselmanns am stärksten aus. Gewiß, es giebt unter den Türken, wie überall Verräther und Schurken, aber Wortbrüchigkeit findet man bei ihnen nicht, wie oft unter den Christen. Es geht mit der Loyalität der Türken, wie mit der Gastfreundschaft des Arabers, sie ist sprichwörtlich erblich geworden, sie wurzelt im Boden und Cultus, und zeigt sich vorzugsweise bei den Feindschaften, daß sie über den Schwächen des menschlichen Herzens erhaben ist. Hat ein Muselmann einmal seinen Schutz versprochen, so ist sein Wort unverbrüchlich, und der Haß und das Interesse würden vergeblich ihre Beredsamkeit aufbieten, um dieses heilige Band zu lösen; doch auch dann, wenn ein Türke geschworen hat, sich zu rächen, so kann kein Gesetz, keine Macht in der Welt ihn von der Erfüllung seines Willens zurückhalten, oder die Kraft seines Schwures mindern. Ein tragisches Ereigniß, das während meines Aufenthaltes im Orient sich bei Konstantinopel zutrug, kann als blutiger Beweis dieses türkischen Nationalzuges dienen.

Ich mußte mich von Konstantinopel nach Salonichi begeben, und machte diese Reise auf türkische Art, d. h. zu Pferde, unter der Begleitung eines Tataren. Ganz besondere Fermane empfahlen mich hinreichend an Mustapha, den Pascha von Salonichi, einen Mann von vielem Einfluß bei der hohen Pforte und Liebling des Sultans. Ein armenischer Bankier in Konstantinopel hatte mir auch einen Creditbrief für einen seiner Landsleute mitgegeben, der gewöhnlich in Mielnik wohnte, einem großen Flecken auf der Straße nach Salonichi. In der Türkei sind die Wechsel- und Handelshäuser Monopole der Armenier, und ein Engländer, der lange in der Türkei gelebt hat, bringt eine eben so genaue Kenntniß der armenischen Sitten nach London, als hätte er Jahre lang in Asien, zu Erzerum oder an den Ufern des Euphrat gelebt.

So wie ich nach Mielnik kam, ließ ich mir das Haus Pascals, des Armeniers, zeigen. Anfangs wollte er mich nicht annehmen, was mich etwas überraschte, doch nachdem er meinen Brief gelesen hatte, wurde er zugänglicher und ließ mich hereinführen. Ich fand in Pascal einen Mann von gesetztem Alter, mit einer ernsten, zerstreuten Miene, ziemlich melancholisch, denn er ließ von Zeit zu Zeit schwere Seufzer hören, und selbst im Aeussern herrschte der Kummer, der ihn im Geheim verzehren mochte, so sichtbar vor, daß ich gleich bei meinem ersten Besuche überzeugt war, es müsse ihn ein häusliches Unglück betroffen haben, so daß ich schon in meiner ersten Unterhaltung mich vielfach wegen der Lästigkeit meines Besuches entschuldigte.

„Du hast recht und unrecht mit deinen Vermuthungen", sagte mir der Armenier darauf; „meine Familie ist gesund und wohl, Gott sey gedankt, aber morgen muß mein Freund sterben."

Diese Antwort war berechnet, meine Neugierde aufzuregen, und sogleich legte ich eine so lebhafte Theilnahme an dem Unglück seines Freundes in Worten und Gebärden an den Tag, daß er nicht anstand, mit der größten Ausführlichkeit das Ereigniß zu erzählen, das ihn so tief beugte.

Im Januar 1838 fanden Kaufleute, die in kurzen Tagereisen von Mielnik nach Salonichi giengen, in einiger Entfernung von ersterer Stadt die Leichname zweier ermordeter Menschen, von denen der eine offenbar ein Mann von hohem Stande, der andere ein Tatar gewesen war. Der erstere war mit einer Pistolenkugel, die ihm die Brust durchbohrt hatte, der treue Tatar aber, wahrscheinlich in Vertheidigung seines Herrn mit mehreren Hieben des Yatagan getödtet worden. Ihre Leichen waren völlig entkleidet, man hatte ihnen nur den Fes und das Untergewand gelassen; ihre Pferde fand man nicht weit davon, ihres Gepäckes beraubt, in der Ebene.

Bei dem Anblick dieser Leichen hielten die Kaufleute es für besser, um den Verdacht des Mordes nicht auf sich zu laden, sie nach Mielnik zu bringen und den Mord anzuzeigen. Sie fingen daher die Pferde ein, beluden sie mit den Leichnamen und kehrten nach Mielnik zurück, wo der Aga ihre Aussage zu Protokoll nahm und die Ermordeten in der Hauptmoschee ausstellte, um ihre Namen zu entdecken.

Nun wollte der Zufall, daß Mustapha Pascha denselben Tag in Mielnik erwartet wurde, und der Aga glaubte, er dürfe vor der Ankunft seines Vorgesetzten keine Nachforschungen anstellen, die Mörder zu ergreifen. Sobald Mustapha in die Thore von Mielnik trat, erfuhr er von der aufgeregten Volksmasse die Kunde des entsetzlichen Vorfalls, doch Niemand konnte ihm die Namen nennen; man sprach nur von den Leichnamen, die den Blicken der Menge in den Hallen der Moschee ausgestellt waren. Mustapha, erzürnt über diese That, wandte sein Pferd nach dem heiligen Orte, stieg ab, und trat, von einer ungeheuren Volksmenge umgeben, in das Gebäude.

Mitten im Tempel sah man auf einem Teppich, das Antlitz verhüllt, die Füße nach Osten gewendet, die beiden Gemordeten; sie lagen auf dem Rücken einer gegen den andern. Mustapha näherte sich langsam, doch als er sich auf die Knie niedergelassen hatte, um ihre Züge besser zu erkennen, stieß er plötzlich einen Schrei des Entsetzens aus, raufte sich den Bart und warf sich auf den Boden des Gebäudes nieder, und blieb, die Stirne gegen die Erde gedrückt, in einem unbeweglichen, lautlosen Schmerz versunken.

Nach einer langen Pause, während welcher Niemand ihn zu unterbrechen wagte, erhob er sich; sein Gesicht war bleich, doch streng und ruhig, wie wenn die Ruhe eines festen Entschlusses die Heftigkeit des Schmerzes gebrochen hätte. Jetzt beugte er sich noch einmal über die beiden Gemordeten, ergeiff die Hand des ihm zunächstliegenden Leichnams, und rief mit einem Blick zum Himmel:

„O Seid Mohammed! als du beim Uebergange über den Balkan mein Leben gegen die Wuth der Russen beschütztest, schwor ich, du solltest mir von jetzt an ein Bruder seyn, und

Digitized by Google

jüngst gelobte ich bei Allah und seinem heiligen Propheten, daß unter meiner Regierung kein Verbrechen ungestraft bleiben sollte! Diesen Schwur wiederhole ich in deinem Namen und vor deinem Leichnam! Ich werde deine Mörder bis in die unbekanntesten Gegenden der Erde verfolgen; ich werde ihr Blut tropfenweise zur Sühne des Verbrechens vergießen lassen, ihre Augen sollen den Geyern zur Speise dienen und ihr Fleisch von den Schakals zerrissen werden, ihre Gebeine bleichen in den Stürmen des Himmels. Eher soll der Sarg meines Vaters entehrt werden, ehe ich meine Gelübde, meine Schwüre vergesse! O Seid, o mein Bruder! du hörst mich! du hörst mich! Ich habe gesprochen!..."

Mustapha warf noch einen letzten Blick auf den Mann, den er so sehr geliebt, und entfernte sich aus der Moschee, ohne ein Wort, eine Gebärde ferner hinzuzufügen.

Seine einzige Sorge war von jetzt an, nichts zu unterlassen, um die Spuren der Mörder auf ihrer Flucht aufzufinden, und er versprach eine Belohnung von 20 Beuteln jedem, der ihm die ersten Anzeigen über den Ort ihres Aufenthaltes geben könnte. Während dieser Nachforschungen hielt er sich im Hause Sereskis, eines reichen Armeniers, auf, wo er gewöhnlich während seiner Anwesenheit in Mielnik wohnte, zog sich in seine innersten Gemächer zurück, und überließ sich drei Tage und drei Nächte lang dem bittersten Schmerze.

Man erfuhr jetzt in der Stadt, daß der Ermordete Seid Mohammed, der innigste Freund Mustapha's, gewesen, der als Courier von der Pforte nach Salonichi mit Depeschen und 400,000 Piastern öffentlicher Gelder an den Pascha geschickt worden war. Seid Mohammed war am Nachmittag in Mielnik angekommen und von einigen Bewohnern im Bade gesehen worden, von wo er sich in die Moschee begeben hatte, um sein Gebet zu verrichten. Nicht ohne Grund vermuthete man, daß er das Opfer einiger albanischer Räuber geworden sey, die schon seit einiger Zeit die Umgegend unsicher machten, so daß, den Lehren des orientalischen Fatalismus entgegen, die die Unmöglichkeit behaupten, dem Verhängnisse zu entgehen, wenig Türken ohne eine starke militärische Escorte den gefährlichen Weg nach Salonichi wagten.

Nach drei Tagen der Trauer erhielt endlich Sereski, der Armenier Zutritt zu dem Pascha, der sich über die Mittel berathschlagen zu wollen schien, die nöthig wären, die Schuldigen zu ergreifen. Der Armenier theilte zwar allen Schmerz, allen Zorn seines Gastes, und suchte ihn durch Erhebung und Lobpreisungen der Tugenden Seids zu trösten; zugleich aber suchte er für sich selbst den Platz zu gewinnen, den der Verstorbene in Mustapha's Vertrauen besessen. Doch so bereitwillig der Pascha war, seiner ihm erwiesenen Freundschaft Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, so wenig wollte er von seinem Vorhaben ablassen, und forderte den Armenier selbst auf, ihm zur Auffindung der Mörder behülflich zu seyn. Als die ersten Schritte geschehen waren, überließ sich Mustapha seinen trüben Gedanken.

In diesem träumenden, halb wachen Zustande öffnete sich der persische Teppich, welcher den Eingang des Zimmers verhüllte, und eine kleine feenartige Gestalt schritt furchtlos in die Höhle des verwundeten Löwen, in ihren Händen einen großen Korb mit Blumen tragend, die ein gestickter Schleier bedeckte. Es war Irene, einzige Tochter Sereskis, deren natürliche Anmuth nicht ohne Einfluß auf den Pascha war. Vor sechs Jahren, als die Frau des Armeniers Joshua während der Geburt dieses Kindes gestorben, hatte sich Mustapha gerade im Hause des Armeniers befunden, und dieser Umstand trug nicht wenig bei, seine Gunst dem Vater und dem Kinde zu gewinnen. Je mehr das Kind herangewachsen war und an Liebenswürdigkeit und Anmuth gewonnen hatte, je offener hatte sich des Pascha's Vorliebe für dasselbe gezeigt, seine häufigen Besuche in Mielnik kamen zum großen Theil auf Rechnung des Kindes, und oft hatte er dem Vater versprochen, sollte je Irene eine Waise werden, so würde er sie adoptiren.

Bei dem ersten und trüben Blicke des Pascha mäßigte das Kind seinen leichten Schritt, und setzte sich ruhig zu den Füßen Mustapha's nieder, mit seinen Blumen zu spielen. Als dieser aber immer noch kein Zeichen des Lebens gab, berührte sie die gebräunten, mit glänzenden Ringen geschmückten Finger des Pascha, und sagte, indem sie ihn freundlich anlächelte: „Pascha, wenn du ein wenig mit mir lachen willst, wie du es immer thust, so gebe ich dir meine schönsten Rosen."

„Kind," entgegnete Mustapha mit düsterem Ton, „ich brauche deine Rosen nicht, denn mein Herz ist voll Dornen."

„Dann will ich dir einen Talisman geben," fing Irene wieder an, „der dir dein von den Dornen wundes Herz heilen soll."

„Nimm fort die Rosen und den Talisman und laß mich! Mein Herz ist schwer, es hört dich nicht."

Doch Irene ließ nicht ab. Mit dem geheimnißvollen, schlauen Wesen, das Kinder so gern annehmen, die etwas wissen und verbergen, wickelte sie den Shawl, der ihr als Gürtel diente, auseinander, und zog aus seinen Falten einen goldenen Ring hervor, in dem ein Saphir von großem Werthe gefaßt war.

„Hier," rief sie scherzend, und ließ ihn den Edelstein sehen, „sieh! Lache und ich gebe dir den Ring."

Und Mustapha lachte, aber so fürchterlich, und seine Blicke sprühten so wildes Feuer, als er ihr den Ring entriß, daß Irene entsetzt zurückwich, und bittend ihre kleinen Händchen zu ihm aufhob.

„Irene, wer hat dir den Ring gegeben?" Das Kind antwortete nicht. „Sprich."

„Ich bin bös gewesen," rief sie endlich weinend, „Vater wird schelten . . ."

„Wo hast du den Ring her?" fragte Mustapha ruhiger.

„Vor drei Tagen kam ich des Morgens in das Zimmer, wo Vater sein Geld und seine Juwelen verwahrt, er war bei einem Koffer beschäftigt, und ich ging hin und wollte die hübschen Steine betrachten, und als ich mich bückte, um besser zu sehen ließ der Vater diesen Ring aus seinen Händen rollen; ich hob ihn rasch auf und steckte ihn in meinen Busen, und jetzt wage ich nicht, ihn meinem Vater zurückzugeben, denn er würde schelten . . ."

Der Pascha beruhigte das Kind, gebot ihm Stillschweigen gegen seinen Vater darüber, daß er den Ring behalte, und entließ es scheinbar beruhigt. Doch sobald er allein war, rief er aus: Allah Kerim! Gott ist groß! Er hat das Kind des Ungläubigen erwählt, eine Entdeckung und dem Verbrechen Rache zu verschaffen! — Ja, es ist der Ring, den ich Seid Mohammed gegeben, als er mir das Leben gerettet hatte . . . Hier die Worte, die ich selbst darein graben ließ; es ist kein Zweifel, es ist Seid's Ring! Doch wie kommt er in den Besitz Sereski's?"

Der Pascha schlug dreimal in die Hände, und befahl dem Schwarzen, den Armenier zu ihm zu rufen.

„Ungläubiger Hund!" rief Mustapha, als dieser eintrat, „wo hast du diesen Ring her?" Der Armenier war wie vom Blitz getroffen, als er den Saphir in des Pascha's Händen sah. Todtenblässe überzog sein Gesicht und seine Glieder zitterten convulsivisch. Doch gewann er so viel Fassung, dem Pascha sagen zu können, er habe ihn von einem Albanesen gekauft.

„Wo ist der Albanese?" fragte Mustapha wüthend, nenne mir ihn!"

„Das kann ich nicht, Herr," erwiederte Sereski, indem er seinen Kopf zur Erde beugte. „Ich kenne ihn nicht."

„Du lügst Hund!" schrie der Pascha. „Der Ring ist von Seid Mohammed. Du kennst die Mörder. Nenne sie!"

Auf sein ferneres Weigern wurde der Armenier und seine Diener vor den Kadi gebracht, dem der Pascha die Untersuchung auftrug, und auf die fernere Weigerung des Mannes etwas zu gestehen, erhielt er die Bastonnade auf die Fußsohlen. Doch er

Digitized by Google

entdeckte nichts, und mußte endlich weggebracht werden, als die Schmeezen ihm das Bewußtseyn raubten. Auch die Diener Sereski's gaben keine Auskunft unter der gleichen Strafe. Doch als ein alter Jude, der vertraute Diener des Armeniers endlich an die Reihe kam, wurde er von den eesten Streichen auf die Fußsohlen so ergriffen, daß er sich den Händen der Henker entwand und vor dem Pascha sich niedeewarf und rief:

„Gnade, Gnade, Herr! Ich will Alles sagen!"

Sogleich wurde ee von der Toetur befreit, und er gestand, daß der Armenier der Mörder sey. In geringer Entfernung nämlich von Mielnik nach Konstantinopel zu habe er einen Garten und einen Kiosk. Da er wußte, daß Seid Mohammed mit öffentlichen Geldern Mielnik passiren mußte, drachte ee wie gewöhnlich die Nacht in seinem Kiosk zu, um keinen Verdacht durch seine Abwesenheit zu erregen. Gegen Moegen weckte ee den Juden und beide, nachdem sie sich als Albanesen verkleidet und mit Pistolen und Yataghan bewaffnet hatten, kamen ungesehen in die Ebene, die sich von Salonichi nach Mielnik ausdehnt, und verbargen sich in den Ruinen einer alten Moschee, deren Brunnen dazu diente, die Pferde der Reisenden zu tränken, deren Weg hier vorüberführte.

Sie hatten sich noch nicht lange hier aufgestellt, als Seid Mohammed und sein Tatar erschienen und beim Brunnen abstiegen. Während diese die Pferde tränkte, hatte Mohammed einen Teppich auf die Erde gebreitet und sich, mit dem Gesicht nach Mekka gewandt, auf die Kniee geworfen, um als guter Muselmann sein Gebet zu verrichten. In diesem Augenblicke feuerte Sereski das Pistol ab, und als der Tatar, von dem Schuß eeschreckt, herbeieilte, fand ee den Reisenden auf dem Teppich im Todeskampf, und ehe ee noch Zeit hatte, sich vom Schreck und der Ueberraschung zu erholen, hatte ihn selbst der Armeniee mit seinem Yataghan niedergehauen. Während diesee Vorgänge hatte der Jude die Pferde von den Mantelsäcken befreit, der Armenier hatte die Ermordeten geplündert und die ganze Beute wurde in einem Keller unter dem Kiosk in Sicherheit gebracht. Lange vorher, ehe die Kaufleute nach Mielnik mit den Leichen zurückkehrten, waren der Jude und der Armenier wieder in der Stadt. Auch, gestand dee Jude, sey das nicht das erstemal gewesen, wo der Armeniee sich mit Blut befleckt, obgleich seine strengen Sitten und zahlreichen Almosen von ihm stets den Verdacht abgewandt hätten.

Solche Heuchelei erstaunte den Pascha. Um sich genau von der Wahrheit der Aussage zu überzeugen, ließ er sich von dem Juden nach dee Moschee führen, und untersuchte die Keller des Kiosk, wo er die Piastee und Edelsteine Seid's und die albanesischen Kleider fand, die sie verhüllten.

Vor Abend waeen dee Pascha und der Jude wieder in Mielnik zurück. Doch die Strafe des Verbrechens konnte nicht unmittelbar erfolgen. Eine Reform in der Beewaltung des Reichs, welche dem Sultan Mahmud am meisten Ehre macht, ist ohne Zweifel die Verordnung, die dem Pascha das Criminalrecht nimmt. Es sind jetzt Criminalgerichte in der Türkei errichtet, die dem Verurtheilten die Appellation gestatten, und das Urtheil des Kadi einer Prüfung unterwerfen. So verging einige Zeit, ehe das Urtheil vollstreckt wurde, das den Juden verurtheilte, an der Thüre seines Herrn gehenkt zu werden, während diesen der Pfahl erwartete. Die Güter des Armeniers wurden in fünf Theile getheilt, wovon vier Theile der Familie Seid's zufielen, der fünfte Irenen blieb. So wie das Urtheil gesprochen war, verlangte Sereski Gehör beim Pascha, und suchte mit Bitten und Thränen sein Leben zu erhalten, doch Mustapha blieb unbeweglich, und der Armenier wurde mehr Tod als lebendig fortgetragen. Ein heftiges Fieber drohte sein Leben vor der Steafzeit zu endigen, aber ärztliche Hülfe und die besoegteste Pflege fristeten die Tage des Unglücklichen, der völlig wieder hergestellt war, als dee Tag des Gerichts andrach.

So weit die Erzählung Pascals, des Armeniers. Natüelich blieb ich einen Tag in Mielnik. Früh am Moegen des andern Tages strömte die Menge nach dem Thoee von Salonichi, und breitete sich in dee Ebene bei den Ruinen der alten Moschee aus, wo das Urtheil vollzogen weeden sollte. Für den Pascha und sein Gefolge war eine Tribune mit Teppichen und Polstern errichtet worden; seine Garde hatte sich vor ihr aufgestellt.

Mit düsterem Blicke betrachtete er die Vorbereitungen zur Hinrichtung, und endlich verweilte sein Auge auf den Ruinen der Moschee und dem Brunnen, wo Reisende die Vers Saadi's des Dichters eingegeaben hatten: „Andere, wie ich, haben an dieser Quelle getrunken, und doch haben sich ihre Augen im Tode geschlossen." Sie schienen das schwere Gefühl noch zu vermehren, das auf ihm zu lasten schien, doch gewann er vollkommene Ruhe, als jetzt der Verbrecher herbeigeschleppt wurde, denn die Angst vor dem schrecklichen Tode, dem er entgegen ging, schien Sereski völlig gelähmt zu haben.

Ein fernes Getöse kündigte die Ankunft des Verurtheilten an. Sereski zeigte sich auf dem Wege von Mielnik in reiche Festkleider gehüllt, die Hände auf den Rücken gebunden. Seine Augen vermieden mit Entsetzen den Anblick des fürchterlichen Pfahles, und er beugte sich zue Erde, an der sein Kopf von Verzweiflung gefesselt schien. Zwei Leiteen zur rechten und zur linken Seite waeen an den Pfahl gelehnt. Schnell entrissen dee Henker und seine Gehülfen dem Armenier seine Kleider. Ein dumpfes Stillschweigen herrschte in dee Menge, jeder Mund war stumm, alle Blicke auf die Gruppe geheftet, welche die Henker und das Opfer bildeten. Endlich sahen wie einen Henker sich nach und nach über die Menge erheben; leicht auf einer der Leitern hinaufsteigen und an der Spitze warten, während seine Kameraden auf dee andern den unglücklichen Sereski so zu sagen aufhißten. Als er oben angekommen war, reihten sich die Henker im Kreis um ihn her, so daß man nichts mehe von ihm sah. Einen Augenblick nachher erhoben sie ihn über ihre Köpfe, und sogleich tönte der erste Schrei seiner heezzeereißenden Todesangst jämmerlich durch die Luft. Darauf warfen die Henker die Leitern zurück, und glitten mit der Schnelligkeit des Gedankens den Pfahl herab einer nach dem andern, und von allen Seiten der Ebene konnte die athemlose Menge die fürchterlichen Convulsionen des unglücklichen Armeniers sehen.

Mein Auge suchte das Gesicht des Pascha's. Er hatte seinen Fes über die Augen gezogen, ob vor der Sonne oder aus anderem Grunde? Seine Lippen waren geschlossen, und mit Ruhe, hörte ee die Verwünschungen an, mit denen ihn Sereski überhäufte. In den Windungen seines Todesschmerzes hatte er die Bande gesprengt, die seine Hände banden, und ee warf sie wie Windmühlenflügel um sich heeum, während er den Pascha bedeohte.

„Fluch," rief er, „Fluch dem Tage, wo ich dich sah, Pascha dee Hölle! Fluch der Stunde, wo du mein Haus betratst! Fluch meinem Kinde, das mich verrieth! ... Ach! ... Fluch!"

Das Röcheln des Todes unteebrach das Woet in seinem heiseren Munde.

„Wasser, Wasser! ..." murmelt er endlich mit heiserer Stimme.

Mustapha wandte sich zu seinem Mundschenk und sagte ruhig: „Er trinke, der Unglückliche, und sterbe."

Ein einziger Tropfen, der einem Hingeeichteten, während er auf dem Pfahl ist, gereicht wird, gibt ihm augenblicklichen Tod. Auch stehen gewöhnlich Wachen um den Pfahl, um ihnen diesen Gnadenstoß zu geben, wenn solche Veeurtheilte oft mehe als zwei Tage auf ihrem Marterholze schweben, da oft der Fall eintritt, daß die Spitze des Pfahles kein dem Leben wesentliches Organ verletzt.

Man legte eine Leitee an, und der Mundschenk des Pascha's näherte sich dem Sterbenden mit einem Glas Eiswasser; aber Sereski sammelte noch einmal alle seine Kraft, riß dem Mundschenk den Becher aus der Hand und schieuderte ihn gegen den

Digitized by Google

Kopf des Pascha, indem er heulte: „Ich will nichts von dir, Verfluchter!"

Seine Arme fielen an seinem Körper herab, sein Kopf sank in seine Achseln, er wand sich noch einmal wie eine Schlange um einen Stamm und mit einem Fluch ging seine Seele in den Schoos der Ewigkeit.

Darauf kehrte der Pascha nach Mielnik zurück, die Menge zerstreute sich, und ich eilte in das Haus Pascals. Vor der Thüre hielt ein arabischer Wagen mit Ochsen bespannt; eine Menge Volk umgab ihn gaffend.

„Wem gehört der Wagen?" fragte ich, als der Armenier mir entgegentrat.

„Der Pascha läßt Irenen, die er adoptiren will, dem Gelübde gemäß, das er ihrer Mutter gegeben, nach Salonichi bringen. Den Fünfttheil ihres väterlichen Vermögens hat er den Armen gegeben, denn er selbst wird ihr eine reiche Mitgift geben. Irene ist jetzt in meinem Hause, da ihres Vaters Haus niedergerissen wird."

„Und wird sie fürderhin im Hause des Pascha seyn?" fragte ich.

„O zweifelt nicht! Sie trägt nicht die Schuld des Vaters, und erfährt wohl nie sein trauriges Ende. Sie glaubt ihn in Konstantinopel, und dort wird er wahrscheinlich für sie auch sterben."

Laute Stimmen von Frauen zeigten Irenes Abreise an. Der Armenier eilte, sie zu begrüßen. Am folgenden Tag, als ich Mielnik verließ, sah ich die Geyer beschäftigt, Sereski's Augen zu verzehren, sein Kopf allein stak auf dem Pfahle, während Schakals sich um seinen Leichnam rissen. Und als ich drei Wochen nachher von Salonichi nach Konstantinopel zurückkehrte, lagen seine Gebeine auf dem Feld, und sein nackter Schädel bleichte an dem Pfahle. — Der Schwur des Pascha war erfüllt. (Ausland.)

Das Mazdorfer Verbrechen.

Wir haben in Nro. 27. des Sammlers die Gräuelgeschichte erzählt, welche sich am 21. Juni in Mazdorf zugetragen. Die Allgemeine Zeitung bringt nun aus Mecklenburg vom 18. Juli nachstehende, den unerhörten Fall erläuternde, Notiz:

Das Mazdorfer Verbrechen hat sich im Laufe der Untersuchung etwas anders herausgestellt, als der Artikel der Leipz. Allg. Ztg. erzählt. Die That selbst war schon seit drei Wochen zwischen dem Wirthschaftsinspektor, dem Hauslehrer, der Theilnehmer am Verbrechen ist, dem ganzen Gesinde und allen Familienvätern des Dorfes beschlossen worden, und nur bis zum 21. Juni hinausgeschoben, um bei dem, dem Tode Geweihten die Einnahme des Wollmarktes vorzufinden. Die Erzählung jenes Artikels, nach welcher sich die That als eine vom Augenblick gebotene Rache des Inspektors darstellt, ist unrichtig; der Angriff auf diesen war gar nicht vorgekommen. Vielmehr hat der Inspektor den auf dem Hofe umhergehenden Gutsherrn, in Folge der früheren Verabredung, mit einem eigens dazu in Bereitschaft gehaltenen eisernen Stocke überfallen, und gleich so furchtbar, namentlich an den Schienbeinen, zerprügelt, daß der Unglückliche ins Haus zurück nur hat kriechen können. Die Dorfbewohner waren unterdessen schon vor dem Thore versammelt und hatten der Scene zugesehen, wurden dann ins Haus geführt und hier von dem Inspektor, dem Hauslehrer und der Wirthschafterin mit Wein, zu dem später Rum gegossen ward, bewirthet. Dann ward die sich berauschende Menge zu wiederholtenmalen in das Zimmer des Zerprügelten gelassen, und hier haben alle einzeln die entsetzlichsten Martern (man hat den Unglücklichen auf Glasscherben tanzen lassen) an ihm verübt. Diese Martern haben von 3 Uhr Nachmittags bis 3 Uhr des Morgens, wo erst der Tod sein Opfer erlöste, gedauert; zwischendurch hat die rasende Menge getrunken und Karten gespielt. Der Inspektor, der Hauslehrer und Candidat der Theologie (der sich erst nach dem Morde hat binden lassen, („weil sich für ihn dergleichen nicht schicke"), die Wirthschafterin, vier Knechte, der Schulmeister des Orts und alle Familienväter des Dorfes, mit Ausnahme von zweien, haben an dem Morde, alle Frauen und Kinder an dem Bacchanal Theil genommen. Dreiundzwanzig Männer sind bis jetzt eingezogen, und haben ihre Theilnahme gestanden. In dem ganzen Dorfe ist Niemand gewesen, der die menschliche Regung gehabt hätte, aus der Nachbarschaft Hülfe zu holen. Allerdings ist der Gutsherr ein roher und sehr harter Mann gewesen, obwohl man nur die mecklenburgische Regierung und die Justizkanzleien zu kennen braucht, um viele jener Beschuldigungen, die jener Artikel auch selbst nur als Gerüchte anführt, als unrichtig bezeichnen zu können. Indessen, da auch in Mecklenburg keine Unterthänigkeit mehr besteht, da alle Bewohner Mazdorfs nur freie Miethsleute waren, denen es nach vorhergegangener Kündigung zweimal im Jahre frei stand, sich einer harten Behandlung zu entziehen; da körperliche Züchtigung verboten ist, und wenn sie vorkommt, von den Mecklenburgischen Gerichten noch immer mit der lobenswerthesten Unpartheilichkeit bestraft worden ist; da endlich die Regierung allerdings von dem „Treiben in Mazdorf" Kenntniß hatte, dieß aber nie der Art war, daß ein anderes Einschreiten, als das der Remedur in einzelnen Fällen hätte stattfinden können, so hört die Härte des Gutsherrn auf, nur eine Erklärung der That zu seyn, geschweige eine Entschuldigung der Thäter. Dagegen war die rohe Gemeinheit desselben allerdings Ursache, daß sich in seinem Dorfe nur der Auswurf der Gesellschaft zusammenfand, der Inspektor schon zum drittenmal in seinem Dienst aus Preußen, der Hauslehrer aus Sachsen. Daß nun eine Bestie, von andern grollenden Bestien umringt, von diesen endlich zerrissen wird, ist allerdings ein natürliches Ereigniß, allein mit dieser Betrachtungsweise ist dem moralischen Bereich wenig gedient. Die Frage ist, wie wird bei diesem vielleicht schauderhaftesten Verbrechen der Neuzeit der beleidigten Staatsgesellschaft Genugthuung verschaft? Da der Thatbestand wahrscheinlich nie wird gehörig ermittelt werden können (überdieß ist keine einzige der hundert und zwanzig Wunden des Ermordeten als absolut tödlich erkannt), so ist vorauszusehen, daß bei der geltenden Beweistheorie auf richterlichem Wege keine geeignete Bestrafung der Thäter stattfinden wird. Man braucht jedoch kein Freund von Specialcommissionen zu seyn, um dießmal auf den Gedanken zu kommen, ob für diese durch und durch, bis in die Kinder hinab entsittlichte Gemeinde nicht eine besondere legislative Maßregel noth thäte; ja, ob die einzige Strafe, welche ohne in Grausamkeit überzugehen, doch auf die Rechte der Gesellschaft die gebührende Rücksicht nehme, nicht die wäre, jene Gemeinde von den Wohlthaten einer deutschen Civilisation auszuschließen, und sie auf Kosten des Staats in einem Lande anzusiedeln, in welchem strengere Gesetze und der Kampf mit einer ungezähmtern Natur die verlorne Zucht in den Gemüthern wieder herzustellen vermöchten. In der That ist dieß Ereigniß zu furchtbar, um sich blos bei Phrasen, wie von „rächender Nemesis" oder dergleichen aufzuhalten oder gar dabei — was gewiß mit Unrecht befürchtet wird — politischen Antipathien Raum zu geben. Mit einer ernsten Erörterung des gesetzlichen und sittlichen Zustandes der arbeitenden Classen dieses Landes — vielleicht der Grund, in dem allein jenes Ereigniß wurzeln konnte — möchte mehr geholfen seyn."

Charade.

Ich reiche die Ersten als Dritte Dir dar
Und schmücke Dir, Freundin, das lockige Haar.
Das Ganze nimm hin in gefalteten Händen,
Laß fromm Deine Seele zum Himmel sich wenden.

Digitized by Google

Nro. 32.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Syrien. — Die zwölf Himmelszeichen der Liebe. — Das größte Dampfschiff — Ein schwarzer Tiger. — Der verlorne Pudel. — Pot-Pourri. — Der Sultan und sein Falke. — Charade-Auflösung.

Syrien.

Durch große weltgeschichtliche Erinnerungen eines der denkwürdigsten Länder dieser Erde, ist Syrien auch im gegenwärtigen Momente, wenn gleich, seit dem neuesten Umschwung der Dinge, nicht mehr der Schauplatz einer gewaltsamen Lösung großer Verwickelungen, so doch noch immer der Sehpunkt gespannter Erwartung. Es dürfte daher nicht ungeeignet seyn, die Hauptpunkte dieses vielbesprochenen Landes nach guten neueren Quellen näher zu bezeichnen, und zugleich zur Berichtigung der Nomenklatur beizutragen, welche unter so mannichfachen oft verwirrend abweichenden Lesarten vorkommt.

Syrien, in der Bibel Aram, von den Arabern Al-Scham (das nördliche) seltener Soristan genannt, ist eine im Jahre 1833 von dem Vizekönig von Aegypten eroberte und seitdem gegen Tribut von ihm verwaltete türkische Provinz im westlichen Asien, vom Mittelmeere, dem steinigen Arabien, von der großen Wüste, dem Euphrat und Kleinasien begränzt. Es ist ein schmales Gebirgsland, dessen ungeheure Kalksteinmassen ihrer Zerklüftung wegen merkwürdig sind. Der hohe, cedernreiche Libanon, mit meist schneebedecktem Scheitel und der südlichere Antilibanon mit dem Berge Karmel, zwei von Taurus aus gleichlaufende Ketten, ziehen sich von Nord nach Süd bis Suez hin und umschließen die reizenden, vielfach gewundenen Thalungen von Coelesyria — das hohle Syrien — wo das prächtige Damaskus in paradisischer Gegend liegt, und Baalbeck — das altberühmte Heliopolis — in Trümmer ruht. Durch seine natürliche Beschaffenheit zerfällt Syrien in drei Regionen, in die Hochfläche, in den breiten Gebirgszug und den schmalen Küstenstrich. Die erste, eine wenig unterbrochene Fels- und Sandsteppe, 2000 Fuß über dem Meere, ist heftigen Nordwinden offen und hat strenge Winter. Die Region des Gebirgszuges, durch den Jordan und Orontes von der ersten geschieden, steigt an der Westküste dieser Flüsse in zahllosen Längenthälern, Schluchten und Klipperwänden empor.

Gegen die große Wüste bietet dieser Zug nur kahle Bergöden, während die wasserreichen westlichen Abhänge die mildeste Luft, den üppigsten Boden und große Bevölkerung haben. Die dritte Region, die schmale Seekante ist ebenfalls sehr fruchtbar, unterscheidet sich aber von den beiden ersteren, durch ein schädliches Klima und große Hitze. Im Süden der Bergregion liegt Palästina, das nur im weiteren Sinne zu Syrien gehört. Wiewohl das Land keinen Hauptstrom hat, so fehlt es nicht an Bewässerung. Bedeutendere Flüsse sind nur der Orontes und Jordan, die dem Libanon zwischen 10,000 Fuß hohen Schneegipfeln entquellen. Zu den größeren Seen gehören: das todte Meer, der Tiberias und Genezareth. Das Land erzeugt alle Getreidearten und Südfrüchte in vorzüglicher Güte. Unter der Fülle von Thieren aller Art, sind besonders die Schafe mit Fettschwänzen bemerkenswerth und an der Küste die Purpurschnecke. An Mettallen findet man nur Eisen. Die Einwohner, Franken, Griechen, Türken, Araber, Juden, Armenier, Kurden, Beduinen, Maroniten und Druſen betragen an Zahl etwa 2 Millionen. Die Landessprache ist die arabische. Das alte syrische Idium ist bis auf die letzte Spur verschwunden. Die Gesittung der Bevölkerkung steht auf der tiefsten Stufe. Bücher und Lehre kennt man kaum. Allenthalben herrscht die krasseste Unwissenheit neben fanatischem Aberglauben, in diesem einst gelobten Lande, dieser Wiege des hohen Christenthums! Die Erinnerung an die weltgeschichtlichen Namen, die hier glänzt: Semiramis, Sesostris, Alexander, Pompejus, Cäsar, Titus, Gottfried von Bouillon, Napoleon, u. A. bieten neben Tausenden von Denkmalen großer Zeiten und Menschen einen schneidenden Gegensatz zur jetzigen Gestalt des Landes.

Der Flächenraum Syriens umfaßt 2300 Quadratmeilen, die sich nun in die vier Haupt-Paschaliks: Aleppo, (Haleb) Teradlus oder Tripoli, Akre und Damask theilen. Die Stadt Aleppo (Haleb-el-schaba) auf einer Anhöhe von Mauern und Gräben umfaßt und vom Koik bespült, war nach Konstantinopel und Cairo die prächtigste Stadt des osmanischen Reiches, bis sie im Jahre 1822 durch Erdbeben beinahe ganz zerstört wurde. Vor dieser Epoche nannte man Aleppo wegen seiner Handelsblüthe und seines Weltverkehrs das neue Palmyra und schätzte die Zahl seiner Einwohner auf 200,000 Seelen, während man jetzt kaum 90,000 zählt. An Denkmalen aus früherer Zeit erübrigt nur noch eine Wasserleitung von Konstantins Mutter gegründet, und eine Kathedrale, jetzt die Hauptmoschee der Türken.

Im Umkreis von 18 Meilen sind folgende Punkte bemerkenswerth: Djibul, ein kleiner Oet in dem Salzthale; Sermain, wegen seiner Felszisternen und bewohnten Höhlen bekannt; Edlip mit 1000 Häusern und reich an Oelwaldung; Famieh am Orontes, wo die syrischen Könige große Elephantengestüte hielten, und Hamah eine namhafte Stadt von etwa 50,000 Seelen in reizender Lage und die Kornkammer des Landes.

Nach einer anderen Richtung hin liegt Antakieh, das einst großartige Antiochien, die Residenz der Seleucidenkönige und berühmt durch den ersten Bischof, St. Petrus, der hier gelehrt, ehe er seinen Sitz nach Rom verlegt hatte. Die Bevölkerung, sonst 80 bis 90,000 Seelen, beträgt jetzt kaum deren zehnten Theil. Kepse ist ein Dorf mit den Ruinen des alten Seleucia Pieria und vielen Höhlen. Beilan war berühmt unter dem Namen: die syrische Pforte. Alexandrette, türkisch Iscanderun, ist eine kleine Hafenstadt von Sümpfen umgeben und als Herd der Pest berüchtigt. Ellis zählt 12,000 Seelen und blüht durch Handel, wie auch Aintab oder Antep im Paschalik Merasch in Kleinasien mit 20,000 Bewohnern und einer Zitadelle, und endlich Bir, das nur wegen seiner Lage an der Euphratstraße Erwähnung verdient.

Tripoli (Tripolis oder Tarabolis der Morgenländer) an der Mündung des Nahr-el-kadisch, ein Hafenplatz mit 16,000 Bewohnern ist Syriens bestgebaute Stadt und der Sitz des Pascha's des gleichnamigen Eyalets.

Im Gebiete von 12 Meilen Umfang liegen: Batrun und Canobin, zwei Städtchen, von Maroniten, einem Bergvolk bewohnt, das sich unter Patriarchen durch eigene Gesetze regiert.

Google

Hier am Abhange des Libanon stehen die berühmten Zedern, welche der Sage nach aus der Salomonischen Zeit herrühren. Baalbek ist der Hauptort der Motevelis, wilde Gebiegsbewohner, die nur zinspflichtig, nicht unterthänig sind. Hiee stand das altberühmte Heliopolis, davon man noch viele Reste, namentlich des Sonnentempels und seiner Ummauerung sieht, welche aus den größten Steinmassen gefügt war, die je durch Menschenkunst bewegt wurden. Zahle ist eine kleine Stadt, die früher von dem Druser Emir Beschir abhing. Bairut als Berytus unter den Phöniziern, und durch die Kreuzzüge berühmt, hat einen ganz schlechten Hafen und 80—90,000 Bewohner. Massiad, der Mittelpunkt dee Gebirgsräuber, der beeüchtigten Assassinen oder Ismaeliten ist durch die letzten Kriege sehr entvölkert. Entlang der Küste liegt der Flecken Tortosa oder Tartus, wichtig durch seine Alterthümer und außerordentlichen Höhlen; ihm gegenüber auf einer jetzt öden Insel lag Aradus, Hauptort der Republik dieses Namens. Außerdem sind hier noch die beiden Städtchen Dschebele (Biblos oder Gabola) und Latakia (Laodicäa) als Versendungspunkte und wegen des Rauchtabaks berühmt, der hiet trefflicher als in ganz Asien gedeiht.

(Schluß folgt.)

Die zwölf Himmelszeichen der Liebe.

Von Saphir.

Die Sonne der Liebe tritt nach Verschiedenheit ihees Standes zu den Lebensbildeen des Menschen in dieselben Zeichen, wie die Sonne am Himmel.

So tritt in unserem goldenen Zeitalter die Sonne der Liebe, weil die Liebe jetzt immer gegen Gold gewogen wird, zuerst in das Zeichen der Wage, und befindet sich bald darauf im Skorpion, der dann das Leben und Glück der Liebenden vergiftet.

Das Zeichen des Wassermanns betritt sie, wenn die Thränen der verlassenen und betrogenen Geliebten auf das Herz des treuvergessenen Mannes fallen, oder wenn der Geliebte von seiner Geliebten gewaschen wird. Nicht lange nach den Flitterwochen gelangt die Sonne dee Liebe in das Bild des Krebses, wo die Liebe wie ein Krebs zueückzugehen beginnt, rollt dann rasch in das Zeichen der Fische, wenn die Liebenden schmollen, und dabei stumm wie die Fische bleiben. Wird der Mann vom Weibe geschoren, so sieht man den Liebesstern im Zeichen des Widders, um bald darauf das Bild des Stiers zu beziehen, wenn dem geplagten Ehemann die Geduld ausgeht.

Will sich der Ehemann oder Geliebte über die Untreue der Gattin oder Geliebten eine Kugel durch den Kopf schießen, dann steht die Liebessonne im Schützen. Im Zeichen der Jungfeau findet man sie selten, denn wenn sie zur Jungfrau gelangt, steht sie schon im Krebse, weil sie in unseeen Tagen der Frühreife leider! schon im Mädchen ihren Umlauf beginnt. Daß die Liebe unseeer schwachen und ohnmächtigen Generation nur selten die Stärke des Löwen zeigt und nur wenig Liebende den Löwen an Kraft und Großmuth gleichen, macht es, daß man den Stern der Liebe auch nur selten im Bilde des Löwen sieht, in das er aber dennoch gelangt, wenn sich die Liebenden Midasohren aufsetzen, wo dann freilich der Löwe zum Millerlöwen wird.

Erkennen endlich die Liebenden ihren Bock, den sie mit ihrer Liebe geschossen haben, dann hat die Liebessonne ihren Stand im Zeichen des Bockes, der zum Steinbock wied, wenn der Liebesbock auf den Heezen der Liebenden wie ein Stein lastet. Beherbergt das Heez der Liebenden zwei Liebesgötter, oder einen Amor und einen Satan zugleich in seinem Schooße, dann erblickt man den Liebesstern im Bilde der Zwillinge, worauf er eest jenseits seinen Umlauf wieder beginnt.

Entführung eines Kindes.

Vor nicht langer Zeit saß in Paeis die Frau Giroux, Brodträgerin in dem Quartier der Faubourg du Temple, auf dem Tritt ihrer Thüre und hielt in ihren Aemen ihr kleines Töchterchen von zwei Jahren, als eine Dame in elegantem Anzuge zu ihr trat und sie fragte, ob sie die Mutter sey. Auf die Bejahung der Frau Giroux, bat die Dame, ihr zu erlauben, das Kind ein wenig in die Arme zu nehmen; indem sie dann übee seine Schönheit sich entzückt zeigte, begann sie es mit leidenschaftlicher Heftigkeit zu umarmen. Diese Dame, welche sich Vicomteffe de la Chennaye nannte, kam mehreremale zur Frau Giroux zurück, nie mit leeren Händen. Endlich kam die Unbekannte eines Tages, die Frau Gieoux zu bitten, ihr die Tochter zu überlassen, indem sie versprach, daß sie dieselbe an Kindesstatt annehmen wolle und sich allen Pflichten einee Mutter unterwerfen, — wobei jedoch die Feau Giroux alle Rechte als eigene Mutter ungeschmälert behalten solle. Der Veetrag wurde „Vicomteffe de la Chennaye" unterzeichnet und mit einem Wappensiegel versehen. — Die Frau Gieoux solle den dritten Tag nach diesem Vorfalle bei iheee Tochter und deren zweiten Mutter zubeingen. Wie groß war ihr Entsetzen, als sie, vor dem bezeichneten Hause angelangt, von dem Portier die Antwort erhielt, daß er keine Vicomteffe de la Chennaye kenne. Die Unglückliche, welche nun ihr thörichtes Veetrauen verwünschte, stieß lautes Jammergeschei aus, sie lief nach allen Seiten, um überall nach der Vicomteffe zu feagen, doch blieben alle ihre Nachforschungen veegeblich. Endlich entschloß sie sich, den Beistand des königlichen Prokurators anzusprechen. Diese Magistratsperson verordnete sogleich eine Untersuchung zu diesem Zwecke; bis auf diesen Tag jedoch sind alle Bemühungen dee Polizei fruchtlos geblieben.

Das größte Dampfschiff.

(Man vergl. unsern Aufsatz in der Beilage zur Augsburger Abendzeitung vom 7. und 8. August d. J.)

„The British Queen," das riesige Dampfschiff, welches demnächst nach New-York steuert, ist das größte Handelsschiff, welches je der Ocean auf seinem Rücken getragen. Es ist eine Büchsenschußweite lang, 64 Fuß breit, hält 1868 Tonnen und hat 500 Pferdekraft. Dee Feachtertrag seiner ersten Reise beträgt 100,000 fl. C. M. und der Gesammtweeth von Schiff und Ladung 15,000,000 fl. C. M. Der Anblick dieses großartigen Prachtgebäudes überbietet nicht nur alles Bekannte dieser Art, sondern jede, auch die kühnste Erwartung.

Das Deck gibt das das Bild einer reichbelebten glänzenden Straße der Residenz, da die Kabinete zu beiden Seiten so hoch emporeagen, daß sie — kleinen Häusern mit schmucken Kaufläden nicht unähnlich — den Ausblick nach dem Wasserspiegel hemmen und die Täuschung vollständig machen. Die Schlafstellen — 6 Fuß lang und 5 breit — bieten den unglücklichen Opfern Neptuns Alles, was das große Wort „Comfort" umfaßt. Die Kammer, oder richtiger, das Haus für das 30 Fuß hohe, 64 Fuß lange und 100,000 Pf. schwere Maschinungeheuer, ist eine täuschende Versinnlichung der Werkstätte Hephästos, in deren Räumen die Cielopen sich zu Pigmäen veekleinern. Der umfassende Versammlungssaal ist hell, frei, luftig, kunstvoll gemalt und so glänzend ausgeschmückt, wie nur irgend ein Prunkgemach in einem füestlichen Palaste. Die Sammtkissen, Atlasvorhänge, Schnitzwerke aus Elfenbein, die Gemälde, Mahagonimöbel, Gefäße und Geräthe aller Art einzeln zu schildern, bleibe Sachkennern überlassen. Der Gesammteindruck aber, den dieses prachtvolle dampfbelebte Seeungeheuer hervoebringt, ist ein Triumph der Kunst und der Civilisation. (Oestr. Lloyd.)

Digitized by Google

Ein schwarzer Tiger.

Kapitain Saunier hatte auf seinem Schiffe, „l'Ecole" eine historische Merkwürdigkeit aus Batavia herübergebracht, wie bisher in Europa noch keine gesehen wurde und selbst auf der Insel Java so selten ist, daß die Eigebornen zum Zuschauen haufenweise bei der Abfahet ans Schiff kamen. Dieser Tiger nämlich ist von Kopf bis zu den Füssen, mit Ausnahme der Mähnen, welche weiß sind, schwarz. Bald nach der Geburt wurde das seltene Exemplar in einer Dschungel gefangen und ist jetzt etwa 14 bis 16 Monate alt, $2^1/_2$ Fuß hoch und $4^1/_2$ bis 5 Fuß lang. Während der Ueberfahrt lag der Tiger fast immer in seinem Käfig, der in der Schaluppe angebracht war, ausgestreckt; er soll bereits seinem Wärter, einen Matrosen des Schiffes, der ihn durch Drohungen zahm machte, sehr gehorsam seyn. Während der fünf Monate der Ueberfahrt verspeiste er nicht weniger als 500 Stück Geflügel und 12 Stück Ferkel, welche neben ihm einquartiert waren und von denen er, wenn sich der Appetit bei ihm einstellte, mit seiner gewaltigen Tatze ohne Weiteres eines oder das andere herauslangte. Das Journal du Havre will wissen, daß dieß Prachtthier für den Pariser Pflanzengarten bestimmt sey.

Der verlorene Pudel.

Seitdem Belgien Eisenbahnen dutzendweise besitzt, ist das Handwerk des Arztes dort in der That eines von denen geworden, die einen goldenen Boden haben, denn die Kundschaft eines Mediciners von Ruf ist jetzt nicht mehr auf eine Stadt und deren Umgegend, einige Meilen in der Runde beschränkt, sondern kann, Dank der Schnelligkeit, mit der ihn Dampfwagen nach allen Richtungen des Königreichs hinführen, das ganze Land umfassen. Ein junger Arzt, Doctor P., hat kürzlich ein sehr sicheres Mittel in Anwendung gebracht, seinen Namen in allen Städten, in die ihn die Lokomotive trägt, bekannt werden zu lassen. Jedesmal, wo er in eine Stadt kommt, in der er noch nicht bekannt ist — und das war, ehe er sein Mittel erfand, so ziemlich in allen Städten seines Vaterlandes der Fall — beklagt er sich bei allen Kellnern des Gasthofes, in dem er absteigt, daß ihm auf dem Wege vom Dampfwagen durch die Stadt sein Pudel, ein ganz ausgezeichnetes Individuum seiner Gattung, verloren gegangen sey, und läßt alsbald eine Ankündigung mit Riesen-Buchstaben an jeder Straßenecke anschlagen, worin er der Dr. medicinae et chirurgiae P., mehrer geleheten Gesellschaften außerordentliches Ehrenmitglied, demjenigen, der ihm seinen verlorenen Pudel, von dem er ein genaues Signalement beifügt, wieder zurückliefert, eine Belohnung von fünfundzwanzig Louisd'ors verspricht. Bald ist, Dank der ellenlangen Buchstaben auf der Ankündigung und der enormen Belohnung für den verloren gegangenen Vierfüßler, in der ganzen Stadt nur vom Doctor P... die Rede. — „Wißt Ihr auch," erzählt eine Frau Gevatterin der andern, „daß im Gasthofe zu den drei Enten ein berühmter Arzt angekommen ist, der so ungeheuer viel Geld hat, daß er dem Finder seines Pudels fünfundzwanzig Louisd'ors verspricht?" So erfährt Jeder vom Herrn Doctor P., der Pudel findet sich freilich nicht wieder, aber die Kunst des Arztes wird vielfach in Anspruch genommen; den ganzen Tag wird das Zimmer nicht leer von Kranken, die ihre Zuflucht zu seiner Weisheit nehmen, und er verdient manch schönen Louisd'or, ohne daß er sich beim ehrlichen Finder seines Pudels in Unkosten zu versetzen braucht. Gewöhnlich heißt in den Ankündigungen, daß der Pudel — der eigentlich nie vorhanden gewesen ist — verloren sey, dieses gute Thier Alcibiades.

Pot-Pourri.

Fromme Bitte.

Unsere geneigten Leserinnen hören vielleicht geen einiges über den Handel der Kaschmirshawls. Ein französisches Journal theilt Folgendes darüber mit: Diese herrlichen Kunstprodukte werden in Leder genäht, und aus dem Kaschmirthale durch die Wüste auf den Markt von Makarieff in Rußland gebracht. Oft wird drei Tage lang um einen Shawl gefeilscht. Die Verhandlungen gehen sehr leise vor sich. Käufer und Verkäufer halten einander bei der Hand fest; Ersterer thut dann, als habe er es gar nicht auf die herrliche Weberei abgesehen und Letzterer entschließt sich in der Regel nur halb gezwungen, oft unter Weinen und Klagen zum Verkaufe seines ihm theuer gewordenen Kunstwerkes; ja zuweilen muß der Stock ein Uebriges thun, damit der Handel zum Abschlusse kommt. Wenn beide endlich handelseinig sind, der Shawl ausgeliefert und das Geld gezählt worden ist, dann wird Kaffee aufgetragen und zum Schluß von Käufer und Verkäufer folgender Stoßseufzer gesprochen: „Allah, du Großer, Mächtiger, der du bist der Gott der Shawlkäufer und Verkäufer, laß fortan und in Ewigkeit alle europäischen Weiber so bleiben, wie du sie nach deiner Weisheit geschaffen hast, eitel, gefallsüchtig, frivol und stolz, damit sie stets Jagd nach unseren Shawls machen!" Schon seit undenklichen Zeiten sollen die Kaufleute von Makatief also zum Himmel gebetet haben und noch immer ist ihe Gebet so ziemlich bei den Europäerinnen in Erfüllung gegangen.

Eselsmilch, ein Conservationsmittel der Schönheit.

Die Eselsmilch ist schon im Alterthume nicht blos als ein Restaurationsmittel der Lungen, sondern auch der Haut angesehen worden. Man hatte über ihre Zartheit die sonderbarsten Sagen. So erzählt der christliche Sophist Synesius, daß sie sich in einigen Tagen selbst verzehre. Der berühmte Arzt Guy Patin machte die Bemerkung, daß in Paris viele Personen durch eine jährliche Eselsmilchkur das achtzigste Jahr erreichten. Plinius führt den lächerlichen Aberglauben an, daß einige Weiber sich gerade siebzigmal des Tages mit der Eselsmilch bäheten und wuschen, weil man diese Zahl auch im Alterthume für eine sehr vollkommene Stufenzahl hielt. Die Geschichte mit der Popäa, die sich große Heerden von Eselinnen auf ihren Reisen nachkommen ließ, um sich in Badewannen voll Eselsmilch zu baden, ist aus dem Plinius bekannt.

Mittel gegen die Ratten.

Man bringe für 8 bis 10 kr. Phosphor mit 3 — 4 Eßlöffel Wasser in einen steineenen oder porcellanenen Mörser, und suche ihn möglichst klein zu zerreiben, auch füge man so viel Mehl dazu, daß es einen dicken Brei gibt. Diesen schmiere man dann auf Holzspäne, und lege diese an verschiedenen Stellen umher, wo Ratten verspürt werden. Nach einigen Tagen findet sich keine Ratte mehr, doch muß dieses übrigens wohlfeile Mittel, alle halbe Jahre wiederholt werden.

Homöopathisches.

Die diesjährige Versammlung des Centralvereines der homöopatischen Aerzte findet am 10. August in Leipzig Statt. Die Speisekarte war schon gedruckt erschienen. Sie lautet: 1. Ein Theelöffel Suppe. 2. Ein Quentchen Rindfleisch. Lied: Heil' Aehnliches mit Aehnlichem. 3. Zwei Quentchen Spinat, oder Zwei Teltower Rübchen. 4. Eine Sardehe. Lied: Nun danket alle Gott. 5. Immer zehn Hahnemänner ein junges Hahn. 6. Eine süße Kirsche. Toast: Es lebe Hahneman. 7. Gebratenes Kalbfleisch (für solche, die nicht an Unterleibsbe-

Digitized by Google

schwerden leiden). Vier Unzen pro Mann. Dessert. Butter mit nicht zu altem Käse, ohne Kümmel, pro Mann einen Scrupel. Getränke. Abkochungen von getrocknetem Obst, Hafergrütze oder Gräupchen. Oder für Weinliebende: ein Billiontel Maaß Wein mit sechs Eimer Wasser gemischt. Schlußgesang: So leben wir, so leben wir alle Tage ꝛc. — Wer nicht satt geworden — und deren werden wahrscheinlich Mehrer seyn — geht nach dem Hôtel de Russie, wo man nach Belieben à la Carte speist.

Das heißt den Bock als Gärtner anstellen.

Ein Gendarme, also ein Gehülfe der Gesetzvollziehung, ging am Sonntage vor acht Tagen aus einem Thore der Stadt St. Etienne. Es war ihm in den Straßen zu dumpf, und der brave Mann wollte auf einem Dorfe frische Luft schöpfen. Er besuchte einen Fleischer, mit welchem er bekannt war, und erhielt von demselben einen prächtigen Kalbskopf zum Geschenke. Den wollte er nun auch gern steuerfrei nach Hause bringen, und faßte deßhalb den Plan, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Er nahm daher, trotzdem es Sonntag war, einen Arrestanten mit, schlug den Kalbskopf in ein Tuch und langte getrosten Muthes vor dem Schlagbaume der Stadt an. Der Octroibeamte, ein scharfsichtiger Mann, fragte natürlich, was in dem Tuche sey, worauf unser Gendarme mit geheimnißvoller Miene antwortete: „Sehen Sie hier diesen Verbrecher? der Bösewicht hat seiner eigenen Frau den Kopf abgeschnitten, den hab' ich nun hier als Beweismittel unter dem Arme. Wollen Sie sich denselben einmal ansehen?" Der Andere hatte dazu keine Lust, wandte sich mit Entsetzen von ihm ab, und der Kalbskopf war in die Stadt geschmuggelt.

Die einträgliche Todtenfeier.

Am Tage nach der kirchlichen Trauerfeier, welche für den berühmten Componisten Gretry (geb. zu Lüttich) gehalten wurde, kündigten die Mitglieder des Theater Feydeau, um den Manen des Verstorbenen ihre Huldigung darzubringen, die Aufführung seiner beiden Opern l'Amant jaloux und Zémire et Azor, an. Eine unzählige Menschenmenge drängte sich in's Theater, die Logen waren von den Pariser Gelehrten und Künstlern in Beschlag genommen, welche alle schwarz gekleidet erschienen. In der Pause zwischen beiden Stücken wurde Gretry's Büste bekränzt, und das ganze Theaterpersonal sang: Ach! laßt uns ihn beweinen! Die Einahme betrug 5500 Franken. Die Direction beschloß nun, am folgenden Abend wiederholt weinen zu lassen; die Pariser sind neugierig, und das: Ach! laßt uns ihn beweinen! wurde vier Abende nach einander wiederholt, und fast an jedem Abende kamen über 5000 Franken ein. Dieser Umstand gab Anlaß zu einer kleinen Satyre, deren erste Strophe so lautet:

Unser Orpheus ist dahin!
Ach! der Tod entriß uns ihn,
Das schlägt sehr uns nieder;
Unser Schmerz Tag aus Tag ein
Bringt 5000 Franken ein,
Und das tröstet wieder.

Der hat's verstanden!

Auf einem holländischen Kirchengemälde, „Abrahams Opfer," ist der Erzvater abgebildet mit einem Pistole in der Hand, Isaak kniet auf dem Holzstoße — Abraham ist im Abdrücken begriffen, aber ein Engel benetzt aus den Wolken die Zündpfanne, und rettet auf diese Weise den kleinen Isaak.

Der Sultan und sein Falke.

Von J. Kerler.

Der Sultan reitet frühe, eh's noch im Osten tagt,
Auf flügelschnellem Rosse zur frohen Falkenjagd.
Auf goldbelegtem Stabe ein muth'ger Falke sitzt,
Der kühn die Luft durchsegelt, deß' Aug' wie Feuer blitzt.

Er tummelt seinen Rappen, den Bogen scharf gespannt,
Mit Mordbegier und Freude fort von der Felsenwand;
Da sieht er voll Entzücken auf schön ergrünter Stell'
Im Sonnenglanze weiden die stattliche Gazell'.

Und plötzlich, wie den Wolken entfährt der schnelle Blitz,
Schwang sich der Edelfalke von seinem Ruhesitz,
Verfolgt in wildem Fluge das Thierchen, zart und jung,
Doch wachsam in Gefahren, kühn und geschickt zum Sprung.

Im sausenden Galoppe jagt auch der Türke hin,
Daß von des Rosses Hufen die Feuerfunken sprüh'n;
Doch brennt auf Sultans Scheitel gar heiß der Sonne Strahl —
Er zieht sich endlich murrend in's Schattenreiche Thal.

Ermattet steigt der Reiter herab vom schmucken Roß,
Im unbekannten Thale, und fern vom Dienertroß.
Ihn findet nur der Falke, der fliegt ihm kreischend zu,
Und pflegt auf seiner Schulter jetzt süßer Mittagsruh'.

Der Sultan, der so müde auf's harte Lager sank,
Fühlt brennendes Verlangen nach einem kühlen Trank.
Ob tropfenweis nur dränget sich Wasser durch's Gestein,
Doch war er froh der Tropfen und füllt' den Becher ein.

Er bracht' die einz'ge Labe für diesen heißen Tag
Begierig zu dem Munde, doch ach, ein Flügelschlag
Des ungeschickten Vogels warf ihm aus fester Hand
Den Becher, der so langsam sich füllte bis zum Rand.

Den Räuber seines Glückes trifft schon ein finst'rer Blick,
Er wirft den frechen Schmeichler auf's wilde Roß zurück,
Und beugt sich zürnend wieder zum tröpfelnden Gestein,
Und füllt mit viel Beschwerden den Becher wieder ein.

Schon ruhet an dem Munde des Trinkgefäßes Rand,
Da fliegt der freche Falke ihm eilend auf die Hand.
Und schlägt mit starkem Flügel dem Türken noch einmal
Weg von den heißen Lippen den vollen Goldpokal.

Da schleuderte im Grimme, mit strafend fester Hand
Der Sultan seinen Falken zur harten Felsenwand,
Daß Ripp' und Knochen krachen, des Vogels Blut sogleich
Bemalt den kahlen Felsen, und zahlt den losen Streich.

Bald kam des Großherrn Diener, vor Schrecken stumm und bleich.
„Fort suche mir den Ursprung der Wasserquelle gleich!"
(Rief der Gebieter.) Eilend, mit wehmuthsvollem Blick
Geht jener, doch er kehret noch trauriger zurück.

„Herr! Allah sey gepriesen! Er hat Euch treu beschützt!
„Der gute, treue Falke, dem Euer Zorn geblitzt,
„War Retter Eures Lebens — durch seinen Flügelschlag
„Nahm er Euch jenes Wasser, d'rinn Gift der Schlangen lag.

„Ach, in die klare Quelle (ich sag's mit Angst und Graus)
„Spie eine Wasserviper schon Gift und Geifer aus.
„Ich sah das Unthier — zischend und ringelnd lags im Born —
„Den guten treuen Falken traf unverdienter Zorn."

So grollt wohl manche Seele dem Rettenden und Freund,
Weil nicht sogleich sein Handeln im rechten Licht erscheint.
Drum richte ja nicht eilend, und prüfe jede That,
Schnell rächst du dich im Wahne — doch Reue kommt zu spat.

Auflösung der Charade im Sammler Nro. 31:
„Rosenkranz."

Digitized by Google

Nro. 33.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Syrien. — Hafiz Pascha. — Die spielende Leiche. — Zur Matzdorf-Geschichte. — Pot-Pourri. — Der Prozeß.

Syrien.

(Schluß.)

Acre (Aco später Ptolomais; Akka der Morgenländer) eine befestigte Stadt am Meere mit 20,000 Bewohnern ist bekannt durch ihre große Bedeutung in der Geschichte der Kreuzzüge, und durch den Widerstand, den Napoleon hier erfahren. Heutzutage ist sie durch ihre öffentlichen Bäder, die schönsten im ganzen türkischen Reiche, und endlich als Stapelplaz des syrischen Baumwollhandels wichtig. Acre lehnt sich an den biblisch berühmten Berg Carmel, den Sitz der Propheten Elias und Elisa. — In demselben Bezirk liegt an der Küste Tyr; (Thor, Tsur, Sur) einst die riesige Hauptstadt Phöniziens, jetzt ein Städtchen mit 2000 Seelen. Der ungeheuere Damm, den Alexander d. G. hier in's Meer gebaut, hat sich durch Anschwemmung zu einer breiten Landzunge vergrößert.

Sepde (Siden) mit den Felsengräbern der syrischen Könige zählt kaum 3000 Bewohner. In der Nähe liegt der Berg Mar-Elias-Alsa, wo die berühmte Lady Esther Standhope wohnte.

Kaffarije (Caesarea Palestinensis) mit staunenerregenden Denkmalen und Resten der mächtigsten Wasserbauten des Alterthums, ist bis auf wenige Fischer ganz entvölkert.

Jaffa (Joppe) ein Hafenstädtchen mit 4 bis 5000 Bewohnern, berüchtigt als Wiege der Pest und berühmt durch die Sage, daß Noah's Arche hier gebaut worden.

Saffed oder Saffad, eine der bestgebauten Städte Palästina's mit 600 Häusern und einer festen Zitadelle aus ältester Zeit. — Deir-el-kamar mit 5000 Seelen ist der Mittelpunkt der freien Drusenstämme, und in Verbindung mit Berhedin, wo der gefürchtete, jetzt mit Ibrahim Pascha befreundete Rebellenhäuptling Emir Beschir in einem prachtvollen fränkischen Pallaste haust, und wie ein Fürst von den Anwohnern des Libanon geehrt wird. — Jenseit liegt die Ebene von Esdrelon, Kanaans gesegnetes Land, in welchem die Sage von Nebucadnezar bis Napoleon 1000 Schlachten zählt. — Nazareth oder Naffara, ein Städtchen mit 3000 Bewohnern hat die schönste christliche Kirche Palästina's. Die Kapellen darin, waren einst Grotten, die als der Wohnort der heiligen Jungfrau, als die Werkstätte Josephs, und die erste Schule des Heilandes bezeichnet werden. Noch ist hier Cana mit 300 Bewohnern und dem Berge Tabor durch die Geschichte des Erlösers und den Sieg berühmt, den Napoleon hier auf dem „Aehrenfelde der Vervielfältigung des Brotes und der Fische" über die Araber erkämpft.

Taberich am Ufer des Sees Tiberias oder Galiläa, auch Genazareth, ist eine der 4 heiligen Städte des Talmud mit 4000 Seelen. In der Nähe liegen die warmen Bäder von Emaus und die Trümmer des Wunderortes Kapernaum.

Sebaste, (Samaria) einst der Sitz der Könige Israels, ist ein elendes Dorf, wo noch großartige Tempeltrümmer von Herodes Riesenbauten zeugen. — Naplus, (Sichem oder Nabolos) noch jetzt der Hauptort der Samariter, hat 10,000 Einwohner und bedeutenden Handel. Hierher verlegt die Sage Josephs, Jakobs und Josuas Höhlengräber.

Jerusalem, (Elkods, oder Kudsi-Cherif, d. i. Heilige) am Berge Zion auf der Höhe der Schädelstätte Acra, Moria und Calvaria, ist als Wiege des Judenthums, später des Christenthums und als das zweite Heiligthum der muhamedanischen Religion, wie auch als Ziel blutiger Weltkriege, die merkwürdigste Stadt der Erde. Hier prangt der, nächst der Moschee in Mekka berühmteste Tempel der Türken mit 7 Schiffen. Eine zweite prachtvolle Moschee heißt: El Sachra, oder: der heilige Fels, auf dem der Erzvater Jakob geruht haben soll und in dem man die Fußstapfe zeigt, die Mohamed zurückließ, ehe er von 7000 Engeln getragen zum Himmel aufstieg. Nahebei steht das bedeutsamste aller Denkmale, welche die Welt und die Christenheit besitzt, das Grab unseres hohen Religionsstifters, über dem die Kaiserin Helena die Kirche zum heiligen Grabe erbauen ließ. Im Jahre 1802 ward dieser großartige Tempel, in welchem auch die Reste Gottfrieds von Bouillon und Balduins von Flandern ruhten, durch Brand zerstört, wobei, wunderbar genug die eigentliche Kapelle über dem Grabe des Erlösers unversehrt geblieben.

Im Jahre 1811 haben die griechischen Mönche den Tempel wieder erbaut. Der Kirchenschatz soll den Werth von 10 Mill. Franken erreichen. Unter den Hospizien ist das der Armenier mit 1000 Zellen zur Aufnahme der christlichen Pilger das größte. Das katholische Hospiz ist berühmt durch die edelste Gastfreundlichkeit seiner Priester, die leider nicht selten darben, und dennoch ihre Armuth freudig mit den Reisenden theilen.

Es ist sehr betrübend, daß trotz der rührendsten Schilderungen der Reisenden von dem Nothstande dieser ehrwürdigen Hüter des heiligen Grabes, so wenig geschieht, um ihrer Bedrängtheit zu Hülfe zu kommen. Der Haupterwerb der Bevölkerung von 30,000 Seelen, besteht in Fertigung von Rosenkränzen und ähnlichen Reliquien.

In der Nähe Jerusalems liegen noch viele biblisch denkwürdigen Orte. Dahin gehören: Der Oelberg, an dessen Fuß der Garten Getsemane gelegen war, wo der Heiland die Nacht vor seiner Kreuzigung gebetet. In geringer Entfernung liegt Bethany, wo die Sage noch die Steine bezeichnet, aus welchen das Haus und Grab des Lazarus gefügt war. Das Thal Josaphat am Oelberge dient noch heute, wie einst den Juden als Begräbnißort. Bethlehem, ein Dorf mit 800 Bewohnern, 10 Meilen von Jerusalem, ist berühmt durch die „Kapelle der Geburt," in der drei Altäre die Geburtsstätte des Heilandes, den Ort der Krippe und die Stelle der Anbetung bezeichnen. Santa Saba ist ein Kloster in der Nähe des Kedronbaches von zahllosen Grotten umgeben, in welchen zur Zeit der heiligen Saba an 10,000 Mönche wohnten. Einige Meilen westlich liegt das „todte Meer," das keine Fische, noch rings an den Ufern eine Spur von Vegetation hat. Auch ist kein zweites Gewässer bekannt, durch dessen spezifische Schwere man sich auf der Oberfläche erhalten kann, ohne zu schwimmen. — Rihah oder Raph, ein Ort von 50 bis 60 Hütten, liegt unweit dem todten Meere

Digitized by Google

im Thale von Jericho, welches berühmt durch seinen Balsam, seine Datteln und Rosen, für das fruchtbarste der Erde galt, und jetzt todt und dürr ist, wie die Wüste. Roma, (Arimathia) ein hübsches Städchen mit 2000 Seelen, hat ein großes Kloster, wo christliche Reisende Herberge finden. Ascalon ist nur noch ein Trümmerhaufen. Wall, Thore und Tempelreste zeugen von der früheren Größe. El Chalil (Kariat-Arbe, Hebron) die Grabstätte Abrahams, unter König David eine der mächtigsten Städte, ist jetzt nur von räuberischen Stämmen bewohnt.

Damask, (Demeschk, Dimischk-al Seham) wenn gleich nie so groß, doch eben so alt als ihre längst verschwundenen Nebenbuhlerinnen, Ninive, Babilon und Memphis, ist noch immer eine der blühendsten Städte des Orientes. Vom Barrady bewässert, liegt sie in einem Thale, das die Araber eines der vier irdischen Paradiese nennen, umfaßt mit ihren vielen Vorstädten einen ungeheuren Raum, ist trefflich gebaut und von 140,000 Menschen bewohnt. Der Tempel des heiligen Johannes, jetzt die Hauptmoschee, ist ein Prachtbau der ersten Christen. Noch zeichnet sich Damask durch prunkvolle Kaffeehäuser aus, die zum Theil auf Pfahlgrund mitten im Flusse und nahe einem künstlichen Wasserfalle stehen. Als Sammelort der Karavanenzüge und der 40 bis 50,000 Pilger, die hier jährlich nach Mekka durchziehen, ist diese Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks der Sitz eines Mola erster Klasse und des griechischen Patriarchen von Antiochien mit 42 Bischöfen noch immer eine der bedeutendsten und handelthätigsten Städte Asiens.

In einem Kreise von 17 Meilen liegen um Damask außer den schon genannten: Seyde, Safed, Tyr, Tabarich u. a.: Bostra, der Hauptort von Hauran dem einstigen römischen Arabien, Djehrrasch (Gerasa) eine ganz verwüstete Stadt, in der noch Hunderte von Säulen auf die schönste Epoche römischer Baukunst hindeuten, endlich Rabat-Amman (Philadelphia) ebenfalls ein todter Trümmerhaufen versunkener Paläste und Tempel. In entgegengesetzter Richtung liegt Hims (Emesa) eine blühende Stadt am Orontes, deren 20,000 Bewohner durch Ackerbau und regen Betrieb aller Gewerbe in namhaften Wohlstand leben. Oestlich außer dem erwähnten Umkreise erhebt sich in einer blühenden Oase der Wüste Palmyra (Tadmor) einst die Königin der Städte Asiens und der Stolz ihres Gründers Salomon. Jetzt ist diese ehemalige Weltstadt ein armseliges Dorf, wo wenige halbwilde Araber die ungeheuren Marmortrümmer umwohnen, welche, nächst jenen von Theben, als die großartigsten Reste der unbegreiflichen Riesenbauten der Vorzeit berühmt sind.

Hafiz Pascha,

der jetzt abgesetzte Anführer der türkischen Armee in Syrien, wird in einem Brief des Hrn. Poujoulat im Pariser Temps auf folgende Art geschildert: Hafiz Pascha ist von mittlerm Wuchse und ohne embonpoint. Sein Gesicht ist länglich, hager, und von sehr charaktervollem Ausdrucke. Das Feuer der asiatischen Sonne hat seine Haut gebräunt; sein Bart ist schwarz und kurz; seine schwarzen Augen sind voll Lebhaftigkeit, die durch große Sanftheit gemildert wird. In seinem Benehmen hat er jene imponirende Ruhe, jene edle Einfachheit, welche man fast bei allen Türken von Auszeichnung findet. Der Vezier trägt die durch die Reform eingeführte Kleidung. Ein Orden von Diamanten glänzt auf seiner Brust. Mehemed Hafiz ist im Jahre 1796 in Zirkassien geboren. Seine Familie, eine der angesehensten und mächtigsten an der nördlichen Seite des Kaukasus, ist zu allen Zeiten eine geschworne Feindin der Russen gewesen. Diese Familie hat immer in den ersten Reihen gestanden in den Kriegen zwischen den Muselmännern und den Moskowiten. Mehemed Hafiz genoß in seinem Vaterlande eine sorgfältige Erziehung. In seinem siebzehnten Jahre kannte er die türkische, arabische und persische Sprache von Grund aus. In diesem Alter kannte er schon den ganzen Koran, und rezitirte ihn in Gegenwart einer Versammlung von Gelehrten von einem Ende zum andern aus dem Kopfe. Dieser wissenschaftliche Triumph erwarb ihm den Ehrentitel „Hafiz", der einen Menschen von grossem Gedächtnisse bezeichnet. Der Titel „Hafiz" ist einer der schönsten, den ein Muselmann tragen kann. Man hat Kalifen und Sultane um denselben sich bemühen sehen. Mehemed Hafiz ist also nicht Sklave gewesen, wie die meisten Zirkassier, die heut zu Tage einen hohen Rang im osmanischen Reiche bekleiden. Die Begierde, die Welt zu sehen und sich einen Namen zu machen, führte den jungen Mehemed in einem Alter von achtzehn Jahren nach der Hauptstadt des Reichs. Er trat in den Dienst des Sultans, und zwar in das Korps der Haigis (die Militärmacht des Serails); kurze Zeit nachher wurde er einer der Oberoffiziere desselben. Nach der Formation der regulären Truppen bat Mehemed Hafiz, als gemeiner Soldat in ein Kavallerieregiment eintreten zu dürfen. Er ging rasch durch mehrere Grade. Während des letzten Krieges zwischen den Ottomanen und Rußland war er Oberstlieutenant in der Kavallerie. Nach diesem Feldzuge, in welchem er zweimal blessirt wurde, stieg Mehemed Hafiz zu dem Range eines Brigadegenerals, und dann eines Divisionsgenerals auf. Später wurde der junge zirkassische General auserwählt, um den albanesischen Unruhen ein Ende zu machen; diese Aufgabe löste er vollkommen. Siegreich zu seinem Fürsten zurückgekehrt, ward er zuerst zum Gouverneur von Skutari, und darauf von Kutayeh, einem der größten Paschaliks des Reichs erwählt. Hafiz Pascha, der mit ausgezeichneten militärischen Talenten ein richtiges und scharfes Urtheil verbindet, ist bekannt mit den Begebenheiten und den hervorstechendsten Personen des Occidents. Der Vezier ließ das Gespräch über die Kurden und ihre Räubereien liegen, um sich nach mehreren Diplomaten in Europa zu erkundigen. Unter dem Zelte eines Pascha, mitten unter den Gebirgen der Barbarei, waren wir nicht wenig verwundert, den Namen Talleyrand aussprechen zu hören. Hafiz Pascha fragte mich, ob der Fürst Talleyrand noch auf dieser Welt weile. Ich antwortete ihm, daß dieser greise Diplomat schon seit langer Zeit immer mehr absterbe. Man hat mir vom Fürsten Talleyrand, sagte Hafiz Pascha, als von einem Manne von vielem Geist erzählt; man hat mir gesagt, daß seit fünfzig Jahren er Anhänger aller Gewalten gewesen sey, welche in Frankreich aufeinander gefolgt seyen, und ich habe daraus gefolgert, daß das Ehrgefühl dieses Diplomaten wohl nicht so groß seyn könne, wie sein Geist. Ich antwortete dem Vezier, daß er darin nicht mit den Freunden des Herrn Talleyrand übereinstimme, welche uns beweisen, daß der berühmte Diplomat treu seinem Lande diene unter den Formen der verschiedenen Regierungen. Yavach! Yavach! (sachte! sachte!) erwiederte der Seraskier; es ist unmöglich, daß er unter den acht oder zehn Regierungen, welche seit fünfzig Jahren auf einander gefolgt sind, nicht eine gefunden haben sollte, die gerechter, moralischer und übereinstimmender mit den wahren Interessen eures Landes gewesen ist, als die andern; warum hat er sich also nicht ausschließlich der Regierung geweihet, die ihm am Besten die Gerechtigkeit, die Ehre und die Interessen des Landes zu vertreten schien? Euer Fürst Talleyrand gehört also nicht zu Denen, deren Name das Symbol einer aufrichtigen Hingebung von Rechtschaffenheit und Treue werden kann. Ich fand nichts auf diesen Logischen Schluß zu antworten, und ich glaube, daß die rechtlichen Leute in Europa Hrn. v. Talleyrand nicht anders beurtheilen, als der Pascha in seinem Lager zwischen den Gebirgen des Anti-Taurus.

Die spielende Leiche.

(Ein seltener Rechtsfall.)

Der hochbejahrte General A... hatte an einer Spielbank, wo Rouge et noir abgezogen wurde, bis tief in die Nacht gesef-

sen und zwar hoch, aber mit ziemlichem Gleichgewichte von Gewinn und Verlust gespielt. Bei diesem Spiele pflegt der Banquier sich wenig oder gar nicht um die Eigenthümer der Sätze (couches) zu bekümmern. Gewinnt die rothe Farbe, so streicht er alles Geld ein, was auf den schwarzen Flecken der Spieltafel steht, legt aber neben jeden Einsatz auf rothem Flecke den nämlichen Geldwerth und überläßt es dem Gewinner, das Geld von dem rothen Flecke wegzunehmen oder nicht. Thut er es nicht vor dem nächsten Abzuge der Karten, so gilt nun auch der vorige Gewinn als neuer Einsatz, geht mit dem früheren Einsatze verloren, wenn die besetzte Farbe verliert und gewinnt mit demselben im gegentheiligen Falle, so daß alsdann der Banquier noch ein Mal so viel zu bezahlen hat, als vorher. Der General A... hatte eine Rolle von 50 Dukaten auf Schwarz gesetzt. Die Farbe gewann 8 Mal hinter einander, ohne daß der General sich gerührt hätte; der ganze schwarze Fleck bedeckte sich nach und nach mit Goldrollen und Papieren, der Einsatz hatte sich um 12,750 Dukaten reinen Gewinn vermehrt. So hoch hatte der General nie gespielt, wohl aber erinnerte sich der Banquier, daß es Leute gibt, unter den Kriegern zumal, die mit offenen Augen zu schlafen pflegen. Er bat also dessen Nachbar durch einen Wink, das seiner Bank so gefährliche Glückskind zu wecken. Der Versuch wurde gemacht, aber vergebens: der General war eingeschlafen für die Ewigkeit. Nachdem man mit Hülfe einiger anwesenden Aerzte sich davon vollkommen überzeugt hatte, machte man Anstalt, die Leiche wegtragen zu lassen; den Gewinn aber zog der Banquier wieder ein. Einige Mitspieler äußerten zwar Zweifel an seinem Rechte dazu; — „Meine Herren" — sagte der Banquier — „ich spiele gegen Lebendige, nicht gegen Todte." Damit ließen sie sich vor der Hand beschwichtigen. Inzwischen wußten sie genau, wie viel der Gewinn der Leiche betragen hatte; der Intestat-Erbe des Generals, ein junger Rittmeister, der 12,750 Ducaten zu schätzen wußte, erfuhr es gar bald und da das Hazardspiel landesgesetzlich erlaubt war, so beschloß er die Rechtsfrage: ob Leichen im Rouge et noir gewinnen können? gründlicher untersuchen zu lassen, als es in der Spielstube geschehen war. Unsere juridischen Leser werden gestehen, daß es für die Urtelsverfasser in diesem Prozesse eine tüchtige Nuß aufzuknacken gab. In dem Nußknacker der positiven Gesetzgebung ging sie gar nicht hinein, nur das Gebiß der Rechts-Philosophie konnte sie öffnen. Die Einwendung des Banquiers: Ich spiele nicht gegen Todte, war ziemlich spezios. Der klagende Erbe erwiederte natürlich: Der General hat lebend sich an den Tisch und seine 50 Dukaten auf den schwarzen Fleck gesetzt. Die Spielwette war vollkommen, der Contract war abgeschlossen und der Erbe tritt in des Verstorbenen Rechte, gleichwie der Erbe eines Lotterieloses, welches nach dem Tode des Einsetzers gewinnt. Das kann höchstens vom ersten Gewinne gelten, duplizirte der verklagte Banquier, von dem Gewinne der ersten 50 Dukaten. Schon zum zweiten gehörte eine neue Wette, eine neue Handlung des Einsetzens. Lebte der General, so galt das Stehenlassen des Geldes dafür, er hatte seinen Willen, die 100 Dukaten zu setzen, durch Unterlassen erkläret. Wenn er aber todt war, ja sogar, wenn er nur schlief, was ich nicht wissen konnte, da seine Augen offen waren, so blieb das Geld stehen ohne seinen Willen, und es gab keine Wette. Wenn! triplizirte der Kläger. Beweise, daß er todt war oder schlief. Du hast ihn für lebend und wachend angenommen bis zum achten Gewinne. Das thu' ich auch. Erst nach dem achten Gewinne fand man ihn todt. Du hast nun zu beweisen, daß er früher, und wann er gestorben ist. In der That schien hier Alles von der Frage abzuhängen, nach welchem Gewinn der Mann eingeschlafen oder gestorben war; denn die später aufgezählten Summen waren nicht gesetzt. Zu juridischer Gewißheit war darüber nicht zu gelangen und rechtsgültige Vermuthungen ließen sich nicht begründen, weder auf den Zustand, in welchem man die Leiche gefunden hatte, noch auf die Art, wie der General bei Lebzeiten zu spielen pflegte. Zwar ließ sich allenfalls wohl darthun, daß er niemals so viel Geld gesetzt hatte, als hier schon nach dem 5ten Gewinne auf dem schwarzen Flecke gelegen hatte; aber er hatte auch niemals so viel gewonnen, als hier der 4te betrug, und in einem Spiele, wo man gern auf das Stehen der Farben (auf die sogenannten Serien) baut, eine große Summe eben gewonnenen Geldes noch einmal zu riskiren, wär' er wohl allerdings der Mann gewesen. Wie zogen sich nun die Richter aus der Sache? Gewiß — sagten sie — ist der Umstand, daß der General gelebt und gewacht, als er die erste couche setzte und daß deren gewonnener Werth auf seinen Erben gefallen, hat Beklagter selbst einräumen müssen. Wenn es nun aber ungewiß ist, ob dieß auch nach dem 1sten, 2ten, 3ten, 4ten, 5ten, 6ten und 7ten, über Gewinn und Verlust entscheidenden Abzuge, noch der Fall gewesen sey, so ist diese Ungewißheit weder des Verstorbenen, noch seines Erben, sondern lediglich des Beklagten Schuld, denn nach jedem dieser Abzüge hätte er eben so gut, als er nach dem achten gethan, die Ungewißheit heben können. Dagegen kommt auch nicht in Betracht, daß es bei diesem Spiele üblich ist, das stehengebliebene Geld als wiederum eingesetzt zu betrachten und zu behandeln. Diese Ueblichkeit gereicht, wenn die besetzte Farbe umschlägt (intermittirt) zu des Banquiers Vortheil und wenn er daher blos voraussetzt, was er durch eine einfache Frage in Gewißheit setzen könnte, nämlich: ob der Gewinner Gewinn und Einsatz anderweit aufs Spiel setzen wolle? so thut er das billig auch auf seine Gefahr im Falle des Stehens der besetzten Farbe. Derowegen ist Beklagter dem Kläger die geklagten 12,750 Dukaten sammt Verzugszinsen zu bezahlen schuldig von Rechtswegen. Die Banquiers werden wahrscheinlich diesem Urtheil ihren Beifall nicht schenken; aber es wäre wohl der Mühe werth zu erfahren, was die Rechtsgelehrten dagegen oder dafür aufbringen möchten.

Zur Matzdorf-Geschichte.

Die Düsseldorfer Zeitung liefert bei Gelegenheit der Geschichte des zu Matzdorf begangenen Verbrechens (Vergl. Sammler Nro. 28. und 31.) folgende Belege zur sonstigen Justiz-Verwaltung im Mecklenburgischen:

„Im Jahr 1812, war die Leibeigenschaft daselbst noch allgemein; der Gutsbesitzer konnte über seine Bauern und Dienstboten unumschränkt verfügen und willkührliche Leibeszüchtigungen austheilen. Jeder Gutsbesitzer hatte seinen eigenen Advokaten, den er, da er immer viel zu processiren hatte, durch ein Firum besoldete. Dieser stand auch zugleich der Gerichtsbarkeit des Gutes unter der Benennung Patrimonialgericht vor, wobei er als alleiniger Richter fungirte und in erster Instanz erkannte. In der Regel wurde er durch seinen häufigen Verkehr auf dem Gute der Freund des Hauses, wurde zu allen Gastmahlen eingeladen, und brachte häufig mit seiner Familie die Sonntage auf diesem Gute zu. Hatten nun die Untergebenen Klagen gegen ihre Herrschaft, oder auch umgekehrt, zu führen, so mußten sie solche bei dem vorgeschriebenen Advocaten, als alleinigem competenten Richter, vorbringen. Dieser bestimmte sodann einen Gerichtstag, der auf dem Gut abgehalten wurde, und was sich hiebei zutrug, beabsichtiget Einsender als Augenzeuge zu veröffentlichen. Er wurde nämlich als junger Mann von 19 Jahren zugleich mit einem Freunde durch einen Advokaten, dessen Bekanntschaft er gemacht, eingeladen, folgenden Tags mit ihm auf ein zwei Meilen entferntes Gut zu fahren, um als Assessoren, ohne jedoch Juristen zu seyn, einer abzuhaltenden Patrimonialgerichtssitzung beizuwohnen. Früh Morgens wurden wir durch die vierspännige Equipage des Gutsherrn abgeholt und durch einen von dem Advokaten bestellten Büttel, der sich mit einer

Digitized by Google

Quantität frisch geschnittener Weidenruthen und mit einer ledernen, vorne mit drei bleiernen Kugeln ausgerüsteten Peitsche versehen hatte, begleitet. Morgens um 10 Uhr auf dem Gut angekommen, erwartete uns schon ein dampfendes Dejeuner, woran der Gutsherr mit seiner Gattin Theil nahm. Getränke wurden in reichlichem Maaße dargereicht, und die vorliegende Klagesache war der Gegenstand des ganzen Tischgesprächs. Der Thatbestand war, wie sich später aus der Untersuchung herausstellte, folgender: Eine Dienstmagd war wegen eines kleinen Vergehens gröblich und dermaßen von dem Gutsherrn gemißhandelt worden, daß sie lahm geschlagen und schwarze und blaue Flecken auf dem Leibe davon trug. Hiermit aber nicht genug, setzte die Herrin diese Mißhandlungen in der Küche durch Thätlichkeiten fort, und gerieth endlich in eine solche Wuth, daß sie dem Feuerheerd einen langen brennenden Holzsplitter entriß und damit wüthend auf das Mädchen zueilte, welches dieser Gefahr nur dadurch entging, daß es einen Kloben Holz aufhob und durch Vorhalten desselben seinen Körper schützte. Aus Rache klagte die Gutsherrin nun das Mädchen an, als habe dasselbe sie mit dem Holzkloben erschlagen wollen. Die Gutsherrin verfehlte nicht, über Tisch dem Herrn Richter tausenderlei Vergehen des armen Mädchens vorzuzählen, und es hielt nicht schwer, denselben ganz für sich zu gewinnen. Er war im Voraus hinlänglich von der Schuld der Angeklagten überzeugt, und das Urtheil war schon über Tisch gesprochen. Nach aufgehobener Tafel wurden wir nun in ein Zimmer geführt, welches den Gerichtssaal vorstellte, und nachdem wir an einem dazu eingerichteten Tische Platz genommen, wurde die Angeklagte vorgeführt; die Gutsherrschaft war dabei gegenwärtig. Ersterer wurden die Anklagepunkte vorgelesen, das angebliche corpus delicti in einem vergrößerten Maaßstab vorgelegt, was aber von der Angeklagten nicht als solches erkannt wurde, und sie befragt, ob sie der Anschuldigung eingeständig sey? Sie aber verneinte solches, und betheuerte, einen Kloben Holz nur zu ihrem Schutze aufgehoben und ihr Gesicht damit geschützt zu haben, um dem Feuerbrande zu entgehen. Nach fortwährendem Läugnen wurden ihr endlich von dem Richter zehn Peitschenhiebe, um das Geständniß zu entlocken, zuerkannt, welche auch sofort von dem Büttel, nachdem sie halb entkleidet worden in demselben Zimmer ausgetheilt wurden, und nachdem sie auch hiernächst noch auf ihrer Unschuld beharrte, wurden fernere zwanzig Hiebe zudictirt; aber aus Furcht vor dieser neuen Folter legte sie das Geständniß ab, daß die Anklage wahr sey, und hiernächst wurde nun zugleich das Urtheil abgefaßt, welches ihr 25 Peitschenhiebe, sechs Wochen schweres Gefängniß und alle Kosten zuerkannte (welche letztere ihren dreijährigen Lohn überstiegen), Alles den Gesetzen gemäß, und damit war die Sitzung aufgehoben. Sie konnte nun zwar in zweiter Instanz appelliren, allein dazu hatte sie die Mittel nicht, denn sie hatte nicht einmal Geld, die Gebühren des Büttels für die ausgetheilten Hiebe, der sich durch Wegnahme eines Theils ihrer Kleidungsstücke bezahlt machte, zu entrichten, und somit mußte sie ihre Strafe mit Geduld erleiden, und war nach überstandener Strafe einer gleichen, vielleicht noch härteren Behandlung ausgesetzt, denn als Leibeigene durfte sie das Gut nicht verlassen. So war es im Jahr 1812 mit den Patrimonialgerichten in Mecklenburg, und sollte diese gerühmten Gerichtsbarkeit noch heutigen Tages bestehen, so dürfte wohl die in Matzdorf begangene schaudervolle That ihren Grund hierin finden."

Pot-Pourri.

Erfindungen.

Ein Hr. Quenut in Paris hat eine Art elastischer Stiefel mit beweglichen Absätzen erfunden, und ein Patent darauf erhalten. Dieselben sitzen höchst bequem, und sind besonders solchen Leuten zu empfehlen, deren Füße beim Gehen anlaufen. Durch einen Druck auf den Kopf kann Jeder diese Stiefel mit Leichtigkeit weiter und länger machen, und die beweglichen Absätze sorgen dafür, daß die Sohle gleichmäßig sich abnutzt, selbst wenn man auf der einen Seite stärker im Tritt seyn sollte, als auf der andern. — Hr. Quenut ist offenbar ein Beförderer des Fortschrittens, und doch bleibt er (ein seltener Fall unter den Weltverbesserern) bei seinem Leisten.

Wasser und Eis geben Feuer.

Dieß klingt wunderbar, ist aber doch wahr; wirft man nämlich ein Stück Potassium (Metall aus der Potasche) so groß als ein Pfefferkorn auf das Wasser in einem Becken, so fängt das Metall augenblicklich an zu brennen und brennt, bis es gänzlich verzehrt ist, wobei es von einer Seite des Gefäßes zu dem andern springt und in der Gestalt einer rothglühenden Kugel auf der Wasserfläche herumhüpft. Legt man ein Stück dieses Metalls auf Eis, so entzündet es sich ebenfalls, brennt mit einer glänzenden Flamme und schmelzt ein tiefes Loch in das Eis.

Zahl der Eichen, die man zu einem Einzigen Schiffe braucht.

Eine Eiche in gutem Boden und guter Lage braucht fünfundsiebenzig Jahre, ehe sie eine Tonne (20 Centner) gutes, zum Bauen brauchbares Holz giebt. Nun ist ein Schiff von 74 Kanonen 2000 Tonnen schwer, und es gehören zu dem Baue desselben folglich 2000 Bäume von einem Alter von fünfundsiebzig Jahren. Es ist auch berechnet worden, daß solcher Eichen, die eine Tonne Holz geben, nicht mehr als vierzig auf einem Acker stehen können und man braucht also die Eichen von fünfzig Acker Land dazu, um ein einziges Schiff von 74 Kanonen herstellen zu können.

Was heißt, einen Weidmann setzen.

In Friedrich Kind's Text zu Weber's Oper: „der Freischütz," sagt Kaspar zu Max: „Es hat Dir Einer einen Weidmann gesetzt," eine Redensart, die wahrscheintich volksthümlich ist, von mir aber nie recht verstanden wurde, was heißt das: einen Weidmann setzen? Ob die Antwort in Döbel's „Jägerpraktika" stehe, ist mir nicht erinnerlich, aber ein alter Förster gab deßhalb folgende Erklärung: So setzt man einen Weidmann: man hat Acht, wenn ein Jäger sein Gewehr sucht und putzt, von dem Wischwerg etwas zu erhalten, hierauf bohrt man in einen Eichbaum stillschweigend ein Loch, stopft das Werg hinein und verkeilt mit Hagedorn die Oeffnung. So lange das darin steckt, zittert der Schütze und wäre er der beste, bei jedem Schuß, und fehlt bei jedem." Es versteht sich übrigens von selbst, daß dieses Weidmanns-Setzen zu den abergläubischen Jägersagen gehört. (Nun, liebe Freunde und Nachbarn, jetzt wissen wir's doch auch!)

Der Prozeß.

Der Prozeß ist ein Wagen,
Der da fährt nach dem Recht.
Der Gerichtsweg ist Lehmgrund,
Darin fährt es sich schlecht;
Die Beweise sind Räder,
Die dreh'n sich herum;
Der Jurist ist die Achse,
(Der Vergleich ist nicht dumm)
Und willst Du, mein Freund, den Prozeß nicht verlieren,
So mußt Du vor Allem die Achse gut schmieren!

Digitized by Google

Nro. 34.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

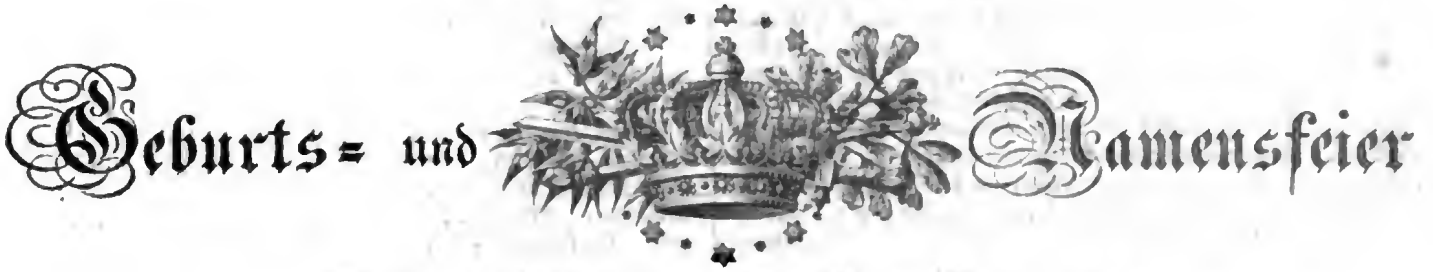
Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ode. — Chosrew Pascha. — Noch Etwas zur Charakteristik Chosrew Pascha's. — Merkwürdiges Natur-Ereigniß. — Rechtspflege. — Die verhängnißvolle Uhr. — Hohes Alter. — Pot-Pourri. — Die Zugvögel.

Ode

auf die

Allerhöchste



Seiner Majestät des Königs
LUDWIG VON BAYERN.

O rausche, Leyer, rausche im Jubelton
Dem Tag der Freude, welcher mit Himmelsglanz
Meines Königs Antlitz umstrahlet,
Freundlich lächelnd dem treuen Volke.

Schon drei und fünfzig Sommer erblickte Er,
Der Enkel Otto's, unsrer Verehrung werth!
Doch des Lebens Blüthe, sie duftet
Ihm so schön wie im Jugendlenze.

Die großen Thaten, welche den Musenfreund
Und Kunstbeschützer weih'n der Unsterblichkeit,
Schaut Iduna — lieblich bekränzen
Sie die Pfade des edeln Herrschers.

O, schon dem Jüngling jauchzte Walhalla zu,
Da Siegeslorbeer' schmückten Sein Heldenhaupt,
Hellen Blickes, weise und muthvoll
Er einst lenkte des Heeres Phalanx. *)

Es staunte Frankreichs Kaiser den Deutschen an,
Der muthergluht kämpfte fürs Vaterhaus;
Aber Deutschlands goldene Fesseln
Mit dem innigsten Kummer fühlte;

Und sie zu sprengen, zog er nach Gallien!
Und Bayerns Freiheit wurde der schöne Lohn
Seines Strebens! Feiernder tönten
Ihm des Volkes Triumphgesänge.

Wie kühn und freudig griff in die Saiten jetzt
Der hohe Sänger! freundlich umringten Ihn
Deutscher Barden selige Geister,
Lauschend Seinen geweihten Tönen!

Den gold'nen Scepter trägt der erhab'ne Fürst
Mit Huld und Weisheit, kräftig des Landes Wohl,
Und des Friedens goldene Früchte
Zu beschützen mit deutscher Treue.

Gerecht, beharrlich, wie ein german'scher Held,
Ein Freund des Schönen, treu dem Verfassungseid,
Fromm den Glauben hegend und Freiheit,
Blickt vom Throne der Vielgefeyr'te.

Verstumme, Telyn! rauschender Jubel stürmt
Jetzt schöner um die Sproffen von Wittelsbach!
Es entströmt dem Munde der Bayern:
„Gott erhalte den Landesvater!"

„Umwind' das Haupt mit Kränzen der Liebe Ihm!
„Laß lang Ihn leben! Kröne Sein Hochverdienst
„Mit dem hohen, sel'gen Bewußtseyn:
„Bayerns Ehre und Glück zu gründen!"

„Laß deutsche Treue grünen im Vaterland,
„Und Lieb' und Glauben wurzeln in jeder Brust,
„Daß beschützet von Ludwigs Weisheit,
„Bayern stehe wie Teutons Eichen!"

Joh. Kerler.

*) Se. Majestät stand im Februar 1807, wie bekannt, 8000 Bayern nach Preußisch-Polen, stritt bei Pultusk gegen die Russen, schlug die Feinde am 16. Mai bei Deplawen, kämpfte mit Auszeichnung bei Abensberg und Eckmühl, kommandirte mit Feldherrntalente eine Division gegen die Tyroler Insurgenten und schlug am 25. Oktober 1809 bei Wieleck den Anführer Speckbacher gänzlich. — Bei der Entweichung Napoleons ließ Ludwig einen feierlichen Aufruf an seine Landwehren ergehen, und zog selbst mit nach Frankreich.

Digitized by Google

Chosrew Pascha.

Im Augenblicke, wo die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf die Bewegungen des Orients gerichtet ist, dürfte es unsern Lesern nicht unwillkommen seyn, wenn wir über den individuellen Gehalt der Hauptpersonen, welche das Geschick des Orients lenken, einige nähere Details anführen.

Chosrew Pascha ist am Kaukasus im Lande der Abbaten geboren und wurde in seiner Kindheit von dem berühmten Capudan Pascha, Kutschuck Hussein, gekauft, der ihn in seiner Familie erziehen ließ und ihm die Laufbahn zu seinem Glück und seiner Ehre eröffnete. Nach dem Rückzug der Franzosen zum Pascha von Kairo ernannt, wurde er aus Aegypten durch eine albanesische Verschwörung, an deren Spitze Mehmed Ali stand, verjagt, welcher ihn bis Damiette verfolgte und ihn zwang, sich schimpflich einzuschiffen. Von dá an datirt sich sein unversöhnlicher Haß, dem er dem Vizekönig geschworen, und welcher nach seinem Ehrgeiz bei ihm das Hauptmotiv aller seiner Handlungen war.

Nach Konstantinopel zurückgekommen, wurde er zum Pascha von Bosnien ernannt; bald darauf zur Würde eines Capudan erhoben, welche Stelle er 7 Jahre lang bekleidete; er wurde später nach Trapezunt gegen die Perser gesandt, wo er aber nur Unfälle erlitt, und sich im Allgemeinen eben so unglücklich als ungeschickt zeigte.

Zum zweitenmal zum Großadmiral ernannt, wurde ihm im Jahr 1823 das Commando der Flotte anvertraut, die zu der Unterdrückung der Insurrektion in Griechenland bestimmt war. Seine ganze Heldenthat bestand darin, daß er den Felsen Ipsara nahm, wo er aber den heldenmüthigen Widerstand nur durch seine beliebte Waffe, durch Verrätherei, überwinden konnte.

Man erinnert sich der Menge Fehler, die er beging, und welche eine ununterbrochene Folge von 4 aufeinanderfolgenden Niederlagen nach sich führte; mit einem Worte, er zeigte in dem Commando der Flotte eben so viel Unerfahrenheit und Ignoranz wie er es als General bewiesen hatte.

Nichtsdestoweniger wußte er aber, und dieses war sein größtes Verdienst, sich die Gunst des Sultans dadurch zu erhalten, daß er seinem Hang für die Reform schmeichelte. Erklärter Anhänger an das neue Militärsystem, deren erste Elemente er von einem französischen Corporal erlernte, machte er mit List vor den Augen Muhamets, die Bildung eines kleinen Corps, geltend, welches auf europäische Weise manövrirte und erhielt bald durch seine Intriguen den Posten des Seraskier, nach welchem er schon längst sein Augenmerk gerichtet hatte.

Von da an zur höchsten Gewalt gelangt, und sogar den Vorrang über den Großwessier erhaltend, wurde er in den Reformprojekten der unermüdliche Arm des Sultans. Er versah seinen Dienst mit einer ungemeinen Thätigkeit, und obschon ohne hervorragendes Talent, allein von einem geduldigen und verschmitzten Scharfsinn durchdrungen, gelang es ihm, die Conseils des Divans zu beherrschen und als Herr die Politik des Reiches zu dirigiren.

Nach seiner Willkühr, behaupten die Kriegshelden Mehemed Ali's, vertheilte er die Orden und Grade und ließ avanciren und kassiren, indem er sich heuchlerischerweise den alten Vater der Militär-Familie nennen ließ; er regierte sie mit einer Parteilichkeit, welche nichts Väterliches hatte, als den Despotismus. Ueberall vermehrte er die Zahl seiner Anhänger und seine alten Mameluken und Sclaven, die er mit Sorgfalt erziehen ließ, gab er frei und erklärte sie als seine Söhne, wodurch sie zu den höchsten Stellen gelangten, und stützte sich dergestalt auf diese andere adoptirte Familie, welche in die schändlichen Mysterien eines männlichen Harems verschwägert waren. Man weiß, daß es ihm gelungen ist, einen seiner Lieblingssöhne zum Schwiegersohne des Sultans zu machen.

Mit dieser ungewöhnlichen Macht bekleidet, ließ Chosrew solche nicht zu Gunsten seines Privat-Interesses unbenutzt. Noch niemals ist ärger mit öffentlichen Aemtern gehandelt, noch niemals mit größerer Schamlosigkeit der letzte Rest dieser Goldmine ausgebeutet worden, welche die Feilheit und Bestechlichkeit im Ottomanischen Gouvernement geschaffen hat. Noch nie sind mit grösserer Thätigkeit Münzen von allen Formen, in falschem Gehalte geschlagen worden. Es ist kein überlieferter Mißbrauch des Reiches, welchen er nicht fortgesetzt und in das neue System als einen Zweig der Einkünfte für seinen eignen Gebrauch, aufgenommen. Es gab keine Neuerung, die er nicht zu seinem, Vortheile gedreht hätte, nachdem er sie eingeführt oder als uneinführbar erklärt hatte, wenn sie seine Zügellosigkeit genierte.

Allein nicht damit zufrieden in der Administration eine Unordnung zu erhalten, welche ihm gestattete im Trüben zu fischen, hat er unter dem Titel von Anlehen förmliche Gelderpressungen ausgeschlagen, welchen seine Gläubiger in der Stille und mit Furcht sich unterwerfen mußten.

Er hat sich nicht gescheut unter dem Namen: merkantilischer Spekulationen, die betrügerischsten Erpressungen zu erheben, welche er hernach durch das Verschwinden der Opfer zu vertuschen wußte, oder durch die Aufopferung seiner eigenen Agenten abläugnen ließ.

Wenn durch die Reform allmählig die Regeneration der ottomannischen Race hervorgehen soll, welches Verdienst kommt dabei auf Chosrew? er ist ein blindes Werkzeug ohne Moralität.

Bei ihm ist keine Ergebenheit gegen seinen Herrn, den er betrügt, zu finden, kein Enthusiasmus für die Civilisation, die er verhöhnt, noch für das Geschick des Reiches, welches er als Schachbrett betrachtet, worauf er spielt, betrügt und gewinnen will. Er kennt nichts als den Hang zu Macht und den Durst nach Reichthum, das ist sein ganzes Glaubensbekenntniß und seine einzige Triebfeder.

Chosrew ist ein Exempel von einem rüstigen Alten des Orients. Er ist dick, kurz, hinkend und unförmlich. Die Häßlichkeit seines Antlitzes wird nur durch einen listigen und ironischen Ausdruck gemildert. Unter dicken weißen Augenbrauen, über welchen ein rother Feß empor ragt, strahlt aus seinen blauen Augen, deren Augenlieder meist zur Hälfte geschlossen sind, ein durchdringender und lebendiger Blick, seine übrigen Züge, die eher denen eines Tartaren, als eines Kindes vom Kaukasus gleichen, sind derb, und scheinen in einen bluthrothen Teint getaucht, welcher die Weiße seines Bartes merkwürdig hervorhebt.

Von Natur ist er stark, arglistig und gemein, eine häßliche, sardanische und groteske Gestalt, das ist der Mann der sich anmaßt mit der Vergangenheit eines Volkes, seinen Nationalvorurtheilen und seinen Glaubensmeinungen zu spielen, ohne sich um eine fernere Zukunft als die seiner Existenz zu kümmern, ein getreues Bild dieser blutigen Revolution, der Schandfleck und das Zerrbild, welches die ottomanische Race seiner alten Majestät, seiner ersten Institutionen beraubt, und seine Würde schändet.

Noch Etwas zur Charakteristik Chosrew Pascha's.

Dieser Greis, dessen Golddurst immer seinem Blutdurste gleich gewesen ist, war seit dem Herbste 1836 außer Thätigkeit. Der ottomanische Moniteur hatte nebst seiner Entlassung gemeldet, daß der Sultan, hinsichtlich seines Alters und seiner langjährigen Dienste, ihm eine Pension von 60,000 Piastern 15,000 Franken) monatlich angewiesen habe. Man mußte glauben, daß diese Freigebigkeit seines Herrn, verbunden mit seinen unermermeßlichen Reichthümern und der Ruhe, die er nun genießen sollte, seine unersättliche Habsucht beschwichtigen würde. Wie groß war aber das Erstaunen des Publikums, als man erfuhr, daß dieser hochgestellte Mann, nach fünfzigjährigem Besitz der höchsten und einträglichsten Aemter, sich über den Mangel beklage, auf welchen er in seinen alten Tagen reducirt sey, und

Digitized by Google

seine Mobilien verkaufen ließ, um angeblich sich von dem Ertrage nähren zu können! Man erhielt den Schlüssel dieser List, als er, nach einiger Zeit, seinen Gläubigern 50 pCt. anbot und sie zwang, sich damit zu begnügen. Ist das Moralität? Welch ein Beispiel von einem Großwürdenträger, der keine Kinder hat und von Reichthümern strotzt! Fürchtet er wirklich, wie er sagt, am Nothwendigen Mangel zu leiden? Weiß er nicht, daß sein Vermögen nach seinem Tode dem Fiscus verfällt?

(La Turquie moderne)

Merkwürdiges Natur-Ereigniß.

Russische Blätter melden aus Slarabow vom 10. Juli ein merkwürdiges Natur-Ereigniß. Im Pfarrdorfe Fedorowka wurden die Bauern in der Nacht vom 16. auf den 17. Juni durch ein plötzliches unterirdisches Getöse und eine Bewegung des Erdbodens, worauf ein Krachen ihrer Häuser folgte, aufgeweckt. Ohne die Ursache ergründen zu können, stürzten sie auf die Straße hinaus und sahen mit Schrecken, daß das ganze Thal, in welchem der größte Theil ihres Dorfes gelegen ist, sich von dem Fuße des Berges losgerissen, sich bedeutend gesenkt hatte, und sich zur Wolga vorwärts schob. Die Bestürzung der Unglücklichen erreichte den höchsten Gipfel, als die ganze sich bewegende Masse zu schwanken begann, an einigen Stellen die Gebäude in die Höhe gehoben wurden und an andern umstürzten. In kurzer Zeit hatten sich auf der ganzen eingesunkenen Fläche bedeutende Erhöhungen und Vertiefungen und breite, regelmäßige Spalten gebildet; das Ganze erschien gleichsam terassenartig und wie durch Kunst hervorgegangen. Da, wo Sümpfe und kleine Seen gewesen waren, erhoben sich Hügel, an hohen Stellen aber zeigten sich Vertiefungen, welche sich, so wie die Spalten, mit Wasser füllten; die ganze Oberfläche des Thales glich einem schwankenden Floße. Die sichtbare wellenartige Bewegung des Bodens dauerte dreimal 24 Stunden, dann hörte sie allmählig auf, und bis zum 6. Juli ereigneten sich nur noch stellenweise Vertiefungen und Zerstörungen. In dieser Zeit wurden gegen 70 Häuser beschädigt. Einige wurden gänzlich zerstört, andere in mehrere Theile zerrissen; fast alle Keller sind vernichtet; am meisten aber zeigte sich die zerstörende Kraft an den Tennen und Küchengärten, welche in der Nähe des Berges lagen, und zwar bedeutend höher als das Dorf selbst. Diese wurden bei Senkung der Fläche gänzlich zerstört. Glücklicherweise ist kein Bauer umgekommen; während des Wirrwarrs lebten sie Alle unter freiem Himmel, und fangen erst jetzt wieder an, ihre Häuser auszubessern. Die Senkung des Thales erstreckt sich $1^1/_2$ Werste (7 Werste betragen eine deutsche Meile), in der Breite auf 250 Faden; wie weit das Thal vorwärts geschoben worden, ist noch nicht ermittelt. Ueber dem Dorfe Fedorowka erheben sich bedeutend hohe Berge, deren oberer Theil aus Kalkstein, der untere aber aus verschiedenen Lehmarten und kieselartigen und kalksteinartigen Steinen besteht. Das Thal, in welchem das Dorf Fedorowka liegt, gränzt von der Ostseite an die Berge, während die entgegengesetzte Seite von der Wolga bespült wird. Von den vielen Vermuthungen in Betreff der Ursache dieser Erschütterung dürfte die nachfolgende wohl einer Beachtung werth seyn. Gegenüber der Stelle, wo sich die Senkung gebildet hat, ist die Wolga sehr zwischen beiden Ufern eingeengt; da sie nun keinen Spielraum für die Strömung ihrer Wogen hatte, so hat sie allmählig das rechte Ufer unterspült, wo Fedorowka liegt; da nun dieses Ufer fast ganz aus angeschwemmter Erde besteht, so hat sich das Wasser zwischen den weichen und festen Erdschichten Bahn gemacht, und so ist die Höhlung entstanden, welche jetzt durch die Senkung des Thales wieder verschüttet worden.

Rechtspflege.

Den Tischler Wendt in Rostock betreffend.

In dem 8. Bande der von Dr. Demme in Altenburg fortgesetzten Hitzig'schen Annalen deutscher Criminalrechtspflege wird als „Neuestes" in der bekannten, durch dieselben Annalen bekannt gewordenen Criminalproceßsache des Tischlermeisters Wendt zu Rostock, der wegen Gattengiftmords 1834 zur Strafe des Rades verurtheilt, 1835 von der Instanz losgesprochen 1838 ganz freigesprochen wurde, folgendes Protokoll über das von dem in dieser Proceßsache als Angeber gegen Wendt vorkommenden Lehrburschen Heeser im Zuchthause zu Dömitz abgelegte Bekenntniß mitgetheilt:

„Actum Dömitz, den 11. May 1839. In Gegenwart des Herrn Gerichtsraths Blankenberg und meiner, des Unterschriebenen. Der Zuchthausgefangene Heeser wurde auf seine Bitte vorgelassen und deponirte: Ich finde mich, weil ich keine Ruhe habe, gedrungen, jetzt in meiner Untersuchungssache die Wahrheit auszusagen, um mein Gewissen zu entlasten. Mein Meister Wendt und der Geselle Saal, die ich als Urheber des Todes der Ehefrau des Ersteren angegeben, sind nicht Schuld daran, sondern ich bin allein Derjenige, der den Tod dieser Frau verursacht hat, obgleich die Absicht, sie zu tödten, mir nicht im Sinn gewesen ist. Es befand sich nämlich Rattengift im Hause, und ich versuchte die Wirkung desselben, indem ich einen Finger in die Masse tunkte, und ihn in den Mund steckte, worauf ein Erbrechen erfolgte, was mir indeß nicht weiter schadete. Ich schlief mit dem Gesellen auf dem Boden, woran das Schlafgemach der Tochter des Hauses stieß, und wir neckten diese durch Klopfen an die Wand, weßhalb sie bei der Mutter über uns klagte. Diese drohete, es ihrem Manne, wenn er zu Hause käme, anzuzeigen, damit er uns dafür prügeln solle, welches mich dazu veranlaßte, daß ich von dem Rattengifte etwas in die Kaffeekanne schüttete, um der Frau ein Erbrechen beizubeingen, weil ich, da ich den Versuch bei mie selbst gemacht, nicht glaubte, daß sie davon sterben könne. Meine Absicht ging bloß dahin, sie etwas krank zu machen, damit sie die gedrohte Anzeige bei dem Meister vergessen möchte. Daß sie dennoch an dem Genuß des Kaffee's gestorben, ist ein Unglück, was ich nicht beabsichtiget, und bloß durch Unverstand und Unvorsichtigkeit herbeigeführt habe. Ich bekenne daher, indem ich das Geschehene schmeezlich bereue, daß der Tischlermeistee Wendt und der Geselle Saal ganz unschuldig sind, und die Sache sich wirklich so verhalte, als ich sie jetzt vorgetragen habe. Eine genauere Untersuchung wird mein Bekenntniß bestättigen, und ich unterwerfe mich der Strafe, die mir rechtlich zuerkannt werden wird." — Die Sache wird jetzt weiter untersucht.

Die verhängnißvolle Uhr.

(Theater-Anekdote.)

Müllner's Schuld war bereits auf allen deutschen Bühnen gegeben, nur auf der Bühne zu Pesth noch nicht. Endlich entschloß sich der damalige Direktor Herr Grimm, nachdem ee von allen Seiten dringend dazu aufgefordert worden, dieß treffliche Drama gleichfalls zur Darstellung zu bringen. Die Rollen wurden auf das Passendste vertheilt, die Proben wurden gehalten, kurz alles ging vortrefflich und versprach den glänzendsten Erfolg. Dee Abend der Aufführung erschien endlich. Das Haus war mehr als überfüllt, und die zahlreichen Zuhörer schwebten in der gespanntesten Erwartung. Die ersten vier Akte wurden vorzüglich gut gegeben, brachten einen unbeschreibbaren Eindruck hervor, und der schaudervollen Katastrophe des Trauerspiels entgegenharrend, saß und stand im Schauspielhause alles kaum athmend bis der Vorhang zum fünftenmale aufrollte und die grauenvolle schöne Scene erschien, in welcher Hugo und Elvire sich den Tod

Digitized by Google

geben sollten. In diesem verhängnißvollen Moment erblickte der Darsteller des Hugo zu seinem unbeschreibbaren Schrecken, daß die Standuhr fehlte, welche die Mitternachts- und seine und Elvirens Todesstunde zu verkünden bestimmt war. „Die Uhr fehlt, die Standuhr!" flüsterte er angstvoll in die Coulisse hinein, und „die Standuhr fehlt," verbreitete es sich schnell unter allen auf der Bühne beschäftigten Personen. Der Requisiteur zeigte seine Liste vor und beweis't, daß keine Uhr darauf verzeichnet worden. Der Direktor tobt gegen den Inspicienten: „Eine Standuhr, eine Standuhr, schnell eine Standuhr herbei!" ruft Alles. Da erscheint plötzlich der Friseur der Truppe, der gleich mehreren anderen Unteroffizianten im Schauspielhause wohnt. Er sagt, daß er eine Standuhr besitze, und erhält den Auftrag sie eiligst herbeizuschaffen. Mit beflügelter Hast stürzt der Haarkünstler fort, und schon nach wenigen Augenblicken erscheint er wieder mit der todtverkündenden Uhr, die, nachdem sie auf 12 gestellt worden, sogleich, vom Publikum unbemerkt, aus der Coulisse auf den Tisch geschoben wird, wobei der Eigenthümer dem Requisiteur bemerkt, daß er nur anzuziehen brauche, wenn die Uhr schlagen solle. Der Darsteller des Hugo hat unterdessen die Scene nach Möglichkeit gedehnt, bis ihn der Anblick der angelangten Standuhr auf's Neue belebt, und er nunmehr von Elviren trefflich unterstützt, mit der größten Naturtreue in seinem Spiele fortfährt. So erscheint der furchtbare Moment — eine Todtenstille herrscht im ganzen Hause — man wagt nicht zu athmen — die Herzen pochen fast hörbar — der höchste tragische Effect bereitet sich vor, da zieht der Requisiteur die Uhr an, der erste Schlag der Mitternachtsstunde erschallt, wird aber, o Entsetzen! sogleich von einem lauten Kukuksrufe gefolgt, „Eins — Kukuk, Zwei — Kukuk! Drei — Kukuk!" und sofort, bis alle zwölf Schläge der Kukuksuhr gefallen. Man denke sich den Schrecken der unglücklichen Darsteller des Hugo und der Elvire, das Entsetzen des Direktors, und das schallende Gelächter des aus seiner Täuschung gerissenen Publikums, welches so unmäßig und fortdauernd ausbrach, daß man genöthigt war, den Vorhang zu sinken und die Darstellung der Tragödie unbeendigt zu lassen.

Hohes Alter.

Der Globe enthält einige merkwürdige Beispiele langer Lebensdauer aus englischen Provinzialblättern. Zu Whiterell im Hampshire starb ein Mann von 104 Jahren, dessen ganz ergrautes Haar erst vor Kurzem sich beinahe schwarz gefärbt hatte. Zu Scowford bei Iribridge starb eine Frau von 95 Jahren in den Armen ihrer 97jährigen Schwester, die im Stande war, dem Leichenzuge drei englische Meilen weit, meist zu Fuße zu folgen. Die älteste Tochter der Verstorbenen, selbst schon Urgroßmutter, war gleichfalls bei dem Begräbnisse. Zu Balstock in Devonshire starb eine 97 Jährige Wittwe, die 21 Kinder gehabt hatte, 80 Enkel und Urenkel hinterließ, bis zum Tode im vollesten Besitz ihrer Fähigkeiten war, und erst vor zwei Jahren in einem Tage einen Ritt von 29 englischen Meilen gemacht haue. — Die Insbrucker medizinisch-chirurgische Zeitung dieses Jahres theilt im zweiten Baude Nro. 37. folgende merkwürdige Beispiele von hohem Alter mit: Am 16. Juli vorigen Jahres (1838) starb in Niederösterreich, in der Pfarre Ernstbrunn, ein Taglöhner, Georg Domberger, 130 Jahre alt. Derselbe war zu Zierotitz in Mähren im Jahre 1708 geboren, diente schon zur Zeit Kaiser Karl's VI. unter dem Prinzen Eugen von Savoyen als Packknecht im Regimente Khevenhüller, lebte später als Pferdeknecht auf der Herrschaft Ernstbrunn, und verehelichte sich erst in seinem 100sten Lebensjahre. Selbst in seinem höchsten Alter änderte sich sein äusseres Ansehen nur wenig; er war stets gesund, und verlebte besonders seine letzten neun Lebensjahre ganz Kummer- und sorglos, da ihm seit dem 12. Juli 1829 eine tägliche Gnadengabe aus der Privatkasse Sr. Maj. des Kaisers, bis an sein Lebensende, zu Theil geworden war. — In eben diesem Jahre, im Oktober, starb zu Wien, in der Vorstadt Wieden, Elisabeth Thaler, 116 Jahre alt; seit 105 Jahren hatte sie bei drei Generationen Einer Familie gedient.

Pot-Pourri.

Daguerres Erfindung.

Hr. Arago hat am 19 Aug. der Akademie der Wissenschaften zu Paris Bericht über das Verfahren Daguerre's erstattet. Dieses Verfahren besteht in einer über eine Kupferplatte ausgebreiteten Lage von Jod, die mittelst Dampf gleichförmig darüber verbreitet wird. Diese erste Operation bringt das Bild hervor, das aber erst mittelst einer zweiten Operation hervortritt, die darin besteht, die Platte der Wirkung von Quecksilberdämpfen auszusetzen. Durch dieses Mittel erhält man Schatten und Licht und Mitteltinten.

Zeiteintheilung der Liebe.

Im dritten Jahre lieben wir unsere Mütter, im sechsten unsere Väter, im zehnten die Feiertage, im sechzehnten stolze Kleider, im zwanzigsten unsere Geliebten, im fünf und zwanzigsten unsere Weiber, im vierzigsten unsere Kinder, im sechzigsten uns selbst.

Der gelehrte Gerichtsdiener.

Ein Richter gebrauchte, wenn es nur möglich war, stets deutsche, anstatt der in der Jurisprudenz üblichen lateinischen Worte. Eines Tages verlangte er, als Deputirter der Regierung von dem Kanzleidiener „die Sachwalter zur Tagfahrt;" der Letztere blieb aber ruhig stehen und schien den Befehl erst abzuwarten. „Er soll, fuhr dominus deputatus fort, die Sachwalter zur Tagfahrt hereinrufen!" „„Das verstehe ich nicht,"" sagte trocken der Bote. „Ich verlange die Advokaten zum Termin." „„Ja, erwiederte der Diener, wenn Sie es deutsch sagen, verstehe ich es.""

Witz.

Ein Basler Galanteriehändler, dessen Geschäfte sehr zerrüttet waren, begleitete den Improvisator L., der ihn besucht hatte, aus der zweiten Etage bis herunter auf die Strasse. L. hatte sich vergebens bemüht, ihn davon zurückzuhalten, und als sein Begleiter ihm gar noch bis vor die Hausthüre folgte, rief ihm L. zu: Aber so gehen Sie doch ins Kukuks Namen! muß denn die ganze Stadt sehen, daß Sie ein heruntergekommener Galanteriehändler sind?

Die Zugvögel.

Von den Wolken leicht getragen,
Eilt ihr frohen Sinns nun fort,
Laßt uns in den Wintertagen
Einsam in dem kalten Nord.

Mit euch ziehen eure Lieder,
Wo die Sonne milde lacht;
Zu uns steigt der Winter nieder
Mit der trüben düstern Nacht.

Hin eilt ihr zum neuen Lenze,
Zur beblümten Flur zurück,
Euch erwarten Blüthenkränze, —
Gerne theilt' ich euer Glück!

Lebet wohl, ihr muntern Gäste,
Bis zur frohen Wiederkehr! —
Mancher träumt schon Frühlingsfeste,
Ach! und sieht euch nimmermehr!

Müller.

Digitized by Google

Nr. 35.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Graf Maximilian von Montgelas. — Maria's Mitgift. — Eine Haremsscene des jungen Sultans. — Nachlaß eines Pascha von drei Roßschweifen. — Vorsicht bei Schießgewehren. — Pot-Pourri. — Anekdoten.

Graf Maximilian von Montgelas.

Bei dem großen geschichtlichen und vaterländischen Interesse, welches die in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften in München am 25. Aug. d. J. zum Andenken des verstorbenen Ministers Grafen von Montgelas gehaltene Rede des königl. Staatsrathes Frhrn. v. Freyberg darbietet, können wir nicht umhin, einige Stellen derselben unsern Lesern mitzutheilen.

Maximilian Joseph Graf v. Montgelas, aus dem altadelichen Geschlechte der Carnerins, Seigneurs de la Thuille, wurde seinem Vater, dem bayerischen Generalmajor Joh. Sigm. Baron v. Montgelas, von dessen Gemahlin, einer gebornen Gräfin v. Trauner, am 10. Sept. 1759 zu München geboren. Dieser sein Herr Vater war glaublich der erste seines Stammes, der sich in Bayern niedergelassen. In den ältern Zeiten hauste ein Geschlecht dieses Namens in der Gegend von Chambery, wo die Ruinen des, übrigens weiblicher Seits aus der Familie des Amblards herstammenden Schlosses Montgelas, noch jetzt zu sehen sind. Schon i. J. 1355 erscheint ein Dominus Petrus de Montgelato als Botschafter des Grafen Amadäus von Savoyen, genannt des Grünen, um zu Paris einen Frieden mit dem Dauphin von Frankreich zum Abschluß zu bringen. Der Urältervater des Verstorbenen aber, Herr François Garnerin Seigneur de la Thuille, war Staatsrath und Präsident des Senats von Chambery. Unser Max Joseph wurde schon in der Wiege von seinem Vater zum Militärstande bestimmt, und sehr früh der Pflege seiner am fürstbischöflich Freysingischen Hofe wohnenden Großeltern von mütterlicher Seite übergeben. Die dortige Umgebung machte es wohl, daß in dem heranwachsenden Knaben schon in seinem zehnten Jahre das Verlangen rege wurde, sich dem geistlichen Stande widmen zu dürfen. Hierüber wurde er aber von dem anders gesinnten Vater scharf angelassen, und nun zu seiner weitern Bildung in auswärtige Pensionate zuerst nach Nancy, und dann nach Straßburg gebracht. Er ist dortselbst von dem Jahre 1768 bis zum Jahre 1776 zurückbehalten worden, und wie sehr er diese Zeit benützt, wie eminent er in seiner Ausbildung vorgeschritten, geht schon daraus hervor, daß nach seiner Zurückkunft in das Vaterland ein nur halbjähriger Aufenthalt auf der Hochschule in Ingolstadt hinreichend war, um ihn zur Uebernahme einer Hofraths-Stelle in München für vollkommen befähigt zu halten. Wenn man hiebei auch noch so Vieles den eminenten Geistesgaben des Aufstrebenden zugeschrieben werden mag, so wäre doch ohne der Stätigkeit des Fleißes und der Mühe, mit der sich derselbe seiner weitern Ausbildung hingab, und ohne sein ernstes Sichenfernthalten von zeitraubenden Tändeleien, der Umfang von positiven Kenntnissen nimmermehr erklärbar, die sich derselbe schon so frühe erworben und so tief eingeprägt hat, daß ihm das Erlernte bis in sein tiefstes Alter stets gegenwärtig geblieben ist. Schnelle und präcise Auffassung, ein Erstaunenerregendes Gedächtniß und jener intellectuelle Instinct, in allen Dingen das punctum saliens — den bestimmenden Satz zu treffen, und dem Unterzuordnenden seine Stelle zu lassen, waren für den Lernbegierigen um so erwünschtere Mitgaben, als er an dem gesellschaftlichen Leben, welches denn doch stets viele Zeit in Anspruch nimmt, bald ein großes Behagen fand, und den genaueren Umgang mit ausgezeichneten Personen begierig aufzusuchen pflegte. Auf diesem Wege und bei solchen Mitteln ist es ihm denn aber auch gelungen, seine Beobachtungsgabe zu jener Schärfe, und seine Kunst das Gespräch zu führen zu jener Meisterschaft auszubilden, wegen der er stets bewundert worden ist; so wie denn auch ein seltener Einklang der Feinheit des Tons eines Hof- und Weltmannes mit vielseitigem und gründlichem Wissen bei ihm anzutreffen war. Es war auch damals schon die Geschichte und das Staatsrecht, denen er seine Studien mit besonderer Vorliebe zugewendet, und in welchen er es bei den gründlichen Vorkenntnissen, die er sich schon in Straßburg unter trefflichen Lehrern erworben, dann mit Hülfe seines außerordentlichen Gedächtnisses, so unendlich weit gebracht hat. Wie viel der Verewigte in jener frühesten Periode seines Lebens bei dem so vielfältig gebildeten, geist- und kenntnißvollen Kurfürsten Karl Theodor, der ihn in seinen intimsten Zirkeln zugelassen, noch gelernt hat, ist von ihm stets auf das dankbarste anerkannt worden. Aber der Gunst, die er sich bei diesem Fürsten erworben, ist er schon im Jahre 1785 verlustig geworden; vielleicht weil er sich aufstrebenden Männern zu sehr mochte angeschlossen haben, deren Denkweise und Neuerungseifer bei dem Gouvernement Befürchtungen veranlaßten.

Der nunmehr Beungnadigte war durch Karl Theodor selbst dem Prinzen Max von Zweybrücken in München näher bekannt geworden, und so war ihm der Weg, auf dem er nun sein weiteres Fortkommen zu suchen habe, bereits angedeutet — ja gebahnt. So haben denn auch Max Freiherr von Montgelas von nun an seine Dienste der pfalzzweybrückischen Linie des Hauses Wittelsbach geweiht, und auch bei dem damals regierenden Herzog Karl eine sehr günstige Aufnahme gefunden. Hier war es zunächst der Minister von Hohenfels, in dessen Kabinet dem so viel ansprechenden Talente ein neues Feld der Thätigkeit eröffnet wurde. Allein auch in Zweibrücken folgte auf eine entschiedene Gunst eine plötzliche Ungnade des Fürsten, deren Grund und Anlaß sich der Verewigte übrigens niemas hat erklären können. Erst nach dem Tode des Herzogs fielen auch die Schranken, die den Diensteifrigen bis dahin in einer subalternen Stellung zurückgehalten, und um so rascher waren nun auch seine Fortschritte auf der geöffneten Laufbahn. Er wurde von dem Regierungsnachfolger Herzog Max von Zweibrücken, unserm nachmaligen Herrn und Könige, schon unterm 26. April 1795 zum Legationsrathe ernannt, und im darauf folgenden Jahre zum Geheimen Rathe befördert.

Das Gebiet, auf welchem der so eminent Begabte, so gründlich Gebildete, und bereits von jetzt an mit dem unbedingten Vertrauen Maximilians Begnadigte, zunächst zu wirken sich berufen fand, war das der auswärtigen Verhältnisse. Diese waren aber damals so beschaffen, daß wahrlich nicht weniger Muth und Charakterstärke, als Klugheit und Biegsamkeit des Geistes dazu ge-

Digitized by Google

hörte, um in der stürmisch bewegten Zeit überall Rath zu finden und aufrecht zu bleiben.

Der geehrte Redner schildert den Charakter des Verewigten in seinem Privatleben mit folgenden Worten:

„Auch als Privatmann wird Graf v. Montgelas durch die Eigenschaften seines Geistes und Gemüthes allen, die ihn näher kannten, unvergeßlich bleiben. Was für's erste seinen Geist betrifft, so haben ja noch viele die lichtvolle Ordnung zu bewundern Gelegenheit gehabt, mit welcher er eine so erstaunliche Fülle des Wissens beherrschte. Auch die Nachhaltigkeit seines Gedächtnisses hat uns in ein gerechtes Erstaunen gesetzt. Es war aber hiebei nicht blos die Naturgabe, sondern die präcise Methode und jener Ordnungssinn im Spiele, den der Verewigte nicht bloß in seinen Geschäften, sondern auch in seinen Studien und allen seinen geistigen Thätigkeiten, sich von früher Jugend an zum Gesetz gemacht hatte. Dieser reichen Ausstattung seines Geistes stand zugleich auch die größte Biegsamkeit und Schnellkraft desselben, und eine Auffassungsgabe zur Seite, die wie ein erhellendes Schlaglicht ihm alle Dinge näher rückte. Hiezu kam jene zersetzende, aussondernde Gewalt seiner Beobachtungsweise, durch die er auch bei den verwickeltsten Problemen in das Mark derselben einzudringen, und das letzte und nackte Facit sich herauszustellen gewußt hat. Bewunderungswürdig war hiebei die Schnelligkeit der Operationen all dieser ausgezeichneten Geisteskräfte. Mühesamen Conjekturen, ängstlichem Abwägen, anhaltendem Nachsinnen ist der Dahingeschiedene, seinen eigenen Bekenntnissen gemäß, nie im Stande gewesen sich hinzugeben; sondern wenn ihm irgend etwas Bedeutendes gelingen sollte, so mußte es im ersten Wurfe, in der Eingebung des Augenblickes geschehen."

„Als ein Ergebniß einer solchen Geistesausstattung ist denn auch jene Meisterschaft, ja Ueberlegenheit in der Conversation zu betrachten, die an dem Verewigten so allgemein bewundert worden ist. Hiebei war seine Rede stets im schönsten Ebenmaße mit ihrem Vorwurfe, und mit der Stellung und den Verhältnissen der Personen, an die sie gerichtet wurde. Jene Leidenschaftslosigkeit des Gemüthes, auf die ich schon mich zu berufen Gelegenheit fand, trug nun vollends noch Vieles bei, die immer lehrreichen Besprechungen jeder Art mit diesem großen Staatsmanne zugleich höchst angenehm zu machen. Und so wie er dabei selbst aus dem Tone fiel, so fanden auch die ihm Gegenüberstehenden sich stets von der Haltung seines Gespräches getragen.

„Die gesellschaftliche Bildung des Grafen v. Monteglas greift noch in eine Zeit und in Umgebungen zurück, in welcher die strenge Beachtung conventioneller und standesmäßig abgestuften Formen so frühe eingeübt wurde, daß sie gleichsam zur zweiten Natur ward. Und da nun der Verewigte schon in seiner Jugend sich den Zutritt in die höchsten Zirkel der Gesellschaft geöffnet fand, und mit den höchsten Aemtern und Würden so frühe sich bekleidet sah — so ist er auch bald Meister des feinsten Tones, und jener Sicherheit und Leichtigkeit des Benehmens geworden, die den hochgestellten Weltmann charakterisiren. Ja er hat in seinem ganzen äußerlichen Wesen wohl das Bild, das man sich von der persönlichen Erscheinung eines Ministers zu machen pflegt, auf das Vollkommenste in sich dargestellt. Nicht leicht ist hiebei zugleich jener Ton in dem Verkehr mit Tieferstehenden, welcher die Verschiedenheit der gegenseitigen Stellung durch Freundlichkeit und Gefälligkeit des Benehmens auszugleichen strebt, in größerem Maßr als von ihm beachtet worden. Liebenswürdigkeit, die Gabe nämlich, den persönlichen Umgang andern erwünscht und anziehend zu machen, und eine durch Geist gewürzte Heiterkeit über denselben zu verbreiten, war eine der weitern Eigenschaften des Ministers, in welcher ihn wohl Wenige übertroffen haben. Sie beruhte freilich bei ihm zugleich in einem unerschöpflichen Wohlwollen seines von Natur aus weichgestimmten Gemüthes. Diese, in allen seinen bürgerlichen Lebensverhältnissen sich aussprechende Stimmung hat übrigens der Festigkeit seines Benehmens in seinen Berufsgeschäften nicht den Geringsten Eintrag gethan. Innerhalb der Sphäre seines Amtes war und blieb jeder seiner Schritte systematisch bemessen, und in der Verfolgung der Zwecke, die einmal Staatszwecke geworden, ist nichts im Stande gewesen, ihm seine Bahn zu verrücken.

„Was die literarischr Bildung des seligen Ministers betrifft, so mußte ihr Umfang bei einem Manne, dem die Stunden der Muße so sparsam zugemessen waren, wohl jeden, der sich hievon zu überzeugen Gelegenheit fand, in Erstaunen setzen. Er war aber auch eben wieder Meister in der Kunst zu Lesen. Wenn es gleich vorzugsweise das historische Fach und alle auf äußere und innere Politik beziehenden Schriften waren, in welchen ihm nichts Beachtenswerthes fremd geblieben ist — so hatte er sich doch auch mit der gesammten classischen Literatur des Alterthums vertraut gemacht, und die Bekanntschaft mit derselben bis in sein spätestes Alter fortgesetzt. Das Gleiche gilt vor der sogenannten schönen Literatur Deutschlands, Frankreichs, Englands und Italiens. In der ersten waren es die Werke Wielands, die ihm vorzugsweise zusagten, wogegen er an den Schöpfungen Göthes weniger Behagen fand. Der Grund hievon lag wohl in einer frühbestimmten Vorliebe für den Ton und Geist der französischen Geisteserzeugnisse, welche aus der primitiven Richtung seiner Erziehung leicht zu erklären ist. Im Ganzen hat er übrigens an Werken der bloßen Imagination sowohl, als an jenen einer abstractiven Speculation wenig Gefallen gefunden; und selbst auch für den Genuß der zeichnenden Künste und der Musik nur eine geringe Empfänglichkeit gezeigt. Bei der anhaltenden Richtung seiner Geisteskräfte auf das, was Praktisch ist, wird dieses wohl weniger befremden. Immer herausgerufen aus sich selbst, um in die großen Angelegenheiten des Tages thätig einzugreifen, ist er einer innern Weltanschauung immer mehr entfremdet worden. Auch hatte er, soll ich sagen das Glück oder Unglück, sich über Nichts eine Illusion machen zu können.

„Welches die philosophischen Principien waren, aus denen der große Mann, dessen Hingang wir feiern, in der höchsten Sphäre seines geistigen Lebens seine Bestimmungsgründe geschöpft hat, wage ich nicht zu erforschen. Daß die große Welt- und Lebensanschauung von dem hohen Standpunkte aus, auf den seine Natur und sein Beruf ihn gestellt, ihn auch über dem Empirismus, zu dem er sich neigte, emporgehoben, und daß er durchdrungen von der Unzulänglichkeit, ja Nichtigkeit aller irdischen Weisheit und menschlichen Bestrebungen, nur in einer aufrichtigen Resignation in den Willen desjenigen, der das Herz des Einzelnen, sowie das Schicksal der Völker lenkt, seine Beruhigung gefunden — habe ich oft aus seinem Munde vernommen. Und so ist es denn auch nach einem so viel bewegten, Thaten- und Erfolgreichen Leben, das Büchlein des Thomas a Kempis gewesen, in welchen er in seinen letzten Jahren den größten Trost und himmlische Nahrung fand."

Maria's Mitgift.

Im Jahre 1520 landete ein Fischer an dem Markuspallaste in Venedig und ging in ein Wirthshaus in der Nähe. Er war groß und kräftig; aus seinem Gesicht sprach hoher Verstand, aber seine Augen hatten ihren gewöhnlichen Glanz verloren, und es schienen an seinem Herzen schwere Sorgen zu nagen.

In dem dunkelsten Winkel der Wirthsstube bemerkte er einen Unbekannten, der in tiefes Nachdenken versunken zu seyn schien, ebenfalls ein imposantes männliches Gesicht hatte und eine einfache Kleidung trug.

„Giannettini," sagte der Fischer zu einem breitschulterigen Manne, der in der Stube umherging, „bleibst Du noch immer bei Deiner Weigerung?"

Digitized by Google

„Immer," antwortete der Wirth.

„Ich bin zu arm zu Deinem Schwiegersohne, nicht wahr? Du denkst eher an das Vermögen Deiner Tochter, als an ihr Glück. Aber habe ich Dir nicht das Leben bei Lepanto gerettet? Hast Du vergessen, daß ich mit Marien aufgewachsen bin, und wir uns längst geschworen haben, einander anzugehören? Bist Du ehrgeizig wie ein Doge und undankbar wie ein Patrizier?"

„Nein, aber ich bin reich, Barbarigo."

„Ich kann es werden. Ich habe kräftige Arme, ein muthiges Herz, bin jung und vertraue auf Gott. Lorenzo von Medici war ein Kaufmann und Franz Sforza ein Hirt. Warum könnte ich nicht einmal General werden?"

„Marie gefällt einem jungen Herrn, und er hat sich erboten . ."

„Sie zu heirathen?"

„Das nicht, — aber er will sie in sein Haus nehmen und mir 1500 Dukaten geben. Ich verlange 2000."

Der Unbekannte, welcher neugierig dem Gespräche zugehört hatte, stand jetzt auf, klopfte Barbarigo auf die Achsel und sagte:

„Gondolier, Maria wird Deine Frau."

„Nie," fiel der Wirth ein.

„Wenn nun Barbarigo 2000 Pistolen als Hochzeitgeschenk bringt?"

„Dann soll er mein Schwiegersohn seyn und ich will ihm mit Freuden das Mädchen geben; aber der arme Teufel besitzt nichts, als seine Gondel . . ."

„Dennoch sollt Ihr noch heute diese Summe haben."

„Aber woher soll ich sie nehmen, Signor?" stotterte der Gondolier.

„Aus meiner Tasche gewiß nicht, denn ich bin nicht reicher mehr, als ein Lazzarone. Es gibt so viele Arme zu unterstützen von Florenz bis hierher nach Venedig, daß ich keinen Bajocco mehr habe. Aber beruhige Dich, meine Armuth ist die Schwester des Reichthumes und mein Talent füllt meine Koffer mit Gold, wenn meine Wohlthätigkeit sie ausgeleert hat."

Bei diesen Worten öffnete der Fremde eine Mappe, nahm ein Pergamentstück heraus und breitete es auf den Tisch. In wenigen Minuten zeichnete er darauf etwas mit so wunderbarer Geschicklichkeit, daß der Gondolier, obgleich der Kunst ganz fremd, sein Erstaunen nicht bergen konnte.

„Da," sagte der unbekannte Künstler, indem er dem Fischer die hingeworfene Zeichnung übergab, „trage dieses Pergament zu Pietro Bembo, der sich eben in dem Markus-Pallaste befindet, und sage ihm, ein Maler, dem es an Geld fehle, wünsche dieß für 2000 Pistolen hinzugeben."

„Zweitausend Pistolen!" rief der Wirth im höchsten Erstaunen. „Der Mann ist verrückt. Ich gäbe keine Zechine dafür."

Nach einer Stunde kam der Gondolier mit der verlangten Summe zurück, welcher der Sekretär Leos X. einen Brief beigefügt hatte, in dem er den Künstler dringend um die Ehre seines Besuches bat.

Den Tag darauf wurden Maria und Barbarigo getraut.

Der Fremde ließ sich erbitten, der Trauung und Hochzeit beizuwohnen, und als der freudetrunkene, dankbare Fischer ihn bat, doch seinen Namen zu nennen, antwortete er, er heiße Michel Angelo.

Zwanzig Jahre nach diesem kleinen Abentheuer war Antonio Barbarigo durch einen jener räthselhaften Zufälle, deren Geheimniß nur Gott kennt, General der venetianischen Republik geworden. Wie beseligend aber auch für den ehemaligen Fischer dieses unverhoffte Glück war, so vergaß er doch seinen berühmten Wohlthäter nicht, und als Buonarotti in Rom starb nach der glänzendsten Laufbahn, die je ein Künstler durchlaufen hat, schrieb die Hand des ehemaligen Gondoliers unter die lateinische Inschrift, welche der Nachfolger Paul's III. für seinen Liebling verfassen ließ, die beiden dankbaren Zeilen, welche die Zeit geschont hat, und die man noch auf dem Mausoleum des großen Mannes sieht.

Das improvisirte Meisterstück befindet sich gegenwärtig in Paris, und wurde von einem der Korporale Bonaparte's aus Italien mitgenommen.

Eine Harems-Scene des jungen Sultans.

Der Marseiller Sémaphore gibt in einer Korrespondenz aus Konstantinopel folgende Schilderung einer Harems-Scene: „Die Sultanin Mutter, Walide, wünschte den Damen von der Familie der Münzdirektoren, HH. Duz, einen Beweis ihrer Achtung zu geben, und lud sie daher in den kaiserlichen Pallast ein, um bei dem Eintritt ihres Sohnes in das Serail gegenwärtig zu seyn. Die Damen wurden in einer der Privatbarken der Sultanin abgeholt und mit einer Artigkeit empfangen, wie sie türkische Vornehme selten gegen christliche Untergebene zeigen. Von der Schwelle des Gynäceums an bis in den Hauptsaal war das Estrich mit den reichsten brokadenen Stoffen und kostbaren Kaschemirs bedeckt, über welche der junge Padischah der Osmanlis nach einem prachtvollen, mit Perlen, Rubinen und Smaragden besetzten Thronsessel schritt. Die Sultanin-Mutter trat hinzu und segnete unter Anrufungen Allahs ihren Sohn. Zunächst kam die Sultanin Jsma, seine Tante, und verehrte dem sechszehnjährigen Monarchen eine junge Sklavin. Dieses Geschenk schien Abdul Medschid sehr zu freuen, und er hieß das Mädchen neben ihm Platz auf einem Sessel nehmen, der kaum minder reich als sein eigener war. Hunderte von Sklaven und Sklavinnen erschienen der Reihe nach und warfen sich dem Sultan zu Füßen, während Tscherkessische Mädchen mit vollen Händen über den Boden einen Regen von Zechinen ausstreuten. Nachdem alle die eingesperrten Schönen des Harems dem Sultan ihre Huldigung dargebracht, thaten die Frauen Duz das Nemliche, und wollten dann der Neuerwählten des Großherrn die Füße küssen; sie weigerte sich aber bescheiden, bis die Sultanin Walide ihr bedeutete, sie möge diese ihrem Rang gebührende Huldigung nur annehmen. Das Mädchen ließ sich nun den Fußkuß gefallen, aber mit einer erröthenden Schüchternheit, über die der Sultan lächelte. Als sich die Frauen Duz von der Sultanin Walide verabschiedeten, erhielt jede einen vergoldeten silbernen Präsentirteller mit sechs goldenen mit Diamaten verzierten Untersätzen für Schalen, und eine Cassolette von demselben Metall zum Geschenk. Zugleich überreichte die Sultanin jeder ein Tuch mit 1000 Piastern in Goldmünzen, und bat sie, diese Geschenke als Andenken der Thronbesteigung ihres Souverains sorgfältig aufzubewahren. — Ueber die Sultanin Walide berichtet die Preuß. Staatszeitung: Es heißt, daß die Sultanin Walide großen Einfluß auf ihren Sohn ausübt und auch den Geschäften nicht fremd bleibt. Ihr Name ist Sabajeldis, d. i. Morgenstern, sie ist erst 35 Jahre alt und soll noch immer von ausgezeichneter Schönheit seyn. Man behauptet, daß ihre jetzige Stellung ihr erlaube, sich ohne Schleier öffentlich zu zeigen. Es ist jedoch nicht bekannt, ob sie von dieser Freiheit bereits Gebrauch gemacht habe.

Nachlaß eines Pascha von drei Roßschweifen.

Rustens Pascha, der unter Soleiman, dem Prachtliebenden, zweimal Großwessier gewesen, hinterließ nach seinem Tode 1800 Sclaven, 2900 Pferde, 1160 Kameele und Maulthiere, 80,000 Stück Muselin zu Turbanen, 780,000 Gold-Dukaten 8000 Staatskleider, 1100 goldne Mützen, 209 gestickte Satteldecken, 2000 gestickte Tuniken, 1500 Paar silberne Spornen, 130 Paar goldene Spornen, 760 mit Edelsteinen besetzte Säbel, 1000 mit Silber ausgelegte Säbel, 11,300,000 Kleinodien jeder Art, 1000 Pferdelasten Silberstangen, 810 Meiereien und Landgüter, in Asien und Europa, 476 vollständige Rüstungen, 8000 Exem-

Digitized by Google

plare vom Koran, wovon 130 in Einbänden, die mit Gold und Edelgesteinen besetzt waren, endlich 8000 Anzüge jeder Art. Er hinterließ überdieß den Ruf eines rechtschaffenen Mannes, und wurde von seinen Zeitgenossen wie von den Nachkommen hoch verehrt.

Vorsicht bei Schießgewehren.

(Eine abermalige Warnung.)

Die Nordlands-Tidning meldet aus Ostersund: Zwei junge preußische Offiziere, ein Graf Dohna und ein Graf Bismark v. Bohlen, waren auf einer Reise nach Norwegen zu Gast beim General-Adjutanten Bay auf Kungsgärd. Sie vergnügten sich, nebst dem Sohn des Grafen, Lieut. Boy, mit dem Abschießen von Terzerolen. Der Lieutenant legte mit dem seinigen, das, ihm unbewußt, leicht geladen war, auf Dohna an und traf ihn mitten in die Brust. Bismark nahm den Getroffenen in die Arme und trug ihn aufs Bett; Boy stürzt sich in größter Verzweiflung aus dem Zimmer, besteigt ein Pferd und ereilt im gestreckten Galopp den Regimentsarzt, der sich nicht weit entfernt vom Orte befand. Mit ihm zurückkommend, trifft er Dohna lebend, bei voller Besinnung, freundlich und lächelnd im Bett an; die Kugel war, durch eine seltene Fügung, von einem Knochen oder Knorpel in der Brust abgeprallt und die Verletzung unbedeutend. Graf Dohna hat beschlossen, die Kugel in Gold fassen zu lassen und zum Andenken des göttlichen Schutzes, seines Lebens beständig bei sich zu tragen.

Pot-Pourri.

Die Eisenbahnen in medizinischer Beziehung.

Der berühmte englische Arzt Sir Astley, bringt im medicinal Spectator einen interessanten Artikel über die Einwirkung des Eisenbahnfahrens auf die Natur des Menschen im krankhaften und gesunden Zustande. Er stellt darin den Satz auf, daß sich in zwanzig Jahren ganz neue Arten von Krankheiten durch das Fahren auf den Eisenbahnen bilden würden, indem er behauptet, daß das schnelle sich Vorwärtsbewegen nicht mit dem menschlichen Organismus sympathisire, da die Natur, hätte sie dieß gewollt, dem Menschen gewiß Flügel, oder wenigstens Straußbeine verliehen hätte. Er führt auch an, daß im Jahre 1830 allein auf den englischen Eisenbahnen 50,000 (?) Menschen am Schlagflusse gestorben sind, und daß Matrosen, welche ihre ganze Lebenszeit beinahe in schwankenden Bewegungen auf dem Schiffe zugebracht, nicht einige Minuten auf der Eisenbahn fahren konnten, ohne von dem heftigsten Schwindel befallen zu werden. Neevenschwachen Damen soll hingegen, wie Astley aus Beobachtung spricht, das Eisenbahnfahren sehr gut bekommen.

Die holländischen Armenkolonieen

zählten am 1. Juli d. J. 10,853 Individuen. Nebst den bedeutenden Erträgnissen der Landwirthschaft werden in den Fabriken monatlich 3,500 Stück Kattun, wöchentlich 6 bis 7000 Kaffeesäcke und alle Kleidungsstücke für sämmtliche Arbeiter verfertigt. Der Viehstand betrug am 4. Juli 83 Pferde, 1125 Rinder und 3061 Schafe von eigener Zucht.

Warnung für Verliebte.

Zwei Verliebte in Paris hatten sich gezankt, und dem Liebhaber ward von der Angebeteten das Haus verboten. Er konnte die Entfernung von ihr jedoch nicht ertragen und that alles Mögliche, eine Versöhnung herbei zu führen. Umsonst. Seine Briefe wurden unerbrochen zurückgeschickt, und er selbst ein- für allemal an der Schwelle abgewiesen. Der verzweifelte junge Mann beschloß einen letzten Versuch zu machen. Er überraschte die Hartherzige auf einem einsamen Spaziergange, warf sich ihr zu Füßen, flehte, winselte; allein die Grausame blieb unerbittlich. Da verwandelte die Liebe des Verschmähten sich plötzlich in Wuth. Aber auch noch in diesem fürchterlichen Augenblicke die schöne Barbarin verschonend, kehrte er die ausbrechende Wuth nur gegen sich selbst und biß sich halb sinnlos in den Mittelfinger seiner eigenen Hand. Am folgenden Morgen war nicht allein der Finger, sondern auch die Hand und der ganze Arm geschwollen. Er litt heftige Schmerzen, bekam Zuckungen, Krämpfe, und endlich zeigten sich alle Symptome der Wasserscheu. Der junge Mann ist in der schrecklichsten Raserei gestorben. — Die schönen Leserinnen mögen es also nicht zu toll machen mit ihren Liebhabern, damit diese nicht, wie der obige, wirklich toll werden.

Ein Stückchen von der Rechtspflege aus der noch nicht gar alten Zeit!

Als der im Jahre 1804 verstorbene Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha-Altenburg einst den Amtmann im Herzogl. Amte Kranichfeld fragte: „Nun, Herr Amtmann, wie geht's mit Ihren Unterthanen, sind Sie mit ihnen zufrieden?" — antwortete derselbe: „O ja, denn Prozesse kenne ich gar nicht; entsteht ein Streit, so lasse ich die Parteien auf meine Stube kommen und vergleiche die Sache. Will sich nun ein Streitkopf durchaus nicht vergleichen, so gebe ich ihm ein paar Ohrfeigen, werfe ihn zur Thür hinaus und damit ist die Sache abgemacht." Und der Herzog? lachte herzlich über die patriarchalische Justiz, und gab dem Amtmann eine Zulage von fünfzig Thalern.

Aus Spaß wird Ernst.

Folgende spaßhafte Spitzbubengeschichte bildet gegenwärtig das allgemeine Stadtgespräch in Königsberg. Zwei Freunde spielten in einem Gasthofe Billard. Der Eine hatte vor Kurzem eine Summe von 2000 Gulden Papiergeld erhalten und trug sie in einer Brieftasche auf der Brust bei sich. Da dieselbe ihm beim Spiele hinderlich war, zog er sie heraus und steckte sie in die hintere Rocktasche. Sein Freund will sich einen Scherz machen, zieht leise die Brieftasche aus dem Rock und steckt sie in seine Tasche. Als die Parthie beendigt ist, will Ersterer bezahlen und vermißt mit Schrecken seine Brieftasche. Sein Freund beruhigt ihn mit der Versicherung, daß er sich einen Scherz gemacht habe, und will ihm das Seinige wieder zustellen. Aber wer mißt das Erstaunen und Erschrecken des Zweiten, als auch er die Brieftasche in seinem Rocke nicht findet. Ein Dritter hat es wahrscheinlich mit dem Zweiten so gemacht, wie dieser mit dem Erstern und ist gleich darauf spurlos verschwunden.

Anekdoten.

Eine Sängerin in W. sang neulich in der Partie der Amine (Nachtwandlerin) statt: „O gieb mir Kraft, zu tragen": „O gieb mir Tafft zu Kragen," unter allgemeinem Gelächter des Auditoriums.

In dem selbst verfertigten Testamente eines verstorbenen Landedelmannes fand sich folgende Stelle: „Mein ehrlicher Schulmeister P — bekommt 20 Gulden für die Begleitung meiner Leiche, aber unter der Bedingung, daß er nicht singt, er macht zu viel Schnörkel dazwischen, und die sind mir zuwider, zu hören.

Jemand beklagte sich bei L., daß er einem bösen Schuldner Geld abverlangt, daß dieser ihm aber, statt einer Antwort, den Hut vom Kopfe geschlagen habe. — Das war eben ein Beweis seines guten Willens, versetzte L.; er wollte Ihnen wenigstens eine Abschlagszahlung geben!

Digitized by Google

Nro. 36.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Dardanellen. — Lady Esther Stanhope, die Königin von Palmyra. — Der Thierbändiger Van Amburgh. — Wunderbare Rettung. — Der ungarische Räuberhauptmann Schobri und der Theater-Direktor. — Eine im Wasser befindliche Stadt. — Pot-Pourri.

Die Dardanellen.

In dem Augenblick, wo sich die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf die Dardanellen richtet, dürfte es nicht ohne Interesse seyn, die letzte über deren militärischen Zustand bekannt gemachte, von einem englischen Offiziere herrührende Darstellung hier abermals zur Erinnerung zu bringen. Die Straße der Dardanellen ist ungefähr 60 englische Meilen lang, und die sie beschützenden Festungswerke beginnen am Eingang in das Mittelmeer und endigen bei Sestos und Abydos, wo sich der Kanal schon sehr erweitert. Nach außerhalb der eigentlichen Dardanellen befindet sich am Eingange des Kanals auf europäischer Seite das Schloß Sitil-Bahar, auf asiatischer das Fort Kum-Kale. Beide sind von der Seeseite nach dem alten türkischen Systeme stark befestigt, nach dem Lande hin aber fast ohne alle Vertheidigung, und überdieß wird Sitil-Bahar noch durch einen etwa einen halben Kanonenschuß entfernten Hügel beherrscht, von welchem aus es leicht beschossen werden könnte. Eine Viertelstunde weiter aufwärts befinden sich zwei Batterien, welche gleichfalls von der Landseite her völlig offen sind, Eski-Sarlek auf der europäischen und etwas weiter hinauf Kizzis-Boorum auf der asiatischen Seite. Von da an befinden sich bis zu den eigentlichen Dardanellenschlössern Killit-Bahar in Europa und Sultanie-Kalessie in Asien, keine Befestigungswerke mehr. Killit Bahar wird ebenfalls von einem nahe gelegenen nicht befestigten Hügel beherrscht, von welchem aus es selbst mit Gewehrfeuer beschossen werden kann, und auch Sultanie-Kalessie kann von hier aus mit schwerem Geschütz erreicht werden, ist aber übrigens durch seine sumpfigen Umgebungen mehr gedeckt. Von diesen beiden Schlössern hatte im Jahre 1807 das englische Geschwader unter Admiral Duckworth vorzüglich zu leiden. Die Entfernung von den Dardanellen bis nach Abydos beträgt etwa 4 englische Meilen; längs der Küste befinden sich mehrere Batterien, deren Artillerie so gelegt ist, daß sie im Kreuzfeuer schießen, während die von Sestos und Abydos aus in gerader Richtung den Kanal herabschießen. Uebrigens ist keine dieser Batterien, mit Ausnahme der von Abydos, in gutem Vertheidigungszustand, und ihr Ruf gründet sich bloß auf die Menge und das zum Theil ungeheure Kaliber ihres schlecht bedienten Geschützes, welches folgendermassen vertheilt ist: Auf dem europäischen Ufer liegen in Skarni-Kale 15 Kanonen, Sitil-Bahar 70 Kanonen und 4 Mörser, Eski-Sarlek 12 Kanonen, Killit-Bahar 155 Kanonen, Kianale-Bouemie 30 Kanonen, Bovalli-Kalessie oder Sestos 50 Kanonen, oder im Ganzen 332 Kanonen und vier Mörser; auf dem asiatischen Ufer dagegen liegen im Kum-Kale 80 Kanonen, Sultanie-Kalessie 196 Kanonen, auf einer nicht weit davon entfernten neuen Batterie 50 Kanonen, Kiosse-Boorum 46 Kanonen, Nagara Boorum oder Abydos 48 Kanonen, im Ganzen 482 Kanonen und 4 Mörser. Folglich muß jedes Schiff, welches durch die Dardanellen fahren will, nicht weniger als 822 Feuerschlünde passiren, und unter diesen befinden sich zu Sultanie-Kalessie 17, welche steinerne Kugeln von einem Durchmesser von 25 Zoll schleudern, und ein Geschütz, welches Kugeln von 26½ Zoll Durchmesser hat; in Killit-Bahar sind 18 und in Kum-Kale 16 Kanonen von ähnlichem Kaliber. Um sich der Dardanellen zu versichern, kommt es daher vor Allem darauf an, die Zufuhr zu den Dardanellenschlössern und Batterien von der Landseite abzuschneiden, was am besten dadurch geschehen kann, daß man am Chersones, oberhalb Gallipoli, wo die Landenge sich bis auf 4 — 5 englische Meilen zusammenzieht, eine feste Stellung einnimmt. Die Festungswerke am Bosporus gleichen im Ganzen denen an den Dardanellen; allein die Natur hat hier den Angriff schon an sich weit schwieriger gemacht, denn die Küsten sind einer Landung nicht günstig, und Nordwinde, welche dort beständig wehen, erschweren die Annäherung an das Land ungemein. Verstärkerungen können von Konstantinopel aus in 24 Stunden nach dem Bosporus gebracht werden, und selbst wenn Rußland 20 — 30,000 Mann dort an das Land setzen wollte, so würden sie gegen das fanatische Volk in der Hauptstadt doch nur wenig ausrichten. Der einzige Ort, wo in der Nähe der Schlösser des Bosporus eine Landung mit Vortheil gewagt werden könnte, ist bei Kilia-Kalessie; und zwischen diesem Dorf und der Hauptstadt befindet sich eine mit Wald bedeckte Hügelreihe, welche sehr leicht vertheidigt werden kann. Hier sind die eigentlichen Thore von Konstantinopel von dieser Seite; wer sich ihrer bemächtigt hat, kann ohne weitern Aufenthalt seinen triumphirenden Einzug in das Serail des Großherrn halten.

Lady Esther Stanhope, die Königin von Palmyra.

Von Henry Cornille.

In den Zeitungen las man neulich mit kurzen Worten folgende Anzeige: „Lady Esther Stanhope ist nach einer langwierigen Krankheit, 64 Jahre alt, zu Dschuni in Syrien gestorben." Und der gleichgültige Leser erinnerte sich vielleicht gar nicht einmal, wer diese Frau war, die ihr Leben an den Gränzen der Wüste, mitten unter den Drusen und Turkomanen beschloß, über welche diese Tochter der Ungläubigen einst einen so seltsamen, ja fast wunderbaren Einfluß ausübte. Es gab in dem Leben der Lady Stanhope eine Phase, wie sie vielleicht nie wieder in die Jahrbücher des Orients eingetragen wird. Man denke sich vierzigtausend Araber, die sich plötzlich auf den Ruinen Palmyra's versammeln, unbezähmte Nomadenstämme, feurig wie die Gluth der Sonne, die mit ihren Strahlen auf dem Syrischen Sande brennt; diese wilde Schaar steht unbeweglich und schweigend vor einem fremden Weibe; von Erstaunen und Bewunderung erfaßt, rufen Alle mit einem Mal die Tochter der Stuarts zur Beherrscherin der Wüste, zur Königin von Palmyra aus. Man versetze sich im Geist auf den Schauplatz dieses fabelhaften Triumphes, und man wird das Wesen jener Frau begreifen, welche es verstand, dem muselmännischen Fanatismus Schweigen zu gebieten und sich durch sich selbst eine wahrhaft zauberische Herrschaft auf dem Boden Mahomeds zu begründen.

„Lady Esther Stanhope", sagt Lamartine in seinem herr-

Digitized by Google

lichen Werke, „war Pitt's Nichte. Nach dem Tode ihres Oheims verließ sie England, und durchreiste Europa. Jung, schön und reich, wurde sie überall mit dem Eifer und dem Antheil aufgenommen, welche ihr Rang, ihr Reichthum, ihr Geist und ihre Schönheit ihr sicherten; doch verschmähte sie es standhaft, ihre Schicksal an das eines ihrer ausgezeichneten Verehrer zu knüpfen, und nach einigen in den vorzüglichsten Hauptstädten Europa's verlebten Jahren schiffte sie sich mit einem zahlreichen Gefolge nach Konstantinopel ein. Den eigentlichen Beweggrund zu dieser Auswanderung hat man nie erfahren können; Einige haben sie dem Tode eines jungen englischen Generals zugeschrieben, der damals gerade in Spanien gefallen war, und dessen Andenken eine immerwährende Trauer im Herzen Lady Stanhope's zurücklassen sollte; Andere aber nur dem Geschmack an Abenteuern und der unternehmende muthige Charakter der jungen Dame sprach für diese letzte Meynung. Wie dem auch sey, sie reiste ab, hielt sich mehrere Jahre in Konstantinopel auf und schiffte sich dann auf einem englischen Fahrzeuge mit dem größten Theil ihres baaren Vermögens, mit ihren unschätzbaren Kleinodien und mit Geschenken aller Art nach Syrien ein. Ein Sturm aber überfiel das Schiff auf dem Wege nach Karamanien, im Meerbusen von Makris, es scheiterte und die Wellen verschlangen alle Schätze der Lady Stanhope; sie selbst entging kaum dem Tode."

Nichts konnte indeß den Entschluß der Lady Esther wankend machen; sie kehrt nach London zurück, sammelt die Ueberreste ihres Vermögens, schifft sich von Neuem ein, steuert nach Syriens Küsten hin und steigt bei Latakia, dem alten Laodicea, ans Land. Erst wollte sie sich in Brussa am Fuße des Olymp niederlassen; aber Brussa hat sechszigtausend Einwohner und ist eine an den Landstraßen von Konstantinopel belegene Handelsstadt, und Lady Stanhope sehnte sich nach der Unabhängigkeit und Einsamkeit der Wüste. Sie wählte sich also die Einöden des Libanons, dessen Verzweigungen sich mitten in Sand-Ebenen verlieren. Das in Trümmer gesunkene Palmyra, die alte Stadt der Zenobia, reizte ihre Einbildungskraft, und ihr neuer Wohnsitz sollte an jene vergessenen Stätten gränzen, wo die Vergangenheit mit all ihrem Zauber, mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit sich offenbart. Da ist sie nun im Dorfe Dschuni, die edle Verbannte, deren Leben von nun an allen Abenteuern des Zufalls geweiht seyn soll. „Europa", sagt sie, „ist ein langweiliger, einförmiger Aufenthalt; da sieht man nur Völker, die der Freiheit unwerth sind, und die Zukunft bietet mir dort nur endlose Revolutionen." So siedelt sie sich dann in ihrem Theben an, sie studirt das Arabische und müht sich, den Charakter der syrischen Völkerschaften zu erforschen. Eines Tages sieht man die Fremde im türkischen Kostüm sich auf den Weg nach Jerusalem, nach Aleppo, nach Damaskus, nach der Wüste begeben, in der Mitte einer mit Reichthümern, Zelten und Geschenken für die Scheiks belasteten Karavane; bald sammeln sich um sie die Stämme, und es neigen sich vor ihr alle Völkerschaften, wie einst in Spanien vor Ruy Diaz de Vibar. Man gibt ihr den Namen „Cid", und keine Stimme widersetzt sich ihrem Triumphe. Nicht blos durch ihre Freigiebigkeit hatte sich Lady Esther die Bewunderung der Araber gewonnen; mehr als einmal war auch ihr Muth auf harte Proben gesetzt worden, doch immer hatte sie der Gefahr mit kühnem Muthe und mit einer Kraft getrotzt, deren Andenken die Stämme bewahrten. Auch verstand es Lady Stanhope, den muselmännischen Vorurtheilen zu schmeicheln; weder mit Christen noch Juden stand sie in der geringsten Verbindung; ganze Tage lang weilte sie in der Grotte eines Derwisches und ließ sich den Koran erklären; nie zeigte sie sich öffentlich anders, als mit jener begeisterten, majestätischen und ernsten Miene, welche bei den Orientalen immer als Kennzeichen der Propheten galt. Bei ihr jedoch war dieses Wesen und dieser Ausdruck weniger die Wirkung einer klugen Berechnung, als jenes besonderen Hanges zu allem Ueberspannten und Absonderlichen.

Der Aufenthalt der Lady Stanhope, der anfänglich nur eine Einsiedelei war, verwandelte sich plötzlich in einen orientalischen Pallast, mit Pavillons, mit Orangen und Myrthen-Gebüschen, überragt von dem Laubwerk der Ceder, wie sie auf den Bergen des Libanon wächst und gedeiht. Der Reisende, dem Lady Esther den Eintritt in ihr Heiligthum gestattete, fand die Dame mit einem Turban geschmückt, der aus einem weißen oder rothen Kaschmir-Shawl gewunden war; sie trug eine lange Tunika, mit offenen fliegenden Aermeln, weite türkische Beinkleider, die auf ihre mit Seide gestickten Stiefeln aus gelbem Maroquin herabfielen, und am Gürtel den Yatagan. Lady Stanhope hatte einen ernsten und gebietenden Ausdruck, über ihre edeln und sanften Züge war eine Majestät verbreitet, die durch ihre hohe Gestalt und ihren würdevollen Anstand noch gesteigert wurde.

Doch leider erbleichte plötzlich dieser mit so großen Kosten unterhaltene Zauberglanz. Lady Esthers Angelegenheiten geriethen durch ihre Abwesenheit in Unordnung, mit jedem Jahre verminderten sich die Einkünfte, diese positiven Hilfsquellen, die eine Zeitlang die Magie ihrer seltsamen Herrschaft sowohl unterstützt hatten. Die Königin von Palmyra stieg wieder zum Range der gewöhnlichen Sterblichen herab; sie, die einst alle jene unumschränkten Fermans unterzeichnet hatte, welche dem Reisenden gestatteten, nach seinem Gefallen das Gebiet von Palmyra zu durchstreifen, sie, deren Herrschaft die hohe Pforte selbst stillschweigend anerkannte. Bald sah sie ihre Allmacht nicht mehr von allen ihren Völkerschaften anerkannt. Man ließ ihr den Titel Königin, doch war er fortan nur ein Erinnerungszeichen, und von Neuem herrschte Klösterliches Schweigen in Dschuni's Einöden.

Lady Stanhope, ihres nur so kurze Zeit getragenen Diademes beraubt, stirbt durch ein Spiel des Zufalls gerade in dem Augenblicke, wo der Orient wankt, wo auf dem wurmstichigen Throne Mahomed's II. der Erbe Achmeds den letzten Seufzer aushaucht; sie stirbt einsam und vergessen; ohne daß ihr Name sich in diese großen Begebenheiten gemischt hat, beim Donner der Kanonen, der in Nistid's Ebenen rollte, als sollte ihr zu Ehren, wie einst beim Tode Alexanders des Großen, eine blutige Leichenfeier begangen werden.

Der Thierbändiger Van Amburgh,

welcher gegenwärtig mit seinen Thieren auf dem Theater der Porte St. Martin zu Paris Vorstellungen gibt, ist jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung in seiner Art; man spricht gegenwärtig dort viel von ihm, wird folglich auch anderwärts seiner gedenken, und deßhalb scheint es nicht unangemessen, der Verbreitung der fabelhaften Gerüchte, welche man über ihn bereits in die Welt geschickt hat, durch einige auf Wahrheit beruhende Andeutungen entgegenzuwirken. Isaak Van Amburgh, ein noch junger Mann, ist im Julius 1811 in einer kleinen Stadt in der Grafschaft Ducheß in dem Nordamerikanischen Staate Kentucky geboren. Er stammt aus dem wilden Indianerstamme der Tuscaroras, welcher aus Nordcarolina in Kentucky eingewandert ist und mit den Resten der andern einheimischen Stämme in den undurchdringlichsten Wäldern des genannten Staates eine Art Republik gebildet hat, welche unter dem Namen der sechs Nationen bekannt ist. Sein Großvater hieß unter seinen Stammgenossen Tangborgon d'Dom oder der große König der Wälder, und nahm den Namen Van Amburgh erst von einem Colonisten an, welchen er eines Tages in den Urwäldern seines Stammgebietes aus den Klauen zweier Jaguars rettete. Mit dem Verkaufe der Felle dieser Thiere beauftragt, kam er nach Kentucky, ließ sich dort nieder, nahm das Christenthum an und verheirathete sich. Sein einziger Sohn, der Vater des Thierbändigers, soll merkwürdigerweise eine bis ins Kindische übertriebene Furcht vor wilden Thieren gehabt haben und selbst vom Schrecken gestorben seyn, welchen ihn der plötzli-

Digitized by Google

che Anblick eines gemalten Ebers verursacht habe. Schon als kleines Kind soll dagegen sein Sohn Isaak eine besondere Neigung zu gefährlichen und bösartigen Insekten gehabt haben, welche er zu seinem gewöhnlichen Spiele wählte und mit einer an Instinct gränzenden Geschicklichkeit zu behandeln und unschädlich zu machen wußte. Als Knabe versuchte er sich an Ratten, Mäusen und andern schädlichen Hausthieren, über welche er bald eine unumschränkte Herrschaft ausübte. Im zwölften Jahre that er sich als geschickter Pferdebändiger hervor, und ließ sich als solcher förmlich in Kentucky nieder, wo er sich bald eine unabhängige Existenz sicherte. Von den Pferden ging er endlich zu den reißenden Thieren über, welche in Schaaren die Wälder von Kentucky bevölkern. Von ihm gezähmte Wölfe, Hyänen, Löwen, Füchse, Büffelochsen ꝛc. wurden seine gewöhnliche Gesellschaft, bis er endlich in die berühmte Menagerie des Amerikaners Titus, die größte und reichste, welche existirt, als Thierbändiger eintrat. Hier legte er die merkwürdigsten Beweise von der magischen Gewalt ab, welche er über die reißendsten und unbändigsten Thiere ausübte, und erregte namentlich durch die Bezähmung einer sehr bösartigen Löwin, welche kurz vorher ihren Wärter tödlich verwundet hatte, allgemeines Aufsehen. In drei Tagen brachte er es dahin, daß er seinen Kopf in ihren Rachen stecken konnte, ohne daß sie nur Mine gemacht hätte, ihn verletzen zu wollen. Zu Ende des vorigen Jahres erschien er mit einer Auswahl der schönsten Thiere aus Titus Menagerie zum erstenmal in London, wo er sich unter ungewöhnlichem Zulaufe für den Preis von 300 Pf. St. wöchentlich auf dem Astleytheater zeigte. Van Amburgh ist von mittler, untersetzter Statur und von starkem Körperbaue; seine physische Stärke soll außerordentlich seyn, obgleich es weit weniger die Kraft seiner Muskeln als die Gewalt seines Blickes zu seyn scheint, welche auf die von ihm gezähmten Thiere so mächtig wirkt. Seine Augen sind von ganz eigenthümlicher, merkwürdiger Bauart und besitzen eine sonderbare Beweglichkeit, welche sich nicht wohl beschreiben läßt. Die Künste, welche er zum Besten gibt, können übrigens nur dann eigentliches Interesse gewähren, wenn man sie als merkwürdige Naturerscheinung von einem wissenschaftlichen Standpunkt aus auffaßt. Denn an sich betrachtet, sind sie kindisch, durch das ewige Einerlei langweilig und haben selbst etwas Widerliches, weil sie unnatürlich sind. Diese Löwen, Tiger, Panther und Hyänen, welche sich auf den Brettern der Porte St.-Martin vor dem Blick und zu den Füßen ihres Bezwingers schmiegen, haben ihre Natur verloren, das Verhältniß zwischen ihnen und dem Menschen, wie es die Gesetze der Schöpfung mit sich bringen und gewollt haben, ist gewaltsam zerstört; sie sind durch eine eitle Kunst zur Unnatur herabgewürdigt worden; nicht so, meyne ich, sey das Wort der Schrift zu verstehen: „Herrschet über alles Thier, was auf Erden kriecht." Ich für meinen Theil würde einen Blick in die Wälder von Kentucky oder in die Schluchten des Atlas, wo sich diese Thierwelt im Kampfe gegen die Civilisation in ihrer natürlichen Majestät zeigt, allen Vorstellungen Van Amburgh's vorziehen, welche in mir, ich weiß nicht welches peinliche Gefühl erregt haben.

Wunderbare Rettung.

Die St. Joseph's Times erzählen Folgendes: Das Schiff Alexander segelte vor einigen Monaten von Neu-Orleans nach Neu-York. Unter anderen Passagieren befand sich auch ein vierzehnjähriger Bube an Bord, der durch seine heitere Laune, nicht selten aber auch durch tollen Muthwillen und allzuhandgreifliche Possen, die Schiffsmannschaft eben so oft belustigte als belästigte. Der Kapitän, dem endlich der albernen Streiche allzuviele wurden, drohete dem Buben, er werde ihn bei nächster Gelegenheit zur Strafe in ein großes Wasserfaß stecken lassen. Dieser aber hielt die Drohung für Scherz, trieb tolle Dinge nach wie vor und wurde wirklich in ein großes Faß gesteckt. An Luft fehlte es nicht, denn das grosse Spundloch war offen geblieben. Während der Nacht begann die See unruhig zu werden, es erhob sich ein Sturm und das besagte Faß wurde durch einen Windstoß über Bord gerissen. Dieser Umstand wurde jedoch während der Dunkelheit von Niemanden bemerkt. Es ward dreißig Stunden von den Wellen umhergetrieben und endlich am Kap St. Blas ans Ufer geworfen. Der Knabe machte alle mögliche Versuche, um sich aus seinem Gefängnisse loszuarbeiten, aber alle Bemühungen blieben vergeblich; er ergab sich endlich mit Geduld und Fassung in sein Schicksal und sah dem Todesstündlein entgegen. Da sah er einige Kühe am Ufer umhergehen. Wenn sie doch in deine Nähe kämen! dachte er. Und sie kamen näher, gingen um das Faß herum, beschnüffelten es, und dabei kam der Schwanz der einen gehörnten Person dem Spundloch so nahe, daß unser lockerer Zeisig nur die Hand etwas auszustrecken brauchte, um ihn zu packen. Daß die Kuh jetzt aus vollem Halse brüllte, begreift der denkende Leser von selbst; sie rannte, als hätte ihr ein Thierquäler brennenden Schwamm aufgebunden und schleifte das Faß nebst lebendigem Inhalte einige hundert Schritte weit fort über Sock und Stein, bis endlich die Bänder locker wurden und ein Paar Dauben losprangen. Der Knabe achtete der Beulen nicht, welche er während dieser Gallopade bekommen hatte; der Himmel hatte gewollt, daß ein zu rechter Zeit in das Bereich seiner Fäuste gekommener Kuhschwanz sein Retter werden sollte; er stieg aus seinem Kerker, traf bald nachher einige Fischersleute, die ihn nach Apalachicola brachten, von wo er, nachdem mitleidige Seelen einige Thaler für ihn zusammengebracht hatten, nach der Stadt Colombus reiste, wo er sich noch jetzt befindet.

Der ungarische Räuberhauptmann Schobri und der Theater-Direktor.

Der gefürchtete Schobri kam eines Tages, wie sehr häufig, unerkannt nach Pesth, und dort unter andern auch in eines der ersten Kaffeehäuser. An einem Tisch allein saß, mit einer zusammengebundenen Rolle Papier vor sich, ein Mann, dessen Züge und ganzes Wesen mehr als Niedergeschlagenheit ausdrückten. Schobri bemerkte dieß und näherte sich ihm, um ein Gespräch anzuknüpfen. „Es scheint Ihnen etwas zu fehlen; ist Ihnen vielleicht unwohl?" fragte er. — „Mir fehlt Alles," war die Antwort. „Was ich auch anfange, Alles mißlingt mir; ich weiß mir nicht mehr zu helfen und zu rathen, ich bin in Verzweiflung! da habe ich eben hier ein Schauspiel geschrieben, das sein Glück auf dem Theater machen würde; ich dachte etwas damit zu verdienen und meine Noth zu lindern; aber als ich zu dem Theaterdirektor komme und es ihm anbiete, so weist er mich mit schnöden Worten ab. Nicht einmal ansehen wollte er es; der Titel war ihm schon genug." — „Und was ist der Gegenstand des Stücks?" fragte Schobri. — „Schobri und seine Gesellen," erwiederte der Autor. Der Räuberhauptmann lächelte. „Und das will der Theaterdirektor nicht nehmen?" — Fremder. „Nicht einmal durchsehen wollte er es, sage ich Ihnen!" — Schobri. „Wie viel verlangen Sie dafür?" — Fremder. „Lumpige hundert Gulden." — Schobri. „Wissen Sie was? geben Sie mir das Manuskript auf eine halbe Stunde mit; ich kenne den Direktor und will sehen, was ich thun kann." — Fremder. „Hier ist das Ganze."

Schobri schob die Rolle in die Tasche und ging geradenwegs zum Theaterdirektor, wo man ihn in ein elegantes Zimmer führte. Nach einigen Augenblicken trat derselbe ein und fragte sehr artig, was zu Diensten stehe? „Ich habe hier ein Stück, sagte Schobri, das ich Ihnen anbieten möchte; es wird Furore machen und Sie werden eine reiche Erndte davon haben. Wel-

Digitized by Google

len Sie die Güte haben, es durchzulesen?" — So wie der Direktor das Manuscript sah, änderte sich sein Ton plötzlich. „Ich habe das einfältige Zeug schon einmal gesehen, machen Sie, daß Sie damit fortkommen," sagte er geod und ging nach dem Schellenzuge, um dem Bedienten zu klingeln. Schobri vertrat ihm den Weg. Nicht von der Stelle, Herr! sprach ee in gebieterischem Ton, wissen Sie, wer ich bin? ich bin — Schobri." Der Theaterdirektor fuhr zusammen und stand wie angenagelt. „Sie werden das Stück nehmen", fuhr der Raubrittee foet, „und mir augenblicklich 500 Gulden dafür zahlen. In 14 Tagen führen Sie es auf und soegen dafüe, daß es mit allem Pomp gegeben und ausgezeichnet gut gespielt werde. Ich werde selbst im Theatee seyn, um mich von Ihren Leistungen zu übeezeugen, und — Wehe Ihnen, wenn nicht Alles splendid ausgeführet wird." Schobri's befehlende Haltung schloß jede Einrede aus, und mit saueem Gesicht mußte sich der Direktor, wohl oder übel, entschließen, die 500 Gulden aufzuzählen und obendrein sich noch freuen, den gefürchteten Gast damit los zu werden. Diese eilte wieder in das Kaffeehaus und rief dem Autor zu: Ihe Manuscript ist verkauft; hiee haben Sie 500 fl.; jetzt leben Sie wohl." Mit diesen Worten lies ee den Glücklichen stehen und verschwand. In 14 Tagen wuede das Stück aufgeführt und nicht zum Schaden des Direktors. Schobri war unerkannt dort und amüsirte sich über seinen Alteeego und dessen Gesellen. — Unser Beeichterstattee fügt noch hinzu, daß ee später in Pesth zufällig mit diesem Autor selbst zusammengeteoffen sey und aus dessen Munde die Bestätigung der Eezählung Schobri's gehört habe.

Eine im Wasser befindliche Stadt.

Die Stadt Callao bei Lima in Peeu ward im Jahr 1746 durch ein Erdbeben vom Meere verschlungen. Wenn das Meer ruhig ist, und die Sonne nahe am Untergehen, kann man Callao deutlich am Meeresboden liegen sehen; es stehen die Straßen und Häuser, selbst Kirchen und Thürme, so untee dem Wasser, wie Pompeji und Herkulanum untee dee Eede, und die Hayfische und Delphine spazieren in die Häuser durch Thüren und Fenster hinein, die zahllose Brut der kleinen Fische verfolgend. Wenn man auf dem glatten Spiegel schwimmt, unter sich das sondeebare, nie erblickte Schauspiel einee im Wasser befindlichen Stadt, so hält man es, wie Vollmer sagt, für unmözlich, daß nicht jeden Augenblick die Leute heraustteeten und auf den Straßen wandeln sollen, welche nur von dem bunten Gewimmel der Meeresbewohner belebt sind. Sechstausend Menschen fanden ihr Grab hier; von der ganzen Bevölkerung von Callao sind nur zwei geeettet worden, wovon der eine ein Musikus wae, welchee mit seinem Violoncello an einem Riemen auf dem Rücken, zu einer Hochzeit ging, als eine ungeheuee Welle rieſenhoch emporstieg, sich übeq die Stadt ergoß und sie begrub. Ohnmächtig stürzte ee nieder. Nach einigen Stunden erwachte er drei Legoas weit von der Stadt, an einer kleinen Kapelle, unter ihm sein aufgeweichter Violon, welcher ihn hierher getragen hatte. Von der Stadt wae keine Spur mehr zu sehen, sie war nebst einer ganzen Strecke des Landes, auf welcher sie stand, versunken. Als am sechsten Tage das Meer sich von seinem Schlamm gereinigt hatte, bemerkten Fischer die Stadt unter sich, welche seitdem eine Niederlassung der Squollen und Polypen geworden ist, zumeist wohl der großen Anzahl der Leichen wegen, welche sie in den Häusern fanden und dann vielleicht weil es ein sicherer Schlupfwinkel ist. Kein Taucher hat sich noch hinabgewagt, um die Schäze, welche dort seyn müssen, heeaufzuholen, am Strande steht eine Wache, welche Alles, was etwa ausgespült wird, auffangen muß.

Pot-Pourri.

Oekonomische Art, Tabak zu rauchen.

Von Hofrath Döbereinee in Jena ist kürzlich in einem öffentlichen Blatte angegeben, daß man den Tabak dadurch um die Hälfte wohlfeiler machen könne, wenn man gut ausgebrannte Kohlen in grobes Pulvee zertheile, Asche und Staub absiebe, und ein Drittel, ja die Hälfte der gröblichen Kohle beimenge. — Die Sache ist richtig, und der Tabak hält viel länger in der Pfeife, ohne an seiner Güte zu verlieren. (Freilich raucht man dann auch Kohlensäuee, die aus den verbrannten Kohlen entsteht. Indessen ist dieß auch bei dem gewöhnlichen Tabakrauchen der Fall, und die Kohlensäure ist bei dem Champagner, bei den schäumenden Bieren und den Sauerwassern geschäzt, wird also auch hier nicht schädlicher seyn, als der Tabak an sich ist.)

Neueste Methode das Schwimmen zu eelernen.

Mit dee Erfindung dee neuen Methode des Halloren Herrn Lutze, den Schwimmunterricht auf dem Lande bewerkstelligen zu können, beginnt eine neue Aera in der Geschichte dieser Kunst. Nach vielen veegeblichen Versuchen ist es diesem endlich gelungen, eine Maschine zu erfinden, welche den Körper die beim Schwimmen nöthigen Bewegungen machen läßt, und uns so in den Stand sezt, nach einigen vorangegangenen Uebungen mit derselben, als des Schwimmens Kundige, uns in die Fluthen zu wagen.

Was ist ein Gentleman?

Es kommt noch oft genug vor, daß ein Engländer, dee sich selbst oder dem Andere das Prädicat Gentleman beigelegt, im Deutschen zum Edelmann gestempelt wird. Das Woet Gentleman läßt sich aber überhaupt durch keinen deutschen Ausdeuck ganz wiedergeben, wie so viele Bezeichnungen von Dingen und Eigenschaften, die nur bei einer Nation besonders vorkommen. Wollte man durchaus in unserer Sprache ein Wort dafüe finden, so würde, obwohl dem foemellen Gebrauch als Titel nicht entsprechend und ohne den Sinn ganz zu erschöpfen, in manchen Fällen vielleicht Ehrenmann ausreichen, wie aus folgendee Erklärung zu entnehmen ist, die ein englisches Blatt selbst daeübee gibt: Wenn wie Jemanden einen Gentleman nennen, so wollen wir damit keinen gehässigen Unterschied zwischen Hoch und Niedrig, zwischen Rang und Dienstbarkeit, zwischen Reichthum und Armuth machen. Nein die Unterscheidung ist durchaus eine geistige. Wer offen treu und redlich, wer von menschenfeeundlichem, zeutseligem Benehmen, wer eben so ehrenhaft in seiner eigenen Handlungsweise wie in seinem Urtheil übee Andere ist und keines Gesezes bedarf außer seinem gegebenen Woet, um ein Versprechen zu erfüllen, der ist ein Gentleman, und wenn er auch hinter der Pflugschar ginge.

Ein Herr Collega.

In einem Dorfe des östlichen Theils dee veeeinigten Staaten lebt ein Zeitungs-Redakteur, der nicht nur sein eigener Setzer, Druckee und Laufbuesche ist, sondern auch eine Schenke hat, als Dorfschulmeister fungirt, als Hauptmann in der Miliz dient, dabei sich selbst die Stiefeln und Schuhe flickt, an zwei Tagen der Woche patentirte Pillen, Essenzen und Zinnwaaren verfertigt, auch, wenn dee Pfaeeer abwesend ist, des Sonntags die Predigt abliest. Er ist verheirathet und hat sechszehn Kinder. Auch besizt er einen kleinen Schooner, auf dem er im Herbste nach Boston fährt und dort den Ertrag seines Feldbaues, Kartoffeln und Zwiebeln, verkauft. Vor seinee Abreise pflegt er dann seinen Abonnenten anzuzeigen, daß das Erscheinen des nächsten Zeitungsblattes von Wind und Wetter abhängen werde!

Digitized by Google

Nro. 37.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Gedichte Ludwigs des Ersten, Königs von Bayern. — Das Tournier zu Eglinton. — Das Holzschnipfeln der Amerikaner. — Die neue Aegyptische Dynastie. — Pot-Pourri. — Der Frauen Wappenschild.

Gedichte Ludwigs des Ersten, Königs von Bayern.

(Dritter Theil.)

Der dritte Theil der Gedichte des Königs von Bayern ist erschienen, und nach dem allgemeinen, theils poetischen, theils politischen Antheil, welchen die ersten beiden Bände erweckten, wird das lebhafte Verlangen Deutschlands und Europa's, sich nun auch mit den jüngsten dichterischen Selbstbekenntnissen eines bedeutenten fürstlichen Lebens bekannt zu machen, dem Erscheinen des dritten Bandes alsobald entgegenkommen. Denn wenn wir schon dem geschichtlichen Durchforschen der Vergangenheit einen wunderbaren Reiz im Studium der Gedichte, die uns Männer der Zeit, Helden oder Könige, hinterlassen haben, und in denen wir diese sonst durch ihre geschichtliche Größe verhüllten Geister im Erguße ihre Empfindungen unwillkührlich hingegeben und offen vor uns erblicken — wenn wir, beim Lesen der Davidischen Psalmen, der Solonischen Distichen, der Distichon Cäsars, der Minnelieder der Hohenstaufen und der Klagegedichte der Stuarte, die Männer, deren Bedeutung bisher nur wie ein Zahlenbegriff in unserm Gedächtnisse haftete, nun gleichsam lebendig von Angesicht zu erkennen glauben — so muß ein solcher Reiz des geschichtlichen Erkennens dadurch, daß der dichtende Mann der Zeit zugleich ein Mann der Gegenwart ist, auf's höchste gesteigert werden. Jener Drang der Begebenheiten, der seit zehn Jahren die Herzen der ganzen Menschheit so mannichfach erschütterte, welche Empfindungsstimmen, fragen wir begierig, erweckte er in einem Geist, der auf der gesellschaftlichen Höhe, wohin die Vorsehung ihn stellte, jede Weltbewegung reiner zu empfangen und freier wiederzugeben vermag? Jene ewige Gedanken des Glaubens und des Vaterlandes, des festen Rechts und der beweglichen Fortbildung, der sinnbildlichen Ehrfurcht und der bewußten Freiheit — Gedanken, die wir von Jahr zu Jahr im stärkeren scheinbaren Widerstreit unter einander sich wechselseitig anfeinden und Vernichtung drohen sehen — in welcher ungetrübten gleichmäßigen Vereinigung leuchten sie aus der Tiefe eines Lebens wieder, das, selber Sinnbild und doch Bewußtseyn, unberührt wie ein reiner Gedanke über dem verworrenen Kampfe der Parteien schwebt? und in der That, dieser große irdische Kampf unausgeglichener ewiger Kräfte, von dem Europa und Deutschland seit zehn Jahren stärker den jemals gebebt haben, klingt auch in den Gedichten König Ludwigs auf's Vernehmlichste wieder.

Schmerzlicher Unmuth über den poesiewidrigen und undeutschen aufruhrsüchtigen Swindelgeist eines Theils der Menschheit und auch der Deutschen seit dem Einflusse des Jahres achtzehnhunderteinßig, gepaart mit Wehmuth über die dem Dichter plötzlich sichtbar gewordene nackte Prosa des ganzen gegenwärtigen und wirklichen Lebens — das ist die durchgehende Grundstimmung der meisten hier der Welt vorgelegten poetischen Bekenntnisse — eine Stimmung, die selbst in der unerschütterlichen edeln Liebe des Dichters zum deutschen Vaterlande und in seiner begeisterten Erinnerung an die Zeit der Freiheitskriege neuen Grund und Wiederhalt findet.

„Nur so fort" ruft er den Demagogen zu
Nur so fort, ihr Menschenglücker, ihr Feinde des Hohen!
Alles wird niedrig bald, wird von der Armuth gebeugt.

„Erobert von der Prosa ward die Welt — und das Gemeine drückt die Seele nieder" — klagt er in Beziehung auf den bayerischen Landtag des Jahres 1831*) und in Beziehung auf ganz Europa: „der Pandora Büchse ward aufgethan, und ein Schwindel, der sie in das Bodenlose zieht, hat die Völker ergriffen.

Selbst die stärksten, Albions Säulen, wanken;
Was auf dieser Erde steht noch fest?
Alles unterjochen die Gedanken,
Jede Stütze nun die Welt verläßt. —

Aus dem Herzen, ach! ist Gott gewichen,
Jeder ist sich selbsten nun sein Gott,
Und der Glanz des Hehren ist erblichen,
Das Verehrungswürd'ge wird zum Spott.

Wie Saturnus seine eignen Kinder,
So verzehrt selbst Revolution
Die von ihr geborenen nicht minder,
Stürzt den neuen und den alten Thron."

Und zu diesen allgemeinen Klagen über die prosaische Zeit klingen die mehr persönlichen über Enttäuschung im Leben wie ein inneres Echo: als z. B. das Gedicht: Mein Inneres —

„Stille nun ist es geworden,
Alles ist so flach, so breit!
Und verschlossen sind die Pforten
Zu des Lebens Herrlichkeit."

---

*) Brach lach im Brachmonat der Dichtung Feld,
Die Hipokrene, sie ist uns versiegt,
Erobert von der Prosa ward die Welt,
Wird von der Poesie nicht mehr gewiegt,
Es ist ein kaltes, starres schlafend Wachen,
Aus dem Gefühl verbannt ist wie das Lachen,

Das hohe all, das Herrliche verschwand,
Durch eine Oede zieht der rauhe Pfad,
Nicht mehr empfind't das Herz, wie es empfand,
Und keine holde Täuschung mehr uns naht.
Verstummet ist das heitre Reich der Lieder,
Und das Gemeine drückt die Seele nieder.

Ja! alles Wünschen, alles Trachten klebt
An Niederem, es kriecht im Erdenstaub,
Aus der Alltäglichkeit sich's nicht erhebt;
Dem Heute wird die Zukunft ganz zum Raub,
Zum frechen Herrscher ist das Thier geworden
Und rastlos strebet es den Geist zu morden.

Während des nämlichen Landtages:

Lasset sie toben und lasset sie lärmen,
Will darüber mich nimmermehr härmen,
Kein Haar werde darüber mir grau.
Aus des irdischen argem Gewirre,
Welches den Sterblichen führet irre,
Blicke das Auge zum ewigen Blau.

Digitized by Google

oder die Distichen beim Wiedersehen Roms —

„Noch war der Geist nicht von der, das Hohe zernichtenden, finstern
Ueberzeugung erfüllt, ach! daß zu jeglicher Zeit
Bloß prosaisch das Leben des Menschen gewesen, zerrissen
War der Schleier noch nicht, der uns die Wahrheit verbarg.
Doch nur Phantasie ertheilte dem Schönen den Zauber.
Sie nur ertheilet den Geist, und sie erkläret allein."

Aber trotz allem, was Zeit und Menschen dem Herzen rauben, eines doch ist ihm unversehrt geblieben, die Liebe zu dem deutschen Vaterland —

Wenn von Deutschen Hohen und Geringen,
Uebel gleich behandelt und geschmäht,
Würde sie zu mindern nie gelingen,
Liebe unerschütterlich besteht;
Für das Vaterland mich zu bezwingen,
Dieß vermag kein Schicksal. Nie vergeht
Meine Leidenschaft, für Deutschlands Ehre,
Und für sie zu setzen mich zur Wehre."

Liebevoll feiert der Dichter die großen Heerführer des Jahres 1813; begeistert sich lesend in Leyer und Schwert, sowie beim Anhören von Lützows Jagd; und zürnend straft er die, so höhnisch fragen, was wir in jenem Rettungskampfe gewonnen —

„Was wir gewonnen? Daß wir Deutsche nennen
Uns wieder dürfen, wieder uns bekennen
Jetzt als ein Volk, im frisch erworbnen Glanze,
Geschmücket mit dem schönsten Siegeskranze,
Und in Europa's großem Völkerrath
Der Deutsche mehr als eine Stimme hat.

Was wir gewonnen? Daß wir es erkennen,
Daß wir uns nie und nimmer dürfen trennen,
Nie mehr in Süd- und Norddeutschland uns theilen,
Soll von den Deutschen nicht die Macht entteilen;
Als Brüder auf das Innigste verwandt,
Gehören alle einem Vaterland."

Gewiß, wie es im Leben des einzelnen Menschen hohe begeisterte Augenblicke giebt, an deren Erinnerung sich sein ganzes übriges Daseyn aufrichten und erklären soll: so soll auch das deutsche Volk an dem Gedächtniß jener großen Zeit, vielleicht der größten in der ganzen deutschen Geschichte, unerschütterlich festhalten, damit es in diesem Gedächtniß seiner selbst bewußt und seiner eigenen Größe immer würdig bleibe.

Die übrigen Gedichte des dritten Bandes, die nicht unmittelbar in den Kreis der von uns bezeichneten Stimmung gehören, und die wir hier nur ihrem Inhalte nach erwähnen, haben zu Gegenständen die Befreiung von Halles; Liebe und Entsagen;

Wie das Irdische alles entstehet,
So das Irdische alles vergehet,
Währt ja selber die Erde auch nicht;
Nichts darum soll auf solcher betrüben,
Hier nicht, unsere Heimath ist drüben,
Von dem Himmel erhell' uns das Licht.
Wie sich's ergiebt muß man es empfangen;
Nach dem Verweigerten schmerzlich Verlangen,
Dieß den Genuß erst gänzlich verzehrt.
Nicht an das, was mangelt, zu denken.
Dessen sich freu'n, was die Tage uns schenken,
Dieß ertheilet dem Leben den Werth.

Niemals nach der Vergangenheit jagen,
In der Gegenwart niemals verzagen,
Nie nach der Zukunft hoffnungslos sehn,
Nicht nach dem Glücke im Aeußeren streben
(Was sein Inneres einzig kann geben)
Darf der Mensch, soll nicht Freude verwehn.

Reiseeindrücke aus Deutschland, Italien und Griechenland; gesellig-häusliche Verhältnisse, und christlich-religiöse Andacht: Alles offene, unumwundene Selbstbekenntnisse und um so weniger verhüllt, als, der Richtung der neuen deutschen Poesie zufolge, und im Gegensatz z. B. mit den fürstlichen Tonwendungen in den Gedichten der Hohenstaufen oder Richard Löwenherz, das denkende und dichtende Gefühl in diesen Liedern überall nach einem unmittelbaren, persönlichen, von keiner strengeren Form gebundenen und allgemein gehaltenen Ausdrucke seiner Gedanken strebt. Zur Besiegelung des Ganzen aber beschließt diesen Band, gleichsam als Krone, das Gedicht „Späteres Königsgefühl", (welches wir bereits in Nro. 27. des Sammlers unsern Lesern mittheilten) in welchem das edle Bewußtseyn des Dichters sich durch den ruhigen Gedanken seiner vielseitig wirkenden, kunstschöpferischen, volksbeglückenden königlichen Thätigkeit würdig zu sammeln sucht.

Diese merkwürdige bekenntnißreiche Gabe wird nun von dem Dichter und Könige selbst öffentlich der Welt vorgelegt: und Europa, Deutschland vor Allem, muß sich zu einer Erwiederung auf ein solches Geschenk innig verpflichtet fühlen. Welch' andere Erwiederung könnte aber zunächst laut werden, als ehrfurchtsvoller herzlicher Dank dem Geber, der sich, mit Hintansetzung orientalischer Königsgrundsätze, als empfindender Mensch groß genug fühlt, um der gesammten Menschheit das Schauspiel seines Lebens nicht vorzuenthalten, und das Lebensbewußtseyn des gegenwärtigen Jahrhunderts durch frische unverhüllte Mittheilung seiner unter der Krone gereiften Empfindungen und Gedanken bereichern. (Nach der Allgemeinen Zeitung.)

Das Turnier zu Eglinton.

Erster Tag.

Eglinton, 26. August. Von allen Seiten aus dem ganzen Lande sind Fremde herbeigeströmt, um dem Turnier des Grafen von Eglinton beizuwohnen; im Ganzen dürfte die Zahl der Zuschauer nicht unter 60,000 bleiben. Auf der einen Seite der Schranken sind Sitze für 2000 Personen aufgeschlagen, die Billette empfangen haben. Auf dem Schloß ist ein eigener Banquetsaal errichtet, wohin an tausend Personen Einladung erhalten haben; er ist mit Waffen und Bannern und heraldischen Devisen geschmückt und wird Abends von mehr als 800 Lichtern erhellt. Lord Glenlyon hat 100 Hochländer in Hochlandstracht und fünf Sackpfeifer aufgeführt; aber noch mehrere Hundert andere Bergschotten werden stündlich von Blair Athol erwartet. Der Marquis und die Marquise von Abercorn werden von einer ganzen Schaar Bogenschützen begleitet; große Haufen anderer in Lincoln-Grün, Schwärme von Troubadours, Minnesängern und Harfnern sind erschienen und Narren in nicht geringerer Zahl, um ihre Witze zu reißen. — 27. August. Endlich war heute der Tag gekommen, den die „Ritter" und die ganze fashionable Welt von England, den Tausende und Zehntausende unserer Südschotten so sehr ersehnt haben, aber — es regnete und der Wind blies Märzstürme. Indessen ließen sich die Zuschauer dadurch nicht abhalten; Glasgow, Edinburg, Greenock und Dundee haben Tausende von Neugierigen geliefert und der nahegelegene kleine Hafen von Ardrossan hat in den letzten drei Tagen mehr Menschen in seinen Gäßchen gesehen, als in der ganzen Zeit von seinem Entstehen bis jetzt zusammengenommen. Graf Eglinton hatte ersucht, daß alle Kommenden so viel möglich in Kostümen des Mittelalters erscheinen möchten, und dieß war in der That weit vollständiger und besser geschehen, als man hätte ahnden sollen; kaum daß sich irgendwo eine Karricatur blicken ließ. Hochlandstracht ist die beliebteste, aber man sieht auch viel in der alten einfacheren Bürgertracht der Tage Jakobs V. und Heinrichs VIII. Nur die,

Digitized by Google

welche innerhalb der Schranken figuriren, tragen Rüstung. Letztere finden sich in einer schönen Ebene gerade am Fuße eines Hügels, auf welchem 30,000 Menschen bequem Platz haben. Der Hauptstand für den Turnierkönig und die Turnierkönigin sind schön decorirt; der Baldachin über dem Sitz der Letzteren ist mit blauen Damast und reichen silbernen Franzen behängt; die Zelte der Ritter sind an beiden Enden der Schranken und von allen Farben des Regenbogens. Um 12 Uhr, wo der große Umzug beginnen sollte, regnete es in Strömen, so daß tausende von Regenschirmen ausgespannt wurden, worin eben nicht viel Chevalereskes sich zeigt. Uebrigens fehlt's auch nicht an Londoner Taschendieben, die jedoch sich vor zwei der thätigsten Londoner Polizeibeamten in Acht zu nehmen haben, die ebenfalls hier sind. Endlich nach zwei Uhr unter einem heftigen Regenschauer setzte die Prozession sich vom Schloß in Bewegung in folgender Ordnung: 1) Gewappnete in halber Rüstung; 2) Musiker in reichen Seiden, die Pferde reich gezäumt und geschirrt; Trompeter in vollem Kostüme, die Trompeten und Banner mit dem Wappen des Turnierlords; 4) zwei Untermarschälle mit Fußbegleitung; 5) der Herold Lord Eglintons; 6) der Friedensrichter (Lord Salteun) in seiner Robe mit dem Stabe auf reichgeschmücktem Roß, mit Gefolge zu Fuß, das schwere stählerne Schlachtäxte trägt; 7) der Offizier der Hellebardiere zu Pferde in halber Rüstung mit vergoldeter Partisane, Hellebardiere zu Fuß in den Livreeen des Lords, Wappenknechte in halber Rüstung; 8) der Turnierherold in seiner Wappentracht mit reichem heraldischen Schmuck; 9) der Marschall der Schranken (Sir Ch. Lamb,) mit vergoldeter Rüstung, zwei Knappen und 2 Troßbuben; 10) Gefolge des Marschalls in seinen Farben blau, weiß und Gold; 11) Besuchende Ladies, Lady Montgomery und Miß Macdonald auf Pferden mit blau und weißer Seide, mit Gold und Silber gezäumt, jedes von einem Stallknecht in ihren Farben geführt; 12) der König des Turniers (Marquis Londonderry) in Roben von Sammet und Hermelin mit einer Krone, auf reich gezäumten Roß, rechts und links ein Hellebardier, hinter ihm zwei Knappen, Oberst Wood und Hr. Irvine, Hellebardiere in Livreen; dann die Königin der Schönheit (Lady Seymour), rechts und links Stallknechte in reichem Kostüm, auf reichgeschmücktem Zelter, über ihr ein Baldachin von kostümirten Dienern getragen, Damengefolge der Königin, Pagen, zwei Knappen; 13) der Narr (M'Jann vom Londoner Theater) auf einem Maulesel, charakterisch behangen, mit Schellen u. s. w.; 14) die Irvine-Bogenschützen, in Lincoln-Grün, Knechte des Turnierlords, Hellebardiere in seinen Farben; das Panier (Gonfalon), von einem Gewappneten getragen, rechts und links Gewappnete in halber Rüstung; 15) der Lord des Turniers (Graf Eglinton in reich vergoldeter Rüstung, rechts und links ein Stallknecht; das Banner von Lord Seymour getragen; 3 Knappen; Reisige des Lords. Nach dem Lord des Turniers kommen mit ihren Gefolgen, Knappen, Wappenknechte, Hellebardiere u. s. w. 16) der Greifenritter in goldeingelegter mailändischer Rüstung (Graf Craven) scharlach, weiß und Gold; 17) der Drachenritter (Marquis Waterford) in polirter, gereifter Stahlrüstung, blau und weiß; 18) der schwarze Löwenritter (Viscunt Alford) polirte Stahlrüstung blau und weiß; 19) der Ritter von Gael (Viscount Glenlyon) polirte Stahlrüstung, grün, blau und carmoisin; 20) der Delphinenritter (Graf Cassilis), Stahlrüstung, scharlach, schwarz und weiß; 21) der Kranichritter (Lord Cranstoun) polirte Stahlrüstung, roth und weiß; 22) der Widderritter (Hon. Capt. Gage) Stahlrüstung, blau weiß und Silber; 23) der schwarze Ritter, (J. Cambell Esq. von Sadell), schwarze Rüstung, schwarz; 24) der Schwanenritter, (Hon. Jernigham), polirte Stahlrüstung, carmoissin und weiß; 25) der Ritter vom goldenen Löwen (Cap. Fairlin), reich vergoldete und blasonirte Rüstung, blau und carmoisin; 26) der Ritter von der weißen Rose; 27) der Ritter vom Hirschhaupt; 28) der Ritter vom brennenden Thurm; 29) der Ritter von der rothen Rose; 30) der Ritter von der Löwenklaue; 31) besuchende Ritter, der Seneschall des Schlosses u. s. w. — Wegen des Regens muß ein großer Theil des Ceremoniels unterbleiben, die Ladies kommen, statt zu Pferde, in geschlossenen Wagen, aus denen sich nur der Kopfputz zeigt. Die ungeheuren Kosten und großen Zurüstungen sind größtentheils umsonst verwendet, der Regen hat das Beste verdorben, der Boden des Turnierplatzes ist in einen Morast verwandelt. Schade darum!

(Der Schluß folgt.)

Das Holzschnipfeln der Amerikaner.

Capitain Marryat, dessen Buch über die Vereinigten Staaten uns noch nicht zugekommen ist, woraus aber die Journale bedeutende Auszüge machen, theils allerlei komische Züge aus dem Charakter der Amerikaner mit. Eine seiner Schilderungen in dieser Beziehung ist das Holzschnipfeln, das namentlich bei den eigentlichen Yankees im Gebrauch ist: „Es ist eine aus der natürlichen Rastlosigkeit des Amerikaner's hervorgehende Gewohnheit, daß er beim Mangel anderer Beschäftigung mit seinem Messer an einem kleinen Prügel oder sonst an so etwas schneidet. Einige sind aus langer Gewohnheit dieser Beschäftigung so ergeben, daß wenn sie nicht ein besonderes kleines Stück Holz haben, sie an den Rücklehnen der Stühle oder sonst irgend etwas, das sie erreichen können, herumschneiden. Ein Yankee, den man in ein Zimmer wies, um daselbst die Ankunft des Hausherrn abzuwarten, schnipfelte fast den ganzen Kaminmantel weg. Advokaten schneiden im Gerichtshof an dem vor ihnen stehenden Tisch, und die Richter an ihrer eigenen Bank. In einigen Gerichtshöfen legt man kleine Holzstücke vor bekannte Schnipfler, um die Möbels zu schonen. Die sogenannten Down-Easters oder Stock-Yankees schnipfeln, wenn sie einen Handel machen, da es die Pausen ausfüllt, Zeit zum Nachdenken gibt, und noch überdieß die Ausforschung des Gesichts verhindert, was bei einem Handel zwischen Yankees von großer Wichtigkeit ist. Ich war einst Zeuge eines Handels zwischen zwei Yankees, welche über ein kleines Landgut Handels eins zu werden wünschten und zum Holzschnipfeln ihre Zuflucht nahmen. Sie saßen auf einem Baumstamm, etwa drei oder vier Fuß von einander mit abgewendeten Gesichtern, d. h. einer blickte gegen Osten, der andere gegen Westen: der eine hatte ein Stück weiches Holz, und sägte mit seinem Federmesser daran, der andere hatte einen ungeschälten Wallnußstock in der Hand und streifte die Rinde ab. Das Gespräch lautete folgendermaßen: — „Nun, guten Morgen — und wie steht es mit dem Landgut?" — „Hum! ich weiß nicht, was verlangt Ihr?" — „Was gebt Ihr?" — Pause, die mit Schnipfeln ausgefüllt wird. — „Ich sollte meinen, 2000 Dollars sey ein Haufe Geld dafür." — „Ich sollte meinen, es wird nicht um 3000 abgehen." — „Ein schöneres und wohlfeileres Landgut liegt auf der Nordseite!" — „Das hat aber keine Sonne." — „Die Sonne scheint überall." — „Man hat mir, wenn ich mich recht entsinne, schon so viel geboren." — „Aber aufs Bezahlen ist sich nicht immer zu verlassen." — „Ich denke, dieser Wallnußstock soll wirklich elegant werden." — Kurze Stille, die Messer sind in harter Arbeit. — „Ich meine, dieß ist der schönste Wallnußstock, der je aus einem Wald kam." — „2500 Dollars in Terminen würde ich daran rücken." — „Bei diesem Preis dürfte der Termin nur sechs Monate seyn." — „Der Kauf ist geschlossen." Beide stehen auf. „Kommt, jetzt wollen wir eins trinken." (let's liquor on it.) Capitain Marryat führt auch ein Beispiel von einem weiblichen Holzschnipfler auf, die umgeben von ihren Freiern auf einer hölzernen Bank saß, und während der Unterredung eifrig mit ihrem Federmesser daran schnipfelte.

Digitized by Google

Die neue Aegyptische Dynastie

besteht aus folgenden Personen: Mehemed Ali, geb. 1769 zu Cavala in Rumelien, steht jetzt im 71. Lebensjahre; er hat vier Söhne: Ibrahim Pascha, geb. 1789; Said Bey, geb. 1819; Hussein Bey, geb. 1822; Ali Bey, geb. 1824; es stellt sich mithin das Alter des Vaters und der Söhne auf 71, 50, 20, 17 und 15 Jahre. Ibrahim Pascha hat drei Söhne: Mahmud, 18 Jahr alt; Husta, 13 Jahr; Ismael, 13 Jahr alt. Abbas Pascha, geb. 1809, ist ein Enkel Mehemed Alis von seinem Verstorbenen Sohn Tcussoum Pascha. Ferner hat der Vicekönig sieben Neffen: Ahmed Pascha, 36 Jahr alt, Ibrahim Pascha 34, Hussein Pascha 43, Scherif Pascha 43, Ismael Bey 45, Hussein Bey 38, Ali Bey 18 Jahr alt. Ahmed Pascha, einer dieser Neffen hat zwei Söhne, Mehemed und Ibrahim, 16 und 13 Jahr alt. Die männliche Familie Mehemed Alis besteht sonach aus siebenzehn Prinzen, nämlich vier Söhnen, vier Enkeln und neun Neffen. — Said Bey, Sohn des Vicekönigs, bestimmt, nach Ibrahim Pascha zu regieren, ist muthmaßlich der Prinz, dem die Zügel der Herrschaft zufallen dürften; seine Mutter, eine Circassierin, deren einziger Sohn er ist, hat große Sorgfalt auf seine Erziehung verwendet; er ist in den Wissenschaften unterrichtet, spricht und schreibt Französisch, und hat auch etwas Englisch getrieben. Er hat recht gut begriffen, daß Frankreich allein aufrichtige Freundschaft für Mehemed Ali und seine Dynastie hegt, sagt ein französisches Blatt.

Pot-Pourri.

Vergiftung, als Warnung.

Zur Warnung für Eltern verdient wohl angezeigt zu werden, daß jüngst zu Fulda sieben Geschwister fast durch den Genuß verzuckerter Arsenikpillen, welche Ratten zugedacht waren, umgekommen wären, wenn nicht gleich so schleunige als zweckmässige ärztliche Hilfe dieselben (angeblich besonders durch Eisenoxid) glücklich gerettet hätte. Darum möchte man doch alles Ratten- und Mäusegift unzugänglich verschließen.

Mexikanische Mumien.

Vor Kuezem hat man in der Umgegend von Durango in Mexiko fast eine Million Mumien aufgefunden. Sie unterscheiden sich von den Aegyptischen dadurch, daß ihre Haltung sitzend ist; übrigens sind sie ganz eben so eingewickelt und mit ähnlichen Zierrathen geschmückt wie jene. Man fand in ihren Särgen unter Anderem einen Dolch aus Kieselstein mit zierlich geaebeitetem Griff, Kränze und Halsbänder von buntfarbigen Perlen, Knochenstücke, die so glatt wie Elfenbein polirt waren, schöne elastische Gewebe, Vipernknochen und mancherlei andere Gegenstände.

Kollegialische Freundschaft.

Der Arzt, Doctor Friend in London kam wegen angeblichen Hochverraths 1722 in den Tower. Er hatte sich lebhaft gegen den ersten Minister geäußert, und dieß war hinreichend, ihm den Prozeß zu machen. Aber der Kollege Mead, (†1759, 81 Jahre) rettete ihn. Der beleidigte Minister wurde krank und schickte zu Mead. Er kam, untersuchte die Krankheit und versprach schnelle Hülfe, aber nicht eher, bis Friend losgelassen sey. „Die Krankheit nehme zu; keinen Tropfen Arznei verschreib' ich, bis Frient frei ist," erklärt der eigensinnige Dr. Mead. Endlich hat der Minister die Freilassung beim König so weit bewirkt, daß der Befehl zur Lostassung nur noch unterzeichnet werden darf und läßt wieder den Arzt rufen. „Ich komme, wenn der Befehl unterzeichnet und vollzogen ist, aber nicht einen Augenblick eher!" lautet Meads Antwort. Und eher kam er auch nicht; zum Dank stellte er aber nun auch den geängstigten Minister her. Dr. Friend erhielt zugleich vom Herrn Kollegen 5000 Guineen. Es hatte dieser während seiner sechsmonatlichen Gefangenschaft die ganze Praxis besorgt und für ihn dieß verdiente Sümmchen aufbewahrt.

Das Schicksal.

In Würzbueg lebt jetzt ein Kellner, der — vielleicht ist er der einzige Mensch auf Erden, der diesen Namen führt — Schicksal heißt. Die Gäste rufen ihn des Spasses halber stets bei seinem Namen. Nichts Komischeres, als wenn man an der Table d'hôte vom „Schicksal" mit einem Zahnstocher, einem Stück Rindfleisch, oder einer picanten Sauce ꝛc. ꝛc. bedient wird. Als dieser Kellner neulich einer jungen Dame eine Mehlspeis-Souce auf's Kleid goß, sagte ein neben ihr sitzender Schriftsteller: das ist nicht des Kellners Schuld, das ist des Schicksals Tücke.

Die beste Masse.

Im Winter 1837 kam der Gerichtshalter S. nach M., einem Dorfe, das regelmäßig in jedem Jahre seine Konkurse hatte, gefahren, um daselbst Gericht zu halten und hatte sich, da es Schlittenbahn war, seines Schlittens und seiner Pferde beim Transporte bedient. Da sich sein Schellengeläute wegen des hellen Klanges vor vielen andern in der Nähe und Ferne auszeichnete, so äußerte einer der Bauern, welche in der Schenke, wo der Gerichtshatter abtrat, sich befanden, „er möge wohl wissen, aus welchem Metalle die Schellen beständen? Ein anderer antwortete: „es ist Silber," ein Dritter „Glockenmasse," ein Vierter aber — ein Spaßvogel — rief: „ich will es euch sagen, es ist Koncursmasse."

Etwas Rührendes.

Das Rufen eines alten Weibes in Prag: „Etwas Rührendes! kaufen Sie etwas Rührendes!" machte einen Vorübergehenden neugierig, ihre Feilschaften zu besehen. Es waren Kochlöffel!

Der Frauen Wappenschild.

Das liebe, deutsche Vaterland
Theilt sich in viele Gauen,
Vom Rheinsturz bis zum Ostseestrand
Sind viel der Herr'n zu schauen.

Doch eine Herrschaft fand ich nie,
So scharf ich nach ihr lugte,
Bis heut' in der Geographie,
Die ich genau durchsuchte.

Und dennoch hat sie überall
In Hütten und Palästen
Viel Unterthanen ohne Zahl,
Der Kleinen wie der Größten.

Kennst du sie nicht? man nennt sie hier:
„Die Herrschaft guter Frauen."
O schön ist ihres Wappens Zier:
Pantoffeln! anzuschauen.

Dankt der Gemahl auch nicht dafür —
Für's Sinnbild künft'ger Plage,
Ich sende liebes Bäschen, dir
Ein Paar zum Hochzeittage.

Gebrauche sie mit Freundlichkeit,
Was gute Frauen pflegen,
Gewiß! sie bringen jeder Zeit
Dem Haushalt reichen Segen.

Doch das Pantöffelchen soll auch
Zu seiner Zeit mit sprechen,
Und jeden Schlag nach altem Brauch
Mit einem Kusse rächen!

— e — u.

Digitized by Google

Nro. 38.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das Turnier zu Eglinton. — Einweihung des neuen Kurhauses für die Wasserheilanstalt in Gräfenberg. — Gedicht in schwäbischer Mundart. — Etwas Außerordentliches von Van Amburg. — Anekdoten. — Charade.

Das Turnier zu Eglinton.

Erster Tag. (Schluß.)

Nachdem der Zug geendet, schmetterten die Trompeten, die Schranken wurden geöffnet, und das Turnier begann. Zwei Ritter sprengten mit der Lanze gegeneinander an, aber so schwach, daß sie sich nicht verletzten. Die Lanzen waren ohnedieß so dünn, daß sie bei dem geringsten Stoß zerbrachen. Die beiden Ritter, welche diesen ersten Gang machten, führten den Titel: der Schwanenritter (Herr Firningham) und der Ritter der rothen Rose (Lechmere). Die Ritter trafen sich in der Mitte der Bahn, der Schwanenritter hatte seine Lanze gegen den Helm seines Gegners eingelegt, an dem sie zersplitterte. Beide Ritter ritten zu neuem Gang an die Ende der Bahn zurück, wo der Schwanenritter eine neue Lanze empfing. Auch der zweite Gang blieb erfolglos, aber der vordere Theil der Rüstung des Rosses des Schwanenritters löste sich ab. Jetzt ritten Lord Eglinton selbst und der Drachenritter (der durch seine tollen Streiche bekannte Marquis Waterford) in die Schranken. Bei dem ersten Gang traf Lord Eglinton seinen Gegner hart auf den Schild, aber ohne ihn bügellos zu machen; bei dem zweiten zersplitterte er seine Lanze am Helme des Drachenritters, und wurde jetzt zum Sieger erklärt. Begleitet von seinem Stallmeister und Pagen, ritt er vor die Stelle der Kampfbahn, an der die Dame saß, welche den Ritterdank austheilte, neigte sich ehrfurchtsvoll, und die schöne Lady Seymour ertheilte ihm den Preis. Jetzt ritt der Ritter von dem brennenden Thurme (Sir Th. Hopkins) gegen den Ritter der rothen Rose (Lechmere) in die Schranken. Dieser zersplitterte bei dem ersten Gang seine Lanze an dem Helm seines Gegners; bei dem zweiten Gang dagegen riß der Ritter von dem brennenden Thurme einen Theil von dem Helme seines Gegners los, der weit in die Luft flog, unter lautem Jubelruf der Zuschauer. Es war dieß die schönste Waffenthat des Turnires. Er wurde als Sieger erklärt und holte den Ritterdank. Nach einem weitern wenig interessanten Kampfe zweier andern Ritter erfolgte als Zwischenspiel ein Kampf mit Schwertern, die mit zwei Händen geführt wurden, zwischen einem Bergschotten und einem Hrn. Mackay, welcher Sieger blieb. Von Zeit zu Zeit suchte eine Art Possenreißer in komischem Costüme die Gallerien zu erheitern. Nachdem in einem letzten Kampfe zwischen dem Drachenritter und dem Ritter vom schwarzen Löwen Ersterer, weil er die meisten Lanzen zersplitterte, zum Sieger erklärt worden war, wurde der Kampf für diesen Tag geschlossen, und die Damen und Ritter begaben sich in das Schloß zurück. Lady Seymour, als Königin des Festes, wurde bei dem Her- und Rückzuge von ihren Bogenschützen, in getreuem Costüme aus der Zeit von Robin Hood, geleitet.

Zweiter und dritter Tag.

Wenn schon die Feier des ersten Tages durch Ungunst der Witterung litt, so wurde die des zweiten, an dem der Regen in Strömen fiel, fast ganz vereitelt. Der Turnierplatz glich einem See; der mit Sägspähnen überlegte Boden war „durchweicht wie ein nasser Schwamm." Gleichwol waren gegen 20,000 Zuschauer versammelt, von denen nur etwa 600, die Elite der Gesellschaft, unter Dach waren, während die Menge Mäntel, Regenschirme, die Bäume des Parks und vor Allem die Geduld zu Hülfe zu nehmen mußte. Die Ritterdamen, die „Königin der Schönheit" voran, anstatt auf Zeltern nach der Kampfbahn zu reiten, hatten wieder dahin fahren müssen, und der „Turnierkönig" Maequis v. Londonderry in seiner Ritterrüstung, auf seinem schönen Streitroß, hielt ein Paraplui über sich. Ueberhaupt ergaben sich manche komische Scenen, was um so nöthiger war, als dem officiellen Spaßmacher (jester) — er war, wie sich von selbst versteht, nicht aus dem Ritterstande, sondern von einer herumziehenden Schauspielergesellschaft gemiethet — trotz Pritsche und Schellenkappe der Witz im Regen ganz zu Wasser wurde. Auf die Nachricht, daß auch der, dem Schloß angebaute Bankett- und Ballsaal — zwar nur von Holz, aber von der prächtigsten Einrichtung — unter Wasser stehe, gab es manche lange Gesichter. Zuletzt drang der Regen selbst in die bedeckten Bänke und die Zelte an den Turnierschranken ein; Ritter und Knappen, Frauen und Fräulein jeden Ranges, schottische Hoch- und Niederländer, Sackpfeifer, Trompeter, Herolde und Pagen, Alles war bis auf die Haut durchnäßt. Ein Gentleman, dessen ungeheure rothe Nase ihm den Titel „der Ritter vom rothen Drachen" verschafft, ergötzte sehr durch die Mühe, die er sich gab, sein Costume zu schützen; ein Anderer vom Volke der „König der Schönheit" benannt, aber einem Londoner Kohlenträger gleich sehend und sichtbar von Branntwein begeistert, wankte zur Belustigung des Publikums beständig über den Kampfplatz hin und her, wobei ihm ein Knabe einen ungeheuern Nachtsack nachtrug. Endlich um 5 Uhr Abens trat die ganze mittelalterliche Maskerade von Mönchen, Pilgrimen, Gueths, Wambas und andern „Abkömmlingen der Familie Wiglos" (s. W. Scotts Ivanhoe) begleitet, ihren eiligen Rückzug aus dem Park an, wobei hunderte von Schuhen im Kothe stecken und mancher Fetzen von seidenen Gewändern hängen blieb. Manche, die sich auf dem, acht englische Meilen weiten Weg nach dem nächsten Städtchen zu erkälten fürchteten, hatten von der „Creatur (d. i. Branntwein)," die sie in der Tasche mitführten, zu viel genossen, was keineswegs dazu beitrug, die würdige Haltung des Rückzuges zu erhöhen. Dieser Zustand war sehr verdrießlich für Lord Eglinton, dem das Fest nicht weniger als 20,000 bis 30,000 Pf. St. (240,000 bis 360,000 fl.) gekostet hatte.

Der dritte Tag entschädigte jedoch einigermaßen, denn er war vom schönsten Wetter begünstigt, und nun konnten der Aufzug und das Turnierspiel mit allem Gepränge der alten Zeit vor sich gehen. Der Kampf selbst war indeß nur eine Wiederholung des ersten Tages. Der Marquis v. Waterford, der mit einem glänzenden Gefolge in orientalischem Costüme herangezogen war, wurde durch einen Lanzenstoß in den Sand oder vielmehr in die Sägspäne gestreckt. Prinz Louis Napoleon zeigte sich ebenfalls in den Schranken, ohne sich jedoch weder in der Reitkunst noch durch Waffenführung sonderlich hervorzuthun. In einem Kampfe mit alterthümlichen breitgriffigen Schwerdtern für zwei Hände zwischen acht Kämpen erhielt Hr. Jwingham eine leichte

Google

Wunde am Arm. Sonst kam kein Unfall vor. Ball und Bankett am Schlusse des Festes waren prachtvoll.

Das Turnier des Lords Eglinton wird übrigens auf eine für den Lord sehr ehrenvolle Weise erklärt. Als der Lord eines Tages sein Schloß und die Umgegend besuchte, sah er mit Betrübniß das Elend des Volks, und erfuhr von den Behörden, die er deßwegen befragte, daß dieses Elend hauptsächlich daher rühre, weil die meisten Reichen ihre Einkünfte in London und auf Reisen verzehrten, anstatt die Arbeitsamkeit und Thätigkeit im Lande mit ihrem Gelde zu begünstigen. Da versprach Lord Eglinton ein prächtiges Fest zu geben, in der Hoffnung, daß die Masse der reichen Leute, die er zu dem Feste einladen wollte, eine Menge Geldes in die Gegend ziehen, und dieser ein anderes Aussehen geben würde. Lord Eglinton hat Wort gehalten. Die ganze Einwohnerschaft hat zuerst von dem ungeheuern Geldumlauf, den die Vorbereitungen veranlaßt haben, und sodann von dem Besuch so unzählig vieler Gäste ganz außerordentlichen Vortheil gezogen. Keine noch so dürftige Haushaltung gibt es, die nicht einen guten Gewinn gethan. Der Ertrag der Miethen allein hilft den armen Leuten schon aus ihrer Noth; ist doch für manche elende Hütte die Miethe für einige Tage mit 20 Pf. Strl. (ungefähr 220 fl., bezahlt worden! —

Einweihung des neuen Kurhauses für die Wasser-Heilanstalt in Gräfenberg.

Am 9. Juni Abends wurde das neue großartige Kurhaus eingeweiht. Der muntere Zug dahin aus dem alten Speisesaale war recht originell. Die eigenthümliche Belustigung aller Kurgäste bestand unter Musik und Böllersalven, in dem Vortragen der bekannten, mit Blumen und Bändern verzierten, eigens angefertigten Kurapparate und des Neptunschen Elements, als eben so vieler Sinnbilder dieser in ihrer Art einzigen und bewährten Heilmethode. Die Patienten folgten paarweise, die Herren mit den Damen am Arme, und mit artigen Fähnlein ihrer Nationalfarben aus fast allen europäischen Staaten. Prießnitz der Einzige mit den Ausschußmitgliedern der Badegesellschaft eröffnete die wandelnde Uebersiedelung. In dem neuen, schön gemalten, dekorirten und mit acht Lustern, sammt der geräumigen Kredenz, beleuchteten Saale waren mehr als 800 Personen versammelt, die dem gefeierten Manne, dem die Ehre des Tages galt, in Prosa und Versen Weihrauch streuten. Herr Weiß, Regisseur am königl. Hoftheater zu Berlin, trug ein Gedicht: die Vision, vor. Wir theilen einige Strophen mit:

Rings auf den Koppen steigen Nebelsäulen,
Bewegen sich und ringen nach Gestalt; —
Der Berge Geister sind's, gestützt auf Keulen,
Wie Riesen an das Firmament gemalt;
Sie steh'n, mit Geisterernst im Angesichte,
Rings um den Gräfenberg, wie zum Gerichte.

Und Habichts-, Gold und Nesselkoppe grollen,
Und Hockschaar droht: geht das noch lange fort?
Was solls mit diesem Jagen, diesem Tollen?
Schweigt, ruft Allvater, mir geziemt das Wort!
Willst du, daß wir noch ferner Freunde bleiben,
So sage, Gräfenberg, was soll dieß Treiben?

Von allen Wegen kommts herangefahren,
Mit schlechtem wie mit fürstlichen Gespann;
Wo noch der Pflug gefurcht vor wenig Jahren,
Da schau'n wir fragend jetzt Gebäude an;
Und nun das neue, große Haus vollendet,
Was wird der Blick vom Lichterglanz geblendet?

D'rauf Gräfenberg: Beruhigt euch, ihr Brüder,
Nicht eitel ist mein Treiben, höret mich!
Hier blühet dem Kranken die Gesundheit wieder,
Wenn schon der Hoffnung Schimmer ganz erblich;
Und war oft aller Aerzte Kunst vergebens:
Hier quillt ihm neu der süße Born des Lebens.

Der Mann, der Segen weit um sich verbreitet,
Ist kein Gelehrter von Profession,
Er hat nicht hundert Bücher ausgebeutet,
Er ist nur der Natur getreuer Sohn;
In ihrem Buch allein hat er studiret,
Und sie hat ihn zum Doktor promoviret.

Ein schöner und rührender Moment war es, und es glänzten Perlen in dem Auge des bescheidenen Prießnitz, als ihm Hoch und Nieder, Groß und Klein die Hand reichte und drückte, die Damen ihm freundlich auf die Achsel klopften, alle hoch und lange ihn leben ließen unter Lösung der Böller, unter Pauken- und Trompetenschall. Prießnitz dachte wohl nie daran, daß er einst bestimmt sey, mit seiner Frau und fünf Töchtern — wovon er die zwei ältesten von 8 und 10 Jahren in Troppau erziehen läßt — so wie mit seinen zahlreichen Verwandten und Bekannten aus der Nachbarschaft auf diesem stillen, ländlichen Sitze, den sein Genie und sein unschätzbares Verdienst um die leidende Menschheit so verherrlicht haben, ein solches Fest zu begehen, wo er auch von Patriziern jeden Ranges umgeben wäre, die ihm zur Ehre im besten Schmuck erschienen, daß er in einer so schönen Welt, die er sich und um sich im eigentlichsten Sinne selbst geschaffen, mit derselben Hand, mit welcher er den alle Menschen nährenden Pflug bestellte, und das selbst von dem großen Kaiser Joseph im Mährerlande thätig beehrte Geräth handhabte, und die nun die Leiden der Menschheit mit dem alleinigen Wasser heilt — daß er mit derselben Hand, sage ich, an diesem Tage eine fürstliche Hand ergreifen, und mit einer schönen Dame Rußlands, der liebenswürdigen Fürstin Dolgorucky, in einer Polonaise den fröhlichen Ball eröffnen, und die Gehülfin seiner wirthschaftlichen Leistungen mit dem Fürsten nachtanzen sehen würde. Madame Prießnitz ist eine eben so verständige und emsige Hausfrau, als gute Tänzerin, Prießnitz, als Ballgeber und Wasserarzt in unzertrennter Person, bewirthete zwar seine Gäste auf das Trefflichste im Ueberfluß, doch alles im hydropathischen Styl. Von selbst versteht sich daher, daß auch die Toaste auf sein Wohl mit dem herrlichen Gräfenberger ausgebracht wurden. Und so endete das hydropathische Fest, dießmal ausnahmsweise, spät um Mitternacht. Jedoch mußten die lustigen Patienten Tags darauf — in die Kotze. Von den edeln Gästen aus Ungarn ist Herrn Prießnitz noch eine besondere Huldigung zugedacht. Sie haben unter sich einen Verein gebildet, theils um den großen Heilarzt aus Dankbarkeit nach ihren Kräften ein Denkmal zu errichten, theils um in ihrem Vaterlande den Glauben an das heilende Element des Wassers noch mehr zu fördern, und solcher Gestalt daselbst zur Mäßigung in den krankmachenden geistigen und würzigen Genüssen beizutragen. Es sollen schon 800 fl. K. M. unterzeichnet seyn. Die Ausschußmänner sind der aus der Pesther Ueberschwemmungs Katastrophe und sonst bekannte Menschenfreund Baron Wesselenyi, dann Bernritter, Malonyay, Varga und der berühmte Münchner Schwanthaler, welcher gefällig die Mitwirkung übernahm. Das Monument soll seiner Zeit mit angemessener Feier enthüllt werden, und zugleich eine lithographirte Abbildung davon erscheinen. Eine ungarische Inschrift mit goldenen Buchstaben soll von einem Akademiker der ungarischen gelehrten Gesellschaft angefertigt werden. [(Allg. Ztg.)

Digitized by Google

An meinen Freund Alois Beerhalter,
beim Tode seines Schwagers Stöffel.*)

Im Mai 1839.

(Im schwäbischen Dialekte.)

Von **Lehrer Epple** in Gmünd.

Da Stoöffel siehst jetzt nimme laufa,
Ear ka diar au koi Wort mei sa.
So goth aß mit deam Wasserſaufa —
Dear Donnder sotts in Boda schla! —

Hätt Stöffel Bier und Wei fut gsoffa,
No thät ear leaba — des sag ih!
O daß der Taud dean Ma hot troffa! —
Aß ischt no Schad um sei Genie.

Dean Dokter soll a Bom verschlaga
Dear aufbrocht hot dia Wasserkur!
Ischt des a Gsüff au für da Maga?
Noi! des verdirbt de ganz Natur!

Aß Wasser geit gar koine Kräfte,
Drum klaget au so mancha Frau.
Voar Elend muaß ma sotta Gschäfta
Aelz halb ausgmachet liega lau.

Zum Saufa ka koi Wasser tauga;
Denn s'macht de Maga öd' und schlapp,
Und wia a gstorbna kriegt man Auga,
Dear Bauch ist wie na Pudelkapp.

Ma wut so elend zum Verrekka,
Und sieht ganz misserabel aus.
Ma ka it laufa ohne Stekka,
Und d'Rippa fallet oim schier h'raus.

No bei deam Gsüff no komponira!
Wo soll aß do Gedanke gea:
Dear Mag', ist wäff'rig und aß Hiara!
Do wut doch gwieß koi Arbet schöa?

Ih thät a mol koi Wasser sauffa,
Und wenn ih sterba müßt vor Durst,
Dia Mannsleut — die zum Brunna lauffa,
Des sind miar scho de reachte Burst.

Beim Vieh — do laß mers Wasser gfalla,
De Fisch — dia isch ihar Element!
Doch ih sauf Wei! Juhe! loß knalla!
Weg mit em Wasser! Sakerment!

Scho in de Schuha kas ih net leide,
Be wüarthig wenn a Stiefel rinnt.
Drum will ih d'Brunna fleißig meida,
Und Wasserschöpfa bloß wenns brennt.

Ins Wirths seim Keller ischt mei Bronna,
Am groaßa vieradreißger Faß!
Ih will meim Ranza Guats vergonna,
Denn s'Wasser ischt ihm jo doch z'naß!

Wärs Wasser gar so fürnehm — Bruder!
Und wirklich als Getrank aß s'Beſt',
No thät ma nit uns Gmoine Luadar
Bei Brod und Wasser in — Arreſt!

Wöt Gott miar hundert Jährle geaba
Beim Wasser — und beim Wei a Johr;
Das Jährle wöt ih liaber leaba
Als selle hundert — guk! s'ischt wohr!

Zua was hot Gerſta — Trauba — Hopfa,
Dear liebe Herrgott wachse lau?
Und doch gibts gar viel alde Tropfa
Die noiz theaud als an d' Brenna gau!

Meinthalb! ih laß dia Narra laufa,
Und bleib beim guata Bier und Wei.
Do ischt miars wohl! do kann ih saufa,
Und Kreuzſidel und lustig sey!

Drum Bruder! miar land Wei auftraga,
Denn unſ're Mäga wöll't noiz Schleachts!
Und saufet miar uns a de Kraga
No ischt aß doch mit ebbes Reachts!

Der Himmel mög da Stöffel tröſta,
Der Herr geab ihm die ewig Ruah.
Miar aber land is Späzla röſta,
Und saufet tüchtig Wei derzua!

*) Auf mehrseitigen Wunsch nehmen wir diesen Scherz aus dem „Schwäbischen Humoristen" in den „Sammler" auf, da einerseits der verstorbene Stöffel, welcher durch sein mehrjähriges Wirken als Musikmeister im hiesigen Ehevaurieger-Regiment König noch viele Freunde zählt; andererseits aber auch der originelle Klarinet-Virtuose Beerhalter durch mehrmalige Mitwirkung in den hiesigen Musik-Liebhaber-Concerten in freundlichem Andenken steht. — Stöffel suchte noch, vielleicht zu spät, sein Leben durch die Wasserkur zu fristen; erlag aber derselben.

Anmerk. der Redaktion.

Etwas Außerordentliches von Van Amburgh.

Man hat vielerlei Merkwürdiges von dem berühmten Thierbändiger gehört; hier noch etwas und zugleich die Veranlassung, warum er Amerika verließ. Dort in seiner Heimath streifte er in den Wäldern umher und die Thiere kannten und fürchteten ihn. Einstmals waren Bienenstöcke geplündert worden und man bemerkte, daß der Dieb ein Thier seyn mußte. Van Amburgh, den man zu Rathe zog, ermittelte bald, daß der Schuldige ein Bär, seiner Bekanntschaft, einer seiner besten Freunde sey. Er wollte dem Bauer den Zufluchtsort desselben verrathen, aber unter der Bedingung, daß der Thäter nur ein halbes Dutzend Hiebe zur Strafe bekomme. Der Bauer nahm aber drei Freunde mit und sie erschossen das Thier. Auf dem Rückwege begegneten sie Van Amburgh; es kam zu einem Wortwechsel, zum Zanke und endlich zu Thätlichkeiten. Van Amburgh wehrte sich tapfer, schlug endlich den Bauer und einen Begleiter desselben zu Boden und ließ sie für todt liegen. Da er fürchtete, die beiden Männer erschlagen zu haben, so ergriff er die Flucht, eilte nach der Küste und begab sich auf das erste Schiff. Dieß segelte nach Bombay ab und legte am Vorgebirge der guten Hoffnung an. Van Amburgh ging hier ans Land und die Mannschaft des Schiffes staunte nicht wenig, als sie ihn Abends mit einem Bären zurückkommen sahen, den er im Walde an der Küste aufgefunden hatte und den er mit seinem Eisenstabe — seinen Scepter vor sich her trieb. — Diesen Bär machte er ganz zahm, nannte ihn Hiob und gewöhnte ihn daran, auf das erste Zeichen in's Wasser zu springen. Er richtete aber auch Seehunde ab, Fische zu fangen und zu aportiren wie Hunde. Damit nicht zufrieden, wollte er auch einen — Haifisch sich gehorsamen zu machen suchen. Eines Morgens befand er sich mit seinem Bär auf dem Verdecke und frühstückte, als ein ungeheurer Haifisch sich dicht am Schiffe zeigte. Van Amburgh ergriff sogleich seinen eisernen Stab, sprang in das Meer hinunter und schwamm dem furchtbaren Fische entgegen. Der Capitain ließ beilegen und die Matrosen versammelten sich auf dem Verdecke. Van Amburgh ging dem Ungethüme gerade entgegen. Dieses nahm die Stange zwischen die Zähne und

Digitized by Google

zog seinen Gegner so mit unter das Wasser. Nachdem er sich eine Zeit lang vergebens bemüht hatte, seine Waffe wieder zu erhalten, sah er sich genöthigt, dieselbe loszulassen und wieder an die Oberfläche des Wassers heraufzukommen. Der Haifisch verfolgte ihn. Ehe er ein ihm zugeworfenes Rettungstau erfassen konnte, sah er das Ungethüm ganz in der Nähe und er entging ihm nur dadurch, daß er schnell tauchte. Bald darauf kam er wieder zum Vorscheine und verlangte eine Harpune, die man ihm auch sogleich zuwarf; dann wartete er ruhig auf den Angriff des Haifisches, stieß ihm die Harpune in den Rücken und warf das Ende des Taues, woran sich der mörderische Hacken befand, auf das Verdeck des Schiffes hinauf. Während die Matrosen sich anstrengten, den Kopf des Haifisches aus dem Wasser emporzuziehen, rief Van Amburgh seinen Hiob und befahl ihm, ins Meer zu springen. Der Bär gehorchte sogleich, schwamm nach dem Haifische zu, der gewaltig um sich schlug und packte auf Befehl seines Herrn das sterbende Ungethüm mit den ungeheuren Tatzen. Einige Flintenschüsse machten dem Haifisch vollends das Garaus und man zog ihn dann auf das Verdeck hinauf. — Das Schiff mußte sich vor einem Sturme in den nächsten Hafen flüchten. Hier traf Van Amburgh einen Landsmann, der ihm sagte, die beiden Baeren seyen nicht gestorben. Van Amburgh kehrte deshalb auf dem ersten Schiffe in seine Heimath zurück und ließ sich von Titus, dem Besitzer der zahlreichsten Menagerie in der Welt, engagiren, die auf sechzig Wagen von einem Orte zum andern gebracht wird.

Anekdoten.

Ein politischer Debitor.

Die Politik ist doch auch zu etwas nutz. Ein junger Pariser Stutzer, der alle Moden mitmacht, aber dabei große Schulden besitzt, wurde vor einiger Zeit auf dem Boulevart von seinem Schneider angehalten, der ihn nicht loslassen wollte, bis er Geld erhalten. Der Stutzer war in großer Verlegenheit, denn schon sammelten sich Neugierige. Mit einemmale fiel ihm ein glücklicher Gedanke bei; er wies die Rechnung, die der Schneider ihm vorhielt, mit einer gewissen Würde zurück und sagte: „Was soll ich mit ihren Papieren? ich bin es müde, solche Dinge zu lesen; ich hasse alle politischen Umtriebe. Ich habe gegen die Regierung nichts einzuwenden und bin ein erklärter Feind derer, welche sie stürzen wollen. Ich habe die Ehre Nationalgardist zu seyn und werde die Ruhe gegen Euch Aufwiegler kräftig mit zu wehren wissen." Mit diesen letzten Worten, die er in drohendem Tone sprach, bahnte sich der Stutzer einen Weg durch die Menge, entfernte sich und ließ seinen Gläubiger versteinert unter den Leuten stehen, die sich versammelt hatten, ihn für einen Verschwörer hielten und durchaus zu dem Polizeikommissär führen wollten. Endlich zeigte er den Leuten die Schrift, welche der Stutzer mit so vielem Unwillen zurückgewiesen hatte, — die Schneiderrechnung; man lachte und ließ den Politikus gehen. —

Der Kapudan-Pascha als Schuhmacher.

Der Marschall Marmont erzählt in seiner Reise folgende Anekdote von dem gegenwärtigen Kapudan Pascha (Großadmirals der türkischen Flotte): „Achmet Pascha, der ehemalige Oberbefehlshaber der Garden, ist sehr klug, höflich, wohlgesinnt und mißtrauisch; seine schnelle Erhebung verdankt er den Launen und der Gunst seines Herrn (des Sultans Mahmud). Er begann, wie die meisten Türken, sein Leben als Handwerker, war ein Schuhmacher seines Gewerbes, und diente dabei als Bootführer im Hafen. — Man erzählte mir, daß als er Gesandter in St. Petersburg war, er auch die Kasernen in Augenschein nahm, und als er bei einer der Werkstätten vorüberkam, dem Verlangen, seine Geschicklichkeit zu zeigen, nicht widerstehen konnte, sich von dem Gefolge trennte, das ihn begleitete, und in die nächste Schuhmacherwerkstatt eilte, wo er sogleich eine Ahle und Knieriem zur Hand nahm, und auf der Stelle einen Beweis ablegte, daß er sein früheres Handwerk nicht vergessen habe."

Verleidetes Tabakrauchen.

In Ragusa — so erzählt G. Blaze in seiner Schrift: „der französische Soldat unter Napoleon," — waren dreißig Offiziere bei einem General versammelt; während der Mahlzeit sprach man von Duellen, Pistolenschüssen; Jeder erwähnte eines Kraftstreichs. Der Eine tödtete die Sperlinge im Fluge, ein Anderer theilte die Kugeln an der Schneide eines Messers. Der General bemerkt auf der Straße einen Grenadier, und ruft ihn in das Zimmer. Beim Eintreten hatte der Soldat die Pfeife, die er zuvor im Munde hielt, in die Tasche gesteckt. — „Behalte Deine Pfeife!" sagte der General; „rauche fort, nimm die Stellung eines unbewaffneten Soldaten an, unbeweglich, den Kopf hoch, Achtung auf's Kommando; — rechts um — nicht mehr gerührt!" Der General greift in diesem Moment nach einer Pistole, schießt, und zertrümmert die Pfeife im Munde des Rauchenden. — „Da, hier hast du einen Louisd'or Trinkgeld! — Meine Herren, das nenne ich auf Pistolen schießen!" — „Ich danke, mein General!" sagte der erstaunte Grenadier; „wenn ich aber künftig Sie in der Nähe weiß, werde ich nicht rauchen."

Eine Berliner Obsthändlerin lag auf dem Sterbebette und schied sehr ungern von dieser Welt, wo sie so viele Früchte an den Mann gebracht hatte. — Ihr Ehegespons stand etwas in Nebel gehüllt vor ihr, und tröstete sie mit den Worten: „Jräme Dir nich darüber, det de sterben mußt; det findt sich Allens, un et wird schon jehen! Seh' mal, een Mal missen wir Alle in unseen Leben sterben!" — „Schafskopp!" lispelte die Kraftlose und richtete sich mit Mühe ein wenig empor, „det is et ja eben! J, wenn man zehn oder zwölf Mal sterben müßte, denn würd' ick mir aus det lumpige eene Mal nischt machen."

Ein Bauer aus einem Dorfe an der untern Jart wurde vor das Schultheißen-Amt citirt um wegen der vielen gegen ihn eingeklagten Passiva vernommen zu weeden. Auf die Vorwürfe und und Vorstellungen des Schultheißen versetzte er treuherzig: „Was hätten wir denn, wenn wir das Bisle Schulden nicht hätten?"

Charade.

Mein Erstes findet vielfach sich
Auf dieser weiten Erde,
Bald klein, bald groß, bald fürchterlich —
Doch Der zum Licht sprach: „Werde!"
Läßt es auch weislich so geschehen,
Daß wir gebessert jenseits gehen.
Mein Zwei und Drei ist Satans Brut,
Die Mutter vieler Sünden;
Sey wohl davor auf deiner Hut,
Sonst möchtest du einst finden,
Wie wahr davon Johannes sagt:
„Verdammt ist, wer sich daran macht."
Mein Ganzes wird wohl allermeist
Für ganz erlaubt gehalten;
Doch ist dem nicht so — Kant beweist's
Vielleicht der Geister größter Geist
Die stets auf Erden walten.

Druckfehler. In den ersten Abdrücken des „Sammlers" Nro. 37. ist auf der ersten Seite Spalte 2 in der ersten Zeile der Note zu lesen: „Brach lag im Brachmonat" ꝛc.

Digitized by Google

Nro. 39.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Den Naturforschern zu Pyrmont. — Der Engländer außer dem Hause. — Matthias Stettner. — Liebe und Aberglaube. — Das Examen als Paß. — Die Weinproduktion in Ungarn. — Zeitung für den deutschen Adel. — Pot-Pourri. — Charade-Auflösung

Den Naturforschern zu Pyrmont,
im September 1839.

Von Regierungsrath N. Meyer aus Minden.

Kennst du das Reich, in dessen weiten Gränzen
Die Freude kindlich mit der Unschuld weilt?
Wo Iris' Farbenpracht mit flücht'gem Glänzen
Im ew'gen Wechsel holde Dauer theilt?
Wo in der Schönheit jugendlichen Kränzen
Erneutes Glück dem Augenblick enteilt? —
Das Reich, dem einzig nur ein ew'ger Frieden,
Der nirgend sonst, von dem Geschick beschieden?

Wohl kenn' ich es mit den smaragdnen Thoren,
Die Saphir und Rubin und Amethyst,
Und, was die Erde Köstliches geboren,
Der Diamant in Farbenpracht umsprießt;
Und deren keines in das Reich von Floren,
Der Herrscherin, den Eingang dem verschließt,
Der mit der Unschuld kindlichem Vertrauen
Den Zauberblick der Freude mag erschauen.

Beglückte Zeit! da noch die weite Erde
Ein Eden war in Florens üpp'ger Pracht;
Da ihres Winkes nie verstummend Werde
Allüberall ein Leben angefacht,
Dem kein Bedürfniß irdischer Beschwerde
Vernichtung schuf und enger Schranken Macht;
Da jugendlicher Urkraft freies Walten
Sich nur gefiel in köstlichen Gestalten.

Da tönte rauschend noch in dichten Zweigen
Der Gottheit Stimme durch den Blüthenhain,
Und Harmonie aus lichter Sphäeen Reigen
Fiel in den Chorgesang der Schöpfung ein.
Ihr lauschte noch in ahnungsvollem Schweigen
Der jugendliche Mensch, lag kindlich rein
Am Liebesbusen des unendlich Schönen;
Denn er verstand des Alls bedeutend Tönen.

Sie ist entflohn, die goldne Zeit der Frühe,
Die Unschuldswelt der ungeschwächten Kraft. —
Wie auch Erinnrung ahnungsvoll erblühe,
Beschränkung hält den Geist in dumpfer Haft.
Nur selten glückt es ihm, daß er entfliehe
Und sich den Eingang in das Reich verschafft,
Das, offner Thore, nur dem kindlich Reinen
In seines Ursprungs Schöne mag erscheinen.

Doch wem's geglückt im seligen Gelingen,
Sich zu entziehn des Lebens nicht'gem Tand,
Ins Zauberreich der Unschuldswelt zu dringen,
Wo er des Geistes Freiheit wieder fand, —
Der schwebt, wie auf der Sylphe leichten Schwingen,
Von Glück zu Glück, das Florens Segenshand,
Die seinen Pfad mit Blumen nur bestreuet,
Im holden Wechsel dauernd stets erneuet.

Ihm ist der Urzeit Götterhain erschlossen;
Sein Kindessinn erfaßt die zarte Luft;
Von Aetherlicht und Thaugedüft umflossen,
Erfüllt ein höh'res Leben seine Brust;
Denn wie dem Keime Blüth' und Frucht entsprossen,
Wird er der frühern Ahnung sich bewußt;
In seiner Pflanzenwelt beglücktem Raume
Ist heimisch er, erwacht vom langen Traume.

Dreimal beglückt, wer aus den Dämmerungen
Bewegter Zeit, ins lichte Zauberland
Der Friedenswelt mit reinem Sinn gedrungen,
Und schönste Heimath hier bereitet fand;
Dem es im heitren Streben dann gelungen,
Daß ihn Natur mit duft'gem Kranz umwand,
Damit er treu an ihrem Festaltare
Der holden Mutter reinen Sinn bewahre!

Sie hat Euch hier zum schönsten Fest vereinet,
Aus weiten Fernen seyd Ihr hergeeilet;
Ein Ziel nur ist's, das Allen leuchtend scheinet,
Das zu erreichen Keiner träg verweilet;
Wer es in ihrem Dienste redlich meynet,
Dem hat sie Gunst und Liebe gleich vertheilt.
Legt am Altar ein Opfer dankend nieder,
Und eint, so oft sie ruft, Euch liebend wieder!

Der Engländer außer dem Hause.

(Nach dem Atlas.)

Der große Unterschied zwischen dem Charakter der Engländer und der Franzosen oder Belgier tritt erst in der freien Luft am deutlichsten hervor. Auf einem Theil des Kontinents leben die Leute gewissermaßen außerhalb ihrer Häuser, was ohne Zweifel dem Klima mit zugeschrieben werden muß; John Bull hingegen lebt mehr in seinen vier Pfählen, was freilich auch dem Klima, aber doch hauptsächlich dem kaufmännischen Wesen des Engländers beizumessen ist. Das Aeußere jener Kontinentalbewohner zeigt Heiterkeit und allgemeine Freundlichkeit, wie sie aus einem freien gemischten Verkehr entspringen, während eine mürrische Verdrießlichkeit, durch das Schweigen und den unthätigen Ernst des häuslichen Lebens genährt, die kalte Erscheinung des Engländers bezeichnet. Diese verschiedenen Charaktee-Richtungen mögen jede an sich ganz Naturgemäß seyn, doch ist der Vortheil gewiß allein auf der Seite der heitern Lebens-Philosophie.

Auf dem Kontinente strebt fast die ganze Bevölkerung nach Genuß; um die Städte herum sind angenehme, schattige Spaziergänge angelegt, die Häuser werden größtentheils mit Balkonen und vielen Fenstern versehen; dort reiht sich beständig Vergnügen

Google

an Vergnügen, doch mit möglichst geringem Kostenaufwande, und die Absonderungssucht ist da so wenig Sitte oder Bedürfniß, daß selbst die höchsten Klassen ohne Ausnahme an den Volksfesten Theil nehmen. In England sind die grünen Alleen etwas Unbekanntes, es ist nicht anständig, sich außer dem Hause anders als im Wagen zu zeigen; ländliche Lustbarkeiten werden für die Feiertage aufgespart und sind nur fürs Volk, und unsere Häuser werden mit Fensterläden und Vorhängen, mit Decken und Tapeten wohl verwahrt. Herr Buckhingham hat Session vor Session dem Parlamente eine Bill vorgelegt, in welcher er auf die Einrichtung einger Spaziergänge in der Umgegend der Stadt antrug, aber dieser Vorschlag war dem Volksgeiste durchaus zuwider, und obgleich er seinen Antrag mit demselben Eifer und derselben Hartnäckigkeit wiederholte, wie Herr Bish seinen Rath, die Sitzungen des Parlaments zuweilen in Dublin zu halten, so konnte er dem Hause doch nie die geringste Theilnahme dafür abgewinnen; es giebt gewisse Dinge, bei welchen der Verstand der Engländer still steht, und Alles, was auf die Milderung der strengen Unterschiede eines künstlichen Gesellschaftszustandes hinzielt, gehört zu dieser Kategorie. Vor einiger Zeit erlebten wir eine Probe von der Art und und Weise, wie sich der Engländer bei Unterhaltungen im Freien benimmt. In Beulah-Spaa, einem niedlichen Thale, das wie ein Vogelnest zwischen den Miniatur-Hügeln von No wood liegt, war unter hoher Leitung ein Konzert zu einem wohlthätigen Zwecke zu Stande gekommen, in welchem die italienischen Künstler und die Alpensänger mitwirken sollten. Als ich von einer der waldbewachsenen Höhen in die Vertiefung hinunter blickte, wo die Gesellschaft versammelt war, überraschte mich die angenehme Färbung der Scene; die Menge der Herbeigeeilten hauchte der Wald-Einsamkeit Leben ein, es herrschte gerade so viel Munterkeit, als nöthig war, um den Kontrast gegen die Ruhe der Natur hervorzuheben; das Summen und Geräusch der fashionablen Unterhaltung klang nach Heiterkeit und Frohsinn. Als wir aber hinunterstiegen und uns unter die Gesellschaft mischten, verschwand der Zauber; es war nichts als eine Versammlung von einigen hundert Menschen, die sich dem Orchester gegenüber zusammendrängten und seit einer Stunde auf die Ankunft der Grisi warteten; und wie hübsch wir uns auch in der Phantasie die ländliche Idylle ausgemalt hatten, so erblickten wir doch eigentlich nichts Anderes als das an einen ländlichen Ort hin versetzte Theater, mit seiner Hitze, seinem Gedränge, seinem Anstarren und seinem Lärm; Alles war nur hergekommen, um die Grisi zu hören; Wald und Wasser, Blumen und Gras, kurz die ganze Landschaft war keines Blickes gewürdigt. Es sah aus, als fürchte sich die ganze Gesellschaft völlig, daß sie am Ende doch noch in einen ländlichen Paroxismus verfallen könne, und einige Wenige ausgenommen, die sich im schattigen Labyrinthe ergingen und in freier Bewegung sich glücklich zu fühlen schienen, waren alle so förmlich, so nackt und so gelangweilt, als es der stolzeste Aristokrat nur immer wünschen konnte.

Die Gegend von Beulah-Spaa eignet sich auch nicht recht zu einem fashionablen Feste; es giebt da eine Menge von Häuschen, in denen man Thee bereiten oder kalte Mahlzeiten verzehren kann, und es hat Alles das Ansehen von Vergnügen im Sinne des Volkes. Man muß jeden Augenblick gewärtig seyn, unter den Bäumen Leute gelagert zu finden, die große Körbe voll Schinken und Champagner bei sich haben und von deren nahem Freudengeschrei das Gehölz wiederhallt. So etwas verstößt nun sehr gegen das englische Schicklichkeitsgefühl; in Frankreich sieht sich die Eigenliebe nie durch den Konflikt mit der lärmenden Lustigkeit des Volkes gekränkt, in England aber sind Berührungen dieser Art von sehr störendem Einfluß. Die Erscheinung des Herzogs von Sussex bei dieser Gelegenheit war das wichtigste Ereigniß dieses Tages, an verschiedenen Punkten des Thales wurde der Prinz mit der National-Hymne begrüßt, und in der ganzen Versammlung that sich die wärmste Theilnahme für seine Person kund. In Bezug auf den Volksgesang aber machten wir dießmal und auch schon früher die Bemerkung, daß er im Publikum nicht mehr denselben Anklang wie sonst findet; das Volk zeigt nicht mehr die Begeisterung dafür wie in jenen Kriegszeiten, wo Siege und wichtige Eroberungen in uns einen wahrhaft fieberhaften Enthusiasmus erregten. Ein langer Friede kühlt die Vaterlandsliebe der Menge ab, und der Engländer verhält sich heutzutage bei solchen Gelegenheiten so ruhig, als wenn seine Nationalgefühle ganz abgestumpft wären. Daß Volk hat noch keinen rechten Anlaß, bei dem Namen der Königin Viktoria in Jubel auszubrechen; sie hat bis jetzt noch wenig oder gar nichts ad captandum gethan, sie hat noch kein fremdes Land besiegt, noch kein Schiff in die Luft gesprengt, es muß erst irgend eine große Begebenheit sich ihrem Namen anschließen, sonst bringt er keine Wirkung hervor. Es fehlt uns an Anlaß zu Feuerwerken und Freudenfeuer, und so lange wir nicht etwas mit Enthusiasmus zu feiern haben, steht unsere Nationalität in Gefahr, ganz zu erkalten. Wir sind eine träge Raçe und können nur durch beständige Aufregung in Bewegung erhalten werden. Wir verstehen uns nicht auf Emeuten, wir müssen dazu verleitet und erst in Leidenschaft versetzt werden, wir müssen Krig und Auflagen bekommen, wenn unsere alte Kraft sich wieder in uns regen soll. Und auch hierin sind wir ganz verschieden von jenen Völkern des Kontinents, die sich selbst aufzureizen wissen, wenn es gleich an einem äußeren Anlaß dazu fehlt.

Matthias Stettner,

geboren zu Ulm am 21. Juni 1788, welcher durch Urtheil am 23. September zu Gmünd in Würtemberg, vom Leben zum Tode gebracht wurde, ist der durch nachgefolgte Ehe legitimirte Sohn eines längst verstorbenen, damals Reichsstadt Ulmschen Amtsschreibers in Stubersheim. Er trat, 21 Jahre alt, freiwillig als Gemeiner unter das Bayerische Militär und machte die Feldzüge in Tyrol (1809), in Rußland (1812) und gegen Frankreich in den Jahren 1813, 1814 und 1815 mit. Nach dem Frieden nahm er, durch seine in Folge der erlittenen Strapazen geschwächte Gesundheit veranlaßt, seinen Abschied, der ihm, nachdem er das von Bayern für die Feldzüge von 1813 und 1814 gestiftete Ehrenzeichen erhalten, mit dem Anfügen ertheilt ward, daß er während seiner $6^1/_2$ jährigen Dienstzeit eine vorzüglich gute Aufführung gepflogen habe. Gleich günstig lauteten die Zeugnisse mehrerer Dienstherren, bei welchen er von 1816 bis 1821 als Kutscher diente. Später wurde er bei dem Hospitale zu Ulm als Karrenmann angestellt. Er war zweimal verheirathet. Beide Ehen waren kinderlos und wenigstens die zweite nicht glücklich. Er gab seiner zweiten Frau durch stets zunehmende Trunkliebe, Streitsucht und Heftigkeit, und durch öftere Mißhandlungen vielfachen Anlaß zu gerechten Klagen. Zu gleicher Zeit stieg die Unzufriedenheit mit seiner Lage mehr und mehr, denn es dünkte ihm eine Ungerechtigkeit des Schicksals zu seyn, daß er, der Sohn eines Beamten, gemeine Bauerndienste verrichten sollte, und er zürnte seinem Vater, daß er aus ihm nicht auch einen „Herrn" gemacht hatte. In dieser Unzufriedenheit über seine äußere Lebensverhältnisse ist, wie es scheint, der Grund zu seinem ersten großen Verbrechen zu suchen. Es ist durch die aus Veranlassung seines zweiten Verbrechens geführte Untersuchung auf das Vollständigste erhoben worden, daß Stettner der Stifter des in der Nacht vom 10 auf den 11 Oktober 1831 in dem Zehntstadel des Hospitals zu Ulm ausgebrochenen Brandes war, wodurch nicht nur der Stadel mit drei Nebengebäuden, sondern auch zwei auf der entgegengesetzten Seite der Straße gelegenen Wohnhäuser und eine Scheune aber theilweise ein Raub der Flammen wurden, und ein Schaden von nicht weniger als 40,000 fl. entstand. Der Verdacht der Brandstiftung fiel schon damals auf ihn; indeß waren die äußern Gründe

dieses Verdachtes so schwach, daß damals nicht einmal eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet werden konnte. Im Jahre 1836, als ihm seine Frau nach seiner Rückkehr aus einer Schenke wegen seines beständigen Aufenthalts in den Wirthshäusern Vorstellungen machte, versetzte er ihr, zunächst nur mit unbewaffneter Hand einige Streiche in das Gesicht. Da sie, eine kräftige Person, sich zur Wehre setzte und mit ihm rang, fuhr er fort, sie zu schlagen, gewahrte ein nebenan auf einer Truhe liegendes schweres Eisen, ergriff es und erschlug sie. Er wurde wegen vorsätzlicher Brandstiftung und wegen vorsätzlicher, wenn gleich ohne Vorbedacht im Affekte verübter Tödtung seiner Frau zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Schon im Gefängnisse zu Ulm hatte er, als er in Erfahrung brachte, daß er nicht werde hingerichtet, sondern in das Zuchthaus verurtheilt werden, mit dem Gedanken sich beschäftigt, im Zuchthause einen Mord zu begehen, damit er hier gerichtet werde. „Ich wollte eben — dieß sind seine eigenen Worte — als alter Soldat, der im Felde der Ehre gedient, unter keinen Umständen in's Zuchthaus und dort mein Leben zubringen. Ich dachte daher, du schlägst eben einen todt, dann wirds schon anders kommen." Mit solchen Gesinnungen, im höchsten Grade mißmuthig, kam Stettner im November 1837 im Zuchthause Gotteszell an. Im Gefängnisse hatte Stettner zuerst Wolle zu spinnen, später aber mit vier andern Züchtlingen, namentlich auch mit Xaver Eierstock (Schmid von Einsingen, wegen Brandstiftung zu sechsjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, welche am 9 April d. J. ihr Ende erreicht hätte) Holzarbeiten zu machen. Am 12. März 1838, als er gerade mit Eierstock allein war und dieser, ihm den Rücken zuwendend, vor dem Ofen stand, faßte er ein Beil in beide Hände und versetzte dem Eierstock mit der Haube des Beiles einen Streich auf den Kopf. Der Unglückliche schrie, taumelte und stürzte rücklings auf den Boden. Stettner versetzte ihm noch 2 bis 3 Streiche auf den Kopf, auf das Hirn, wo es hinging, damit er todt werde, Schlag auf Schlag bis der Hirnschädel krachte, und er dann annahm, jetzt sey er todt. Der Verletzte, den der Arzt in einem ganz bewußtlosen Zustande traf, verschied noch den gleichen Tag. Bei der ohne Zeitverlust eingeleiteten Untersuchung bekannte Stettner, der schon auffergerichtlich das Geständniß der Urheberschaft abgelegt hatte, die That mit allen bisher angeführten Nebenumständen und hielt dieses Geständniß durch die ganze Untersuchung hindurch fest, indem er zugleich als Beweggrund seines Verbrechens in allen Verhören aussprach, daß er als alter Soldat, welcher die Feldzüge mitgemacht und so viele Strapazen erduldet, nicht im Zuchthause sein Leben habe beschließen wollen. Reue zeigte Stettner auch über diese Mordthat nicht im Geringsten. Nach bereits geschlossener Untersuchung im Mai 1838 machte er einen Versuch, mittelst eines Glassplitters sich eine Ader am rechten Arme zu öffnen. Stettner wurde sofort sowohl von dem K. Gerichtshofe zu Ellwangen, als in der Revisions-Instanz unter dem 10. Juli d. J. von dem K. Obertribunal mit Stimmen-Einheit wegen verübten Mords zu der gesetzlichen Strafe, der Enthauptung verurtheilt.

Liebe und Aberglaube.

Man meldet aus Gotha: In unsrer Nachbarschaft hat ein alter Aberglaube, den man in unsrer Zeit kaum mehr für möglich halten sollte, ein Menschenleben gekostet. Der Jäger eines Dorfes hatte einem jungen, hübschen Bauernmädchen die Ehe versprochen, brach aber später sein Wort, weil Alles ihn vor der Mutter des Mädchens warnte, die als ein böses Weib verschrieen war. Die Verlassene, welche in der Entfernung von dem Geliebten einen Trost zu finden glaubte, zog zu einer benachbarten Gutsherrschaft in Dienst. Mittlerweile hatte der Jäger die Bekanntschaft eines andern, reichen Bauernmädchens gemacht, und heirathete diese. Nicht lange nach der Hochzeit kommt die Magd eines Abends auf Besuch zu ihrer Mutter, und schadenfroh erzählt ihr diese, daß ihr getreuer Liebhaber keine gute Ehe mit seiner jungen Frau führe, und fast täglich Hader und Streit zwischen ihnen sey. Im Verlaufe des Gesprächs vertraut die Alte ihrer Tochter, daß sie es den jungen Eheleuten so was man sagt angethan habe, aus Rache, daß der Bräutigam sie nicht genommen. Sie habe nämlich während der Einsegnung des Paares ein Erbschloß zugeklappt, und dieses dann in den Ziehbrunnen des Dorfes versenkt, woraus der häusliche Unfrieden zwischen Beiden entstanden, und fort und fort dauern werde. Die Tochter, leider nicht unterrichtet genug, um die Grundlosigkeit dieses häßlichen Aberglaubens einzusehen, machte ihrer Mutter Vorwürfe, daß sie ein so sündiges Beginnen unternommen, und stürzte endlich hinaus in die Nacht, um daß verhängnißvolle Schloß wieder aus dem Brunnen zu ziehen. Die Alte geht ihr besorgt nach, kann jedoch bei Weitem nicht so rasch vom Flecke, und hat ihre Tochter bald aus den Augen verloren. Sie trifft dieselbe nicht bei dem Brunnen, und eine furchtbare Ahnung überfällt sie, als sie selbe in der Tiefe plätschern hört. Sie macht Lärm — und ihre Tochter wird todt aus dem Brunnen gezogen, in welchen sie, bei dem Versuche, das unglückselige Schloß herauszufischen, gestürzt war. In einem dem Wahnsinne nahen Zustande hat die rachsüchtige Mutter sich als die indirekte Mörderin der Ertrunkenen angegeben.

Das Examen als Paß.

Ein berühmter Botaniker wird bei seinen, Botanisirens halber, unternommenen Wanderungen von der Nacht übereilt. Zu weit von seinem Wohnorte entfernt, sieht er sich genöthigt, in dem zunächst liegenden Dorfe nächtliche Herberge zu suchen. Bei seinem Eintritte in das Wirthshaus wird er nach seinem Passe gefragt. Diesen hatte er nicht. „Ohne Paß dürfen wir keinem Fremden Nachtquartier geben," versicherte nicht nur der Wirth, sondern auch der anwesende Dorfrichter und der bald hinzukommende Gend'arme. Der durch diese Quartierverweigerung in Verlegenheit gesetzte Botaniker fragte: „Ist kein Pfarrer in diesem Orte?" Da diese Frage bejaht wird, bittet er den Richter, zu demselben zu gehen und ihn zu fragen, ob er nicht einen Professor, wenigstens dem Namen nach, kenne, den er schon beim Eintritte als den seinigen genannt hat. Der Pastor wird aus dem Bette geklingelt, und bei seinem Blicken aus dem Fenster wird ihm das in Rede stehende Anliegen vorgetragen. „Von Person," antwortete der Pfarrer, „kenne ich diesen Gelehrten nicht; aber ich besitze ein Buch, das er geschrieben hat. Das will ich Euch herunterwerfen. Daraus könnt Ihr ihn examiniren, um zu erfahren, ob er der Mann sey, für den er sich ausgiebt." Freudig kehrt der Richter in die Dorfschenke zurück und beginnt sein Examen also: „Haben Sie das Buch geschrieben, das ich in der Hand habe?" Der Botaniker, vermuthend, welches von seinen Büchern es wohl seyn könne, antwortet: — „Wenn es den Titel" hier nannte er den Titel — „führt, dann ist es von mir geschrieben." — „Richtig," entgegnete der Richter, der nun weiter fragte: „was steht auf der ersten Seite?" Der Bot. „Vorrede." Richter: „Wie lautet der Anfang auf der ersten Seite nach der Vorrede?" Zum Glück besann sich der Examinirte auf den Plan seines Buches und nannte „das Naturreich" mit welchem sein Buch begann. Richter: „Richtig!" Nun blätterte er in dem Buche herum und that die Frage: „Was steht auf Seite 15?" Der Bot.: „Das weiß ich selbst nicht mehr. So müßt Ihr nicht examiniren. Ihr müßt die Seite suchen, auf welcher ein neuer Abschnitt anfängt; dann werde ich Euch sagen, was dort steht." Der Examinator befolgte diese Weisung und der Examinand bestand glücklich und — bekam nicht nur ein recht gutes, sowohl aus dem Pflanzen- als aus dem Thierreiche, und da es an Salze

Digitized by Google

nicht gebrach, aus dem Mineralreiche bereitetes Abendessen, sondern auch ein Nachtquartier in einem recht weichen Bette.

Die Weinproduktion in Ungarn

steigt von Jahr zu Jahr. Von den 52 Gespanschaften, in welche dieses Königreich zerfällt, sind nur sechs ohne Weinbau. Der gesammte Ertrag, der 1814 kaum 20 Millionen Eimer betrug, wurde im Jahre 1834 schon auf 30 Millionen berechnet. Nur 4 Millionen davon gingen ins Ausland, das Uebrige wurde im Inlande verbraucht. Man rechnet den Eimer zu etwa 2 Gulden Conventionsmünze. Der bedeutendste Weinhandel hat sich in Pesth koncentrirt, wo im Durchschnitte immer mehr als eine halbe Million Eimer lagern. Der städtische Verbrauch beträgt dort jährlich 300,000 Eimer!! Daß nicht mehr Wein ins Ausland geht, daran sind die hohen Einfuhrzölle schuld. Seit einigen Jahren wird von einer Gesellschaft viel für die Weinveredlung gethan. Mehrere Mitglieder derselben haben Riesenfässer bauen lassen. Der größte Weinhändler nicht nur Ungarn's, sondern auch des ganzen österreichischen Kaiserstaates ist Anton von Szulingi in Tyrnau. Dieser Mann ließ schon 1823 in Pesth ein Faß bauen, das 2110½ Eimer faßt; 1825 überbot ihn Graf Nikolaus Esterhazy durch eines, welches 2150 Eimer hält; es wurde in Pesth gebauet und lagert im gräflichen Keller zu Bay, unweit Tata in der Comorner Gespanschaft; beide aber werden übertroffen von dem Marmorfaß, welches Karl von Mayerffy in Ofen, in halbrunder Form zusammensetzen ließ; es enthält 3000 Eimer und ist wohl der größte Weinbehälter der Welt.

Zeitung für den deutschen Adel.

Unter diesem Titel erscheint mit dem ersten Januar 1840 in Leipzig bei Franke, und unter der Redaktion des Herrn v. Alvensleben, ein Journal, auf welches wir hiermit aufmerksam machen. — In einer Zeit, welche so ganz der Oeffentlichkeit angehört; wie die gegenwärtige; — in einer Zeit, welche an dem Alten, Bestehenden, mit tollem Ungestüme rüttelt; — in einer Zeit, in welcher für jedes neue Interesse fast augenblicklich auch neue Organe der Oeffentlichkeit entstehen; — in einer solchen Zeit dürfte es wohl nicht als überflüssig oder unzweckmäßig erscheinen, ein Organ für einen Stand zu begründen, der viele Jahrhunderte hindurch, als der Schutz und Schirm aller bestehenden Throne, und somit auch als der Schutzwall aller monarchischen Staaten und deren Einwohner betrachtet wurde; — dessen Verdienste selbst von dem gehässigsten Neide nicht bestritten werden können, und der, wie auch die Zeiten sich ändern und umgestalten mögen, stets die kräftigste Wehr der Fürsten bleiben wird, — den Stand des Adels. — Die Vorrechte, die er im Laufe der Jahrhunderte durch glänzende Thaten seiner Geschlechter, durch edle Aufopferung seiner einzelnen Mitglieder, für das Wohl der Fürsten und Völker erworben hatte, sind zum größten Theile verloren gegangen, und man muß daher den Grundsatz durchführen: Ein wohlerworbenes Recht kann nie zum Unrecht werden. — Diesen Zweck nun zu erreichen, beabsichtigen die Herausgeber durch die obgenannte „Zeitung für den deutschen Adel," deren Tendenz seyn soll, die wenigen noch bestehenden Vorrechte des Adels ohne Vorurtheile, oder Angriffe auf irgend einen andern Stand, mit den Waffen des Geistes und der Ueberzeugung zu wahren und zu vertheidigen, die Verdienste des Adels um Fürst und Staat auf jede Weise hervorzuheben, geltend zu machen und ihnen Anerkennung zu verschaffen.

Pot-Pourri.

Neue Art Käse.

Einige sächsische Pächter in Belgien machen jetzt einen vortrefflichen Käse aus Kartoffeln. Sie wählen dazu eine weiße Art Kartoffeln, kochen sie, und zerstoßen sie geschält zu Brei. Mit 5 Pfund von diesem kneten sie ein Pfund saure Milch und eine gewisse Quantität Salz zusammen, und lassen diese Masse, sorgsam mit einem Tuche gegen den Zutritt der Luft geschützt, 3 oder 4 Tage stehen. Sie wird dann abermals geknetet und nun in durchlöcherte Thonformen gebracht, damit die Flüssigkeit abläuft. Hierauf werden die Käse im Schatten getrocknet, indem man sie reihenweise in großen Pfannen 14 Tage lang aufstellt. Dieser neue Käse wird, je älter, desto besser; nur muß er an einem trockenen Orte aufbewahrt werden. Eine zweite Art dieser Käse, welche noch den Vorzug hat, daß sie länger hält, ohne Milben zu erzeugen, gewinnt man, wenn man 4 Pfund Kartoffelmehl mit 2 Pfund Kuh- oder Schafmilch mischt, und das oben angegebene Verfahren beobachtet.

Seltene Feierlichkeit.

Eine seltene Feierlichkeit — die Ordination zweier Brüder — hat am Sonntag den 15. September in der Kirche zu Gundelfingen (im Badenschen) Statt gefunden. Der feierliche Akt mußte um so tiefern Eindruck machen, nicht nur weil er an zwei Brüdern zugleich vollzogen wurde, sondern auch, daß einer der beiden Assistenten der Vater derselben selbst war, durch den sie also die Einsegnung mitempfingen.

Napoleons Uhr.

Bekanntlich warf Napoleon in der Folge einer lebhaften Debatte mit seinem Bruder Lucian Bonaparte seine Uhr auf den Boden und sagte ihm, daß er ebenso seinen Widerstand brechen Würde. Die Trümmer dieser Uhr wurden von dem Herzog von Bassano gesammelt, der sie sorgfältig aufbewahrte und einem Uhrmacher übergab. Sie wurde, ob sie nun aus dem Nachlaß des Herzogs kam, oder von ihm bei seinen Lebzeiten abgetreten ward, im Aufstreich auf dem Börsenplatze verkauft und für 3000 Fr. erlassen. Man glaubt, der Käufer dieses historischen Kleinods sey ein Engländer.

Amerikanisches.

Die Gesetzgebung von Kentucky hat bei Gelegenheit einer Ehescheidungssache den Beschluß angenommen, daß die Leidenschaft der Trunkenheit hinreichender Grund zur Scheidung seye, und der Kanzler das Eigenthum von Säufern eben so verwalten lassen soll, wie das von Verrückten.

Die Neu Orleans Sun kündigt an: „Die Giraffe ist in der Methodistenkirche in der Poydrasstraße ausgestellt. Während der Ausstellung wird kein Gottesdienst gehalten werden."

Montags-Verein.

Zu St. Louis war vor Kurzem eine allgemeine Versammlung der Deutschen ausgeschrieben, deren Zweck ist: den Sonntag im Kalender zu streichen und den Montag zum Feiertag zu erheben, um der Gefahr zu entgehen, einer unschuldigen, am Sonntage genossenen Freude wegen Montags in's Arbeitshaus wandern zu müssen.

Hinlängliche Entschuldigung eines amerikanischen Zeitungsschreibers.

Der Herausgeber des „Floridan" sagt: „In Folge der nothwendigen Abwesenheit unserer selbst und der Gehülfen auf einer Indianerjagd, verspätete sich unser Blatt."

Auflösung der Charade im Sammler Nro. 38:
„Rothlüge."

Digitized by Google

Nro. 40.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ueber die barmherzigen Schwestern in München. — Badegebräuche des Orients. — Pot-Pourri. —

Ueber die barmherzigen Schwestern in München.

(Aus der „Frauenzeitung.")

Viele meiner Leserinnen haben wohl schon von diesem Orden gehört, von seinem edlen wohlthätigen Zwecke, von der vortrefflichen Pflege, welche die Schwestern allen Leidenden und Kranken jedes Alters, Standes, Geschlechts und Glaubens angedeihen lassen; von der Aufopferung und Selbstverläugnung, die sie bei den schwersten Diensten, welche ein Mensch dem Andern leisten kann, beweisen; von dem frommen, gottesfürchtigen Wandel dieser edlen Jungfrauen, welche der Welt entsagen, um ihren leidenden Brüdern und Schwestern Beistand und Pflege zu gewähren. Aber nicht Alle kennen den Ursprung dieses Ordens, die ausgedehnte Wirksamkeit der barmherzigen Schwestern, den unberechnenbaren Nutzen, den sie allen Krankenhäusern und Spitälern in ihrem Bereich bringen, den wohlthätigen Einfluß, den ihre Sanftmuth und Geduld, ihre unermüdliche Sorgfalt, ihre uneigennützige Menschenliebe auf das Gemüth ihrer Pfleglinge ausüben, wissen nicht, wie oft sie durch ihr Beispiel, durch Gebet und fromme, christliche Gespräche eine innere Umgestaltung hervorbringen, Reue und Buße bewirken, den Leichtsinnigen, Schlechten, den verstockten Sünder auf den Pfad der Tugend zurückzuleiten. Solchen sind diese Zeilen gewidmet, für sie die Nachrichten bestimmt, die ich einem werthvollen Werke: „Die barmherzigen Schwesteen in München in Bezug auf Krankenpflege. Eine Stimme an unsere Zeit von D. Bartholomä." (Augsburg 1838, Verlag von M. S. Kreuzer) entlehne:

Es würde zu weit führen, die erste Entstehung dieses Klosters zu verfolgen, in die älteste Geschichte desselben zurück zu gehen. Begnügen wir uns mit der Nachricht, daß es die Gründung seiner jetzigen Gestalt der Kurfürstin von Bayern, Maria Amalia, Wittwe Kaiser Carl Albrecht's VII., verdankt, die auch kurz vorher thätigen Antheil an der Stiftung des Ordens der barmherzigen Brüder genommen. Diese edle Frau hegte eine große Vorliebe für den ganzen Orden und ließ zur Einrichtung eines Klosters der barmherzigen Schwestern zwei Nonnen aus Prag kommen (1747), welche aber, da ihnen mancherlei in den Weg gelegt wurde, unverrichteter Sache zurückkehrten. Erst nachdem sie bedeutende Hindernisse überwunden und eine große Ausdauer und Beharrlichkeit bewiesen, gelang es ihr, den Schwestern die Erlaubniß zur Gründung eines Klosters in München zu verschaffen, die sie mit einem Vermächtniß von 40,000 Gulden begleitete, auch späterhin noch bedeutende Beiträge gab. Die Schwestern folgten der Ordensregel der Elisabethinerinnen, erhielten einen Beichtvater, der zugleich Krankenpriester seyn mußte, und nahmen nur weibliche Kranke in ihr Hospital auf. Der Orden, dessen große Wohlthätigkeit man bald einsah, fand nun viele Gönner, die ihn reichlich unterstützten, und da überdieß manche in denselben eingetretene Schwester eine bedeutende Mitgift brachte, so wurde das Kloster in Kurzem reich. Aber mit dem Vermögen war es nicht allein gethan. Das traurige Schicksal, welches fast alle geistlichen Orden in Deutschland traf, erlitten auch die beiden Hospitalorden in München. Es wurde bei der überhandnehmenden Frivolität immer schwerer, würdige Candidatinnen zu finden; die festgesetzte Zahl zu ergänzen, mußten Individuen aus der Hefe des Volkes genommen werden, denen es an innerm Beruf wie an der erforderlichen Geschicklichkeit fehlte. So fiel der Orden in sich zusammen, und dieser innere Verfall hatte im Jahre 1809 die äußere gänzliche Aufhebung zur Folge. Allgemeine Krankenhäuser unter Verwaltung des Magistrats nahmen dessen Stelle ein bis zum Jahre 1827, wo der Orden der barmherzigen Schwesteen in Bayern wieder eingeführt wurde, jedoch mit großen Beschränkungen. Es war das neu errichtete Kloster kein besonderes Spital mehr für weibliche Kranke in seinem Innern, sondern die Mitglieder desselben mußten die Pflege sämmtlicher Kranken im allgemeinen Krankenhause übernehmen, die Schwestern in Nebenhäusern wohnen und ihre Dienste dem allgemeinen Krankenhause widmen, bis die Zahl der Nonnen so weit angewachsen, daß sie welche zum Krankendienst bei Privatpersonen entbehren konnten. Das Kloster stand als religiöses Institut unter der Aufsicht des erzbischöflichen Ordinariats, als Institut für Krankenpflege unter der Direktion des allgemeinen Krankenhauses. Jetzt sollten drei Schwestern aus Frankreich berufen werden, das neue Kloster in München einzurichten. Diesem Plane stellten sich jedoch wieder Hindernisse in den Weg. Man traf andere Maßregeln, schickte einige Jungfrauen, welche in den Orden zu treten beabsichtigten, nach Straßburg in das Kloster der Schwestern vom Orden des heiligen Vincenz von Paula; doch besaß keine derselben die erforderte natürliche Anlage und Vorbildung des Geistes, und sie erreichten daher die Absicht ihrer Sendung nicht vollständig. Endlich gelang es im Jahre 1832 zwei Schwestern aus dem Mutterhause zu Straßburg zu erhalten, von welchen die eine, Ignatia Jorth, zur Generaloberin, die andere, Apollonia Schmid, zur Novicenmeisterin des Klosters ernannt wurde, und schon nach Verlauf zweier Monate konnten vierzehn Jungfrauen in den Orden aufgenommen werden. Immer noch hatte aber derselbe kein eigenes Klostergebäude, das erst durch eine große, vom Magistrat bewilligte Sammlung und viele milde Beiträge aus Privatkassen und von einheimischen und fremden hohen Fürstlichkeiten gesichert wurde. Die eigentliche Uebernahme der Oekonomie von Seiten des Ordens auf eigene Regie geschah erst am 1. Oktober 1835. Hierauf übernahmen die Nonnen den Krankendienst. Fünfzig Schwestern sollten denselben im allgemeinen Krankenhause besorgen, denen drei Küchenmägde, zwei Hausmägde, eine Badem agd und vier Hausknechte beigegeben wurden. Erst wenn die Zahl der Nonnen sich über fünfzig belief, wurden sie auf Verlangen zum Krankendienst in Privathäuser zugelassen. Für die tägliche Verpflegung der Ordensmitglieder, Dienstboten und Kranken ward dem Orden für die Person $12\frac{1}{2}$ Kreuzer bezahlt, und damit die vorgeschriebene Kostordnung gehörig beachtet werde, mußten der Oekonomie-Inspektor und ein Assistenzarzt auf das mit einer Glocke gegebene Zeichen zum Anrichten in der Küche erscheinen und die Speisen untersuchen. Für die Reinigung der Wäsche erhielten die

Google

Schwestern jährlich 900 Gulden, für die Reinigung des Hauses 250, und für die Beleuchtung 1700 Gulden.

Die Bedingungen zur Aufnahme sind keineswegs leicht, vielmehr die Prüfung derer, die sich den Pflichten der barmherzigen Schwestern unterziehen wollen, sehr schwer, und der zur Aufnahme in den Orden erforderlichen Eigenschaften ziemlich viele. Unter andern: von ehrlichen Eltern, auf denen kein Flecken haftete, ehelich geboren; in dem Alter von 18 bis 24 Jahren; ganz gesund, frei von allen körperlichen Gebrechen und stark genug, große, lebenslängliche Beschwerden auszuhalten, versehen mit dem Zeugniß eines tadellosen, unschuldigen, sittsamen Lebens; von demüthigem, gehorsamem, offenherzigem, sanftem und friedfertigem Charakter, mit den nöthigen Talenten und Verstandesgaben versehen, um die Krankenpflege nicht bloß körperlich, sondern auch geistig und moralisch besorgen zu können; frei von Eckel und Abscheu vor allen Krankheiten. Außer diesen Erfordernissen muß die neue Schwester auch die nöthige Einrichtung an Bett, Leib- und Bettwäsche und in baarem Gelde 200 Gulden, oder ohne Einrichtung 350 Gulden mitbringen.

Hat sich nun nach genauer Prüfung ergeben, daß die sich Anmeldende allen Bedingungen entspricht, so werden ihr noch einmal alle Beschwerlichkeiten des Ordens vorgestellt und sie ermahnt, falls sie an irgend etwas Anstoß nehme, von dem Gesuch abzustehen. Beharrt sie aber dennoch, so wird sie als Postulantin (Jungfrau) zur ersten Prüfung in das Kloster aufgenommen, deren kürzeste Zeit sechs Monate, und der Novizenmeisterin übergeben. Sie legt nun ihre weltlichen Kleider ab, und zieht die Postulantenkleidung an, bestehend in einem grauen Rock mit schwarzen Streifen, einem Spenser von gleichem Zeuge, einer schwarzen Haube, einem weißen Vortuch; an Festtagen und bei Feierlichkeiten in einem weißen Rock und Spenser und schwarzem Vortuch. Sie gehört jetzt nicht mehr der Welt, den Eltern und Geschwistern; ja, es wird sogar nicht gern gesehen, wenn die Verwandten oft kommen, sie zu besuchen. Sie soll nun während der Probezeit den Krankendienst praktisch erlernen, wird einer ältern Schwester in dem Krankensaale beigegeben, muß, wie die Uebrigen, im Sommer und Winter um $4^1/_2$ Uhr aufstehen und unter steter Aufsicht der Novizenmeisterin die ihr übertragene Arbeit verrichten, welche meistentheils in dem möglichst Schwersten besteht, damit sie sich selbst kennen und andere ihre Fähigkeiten beurtheilen lernen. Dünkt ihr die Arbeit zu viel, der Dienst zu schwer oder zu unangenehm, so eignet sie sich nicht zur barmherzigen Schwester. Es gehört Eifer zum Beruf des Ordens, Demuth, um als Magd den Armen und Kranken zu dienen, Sanftmuth und Geduld, die Launen, Undankbarkeit und Widerspenstigkeit der Kranken ohne Murren zu ertragen; und unbedingter Gehorsam gegen die Obern. Der jugendlich feurige Sinn der Jungfrau muß den Eigenwillen nicht nur dem heiligen Gotteswillen ergeben, sondern ihn unbedingt von den fremden menschlichen beugen lassen, gar keinen Willen haben, Tadel und Strafe der Oberin ohne Widerrede aufnehmen, nichts ohne deren Vorwissen unternehmen. Dieß ist offenbar die schwerste Forderung und auch die Klippe, an welcher manche scheitern. Aber der Dienst der barmherzigen Schwestern erfordert auch körperliche Anstrengung und Körperkraft. Gesundheit und starker Körperbau sind unumgänglich nöthig, und nun fragt es sich nur, ob die mitgebrachte Gesundheit und Anstrengungen des Tages, den Nachtwachen, dem Ekel nicht unterliegt. Es giebt kein Geschäft der niedrigsten Art, dem sich die barmherzige Schwester nicht freudig mit heiterer Miene, ohne Abscheu zu verrathen, unterziehen muß. Das Ekelerregende beim Krankendienst, das Schaudervolle beim Anblick mancher Sterbenden, bei denen sie nicht bloß Zuschauerin, sondern thätig Hülfeleistende seyn muß, sind hinreichende Proben, um eine falsche Begeisterung von der wahren zu unterscheiden. Aber das Hauptmerkmal des wahren, innern Berufs ist die Liebe, die, wie der Apostel Paulus sagt, Alles verträgt, Alles glaubt, Alles hofft, Alles duldet. Wird nun eine Postulantin nach beendeter Probezeit als untauglich befunden, so wird sie rücksichtslos, jedoch mit aller Liebe entlassen. Für die bewährte aber kommt der ersehnte Tag der Einkleidung, an welchem sie an heiliger Stätte den Schleier empfängt, nach Beantwortung der vom Bischof vor dem Altar an sie gerichteten Fragen in die Sacristei geführt wird und bald darauf in der Ordenstracht des Werkeltages (schwarzer Rock und Spenser von grobem wollenem Stoff, weiße Schürze, Vortuch und Schleier)*) und mit einem Kranze von weißen Rosen, Sinnbild der Unschuld, wieder am Altar erscheint. Aber noch legt sie das Gelübde nicht ab, ist erst Novice, zwar den Uebrigen Schwestern im Wesentlichen schon gleichgestellt und auch Schwester genannt, doch noch unter der Novicenmeisterin stehend.

Das Noviciat dauert zwei Jahre, auf daß sie Zeit habe, sich recht zu prüfen, devor sie das zweitemal vor dem Bischof am Hochaltar, angethan mit der Ordenskleidung der Himmelsbraut und einem Kranz von rothen Rosen, als Symbol der höhern Liebe, erscheint, um das Gelübde der freiwilligen Armuth, der Keuschheit, des Gehorsams und der Kranken- und Armenpflege abzulegen, worauf sie aus der Hand des Bischofs einen einfachen geweihten Rosenkranz erhält. Die Dauer des Gelübdes ist nicht lebenslänglich, wird von Jahr zu Jahr erneuert. Sollte eine Schwester nach Verlauf des Jahres ernstlich an ihren Wiederaustritt denken und um ihre Entlassung nachsuchen, so wird ihr diese nicht gleich ertheilt, vielmehr werden ihr vom Superior Vorstellungen gemacht und Ermahnungen gegeben, in dem Orden zu bleiben. Erst wenn sie ihre Entlassung zum drittenmale begehrt, wird sie ihr gegeben, und sie erhält von den ins Kloster mitgebrachten 200 Gulden noch heraus, was nach Abzug des Gebrauchten übrig geblieben, auch ihr eingebrachtes Bett und Weißzeug zurück. Dieser Austritt ist jedoch äußerst selten und in München seit der Wiedereinführung des Ordens auch nicht ein einziges Mal vorgekommen.

Kehren wir nun zur Hauptsache, der Krankenpflege der barmherzigen Schwestern, zurück und begleiten sie in das allgemeine Krankenhaus nach München. Dieses hat vier und fünfzig Krankensäle und sechs und dreißig Separatzimmer. In jedem Saale stehen zwölf Betten, und vier solcher Säle bilden eine Abtheilung. In jeder derselben befinden sich zwei Schwestern und eine oder bei erhöhtem Krankenstand auch mehrere Jungfrauen zum Dienst, welche bei den Nachtwachen so abwechseln, daß in der Regel immer die Wache in der vierten Nacht an eine kommt. In der chirurgischen Abtheilung auf der männlichen Seite werden den Schwestern auch männliche Wärter beigegeben. Früh 6 Uhr kommen die Schwestern in die Säle, um zu reinigen und die Betten zu machen, so daß um 9 Uhr, wenn der Arzt erscheint, Alles in Ordnung ist. Diesen führt die älteste der anwesenden Schwestern von Saal zu Saal, von Bette zu Bette und berichtet, was sich mit den Kranken zugetragen. Nun geht es an die Bereitung der Pflaster, Umschläge, Getränke und sonstige Bedienung der Patienten, dann erhalten dieselben ihre vorgeschriebene Kost, und hierauf verfügen sich die Schwestern zum Essen, ein Theil von 12 bis 1 Uhr, der andere von 1 bis 2 Uhr, damit die Krankensäle nie leer sind, Nachmittags besorgen die Schwestern neben der Verpflegung die Reinigung der kleineren Gegenstände der Krankenwäsche, bessern gewaschene Wäsche aus, beten mit dem Kranken, wenn er katholischer Confession ist, oder lesen ihm aus einem geistlichen Buche vor. Um $8^1/_2$ Uhr beschließen die Schwestern nach einem allgemeinen Abendgebete ihr Tagwerk. Nur die Wachhabende bleibt im Saale, wo es ihr bei der Aufsicht über sämmtliche Kranke in den vier Sälen ihrer Abtheilung nicht an Beschäftigung

*) Sonn- und Festtags dasselbe, nur Schürze und Vortuch blau; in der Kirche aber und bei Prozessionen ein langes schwarzes Kleid, schwarze Schürze und Vortuch.

Digitized by Google

fehlt. Am andern Morgen nach dieser Anstrengung legt sie sich nicht zu Bette, sondern arbeitet mit den Uebrigen mit gleicher Anstrengung fort bis zur Stunde des allgemeinen Schlafengehens. Ist der dem Tode nahe Kranke Katholik, so holt die Schwester einen der beiden für die Anstalt bestellten Geistlichen, der ihm unter dem Gebet der Schwester das Sterbesakrament ertheilt. Dauert der Todeskampf zu lange, daß der Geistliche den Kranken verlassen muß, so steht ihm die Nonne betend und pflegend in seinem schweren Kampfe zur Seite. Ist er Protestant, so wird auf sein Verlangen nach einem Geistlichen seiner Kirche geschickt, Alles zum Abendmahl bereitet, und die Nonne bleibt, mit seiner Pflege beschäftigt, bis zum letzten Athemzuge bei ihm. Nach erfolgtem Tode wird dem Arzte wegen der Leichenbesichtigung sogleich Anzeige erstattet, und die Leiche bald darauf abgewaschen und von den Schwestern zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in die Todtenkammer getragen.

So viel berichtet der Verfasser des oben genannten Werkes vom Mechanismus des Dienstes, von welchem er sich mit eigenen Augen überzeugt hat, und fügt dann hinzu: „Wollen wir aber die Liebeswerke des Ordens recht würdigen, so müssen wir nicht allein auf das Was, sondern vorzüglich auf das Wie sehen. Dieses ist das unterscheidende Merkmal einer barmherzigen Schwester von einer gedungenen Magd, reines Ergebniß des innern Berufes der Krankenwärterin. Wie soll ich ausdrücken, was ich dort gefunden! Dinge, die mehr mit dem Gemüthe, als mit dem Verstande aufgefaßt werden müssen, lassen sich nicht mit Worten wiedergeben. Man staunt über die bewundernswürdige Reinlichkeit, Ordnung und Pünktlichkeit in den Sälen, über die Liebe, Sanftmuth und Demuth, mit welcher die Kranken gepflegt werden, über die heldenmüthige Selbstaufopferung der Schwestern in Zeiten der Gefahr, über die kindliche Heiterkeit, womit sie die schwersten Geschäfte ihres Berufs verrichten. Ein Pallast, in welchem der Kranke auf seidnem Lager von gedungener Hand seine Arzenei empfängt, ist geringer zu achten, als die Strohhütte, in welcher Religion und Liebe einen kranken Mitbruder pflegen."

Badegebräuche des Orients.

Nach A. Dumas und A. Dauzats.

Die Bäder sind nach den Moscheen die schönsten Zierden der orientalischen Städte. Dasjenige, in welches man mich führte, war ein großes Gebäude von einfacher und sinnreicher Architektur. Man tritt zuerst in einen großen Vorhof, wo rechts und links Zimmer liegen, in denen man den Mantel ablegt; im Hintergrunde, dem Eingang gegenüber, ist eine hermetisch verschlossene Thür: hat man diese überschritten, so befindet man sich in einer Atmosphäre, die wärmer ist als die äußere Luft. Hier hat man noch Zeit, sich zurückzuziehen; so wie man aber den Fuß in eines der Zimmer gesetzt hat, welche an diesen Flur gränzen, ist man seiner nicht mehr Herr. Zwei Bedienten packen Einen, und man gehört jetzt ganz der Anstalt.

So ging es mir zu meinem großen Erstaunen; kaum war ich eingetreten, als zwei kräftige Bade-Aufwärter mich anfaßten und meiner Kleider beraubten; dann band mir der eine von ihnen einen Leingürtel um die Lenden, während der andere mir ein Paar gigantischer Schuhe, die mich einen ganzen Fuß größer machten, an die Füße schnallte. Diese ungewöhnliche Beschuhung machte mir nicht bloß jede Flucht unmöglich, sondern da ich dadurch ungewöhnlich erhöht war, hätte ich nicht einmal meinen Schwerpunkt behalten können, wenn mich nicht meine beiden Sklaven, jeder unter einer Schulter, gestützt hätten. Ich war gefangen, an Flucht war nicht zu denken; ich ließ mich führen.

Wir traten in ein anderes Zimmer, in welchem der Dampf und die Hitze so intensiv waren, daß ich bei aller meiner Resignation zu ersticken fürchtete. Ich glaubte, meine Führer hätten sich verirrt und seyen in einen Backofen getreten; ich wollte mich losmachen, aber mein Widerstand war vorhergesehen worden. Ueberdieß war ich weder in einem Kostüm, noch in einer Situation, den Kampf durchzuführen, und ich erklärte mich für besiegt. Einen Augenblick darauf fühlte ich mit Erstaunen meinen Athem wiederkehren und meine Lungen sich erweitern. So durchschritten wir vier bis fünf Zimmer, deren jedes eine höhere Temperatur hatte, als das vorige, bis wir endlich in die Badstube kamen, wo der Dunst so dicht war, daß ich im ersten Augenblick nicht zwei Schritte vor mir sehen konnte, und die Hitze so unerträglich, daß ich mich einer Ohnmacht nahe fühlte. Ich schloß die Augen und überließ mich ganz der Gewalt meiner Führer, die mich noch einige Schritte gehen ließen, dann mir meinen Gürtel nahmen, die Schuhe losmachten und mich auf einer in der Mitte des Zimmers befindlichen Estrade hinstreckten, die der Marmortafel eines Amphitheaters glich.

Auch dießmal gewöhnte ich mich nach einigen Minuten an diese höllische Temperatur. Ich benutzte die allmählige Wiederkehr meiner Kräfte, um einen bescheidenen Blick um mich herum zu werfen. Wie die übrigen Organe, gewöhnte sich auch das Gesicht bald an die umgebende Atmosphäre, so daß ich, trotz des Nebels, die rings herum befindlichen Gegenstände deutlich genug sehen konnte. Meine beiden Henker schienen mich einen Augenblick vergessen zu haben; ich sah sie am andern Ende des Zimmers beschäftigt und gedachte die Frist, die sie mir vergönnten, zu benutzen. Ich orientirte mich nach und nach und fand, daß ich in einem großen viereckigten Salon lag, welcher bis auf Manneshöhe mit Marmor-Arten von verschiedenen Farben bekleidet war; aus offenen Hähnen strömte fortwährend heißes Wasser nach den vier Winkeln des Saales in große Bassins oder Kessel, aus welchen geschorne Köpfe hervorragten, die durch die drolligsten Geberden ihre Seligkeit ausdrückten. Dieser Anblick beschäftigte mich so sehr, daß ich die Rückkehr meiner beiden Badediener nur wenig beachtete. Der eine trug ein großes hölzernes Gefäß, in welchem Seife aufgelöst war, und der andere ein Päckchen feiner gekämmter Wolle. Auf einmal kam es mir vor, als wenn man mir Tausende von Nadeln in Kopf, Augen, Nase und Mund steckte; mein Bade-Aufwärter war es, der mir das Gesicht mit diesem Präparat übergoß und, während sein Gefährte mich an den Schultern hielt, mir Gesicht Hare und Brust einrieb. Der Schmerz war so unerträglich, daß ich meine ganze Energie wiedererlangte, es schien mir lächerlich, mich so ohne Vertheidigung martern zu lassen, ich entfernte den einen mit einem Fußstoß, den andern mit einem Faustschlag, und da ich für meine Schmerzen kein anderes Heilmittel fand, als eine vollständige Eintauchung, so sprang ich in eines von den vier Bassins hinein. Das Wasser war siedend heiß; ich schrie wie ein Verbrannter, und mich an meinen Nachbarn haltend, die meinen Schmerz nicht begreifen konnten, sprang ich eben so rasch über den Rand des Kessels zurück, als ich hineingesprungen war. Doch so kurz auch die Taufe gewesen war, war sie nicht ohne Wirkung geblieben; ich hatte den Körper so roth, wie ein Seekreps.

Ich stand einen Augenblick betäubt da und glaubte mich unter dem Druck eines Alps. Ich sah Menschen vor mir, welche in einer Art Brühe kochten und sich darin sehr behaglich zu fühlen schienen. Das stürzte alle meine Vorstellungen von Vergnügen und Schmerz über den Haufen, da dasjenige, was für mich Schmerz war, ihnen Vergnügen machte; daher faßte ich auch den Entschluß, meinen Empfindungen nicht mehr zu trauen und Alles ruhig mit mir machen zu lassen; meine beiden Henker fanden mich also vollkommen resignirt, als sie zu mir zurückkehrten, und ich folgte ihnen ohne Widerstand nach einem der vier Bassins. Als wir die Stufen erreicht hatten, gaben sie mir ein Zeichen, hinabzusteigen; ich gehorchte geduldig und befand mich

Digitized by Google

in einem Wasser, das mir 35 bis 40 Grad zu haben schien. Ich hielt dieß für eine sehr gemäßigte Hitze.

Aus diesem Bassin ging ich in ein anderes von höherer, aber noch erträglicher Natur. Ich blieb darin, wie in dem ersten, ungefähr drei Minuten; dann führten mich meine Leute in ein drittes, das zehn bis zwölf Grad mehr haben mochte, als das zweite; aus diesem dritten brachten sie mich endlich in das vierte, wo ich vorhin meine Fegfeuer-Probe abgelegt hatte. Ich näherte mich ihm mit dem größten Widerstand, obwohl ich beschlossen hatte, Alles zu ertragen. Als ich an der untersten Stufe angelangt war, befühlte ich erst das Wasser mit der Fußspitze; es schien mir noch sehr heiß, aber nicht in dem Grade, als ich es vorhin kennen gelernt. Ich wagte ein Bein, dann das andere, endlich den ganzen Körper hinein, und ich war sehr erstaunt, nicht mehr dasselbe Brennen zu empfinden. Es kam daher, weil ich dießmal durch die anderen Bassins auf das letzte vorbereitet war, weil ich erst die Uebergänge durchgemacht hatte. Nach einigen Sekunden war ich ganz daran gewöhnt, und doch glaube ich versichern zu können, daß das Wasser 60 bis 65 Grad Hitze hatte, nur war meine Haut, als ich heraustieg, immer noch dunkel: vom Purpur war sie ins Karmoisin übergegangen.

Meine beiden Henker faßten mich aufs Neue und banden mir wieder einen Gürtel um die Lenden; dann wickelten sie mir einen Shwal um den Kopf und führten mich durch die schon durchwanderten Säle wieder zurück, indem sie mir bei jeder Veränderung der Atmosphäre einen neuen Gürtel und einen neuen Turban anlegten. Endlich erreichte ich das Zimmer, wo ich meine Kleider zurückgelassen hatte. Ich fand daselbst einen guten Teppich und ein Ohrkissen; man nahm mir noch einmal meinen Gürtel und meinen Turban, um mir den ganzen Körper in einen großen wollenen Mantel zu hüllen, dann legte man mich wie ein Kind nieder und ließ mich allein.

Jetzt empfand ich eine unaussprechliche Behaglichkeit, zugleich aber fühlte ich mich so schwach, daß man mich nach einer halben Stunde, als man die Thür des Zimmers wieder öffnete, ganz in derselben Stellung fand, in der man mich verlassen.

Die neue Person, die jetzt auftrat, war ein junger, kräftiger Araber: ich sah ihm mit einem Schrecken entgegen, wie er bei einem Menschen, der solche Proben bestanden, natürlich ist; aber ich war so schwach, daß ich nicht einmal auf den Gedanken kam, mich zu widersetzen: er faßte zuerst meine linke Hand, der er sämmtliche Gelenke knacken ließ, dann ging er zur rechten über, mit der er es eben so machte. Nach den Händen kamen die Füße und Kniee daran, und endlich die Wirbel. Hier stieß ich einen Schreckensruf aus; ich glaubte, man wolle mir die Wirbelsäule zerbrechen. Nachdem dieses erste Exercitium zu Ende war, ging mein Peiniger zu einem anderen über, indem er mir Arme, Beine und Schenkel mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit knetete; dieß dauerte ungefähr eine Viertelstunde, dann verließ er mich. Ich war noch schwächer, als vorher, dazu schmerzten mich alle Gelenke. Ich wollte meinen Teppich heranziehen, um mich wieder zuzudecken; ich hatte nicht die Kraft dazu.

Ein Bedienter brachte mir Kaffee, einen Tschibuk und Gefäße, aus denen wohlriechende Wasser dampften; dann ließ er mich den Taback und die Düfte einschlürfen. So brachte ich eine halbe Stunde zwischen Schlaf und Wachen zu, in einer Art seligen Rausches, um die äußere Welt unbekümmert. Endlich kam man wieder, ich gab ein Zeichen, daß ich fort wolle; man kleidete mich wieder an und führte mich in das Zimmer, das auf den Vorhof hinausgeht, wo ich meinen Mantel wieder fand; dann bezahlte ich für das ganze Bad mit Bedienung, Kaffee, Pfeife und Wohlgerüchen anderthalb Piaster, d. h. eilf Sous von unserem Gelde (4½ Silbergroschen). Billiger braten kann man gewiß nirgends.

Pot-Pourri.

Ein Diebstahl à la Comtesse.

Vor einigen Tagen erschien ein Bedienter in Livree in einem Juwelierladen zu Paris und kündigte an, die Frau Gräfin R*** komme morgen von ihrem Schlosse *** und wünsche einige Kostbarkeiten, welche zu Geschenken bestimmt seyen, auszuwählen. Der Bediente nannte die Sachen, welche die Gräfin morgen auswählen wolle, bat den Juwelier, sich darnach einzurichten, zog ihn dann geheimnißvoll bei Seite und sagte leise: „Die Frau Gräfin hat vor Kurzem drei Millionen in Gütern und eine Million baar geerbt; sie wird eine ihrer besten Kunden, doch Sie geben mir dafür, daß ich Ihnen dazu verhelfe, fünf Procent.“ Der Juwelier willigt ein. „Doch noch eins,“ sagte der Bediente, „meine Herrschaft kauft morgen mindestens für zehntausend Franken bei Ihnen, mir kämen davon also fünfhundert zu gut, ich hoffe also, Sie zahlen mir auf mein ehrlich Gesicht sogleich fünfzig aus.“ Das Geld wird gebracht und der Bediente empfiehlt sich ehrerbietig. Am nächsten Nachmittage um zwei Uhr fährt eine schöne Equipage mit Kutscher und Groom in eleganter Livree vor, und eine jüngere nebst einer ältlichen Dame steigen aus, die erstere schön und geschmackvoll, die andere ziemlich ordinär gekleidet. Sie treten ein und lassen sich die gestern angekündigten Putzsachen zeigen. „Madame ist ohne Zweifel die Frau Gräfin R***?“ fragte der Juwelier. „„„Wer hat Ihnen meinen Namen gesagt?““ — „Ihr Kammerdiener, Madame!“ — „„„Ja, ich gab ihm gestern den Auftrag, Ihnen meinen Besuch zu melden.““ Dann sich rasch an die ältliche Dame wendend, fragt die schöne Gräfin: „„„Glauben Sie, daß ich es wagen darf, ohne Wissen meines Mannes diese Rivière mit Brillanten und die übrigen hübschen Sachen zu kaufen? Ich möchte ihn doch erst fragen.““ Ohne die Antwort abzuwarten, nimmt sie die drei Sachen und läßt die ältliche Dame am Ladentische, die elegante Equipage vor der Thür. Nach Verlauf einiger Minuten, während welcher sich der Juwelier mit der Alten unterhält, findet er, daß dieselbe mit der sogenannten jungen Gräfin gar nicht so bekannt ist, als es Anfangs schien. Eine Stunde vergeht, und weder die Juwelen noch das Geld dafür werden gebracht. Dem Juwelier wird Angst und mit Recht, denn die Begleiterin gibt sich als eine Commissionärin zu erkennen, welche die vorgebliche Gräfin kurz vorher erst aus einer Leinwandhandlung in der Straße Richelieu mitgenommen hat und weder Namen noch Wohnort der neuen Gebieterin zu sagen weiß; die Equipage ist geliehen. Der gestrige Bediente und die elegante Gräfin sind spurlos verschwunden.

Neue Emancipation.

Der lustige Weinhändler Louis Drucker zu Berlin läßt sich durch folgende Anzeige vernehmen: „Emancipation der Esel! Alles macht Carrière, nur der Esel nicht! Warum diesem edeln Thiere das Recht gebricht? ich weiß es nicht! — Aus wahrer Menschenfreundlichkeit fühle ich mich veranlaßt, dieses Mitgeschöpf aus dem Staube der Zurücksetzung hervorzurufen und Donnerstag den 26. Sept. auf Tornow bei Potsdam ein großes Esel-Wettrennen zu veranstalten. — Nur Esel, auf dem Continente geboren und erzogen, werden zur Concurrenz zugelassen; die Commission der Schiedsrichter wird sich nicht das Recht anmaßen, sich bei dieser innern Angelegenheit als incompetent zu erklären, für den Fall, daß über die Wahlfähigkeit eines geehrten Mitgliedes Zweifel erhoben werden sollten. Das Programm bringt das Nähere! — Freundschaftlichen Gruß. Louis Drucker.

Junges Ehepaar.

In Süd-Carolina wurde am 17. März Hiram Dill, 14 Jahre alt, mit Magaret Ann. Langly, 13 Jahre alt, kopulirt!

Digitized by Google

Nro. 41.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Churfürst Maximilian I. — Fürst Metternich. — Eisenbahn. — Der Weg zur Höhe ist steil. — Nummero 9. — Schicksale einer Bildsäule. — Pot-Pourri.

Churfürst Maximilian I.

Von Friedrich Beck.

Schwer lag's auf Deutschland wie Gewitterschwüle,
Schon hörte man des Krieges Donner rollen,
Zerrissen war die Eintracht der Gefühle,
In Feindschaft schied sich Glaube, Denken, Wollen;
Was wird wohl aus so finsterm Zorngewühle
Sich für ein blutig Schauspiel bald entrollen;
Ein Jeder sinnt, da bricht es los in Wettern,
Und tausend Blitze zucken und zerschmettern.

Es gilt dem grauen Dom vergangner Zeiten,
Den manch Jahrhundert gläubig half errichten;
Statt zur Vollendung ihn mit Maaß zu leiten,
Will ihn ein kühner Eifer jäh vernichten;
Wer mag in solchem wildentflammten Streiten
Mit klarem Wort unsel'gen Hader schlichten?
Wo Keiner weicht, muß jeder schützen, retten;
Nicht Friede bringt Versöhnung — Schmach und Ketten!

Und immer dunkler droht sich's zu verwirren,
Ein neuer Gräul beginnt, wenn alte enden,
Durch dreißig Jahre währt der Schwerter Klirren,
Da Haß und Zwietracht die Gemüther blenden,
Bis endlich man nach ungeheurem Irren
Ermattet ruht, die Frucht sich zuzuwenden;
Man eilt mit Hast Errungnes zu genießen;
Doch ach! wer denkt der Trennung Kluft zu schließen?

Noch ragt das Heiligthum. Ein tapfrer Wächter
Mit Flammenschwert steht Max vor seinen Thoren,
Der alten Kirche muthigster Verfechter,
Den Gottes Rath zum Werkzeug sich erkoren;
Und welcher Kampf wohl war für ihn gerechter?
Des Glaubens Licht, in dem er ward geboren,
Erhält er unerschüttert seinem Volke,
Und abwärts zieht des Krieges schwarze Wolke.

Nie war ein Fürst begabter je geschaffen,
Sein Reich durch Friedenskünste zu verklären;
Ihm schwieg die Muse nicht im Lärm der Waffen;
Er wollte bauen, nicht nur schirmen, wehren;
Ob ihn zum Streit auch dunkle Stürme raffen,
Sein Geist blieb frei vom allgewalt'gen Gähren;
Er wankt nicht, da Europa's Besten zittern,
Und steht mit Ruhe in den Ungewittern.

Mit jener Ruhe, die als schönstes Erbe
Dem Christen aus der Gnade Born entquillet,
Nicht mit der Ruhe, die in starrer Herbe
Des Welterobrers ehrne Brust umhüllet;
Nicht sinnt er, wie er Land und Schätze werbe;
Kein eitler Durst nach Ruhm ist's, der ihn füllet;
Er hat für sich nicht, hat für Gott gestritten,
Und was er litt, er hat es ihm gelitten.

Und er allein von jenen Herrschern allen
Darf noch den lang ersehnten Frieden schauen,
Er denkt der blut'gen Opfer, die gefallen,
Und wandelt durch des Brandes Schutt mit Grauen;
Des Jammers Seufzer hört er wiederhallen,
Es hält ihn aufrecht nur sein Gottvertrauen;
Das gräßliche, er muß es stumm ertragen;
Doch, was er that, dieß darf er nicht beklagen.

So naht dem Greis das Ziel der Lebensmühen,
Wem mag nicht solch ein Tagewerk genügen?
Er sieht voll Hoffnung schön're Zeiten blühen
In Ferdinand Maria's sanften Zügen;
Da will es ihn nach jener Stadt noch ziehen,
Wo todeswund einst Tilly mußt' erliegen;
Noch einmal denkt er seiner Jugend wieder,
Dann steigt er groß zur Gruft der Ahnen nieder.

(Munch. p. Zeit.)

Maximilian I.

Herzog und Churfürst von Bayern.

(Zur Feier der Enthüllung seines Monuments.)

Ein Fürst der Gott und Bayern liebt,
Der Jedem Recht und Wahrheit giebt;
Der unter Männern ist der erste Mann,
Ein solcher Fürst war Maximilian.

Am 12. Oktober 1839 sind es einhundert sieben und achtzig Jahre und fünfzehn Tage, seit Churfürst Maximilian I., nachdem er acht und siebenzig Sommer gesehen hatte, des Todes verblichen ist. Die Mit- und Nachwelt hat sein Andenken verewigt; König Ludwig I., hat seinem unsterblichen Ruhme ein prachtvolles, ein würdiges Monument gesetzt. Dasselbe wird am 12. Okt. feierlichst enthüllt werden. Die gesammte Garnison und alle Landwehr der Hauptstadt rückt zum Feste aus. Se. Maj. der König, umgeben vom großen Cortége, wohnen der Enthüllung der berühmten, von Thorwaldsen geschaffenen, von Stiegelmayer in Erz gegossenen Statue auf dem Wittelsbacherplatze bei. Der Vorhang wird um 12 Uhr fallen und auf wiederndem Rosse wird die eherne Gestalt des großen Churfürsten sichtbar werden, wie er majestätisch und herrlich dereinst die Schaaren seiner Bayern in

Digitized by Google

die Schlacht am weißen Berge führte, rasch und kühn, wie es dem Helden ziemt. Und des Churfürsten großer Nachfolger, König Ludwig I. von Bayern, wird hinschauen mit Stolz und Freude auf das Werk der Kunst, die Er, Er allein und zuerst wieder zurückrief in's Mark seines biedern Volkes. Die Defilirung der Truppen und der Landwehr wird die hehre Todtenfeier beschließen. Auch wir finden es im Kreise unserer Pflicht, unsern Lesern das Andenken an den großen bayerischen Churfürsten zur Miterhöhung einer nationalen Feier in's Gedächtniß zurückzurufen; denn der Tag des Ruhmes eines Fürsten ist zugleich der Tag des Ruhmes für sein Volk. — Herzog Wilhelm V., der Fromme genannt, übergab die Herrschaft über Bayern an seinen Sohn Maximilian am 4. Februar des Jahres 1598. — Max I. faßte die Zügel mit Lust und Freude, mit Selbstvertrauen, Weisheit und Kraft. Er zählte 25 Jahre. Geboren war Max I. am 17. April 1573 in Landshut, wurde Churfürst am 25 Februar 1623, erhielt die obere Pfalz 1628, vermählte sich zum Erstenmale am 6. Februar 1595, zum Zweitenmale am 17. Juli 1635 und ist am 27. September 1651 — im vierundfünfzigsten Jahre seiner Regierung — als fürstlicher Doppeljubiläus in München gestorben. Seine Gebeine ruhen an der Seite seines Vaters in der St. Michaels-Hofkirche der bayerischen Hauptstadt. — Maximilians beide Gemahlinnen waren: 1) Elisabeth, Herzogs Karl II. von Lothringen und seiner Gemahlin Klaudia Tochter. Sie zählte bei ihrer Vermählung 22 Jahre und starb am 4. Jänner 1635 kinderlos; 2) Maria Anna, Kaiser Ferdinands II. Tochter, geboren 13. Jänner 1610, vermählt am 17. Juli 1635, gestorben am 25. Sept. 1665, als Wittwe, gesegnet mit zwei Knaben — Ferdinand Maria, geboren 31. Okt. 1636, gestorben 26. Mai 1679, Nachfolger seines Vaters, und Max Philipp Hieronymus, geboren 30. Sept. 1638, kinderlos gestorben 20. März 1705. — Maximilian I. lebte in einer Zeit, wo das Vaterland in Leiden aller Art schmachtete. Schwere Schulden lasteten auf dem Lande, der dreißigjährige Krieg nahte. Max ordnete die Finanzen und stellte sich an die Spitze der heiligen Liga für die Erhaltung des römisch katholischen Glaubens. An der Landesuniversität Ingolstadt mit Kaiser Ferdinand II. in allen Zweigen einer großartigen Staatskunst unterrichtet, vertraut mit allen Fugen einer damals höchst nothwendigen feinen Politik, reich an gediegenen Geistesgaben, vortrefflich an Gemüth und Herz, warm für alles Gute und Schöne, eifig für das Laster, kurz ein Fürst, den die Vorsehung schon von der Wiege aus zum Thron berufen hatte, war Maximilian I. zugleich der Retter seiner Landesreligion und im Glücke, wie im Unglücke, der Vater seines Volkes. Max. I. rettete die Kaiserkrone für Habsburg, die Reichsverfassung für Deutschland. Früh gesammelte Kenntnisse in der Welt- und Landesgeschichte, in der Mathematik, in der Rechtsgelehrsamkeit und Philosophie; gereifte Erfahrungen auf mehreren Reisen ließen ihn scharfe Blicke in das öffentliche und Privatleben seiner Zeit werfen; seine außerordentliche Sprachfertigkeit im Lateinischen, Italienischen, Spanischen und Französischen machte ihn zum umsichtigen Diplomaten; seine hohe und schöne Körpergestalt wieß jeden Betrachter durch ein feuriges Auge einen feurigen Geist, und die Ehrfurcht mangelte ihm von Niemanden höchstens ein maaßlos ehrgeiziger Wallenstein konnte einem ihn bemitleidenden Fürsten mit beissendem Hochmuthe begegnen. Max war, um's kurz zu sagen, ein moralisches und politisches Fürstenmuster aller Zeiten. Bayern wird ihn nie vergessen, so lange sein Thron auf den kräftigen Schultern der Wittelsbacher ruht, und welcher Sohn des uralten Vaterlandes wird nicht auch mit uns voll Innigkeit zum ewigen Erhalter der Völker und Throne ausrufen: „Gott erhalte den König und sein ganzes Haus!"

(Bayer. National-Zeitung.)

Fürst Metternich,

seit 26 Jahren einer der obersten Leiter der Angelegenheiten von Europa, befindet sich auf Johannisberg, auf jenem Johannisberg, welcher der Preis geworden ist für seine Verdienste um die Befreiung Deutschlands von fremdem Joche. Er ist in Coblenz geboren, und hatte den letzten Churfürsten von Trier, den sächsischen Prinzen Clemens Wenzeslaus zum Taufpathen. Ein anderer Churfürst von Trier, Lothar v. Metternich 1599 — 1623, der geistreiche und staatskluge Lothar, hat die erste Größe des Hauses Metternich begründet. Das Metternichsche Stammhaus liegt an der Straße von Köln nach Euskirchen, genau an der Stelle, wo sie die Schwist überschreitet, daneben liegt auch Hemmerich, einst der Sitz der Erbkämmerer der Kölnischen Kirche. Als von diesen Herren v. Hemmerich ein jüngerer Sohn zu Ausgang des 14ten Jahrhunderts in der Brudertheilung das nahe Metternich übernahm, legte er sich von demselben zugleich den Namen bei, und es hat sich dieser Name Metternich auf seine ganze Nachkommenschaft vererbt. Sie war einstens sehr zahlreich, diese Nachkommenschaft, und blühte zum Anfang des 15. Jahrh. in 13 verschiedenen Linien; davon ist noch die Eine übrig, die groß geworden durch den ihr entsproßenen Churfürsten Lothar von Trier. Ihr gehörte ursprünglich nur das in der Nähe von Ahrweiler belegene Gut Vettelhofen, so mit Anna v. Kolb erheirathet wurde. Anna hat noch einen andern Schatz ihrem Eheherrn zugebracht, sie wurde eine Mutter von 25 Kindern, 13 Söhne und 12 Töchter, und rührt von ihr vielleicht die ausnehmende Fruchtbarkeit her, welche bis zum Anfang des 18ten Jahchunderts in der Linie der Metternich in Vettelhofen oder von Winneburg und Beilstein erblich gewesen ist. — Des Churfürsten Lothar Neffen haben sich nämlich in dem Laufe des dreißigjährigen Krieges, theils durch ihre treue Anhänglichkeit zu Oesterreich und Bayern, theils durch Kriegsthaten, die eben damals, durch das Absterben der alten Besitzer, erledigten Reichsherrschaften Winneburg und Beilstein an der Mosel verdient, gesammt dem böhmischen, mit unermeßlichen Waldungen begabten Königswarth. Auch unter den spätern Metternichen finden sich manche auffallende eigenthümliche Charaktere. Ein solcher war zumal der Graf Adolph von Metternich, dem einst eine Prinzessin aus dem Hause Brandenburg zugedacht gewesen. Dieser Enkel war der Graf, nachmaliger Fürst Franz Georg, zuerst k. k. Gesandter an dem chur-trierschen Hofe, dann bevollmächtigter Minister in den Niederlanden, endlich außerordentlicher Gesandter und Plenipotentiar für die Reichsfriedensverhandlungen zu Rastadt. Er war mit einer höchst geistreichen und liebenswürdigen Dame, mit einer Gräfin von Kageneck aus dem Breisgau verheirathet, und hatte von ihr 2 Söhne und 1 Tochter; der jüngere Sohn ist vor wenig Jahren gestorben, die Tochter wurde des Herzogs Ferdinand von Würtemberg Gemahlin, und ist durch sie, ihr Bruder, der k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzler, des Kaisers Franz I. höchstseligen Andenkens, Schwager gewesen.

Eisenbahn.

Frankfurt 7. Okt.

Der Reiz des neuen, interessanten Schauspiels lockt seit zehn Tagen die ganze Bevölkerung von Frankfurt und Höchst nach den Bahnhöfen und in deren Umgebung. Diese geräumigen Wagen sind die wahren Omnibus; denn sie sind für Alle. Zwar hat man sie in vier Klassen abgetheilt, damit auch hier wieder die Menschen nach ihrer alten sechstausendjährigen Gewohnheit sich separiren und klassifiziren mögen. Der Andrang zu den Billets ist aber so stark, daß man eben zugreifen muß, ohne lange wählen zu dürfen. Als bescheidener Dreibätzner fährt man nach Höchst und als stolzer Zwölfbätzner zurück, oder auch umgekehrt, wie eben Fortuna's Loose fallen. Fahren aber muß man, und

Digitized by Google

sollte es das Zehnfache kosten, und wer kann zurückbleiben in unserer galoppirenden Zeit? Hier gilt es die neuen Interessen des Jahrhunderts. Man stürmt auf die Kassen des Bureaus los, unbesorgt und unbekümmert um Rippenstöße und zerrissene Rockschöße, um zerdrückte Hüte und zerbrochene Uhrgläser, um leibliche Beschädigungen sogar, denen man ausgesetzt ist. Da hört alle Freundschaft, alle Höflichkeit, alle Subordination auf. Man steigt in die Wagen, und mit Verwunderung sieht sich der Millionär neben dem Handwerksburschen, der Prinzipal neben seinem Auslaufer, der Gelehrte neben dem Lakeien, der Stutzer neben dem noch bestaubten Maurergesellen, die Matrone neben dem lustigen Friseur, der Professor neben dem Sextaner. Jeder fängt nun an, seine Klossen über dieß Charivari einzufädeln; aber kaum hat er begonnen, so sind wir schon am Ziele, und die Wagenburg entleert sich, gleich einem überfüllten Schauspielhause. Die Vorsehung meynt es gut mit den Menschen; sie sorgt immer für etwas Neues. In den Kriegszeiten unterhielten wir uns von Kanonen und Pulverdampf, jetzt im tiefen Frieden reden wir von Locomotiven und von Kohlen- und Wasserdampf und seiner bewirkenden Schnelligkeit, die ins Unbegreifliche geht. Ein Dichter singt:

Leichter als der Lauf des Rosses,
Schneller als des Falken Flug,
Geht die Kraft des Erzkolosses
Brausend ihren Siegeszug.

Wo sein Rad in weiten Bogen
Durch die grüne Fläche kreist,
Sehn wir staunend hingezogen
Deine Spuren, Schöpfergeist!

Wie sich deine Schwingen heben,
Zuckt der Erde tiefster Schacht
Und vernimmt mit leisem Beben
Deines Herrscherwortes Macht.

Tobend aus der Berge Grotten
Steigt der Flamme wild Gebraus
Und der Sturmwind speit die Flotten
An die Klippe zürnend aus.

Doch die Kräfte seines Hauches
Zwingst du unter dein Gebot,
Dir gehorsam zieht des Rauches
Schwarze Säule durch den Schlot!

Da dir solches nun gelungen
Durch das Schaffen unsrer Hand;
Da von deinem Hauch bezwungen
Dieser Boden dieses Land:

Schöpfergeist, der aller Orten
Aus der Tiefe segnend steigt,
Der in Werken wie in Worten
Sein erhabnes Wesen zeigt;

Der die kämpfenden Nomaden
In den Wüsten einst berührt
Und als Hort auf ihren Pfaden
Wolkensäulen aufgeführt:

Segne mit dem besten Lohne,
Was die Kunst der Hände schafft;
Gib dem Menschen, deinem Sohne,
Neues Leben, neue Kraft.

Und auf Säulen dieser Wolke,
Welche brausen dir voran,
Schreite du von Volk zu Volke
Siegeskräftig deine Bahn!

Der Weg zur Höhe ist steil.

Haydn's, des berühmten Tonkünstlers Vater, ein armer Wagner in Rohrau, an der ungarischen Gränze, hatte auf seiner Wanderschaft ein wenig auf der Harfe klimpern gelernt. Des Sonntags pflegte er seine Stückchen abzuspielen, und die Hausfrau sang dazu. Sepperl (Joseph), als fünfjähriges Kind, setzte sich dann neben seine Eltern, nahm ein Stück Holz, das die Violine vorstellte, und begleitete Gesang und Harfenspiel mit seiner stummen Musik.

Ein Schulmeister aus einem benachbarten Städtchen Haimburg, Haydn's Vetter, kam einst zufälliger Weise zu solch einem Trio und bemerkte mit Verwunderung, daß Joseph den Takt sehr genau beobachtete. Er rieth dem Vater, den Knaben der Tonkunst zu widmen. Der Vater, ein großer Verehrer des geistlichen Standes, ergriff diesen Vorschlag mit Freuden. Denn er hoffte, auf dem Wege der Musik seinem Joseph den Eintritt in den geistlichen Stand am leichtesten zu eröffnen. Aber — nun hatte er kein Geld, um es an des Knaben Bildung wenden zu können. Der Schulmeister half dieser Verlegenheit ab und nahm den kleinen Vetter zu sich. So lernte Joseph lesen und schreiben und erhielt den ersten Unterricht im Singen, Geigen und Paukenschlagen. Doch bekam auch er selbst nebenbei mehr Schläge, als Brod. Zwei Jahre war er bei diesem Vetter in der Lehre gewesen, als der Hof-Kapellmeister Reiter, von der Stephanskirche zu Wien, den Dechant in Haimburg besuchte und diesem unter Anderm erzählte, daß er einige Chorknaben für seine Kirche suche. Der Dechant schlug sogleich den achtjährigen Hayd'n vor. Reiter berief den Knaben und Vetter zu sich. Es standen eben Kirschen auf des Dechants Tische. Der hungrige Knabe wandte kein Auge von der Schüssel. Reiter bemerkte es, füllte ihm den Hut mit Kirschen und ließ ihn dann einige lateinische und italienische Strophen singen. Reiter war vollkommen zufrieden. „Kannst du auch einen Triller machen?" fragte er noch. „Nein!" antwortete Haydn, „ich kann's nicht, und mein Herr Vetter kann's auch nicht!" Der Herr Vetter knirschte vor Aerger mit den Zähnen. Reiter aber, nachdem er sich satt gelacht hatte, zeigte dem Knaben, wie man es anfangen müsse, um einen Triller zu schlagen, und schon nach dem dritten Versuche gelang es. Höchlich erfreut nahm Reiter den Knaben sogleich mit sich nach Wien. Hier wurde Joseph von den besten Lehrern im Singen, auf mehreren Instrumenten und auch in den Grundregeln der Tonkunst unterrichtet, hörte viele treffliche Werke meisterhaft ausführen, und sein Genie wurde durch dieses alles so geweckt, daß er selbst schon jetzt anfing, Stücke für viele Stimmen und Instrumente zu setzen. Nun kam aber sein sechszehntes Jahr heran: seine Stimme verlor. Er erhielt seine Entlassung als Chorknabe. Eine kummervolle, bedrängte Zeit erfaßte ihn von Neuem. Eine lange Reihe von Jahren mußte er sich höchst erbärmlich durchhelfen; eine Dachkammer in einem sechsten Stockwerke, ohne Ofen und Fenster war sein Musensitz, und Brod, Milch und Wasser seine Nahrung. Er gab Unterricht, spielte in den Orchestern mit, um sich durchzuschleppen, hielt sich übrigens von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, schuf aber an seinem von den Würmern zerfressenen Klavier gutes Muths manches schöne Werk der Tonkunst; denn sein Genius ließ ihn nimmer ruhen und gab ihm Ersatz für alle anderen Entbehrungen. — Endlich heiterte sich ihm der Himmel wieder auf. Ein Fräulein Martini wählte ihn zum Lehrmeister und gab ihm freie Kost. Nun bezog er eine bessere Wohnung und kam wieder unter die Menschen. Bald nachher wurde er auch bei den barmherzigen Brüdern in der Leopoldstadt Vorspieler und in der Bauwitzischen Kapelle Organist, sang auch wieder in der Stephanskirche. Nun war wenigstens die Noth vorüber. Gern wäre er freilich einmal nach Italien gereis't, um sich auch zur Opernmusik zu bilden. Aber das verstatteten die be-

Digitized by Google

schränkten Finanzen nicht. Doch war er so glücklich, den Italiener Porpora zu Wien kennen zu lernen und diesem einige Dienste zu erzeigen, wofür derselbe ihm von Zeit zu Zeit mit gutem Rath zur Hand ging und ihm, was er in Musik gesetzt hatte, durchsah und verbesserte. Auch erlernte er von Porpora die lateinische Sprache. So bildete sich der Mann, dessen herrliche Werke Europa bewundert.

Nummer 9.

In Frankfurt am Main gibt es ein Thor mit einem über demselben sich erhebenden, in gothischem Styl erbauten Thurm, auf dessen äußerster Spitze sich eine eiserne und von Löchern, die in Summa vollkommen die Gestalt einer 9 haben, durchbohrte Wetterfahne befindet.

Man erzählt, daß im siebenzehnten Jahrhundert die Räuber des Schwarzwaldes ihre Verwegenheit so weit getrieben, daß sie schaarenweise selbst bis in das Weichbild der Stadt vorgedrungen und die schönsten Frauen und Mädchen von hinnen geführt hätten. Einer ihrer Hauptleute, ein ausgezeichneter Schütze und ein ganz besonders frecher Geselle, hatte einmal sogar nach einander neun heirathsfähige junge Mädchen aus den ersten Familien weggekapert. Eine so unerhörte Freveltat durfte nicht ungerächt bleiben, und es ward beschlossen, das Wiedervergeltungsrecht in seinem ganzen Umfange gegen das abscheuliche Gesindel zu üben. Ein gewaltiger Kreuzzug ward gegen die Banditen unternommen, und es gelang, viele derselben theils zu tödten, theils lebendig zu fangen, unter Letzteren den Keckſten von Allen. Mit schallenden Vivats wurden die heimkehrenden Sieger begrüßt, und der Jubel schien gar kein Ende nehmen zu wollen, als man den infamen Gauner mit schweren Fesseln beladen erblickte. Jedermann dachte, er würde gehängt werden. Da sich indessen die Schöppen und Senatoren ein Bischen schämten, den trefflichſten Schützen des Landes ohne Weiteres hinzuwürgen, so zogen sie es vor, sein Geschick in seine eigene Hand zu legen. Sie stellten ihm nämlich die Aufgabe (die Lösung derselben wurde von aller Welt bezweifelt), auf die oben erwähnte Wetterfahne neun Kugeln in der Richtung abzufeuern, daß die durch dieselben bewirkten Oeffnungen die Form der Nummer 9 bilden sollten, weil er kurz vorher just so viel Jungfrauen geraubt hatte. Am Fuße des Galgens lud er sein Gewehr, zielte und brachte zum Staunen der ungeheuren Versammlung richtig die verlangte Nummer 9 zu Stande. Nach diesem wunderbaren Meisterstück wurde er freigesprochen und, wie es heißt, in der Folge ein sehr achtbarer Mann.

Schicksale einer Bildsäule.

Die Bildsäule Napoleon's in römischer Kaisertracht war von Chaudet geformt und von Lemot gegossen, sie war 10½ Fuß hoch und 5600 Pfund schwer. Am Tage des Einzugs der Alliirten in Paris im Jahre 1814 wurde diese Statue bekanntlich, nachdem sie über den Knöcheln durchgesägt worden war, von der Vendomesäule herabgelassen. Im Monate April 1831 befahl Ludwig Philipp, daß das Erzbild Napoleon's am 5. Mai (am Sterbetag des Kaisers) wieder aufgerichtet werde. Diese Verordnung war voreilig, denn die Statue war nicht mehr vorhanden. Es wurde daher ein Concours unter den Bildhauern ausgeschrieben. Der Bildhauer Seurre trug den Preis davon. Crozatier, derselbe, der auch das Standbild Guttenberg's in Mainz gegossen hat, vollbrachte den Guß aufs vollkommenſte. Bis zum Drittel der Beine ist sie voll, in den Obertheilen des Körpers hat sie nur drei bis vier Linien Dicke; sie wiegt daher bei einer Höhe von 12 Fuß, nur 3500 Pfund. Die frühere Statue wurde zuerst zu dem Gießer Delaunay gebracht, dann, während der 100 Tage im Jahre 1815, in die Staatsmagazine; während der zweiten Restauration wurde sie in Stücke zerschlagen, welche später zum Gusse des Pferdes an der Equester-Statue Heinrich's IV. verwendet wurden. In dem rechten Arme Heinrich's IV. befindet sich eine Statuette Napoleon's nach dem Modelle von Tonnet, und im Kopfe liegt die Urkunde hierüber. Im Bauche des Pferdes liegen mehrere Kästchen, in welchen Lieder, Inschriften und Aufsätze enthalten sind, die sich auf die Zeitgeschichte beziehen. Mäsnel, der Gießer dieser Equester-Statue, erklärt, daß er in einem halben Tage diese Gegenstände wieder herausnehmen könne, ohne dem Standbilde selbst irgend einen Schaden zuzufügen.

Pot-Pourri.

Eine Heirath im Fluß.

Beaufire ist ein Soldat von gefälligem Aeußern; was seinen Charakter betrifft, so besitzt er eine unerschütterliche Kaltblütigkeit, und hinsichtlich seines Glaubenssystems zweifelt er gänzlich an der Treue der Weiber. Dieser Unglaube war es, der ihn bis jetzt verhindert hatte, seinen Namen einer jungen Elsäßerin zu geben, die seinetwegen nach Paris gekommen war. Kürzlich, nach abermaligen Bitten, auf welche kräftige Weigerungen folgten, machte sich Therese (so hieß die Elsäßerin) von dem Arme Beaufire bei der Grenelle-Brücke los, und stürzte sich in die Seine. „Sie kann schwimmen," sagte ganz gleichgültig der Militär zu den von Staunen und Schrecken ergriffenen Vorübergehenden, „eine Frau bringt sich nicht wegen einem Manne um's Leben, das ist eine Farbe, die nicht hält." Unterdessen arbeitete sich das arme Mädchen ab und kämpfte mit Mühe gegen den Strom, der sie mit fortriß; ihre Kräfte schwanden und schon wollte sie versinken. „Dieß wäre also keine Verstellung," schrie Beaufire erschrocken. „In diesem Falle Vorwärts!" Bei diesen Worten wirft er sich schwimmend in den Strom, fischt seine Geliebte auf und bringt sie an's Ufer, indem er in liebevollem Tone zu ihr sagt: „Therese, es ist genug . . . du bist nun Madame Beaufire."

Neun Schneider machen einen Mann.

Dieses englische Sprichwort hat einen höchst ehrenvollen Ursprung, der leider jetzt ganz vergessen ist. Im Jahre 1742 nämlich kam ein armer Junge mit einem Leierkasten in die Werkstätte eines fashionablen Kleidermachers in London, um ein Almosen für sich zu erbitten. Es saßen hier neun Gesellen; sie wurden durch das Aussehen und die Bitten des armen Knaben gerührt, schoßen zusammen und übergaben ihm neun Schillinge. Mit diesem kleinen Kapitale kaufte sich der Inge Obst, das er mit einigem Gewinne wieder verkaufte. Von diesem kleinen Anfange schwang er sich zu einem reichen und angesehenen Kaufmanne empor und als er sich Equipage anschaffte, ließ er auf den Wagen schreiben: „Neun Schneider machen einen Mann."

Treffende Antwort.

Bei einer großen Musterung, die König Georg III. im Jahre 1789 über die Flotte im Hafen von Portsmouth hielt, setzte einer der Schiffsjungen alle Zuschauer in Erstaunen durch die Schnelligkeit und Leichtigkeit, womit er die Masten auf- und abkletterte; auch der König bemerkte es mit sichtlichem Vergnügen und sagte, indem er sich an den Lord Lothian wendete: „Ich habe auch Sie wegen Ihrer Behendigkeit rühmen hören, und möchte wohl, daß Sie einmal hinter jenem Burschen drein kletterten." Lord Lothian aber erwiederte: „Sire, mein Amt ist, Ew. Maj. zu folgen."

Liebesbrief eines Judenmädchens. (Original.)

. . . . den 92. August 9381.

Als ihr werdes ich erhalten, beeile ich mich Ihnen ihre Meining zu hören. Sie wollen eine Lieb und sie können von mir eine haben, weil ich Ihne gut wär, unter folgende Bedingnus: 1 Locke auf das lobhütenfäst und eine neie Schürze. Könne Sie des nit bei bringe, su könn ich des Gschäft nich unternemme, nebst

ihre R. B.

Denn Liwe und Geläbt zu würde
Is a große Freid auf Erde!

Digitized by Google

Nro. 42.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: John Cockerill's Etablissement zu Seraing. — Der Necessaire. — Pot-Pourri. — Anekdoten. — Ländliches Glück.

John Cockerill's Etablissement zu Seraing.

Von einem Augenzeugen.

In dem Augenblicke, wo die großen Etablissements Cockerill's, welche die Verhältnisse beinahe zum Sinken gebracht hätten, durch noch nicht bekannte Kräfte neues Leben erhalten sollen, wird eine Beschreibung des wichtigsten Theiles seiner weitverzweigten Unternehmungen den Lesern des Sammlers gewiß Interesse gewähren.

Auf dem linken Ufer der Maas, eine Stunde oberhalb Lüttich, breitet sich das beinahe ausschließlich von Fabrikarbeitern bevölkerte Dorf Seraing aus. Diesem gegenüber liegt am jenseitigen Ufer, durch einen Wald riesiger Schornsteine und ein unaufhörliches Getöse die Aufmerksamkeit des vorüberpassirenden Fremden auf sich lenkend, das Etablissiment John Cockerill's; ein Werk, welches in kolossaler Größe und Ausdehnung und ungeheurem Aufwande mechanischer Kräfte in ganz Europa schwerlich seines Gleichen finden dürfte. John Cocerill eröffnete seine Laufbahn in der Werkstätte seines Vaters: William Cockerill, eines geschickten, englischen Mechanikers, welcher sich seit 40 Jahren in Belgien angesiedelt hatte. Sein vom Vater ererbtes mechanisches Talent, seine scharfe Auffassungsgabe, sein speculativer Blick und eine unermüdliche Thätigkeit ließen in dem einfachen Arbeiter damals schon Großes ahnen. Der Plan zur Gründung des Etablissements in Seraing datiet sich vom Jahre 1816, wo die ehemalige Residenz der Fürstbischöfe von Lüttich, Cockerill als Eigenthum abgetreten wurde. Unter seiner thätigen und einsichtvollen Leitung wuchs die Ursprünglich in gewöhnlichem Maaßstabe angelegte Fabrik nach und nach zu ihrer jetzigen Größe heran, welche alle Industriellen Unternehmungen ähnlicher Art weit überragt. König Wilhelm selbst war zur Hälfte bei der Fabrik betheiligt; nach der Revolution von 1830 jedoch kaufte ihm Cockerill seinen Antheil ab, und wurde alleiniger Gebieter über das großartige Werk.

John Cockerill's Etablissement in Seraing umfaßt: eine große Maschinenfabrik, beinahe ausschließlich für Dampfmaschinen, eine Dampfkesselfabrik, eine Dampfwagenfabrik, große Stab- und Blechwalzwerke, ein Eisenbahnschienen-Walzwerk, einen Hochofen, 16 Puddlings- und viele Flammenöfen, eine Schmiedewerkstätte mit 80 Feuereffen, eine Modellierwerkstätte, ein Atelier für Zeichner, eine besondere große Werkstätte zur Ausbesserung der Werkzeuge und Geräthe, zwei Steinkohlengruben, eine Erzgrube, und endlich eine Kraz- oder Krempelfabrik. Die Anzahl der in dem ganzen Etablissement unmittelbar beschäftigten Arbeiter beläuft sich jetzt auf fast 7000. Zweiundzwanzig Dampfmaschinen von 12 bis zu 250 Pferdekraft sind zum Betriebe der Maschienerie auf dem ganzen Werke in Thätigkeit, und repräsentiren zusammengenommen die Kraft von beinahe tausend Pferden. Die Dampfmaschine, welche auf einer der Kohlengruben das in der Tiefe sich sammelnde Wasser zu Tage fördert, wird wohl an Größe von keiner anderen in der Welt übertroffen: sie hat 400 Pferdekraft, arbeitet aber in der Regel nur mit der Hälfte dieser Kraft.

Die ganze Anlage, aus vielen einzelnen massiven Gebäuden mit zwischenliegenden Hofräumen bestehend, ist, die Kohlengruben ausgenommen, von einer hohen Mauer in Form eines Vierecks eingeschlossen, und macht durch die Unzahl ihrer riesigen Schornsteine, durch die aus denselben herausschlagenden Flammen, durch die dicken, unaufhörlich emporwirbelnden Rauch- und Dampfwolken, welche in einiger Höhe über dem Etablissement zu einer einzigen schwarzen Wolke sich vereinigen, und duech das ungeheure Getöse, welches Tag und Nacht aus diesen Mauern hervorbringt, einen unvergeßlichen Eindruck. Die Entfernung des Werkes von den Ufern der Maas beträgt etwa 1000 Schritte. Um nun für den Waarentransport eine bequeme Verbindung mit der Maas herzustellen, hat Cockerill einen Kanal angelegt, welcher sich in einem der Hofräume der Fabrik in ein weites Bassin endigt. So werden die Waaren unmittelbar in der Fabrik selbst eingeschifft.

Man kann sich von der ungeheuren Consumtion an Brennmaterial einen Begriff machen, und von dieser wieder auf die enorme Produktion schließen, wenn man bedenkt, daß die zwei großen, mit dem Etablissement in Verbindung stehenden Steinkohlengruben den Bedarf der Kohlen für dieses einzige Werk nicht erschwingen können, sondern daß Cockerill genöthigt ist, denselben noch überall aus der Umgegend zu beziehen. Deßgleichen liefert ihm sein Hüttenwerk in Charleroi nur einen, allerdings großen, Theil des Roheisens. Jeder der 16 Puddlingöfen producirt wöchentlich 300 Ctr. Bei Nacht sieht man in Lüttich in der Richtung nach Seraing den Himmel beständig wie von einer fernen Feuersbrunst geröthet.

Der erste Saal, in welchen ich geführt wurde, ist für die Fabrikation kleinerer Dampfmaschinen von 6 bis zu 10 Pferdekraft, von Pumpenwerken und hydraulischen Pressen bestimmt. Hier ist eine Menge von Maschinen zum Abdrehen und Ausbohren der Cylinder in Thätigkeit; besonders fällt eine ganze Reihe eben so einfach als zierlich gebauter senkrechter Bohrmaschinen zum Bohren von Löchern bis zu einem Zoll Durchmesser in die Augen. Am meisten überraschte mich die Bemerkung, daß von diesen vielen Bohrapparaten, deren Zweck einer und derselbe ist, dennoch keiner dem anderen der Construktion nach gleicht, obwohl ihnen einerlei Princip zu Grunde liegt. Mein gefälliger Begleiter gab mir hierüber folgenden Aufschluß. Jeder Arbeiter hat hier Gelegenheit und Freiheit, sein mechanisches Talent, auszubilden; die Fabrik ist für ihn eine Schule, worin er sich zum künftigen Mechaniker heranbildet; macht er eine Erfindung, oder leitet ihn sein Nachdenken auf eine Verbesserung an der zu seiner Unterstützung ihm angewiesenen Maschine, so steht ihm nichts im Wege, diese Erfindung praktisch auszuführen, und Cockerill selbst begünstigt den Arbeiter in seinem Vorhaben.

In den folgenden Sälen, welche ich durchwanderte, erregte die Fabrikation der Dampfmaschinen vom größten Caliber und der englischen Cylindergebläse besonderes Interesse. In diesen Räumen werden jene furchtbaren, kräftigen Kolosse erbaut, welche man in den Steinkohlenbergwerken aus den tiefsten Gruben die eindringenden Gewässer saugen und oben in Strömen von sich geben sieht. Ein ungeheurer Aufwand mechanischer Kräfte concen-

Digitized by Google

triet ſich in dieſen Sälen; man iſt überraſcht, verhältnißmäßig nur wenige Arbeiter zu erblicken, und doch gehen aus dieſen Räumen rieſenmäßige Werke hervor, welche auf die Anſtrengung von tauſend Menſchen ſchließen laſſen. Eine Maſchine erzeugt die andere.

In das Ateliee der Dampfwagen kam ich eben zu rechtee Zeit, um Augenzeuge zu ſeyn, wie der äußere ſchmiedeiſerne Reif um das geoße gußeiſerne Treibrad gelegt wuede. Dieſe Werkſtätte bildet ein nicht buechaus abgeſchloſſenes, für ſich beſtehendes Ganze, woeaus der Dampfwagen mit allen ſeinen Details vollendet hervorgeht, ſondern ſie begreift hauptſächlich die Zuſammenſetzung und Adjuſtirung der Locomotive, Munition- und Transportwagen, ſo wie die Fabrikation der minder wichtigen Theile, z. B. dee Geſtelle, Rauchfänge, Tragfedern, Röhrenſyſteme u. ſ. w. in ſich. Dee Dampfkeſſel kommt aus der allgemeinen Dampfkeſſelwerkſtätte, und die feineeen, weſentlicheren Theile, wie Cylinder, Steurung, Kolbenſtange, Excentrica u. ſ. w. aus der Maſchinenfabrik. Cockerill lieferte für die ruſſiſche Eiſenbahn einen Dampfwagen nebſt Munitionwagen für 40,000 Fr. frei nach Petersburg. Er mußte ihn am 28. Aug. 1836, bei 100 Fr. Steafe für jeden Tag Verzug, zu Antwerpen einſchiffen. Er lieſeete ferner für dieſelbe Eiſenbahn 16 Untergeſtelle für Transportwagen, wozu Pawels in Brüſſel die Obertheile anfertigte. Auf den belgiſchen Eiſenbahnen ſelbſt gehen bereits viele in Cockeeill's Fabrik gefeetigte Dampfwagen, welche nicht hinter den beſten engliſchen zurückbleiben.

Jenes anſehnliche Gebäude, aus deſſen Innerem ein betäubendes Getöſe hervordringt, umſchließt das Departement der Dampfkeſſel. „In dieſen Räumen," äußeete ſich der bekannte Reiſende Riſard bei Gelegenheit eines Beſuchs in derſelben Fabrik, „muß man den Annehmlichkeiten einee Belehrung und Explication an Ort und Stelle entſagen. Es iſt ein helles, durchdringendes Getöſe, welches das Trommelfell zu zerreißen droht. Untee den unaufhörlichen Schlägen des Hammers ſeufzen die hohlen ſchmiedeeiſernen Koloſſe und ihre Seiten hallen wieder gleich denen des teojaniſchen Roſſes. Man ſieht hier in der That Dampfkeſſel von ſolcher Geöße, daß 24 Perſonen bequem darin Mittagtafal halten könnten.

Von der Dampfkeſſelwerkſtätte fühete mich mein Begleitee in das Lokal der Walzwerke, zu deren Betreibung zwei Dampfmaſchinen, jede zu 50 Pferdekraft, aufgeſtellt ſind. Das Walzen der Eiſenbahnſchienen gehört zu den intereſſanteſten Opeeationen im Etabliſſement. Hier veeeinigt ſich die fuechtbarſte Maſchinenkraft mit der bewundernswertheſten Geſchicklichkeit der Arbeitee zue Daeſtellung eines Fabrikates, welchem die Reſultate der neueſten Zeit eine nationale Wichtigkeit gegeben haben. Das Eiſenbahnſchienen-Walzwerk wurde von Paſtoe eingerichtet; es iſt füe die belgiſchen Eiſenbahnen in beſtändiger Thätigkeit, und ſeine Producte haben ſich an der Brüſſel-Antwerpnee-Eiſenbahn bereits bewährt. Die Arbeiten am Walzwerke gehören zu den anſteengendſten und Gefahrvollſten; kurz vor meinee Ankunft wae ein Aebeiter, dee den umlaufenden Walzen zu nahe kam, ein Opfer ſeiner Unvorſichtigkeit geworden.

Wenige Schritte von den Walzwerken ſind mehrere koloſſale Scheeren von ſeltſamer Geſtalt in fuechtbaree Thätigkeit. Sie ſehen aus wie Köpfe mit ungeheuren Rachen, welche unaufhörlich nach Nahrung ſchnappen. Der lange Hebelarm, auf welchen die bewegende Keaft wirkt, iſt nämlich eechtwinkelig, von dem ſchneidenden Kopfe abgebogen und ragt durch einen Schlitz in ein Souterain hinab, ſo daß man nur den Kopf dee Scheeee in Bewegung ſieht, was beim erſten Anblick einen an das Komiſche gränzenden Eindruck macht. Dieſee Eindruck verwandelt ſich jedoch in einen beinahe unheimlichen, wenn man eine ſolche Scheere zolldicke, kalte Eiſenſtangen und Platten zerſchneiden ſieht. Meine Ueberraſchung wurde noch durch den Umſtand erhöht, daß dieſelbe Scheere, welche ſo eben vor meinen Augen eine $1^1/_2$ Zoll dicke Eiſenſtange in Stücke zertheilt hatte, ein von mir hingehaltenes Blatt Papier beinahe eben ſo ſcharf wie die feinſte Papierſcheere durchſchnitt.

Mitten unter den großen Fabrikgebäuden ſteht abgeſondert ein von außen unanſehnliches Gebäude, ohne daß man ahnt, welche ungeheuren Kräfte in dieſem Raume thätig ſind. Vier Cylindergebläſe durch eben ſo viele mächtige Dampfmaſchinen bewegt, von denen zwei 150 Pferdekraft beſitzen, fallen ſogleich in's Auge. Dieſe Blasmaſchinen verſehen den Hofraum, viele Flammenöfen, ſo wie auch 80 Schmiedfeuer durch unterirdiſche, nach allen Richtungen hin divergirende Röhrenleitungen mit Wind. Es iſt gewiß ein ſeltenes und merkwürdiges Schauſpiel, 4 Dampfmaſchinen von dieſer Größe dicht nebeneinander in Thätigkeit zu ſehen, ſo daß man nicht ohne alle Gefahe zwiſchen ihnen buechpaſſiren kann.

Bemerkenswerth iſt die Vorrichtung, welche Erz und Kohlen auf die Gicht des Hochofens hinaufſchafft. Es führet nämlich eine ſchiefe Fläche von 35° Neigung, worauf eine Eiſenbahn angelegt iſt, auf die Höhe des Hochofens. Auf dieſer Eiſenbahn ſteigt ein auf vier Rädern ruhendes Geſtelle, deſſen hintere Räder, um eine horizontale Plattform herſtellen zu können, bedeutend höher ſind als die vorderen, auf und nieder. Erz und Kohlen werden in den Magazinen von Weibern in geoße Weidenkörbe gefüllt, auf kleine Karren geladen und auf ſchmalen Eiſenbahnen, welche den Hofraum nach veeſchiedenen Richtungen buechkreuzen, an den Fuß der geneigten Ebeue geſchoben. Auf der erwähnten Plattform haben ungefähr 12 Körbe Platz. Ein auf der Höhe dee Gicht angebrachter, durch Dampf bewegter Mechanismus, deſſen Hauptheil eine eiſerne Aufzugswelle mit Aus- und Einrückvorrichtung, Bremſung u. ſ. w. iſt, windet den Plattformwagen mittelſt einer Kette empor; ſobald dieſee oben angekommen iſt, wied die Maſchine geſtellt und nachdem die zwölf vollen Körbe mit eben ſo viel leeren vertauſcht worden ſind, ſteigt der Apparat wieder in die ſchiefe Fläche hinab, an deren Fuß unterdeſſen eine neue Ladung in Bereitſchaft ſteht.

Die Modellierwerkſtätte bildet einen geräumigen Saal, worin wohl 60 Schreiner mit der Anfertigung hölzerner Modelle beſchäftigt ſind. Auch ſie finden in der Kraft des Dampfes mächtige Unterſtützung. Ich bemerkte in dem Saale eine Menge kleiner Cirkularſägen von kaum 3 Fuß Durchmeſſer, welche mit raſender Geſchwindigkeit umlaufen. Gegen dieſe Säge drückt der Arbeiter aus freier Hand das Stück Holz oder das Brett, welches er durchgeſägt haben will, an, und hat es in zehnmal kürzerer Zeit durchſchnitten, als wenn er die gewöhnliche Handſäge angewandt hätte.

In einem beſonderen Lokale ſind die geſchickteſten Techniker und Architekten mit der Entwerfung von Maſchinenplanen und deren Details beſchäftigt. Die einzelnen Maſchinentheile werden mit rohem Stifte, und zwar, ſo weit es möglich iſt, in natürlichee Geöße und mathematiſchee Genauigkeit auf glattgehobelte Brettre aufgezeichnet und ſo den Arbeitern in der Maſchinenfabrik übeegeben. Ohne einer näheren Anleitung zu bedürfen, ohne üdee den Zuſammenhang des ganzen nachzudenken, fühet der Arbeiter den ihm zugewieſenen Maſchinentheil getreu nach dem Plane aus, indem er die Dimenſionen mit Zirkel und Maaßſtab abmißt. So trifft es ſich, daß eine Dampfmaſchine gleichzeitig vielleicht in hundert Händen iſt; der Eine bohrt den Cylinder aus, der Zweite dreht die Kolbenſtange ab, der Dritte verfertigt den Krummzapfen, der Vierte die Schiebventile, der Fünfte das Parallelogramm, der Sechste das Excentricum, der Siebente die Steuerungsſtange und ſo fort; Keinee bekümmert ſich um den Andern. Und alle dieſe Stücke, aus ſo vieleelei Händen hervorgehend, paſſen bei ihree Zuſammenſetzung eben ſo gut, wie von einee einzigen mächtigen Hand gefoemt, zuſammen und bilden ein in allen Theilen vollkommen harmonirendes Ganze. Dieſe bis auf die Details ausgedehnte

Digitized by Google

Arbeitstheilung kann nur einen günstigen Einfluß auf die Güte des Fabrikates haben; denn ein Fabrikarbeiter, welchem die Ausführung einer der genannten Maschinentheile zukommt, ist Jahr aus Jahr ein nur mit diesem speziellen Zweige beschäftigt, weßwegen er auch dieß Geschäft mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Pünktlichkeit handhabt; und da Cockerill über eine große Anzahl der geübtesten Arbeiter, deren Intelligenz unter dieser Welt von Maschinen unwillkührlich sich schärft, verfügen kann, da es Niemand besser versteht, als er, Talent und Geschick herauszufinden, Eifer und Thätigkeit nach Verdienst zu würdigen und zu belohnen, und einen edlen Wetteifer unter seinen Arbeitern zu wecken, so ist nicht zu verwundern, wenn die aus seinem Etablissement hervorgehenden Maschinen mit den besten englischen die Konkurrenz bestehen.

Den Beschluß meiner Wanderung in diesem Labirinthe von Maschinensälen, Magazinen und Werkstätten machte die Besichtigung des für die Zusammensetzung und Adjustirung der Maschinen bestimmten Lokals. Hier sieht man fertige Maschinen in Reih und Glied aufgestellt, ihre Versendung nach allen vier Himmelsgegenden wartend; andere werden von dem eigens hiezu aufgestellten Personal in Anwesenheit erfahrener Techniker zusammengesetzt, untersucht und adjustirt. Wer den Einfluß kennt, welchen der geringste Fehler in der Konstruktion, eine für das Auge kaum bemerkbare Abweichung von der berechneten und vorgezeichneten Form auf den Gang der Dampfmaschine ausübt; wer bedenkt, wie der leiseste Makel in der Güte und Solidität der Produkte den Kredit einer Fabrik zu schwächen und ihre Konkurrenz niederzudrücken im Stande ist, wird die Genauigkeit und Schärfe, mit welcher man hier bei der Zusammensetzung der Maschinen zu Werke geht, und die scheinbar unbedeutendsten Abnormitäten rügt, nicht für übertrieben halten. Bei meinem Eintritt in dieses Departement der Technik fand ich eben eine für ein Steinkohlenbergwerk bestimmte Wasserförderung-Dampfmaschine von 150 Pferdekraft mit 76zölligem Cylinder und Katarakt unter den Händen des Adjusteurs. Das künftige Tagwerk dieser Maschine war, 100,000 Kubikfuß Wasser innerhalb 24 Stunden auf eine Höhe von 322 Meter zu heben. Seitwärts lag der 30 Fuß lange Balancier noch auf der Erde.

Nach einem sechsstündigen Aufenthalte verließ ich Seraing mit dem Bewußtseyn, das großartigste, über alle Konkurrenz erhabene Etablissement dieser Art gesehen zu haben, und mit dem Gefühle der innigsten Achtung vor dem Genie, welches dieses Riesenwerk gegründet hat und in seinen Fugen zusammenhält.

Der Necessaire.

Eine junge Pariser Bühnenheldin kam vor einigen Tagen in einer Stimmung, welche der Verzweiflung nahe war, zu Hause. „Ach Gott!" rief sie ihrer Kammerfrau und Vertrauten zu, „ich bin das unglückseligste Weib unter der Sonne; ich habe eine Neigung, die mich zum Kinde des Todes macht, wenn sie nicht bald befriedigt wird; ich kann ohne ihn nicht leben!" Als nun Josephine große Augen machte, und im Gesichte ihrer leidenschaftlichen Gebieterin zu lesen suchte, was denn eigentlich dieß Etwas sey, ohne welches die Schauspielerin nicht leben könne, erklärte ihr diese, daß es sich um einen kostbaren vergoldeten Necessaire handle, welcher nicht weniger als 2000 Franken kosten solle: „Wie das Geld aufbringen? Josephine, wie das Geld? Großer Gott, es ist enorm! es bringt mich noch von Sinnen!" — — An der Thüre wird hastig geschellt; die Unterhaltung stockt; die Kammerfrau eilt hinaus und kehrt bald zurück mit den geflügelten Worten: „Madame, 's ist der englische Mylord, dessen Namen ich nie über die Zunge bringen kann!" — „„Mir geht's nicht besser; doch was thut's führe ihn herein!"" entgegnete die Gebieterin. Der edle Lord wollte bei der Schauspielerin seine Abschiedsvisite machen, und doch Frankreich nicht verlassen, ohne der liebenswürdigsten Französin, deren Bekanntschaft zu machen er die Ehre und das Glück gehabt habe, ein Andenken dargebracht zu haben. „Doch, Mademoiselle, Sie sind so überreich an hübschen Sachen, daß ich mir die Freiheit nehmen muß, Sie zu bitten, Sie möchten mir das, was Ihnen am besten gefallen würde sagen." Unsere Schauspielerin, noch immer von ihrer fixen Idee besessen, antwortete mit bezaubernder Naivetät: „„In der Straße de la Paix ist ein vergoldeter Necessaire zu verkaufen; ich wäre das glücklichste Geschöpf auf Gottes Erdboden, wenn er mein würde!"" — „In einer Stunde sollen Sie glücklich seyn!" antwortete der Engländer und empfahl sich. Eine Stunde vergeht, auch die zweite und die dritte; die Sonne geht unter, die Nacht bricht an, und noch immer von dem Necessaire keine Spur! Die Ungeduld der Bühnenheldin steigt von Minute zu Minute; endlich kann sie es im Zimmer nicht mehr aushalten, sie setzt den Hut auf, wirft ihren Shwal um, setzt sich in einen Fiacre, und läßt sich nach der Straße de la Paix fahren. Noch steht der Necessaire im Laden vor wie nach. „War heute kein Engländer hier, und handelte um den Necessaire?" fragt sie den ersten Commis des Ladens. — „„Ja, Madame,"" erhält sie zur Antwort, „„ein Engländer war hier; er sah ihn kaum, als er schon 1500 Fr. dafür bot; da wir ihn aber nicht zu dem Preise lassen konnten, ging er wieder, sagte jedoch, wenn wir ihn dafür lassen wollten, so möchten wir ihn zum Hotel Meurice schicken."" — „Nun gut, warum schickten Sie ihn nicht hin?" — „„Weil wir ihn unter 2000 Fr. durchaus nicht verkaufen, Madame!"" — „Hören Sie, mein Herr, ich will Ihnen nur offen gestehen, daß der Engländer den Necessaire für mich kaufen wollte; schicken Sie ihm also denselben nur für die gebotenen 1500 Fr. hin; ich stelle Ihnen hier einen Wechsel über die fehlenden 500 Fr. aus!" Gesagt, gethan! Unsere Heldin stellt den Wechsel aus, sieht, wie der Necessaire eingepackt und zu dem Engländer gebracht wird; dann schlüpft sie vergnügt in den Fiacre und träumt beim Heimfahren von der Seligkeit, welche ihr die Befriedigung dieses Herzenswunsches gewähren wird. Unsere Heldin wartet nun noch eine Weile, geht dann zu Bette, träumt von dem Necessaire — als sie erwacht, graut der Tag, sie schellt hastig und fragt, wie ein Kind vor der Christbescheerung: „Nun Josephine?" — „„Noch Nichts da!"" ertönt die Antwort. Unsere liebenswürdige Heldin steht auf, läßt sich ankleiden, trinkt Kaffee, frühstückt, Alles mit himmlischer Geduld; schön wie ein Engel sitzt sie da, die Wangen von der Freude der Hoffnung geröthet. Der Necessaire ist zwar noch nicht da, eine Stunde nach der andern vergeht und Mylord ist zwar etwas langsam, läßt lange auf das Andenken warten; aber die Zeit bringt Rosen, der Necessaire kommt, er kommt gewiß, ganz gewiß! Gegen Mittag gewinnt die Unruhe aber nach und nach wieder die Oberhand; um ein Uhr ist die Schwüle auf's Höchste gestiegen; es schlägt halb zwei Uhr: ihr stehen die Thränen in den Augen; es schlägt zwei Uhr — das ist zu viel; sie schellt, ruft nach einem Fiacre: „Zum Hotel Meurice!" — Wie im Fluge ist sie dort, der erste beste Kellner wird gerufen und gefragt: „Brachte nicht gestern Abend ein Handlungsdiener einen vergoldeten Necessaire für einen Engländer, der hier logirt?" — „„Zu dienen, Madame, einen ganz superben Necessaire, der dem Herrn viel Freude machte! er beäugelte ihn nach allen Seiten und sagte: God dam! für so schön hatte ich ihn nicht gehalten; ganz vortrefflich ausgezeichnet! Am besten gefällt mir daran, daß er so spottwohlfeil ist; 1500 Franken, fabelhaft billig! — Darauf sagte er lachend: Weiß Gott, ich kann mir nicht helfen, die Blonde — ich habe den Namen der Dame nicht recht verstanden — muß sich trösten; John bring' den Necessaire in meinen Reisewagen!"" — „Wo ist er, mein Himmel, wo ist er?" ruft die Schauspielerin außer sich. „„Wer, Madame? der Necessaire oder der Engländer?"" — „Gleich viel, wer von beiden!" —

Digitized by Google

„„Beide befinden sich auf der Reise nach London; die letzte Nacht eilf Uhr ging die Reise vor sich!"" — — Unsere Leser fragen, ob die Schauspielerin diese Tücke des Schicksals überlebt habe? Dieß dürfen wir bejahen; sie wurde aus ihrer Ohnmacht durch einen Commis geschreckt, der den Wechsel präsentirte, welchen sie für die restirenden 500 Fr. ausgestellt hatte. Es gab einen Auftritt; jetzt ist die Sache beim Gerichte anhängig gemacht. Muß unsere Heldin zahlen oder nicht? Sollte uns der Constitutionnel, dem wir diese Geschichte verdanken, den Schlußakt dieser Tragikomödie bringen, so werden wir unsern Lesern denselben gewiß nicht vorenthalten.

Pot-Pourri.

Erfindung.

Die Kunst-, Buch- und Papierhändler H. J. Bing u. Sohn zu Kopenhagen haben eine Art Papier zu Kauf, welches, wenn es mit einer gewissen Art Dinte beschrieben wird, wohl hundertmal zu benutzen ist, indem das Geschriebene jedesmal wieder abgewaschen werden kann. Herr Ole Syversen, der Erfinder dieses Papiers, welches sich vorzüglich zum Schulgebrauch eignet, hat ein zehnjähriges Patent darauf bekommen.

Eine Erfindung drückt die andere. Hr. Kurz, Kaffeehaus-Inhaber in Wien, hat eine vortreffliche Erfindung gemacht; nämlich er erzeugt eine Kaffee-Essenz, welche jede Erwartung übertrifft. Man braucht nur ein Löffelchen voll dieser Essenza in eine Schale heißen Rahms zu geben, um augenblicklich den stärksten und wohlschmeckendsten Kaffee zu erhalten. Was dieser Essenz eine allgemeine Verbreitung verspricht, ist der billige Preis derselben.

Vielweiberei.

Thomas Shorrocks, Aufseher im Armenhause zu Burry, unweit Manchester, hat sich der Bigamie schuldig gemacht. Dieß ist indeß in England nichts ungewöhnliches; beispiellos möchte aber der Umstand seyn, daß Thomas mit seinen beiden Weibern unter einem Dache lebte. Vor vier Jahren mit Betty Hibbert in dem Städtchen Rateliffe verheirathet, kam er nach Burry, und ließ sich am 28. Juli 1839 mit einem hübschen Mädchen von achtzehn Jahren trauen; die Partie empfahl sich sogleich dadurch, daß diese zweite Frau sehr vermögend war. Diese Verheirathung geschah indeß nicht nur nicht ohne Wissen und Willen Betty Hibberts, sondern sie figurirte auf der Hochzeit sogar als Brautjungfer, und borgte der Braut ihren Trauring. Ein so seltsames Verhältniß konnte natürlich nicht von Dauer seyn; die Weiber hielten nicht reinen Mund, und so geschah es denn, daß Thomas, der glückliche Ehemann, mitten in seinem kleinen Harem festgenommen, und trotz Heulens und Wehklagens seiner beiden Ehehälften ins Gefängniß gebracht wurde. Vor der nächsten Jury wird der merkwürdige Fall verhandelt werden.

Anekdoten.

Ein Fashionable aus einem Landstädchen machte eine Landpartie mit. Nachdem er einer schlichten Amtmannstochter lange Zeit Süßholz vorgeraspelt hatte, wollte er sich auch recht geistreich zeigen, und sagte: „O, ich wünschte, Sie gäben mir diesen goldenen Ring von Ihrem Finger; denn er gleicht der Dauer meiner Liebe, welche ich für Sie fühle, er — hat kein Ende." Das schlichte Landmädchen antwortete: „Ich will den Ring doch lieber behalten; auch für mich bedeutet er etwas, er hat nämlich gar keinen Anfang."

Ein Europäer, der sich im Dienste eines reichen Türken befand, ging zum Mohamedanismus über, und erzählte seinem Herrn, daß er sich zur Lehre des Propheten bekehrt habe. „Du thatest wohl daran," sprach der Türke, „es macht mir Freude. Da du jetzt keinen Wein mehr trinkst, so erhältst du von heute an monatlich dreißig Gulden weniger."

Ein Fabrikarbeiter in Zehdenik kündigt folgendes an: „Ich, der Vater des Schornsteinfegergesellen Schulz, bringe hiemit zu öffentlicher Kenntniß, daß ich von jetzt ab nichts für meinen Sohn bezahle, es sey auch immer, in welcher Beziehung es nur immer sey."

Ländliches Glück.

Das war ein Bangen und ein Sorgen
Von einem Tag zum andern Tag,
Ob nicht vielleicht der nächste Morgen
Uns Saat und Frucht verderben mag.

Nun ging der volle Erndtewagen
Herein zum weiten Thore kaum,
Im Garten alle Zweige tragen,
Ein jeder wie ein Weihnachtsbaum.

Und auf den Hügeln reift die Traube,
Und kündet einen süßen Wein;
Im Stall das Rind, im Schlag die Taube,
Zum Dankfest laden sie uns ein.

Und nun nach mühevollem Tage,
Wie traulich ist's in diesem Rund,
Uns quälet nicht die bange Frage:
Bist du wohlauf und du gesund?

Wohl schön auf meinen Bäumen prangen
Der Apfel und die süße Birn,
Doch röther noch sind eure Wangen,
Ihr Knaben und du schmucke Dirn'.

Und du, o Mutter, still und leise,
Hast freud'gen Sinn's und froher Kraft
Mit gläubigem Gebet und Fleiße
Im Hause Segen rings geschafft.

Nun kommst Du auch noch, mir zu künden,
Du treuer Knecht, den guten Kauf.
Ist unser Glück wohl zu ergründen?
Doch blickt mit mir zum Himmel auf.

Von Dir kommt jede gute Gabe,
Des Feldes Frucht, des Herzens Lust;
Und so verstumme bis zum Grabe
Nie Lieb' und Lob in unsrer Brust.

Und magst Du nicht das Haus bewahren,
Umsonst ist jegliches Bemüh'n.
So laß denn auch in künft'gen Jahren
Uns Feld und Garten wieder blüh'n.

Ja laß auch unsre Herzen blühen
Und reifen bis zum großen Tag,
Wann durch das Feld die Engel ziehen,
Dein lieber Sohn uns erndten mag.

Digitized by Google

Nro. 43.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ole Bull. — Der pommersche Bauer. — Pot-Pourri. — Biographie eines alten Postgauls.

Ole Bull.

(Aus der Allg. Zeitung.)

Da der nordische Künstler, der noch in voller Jugend an die Stelle des dem Grabe nahen Paganini tritt, in diesem Augenblick sich unter uns befindet, so wird es manchem Leser willkommen seyn, etwas über dessen seltsam wechselvolles Leben zu erfahren. Wir finden folgende Schilderung desselben in der unlängst erschienenen Fortsetzung des „Conversations-Lexikons der Gegenwart." Die darin vorkommenden Schicksale sind getreu erzählt, wie uns der Künstler bei seinem letzten Hierseyn selbst versicherte. Es war ihm damals diese Lebensskizze noch unbekannt; als er sie gelesen, war er erfreut über den darin herrschenden Ton, und verwahrte sich nur vor der Annahme, als wollte er durchaus auf Paganinis Wegen gehen, während seines Vaterlandes und sein eigener Geist ihm seine eigene Bahn anweist.

„Ole Bornemann Bull ist nächst Paganini jetzt unstreitig der berühmteste, eigenthümlichste Violinspieler, wenn gleich das Urtheil der Sachkundigen nicht unbedingt darin einstimmen will, ihn für den vorzüglichsten zu halten. Nächst seiner Kunst ist zugleich seine ganze künstlerische Organisation sehr merkwürdig. Bull wurde zu Bergen in Norwegen am 5. Februar 1810 geboren. Schon früh entwickelte sich sein musikalisches Talent, und bereits in seinem sechsten Jahre war er im Stande, in einem Quartett von Pleyel mitzuwirken. Sein Vater bestimmte ihn indessen dem geistlichen Stande; er mußte die dahin einschlagenden Vorstudien machen und diese bis zum Jahr 1828 auf der Universität zu Christiania fortsetzen. Die Ausübung der Musik wurde ihm dabei, wenn nicht völlig untersagt, doch sehr erschwert. Trotzdem war seine Fertigkeit auf der Geige allgemein gekannt, und als zu Christiania der Musikdirektor des Orchesters plötzlich erkrankte, bat man Bull, ihn für den Abend zu ersetzen, was er mit solchem Glanz und Erfolg that, daß ihm, als jener Direktor wenige Tage darauf starb, dessen Stelle übertragen wurde. Diese glückliche Wendung bestimmte ihn, sich ganz der Musik zu widmen. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien trieb ihn die Begeisterung für Ludwig Spohr nach Kassel, wo er jedoch einen äußerst kühlen Empfang fand. Die excentrische Lebhaftigkeit seines Charakters, die unstreitig eine innere Bedingung seines künstlerischen Wesens bildet, ihn von den Bahnen aller im gewöhnlichen Geleis des Lebens schreitenden Naturen weit entfernt und auf die eigentümlichsten Wege treibt, ließ ihn auch hier gleich einen äußersten Entschluß fassen, nämlich den, der Musik ganz zu entsagen, und die Rechte zu studiren, und um dieses auszuführen, begab er sich nach Göttingen. Die Feindschaft gegen die Kunst, die ihm Spohrs abstoßende Weise eingeflößt hatte, dauerte jedoch nicht lange.

Ein großes in Minden zum Besten der Armen veranstaltetes Concert weckte den mächtigen Trieb auf's Neue; er eilte dahin, um mitzuwirken, und spielte zum Staunen aller Hörer. Doch das stürmische Wesen seines Charakters beschränkte sich nicht auf künstlerische Verhältnisse allein, sondern er übertrug dasselbe auch auf die Beziehungen seines Lebens. Er gerieth in Minden mit einem der Theilnehmer des Conrerts in Streit; es folgte ein Duell; Bull verwundete seinen Gegner tödtlich und sah sich zur Flucht genöthigt. Diese trat er in so übereilter Hast an, daß er, ohne alle Geldmittel, nur durch die Hülfe einiger Reisenden, die er in dem Postwagen kennen lernte, über Hamburg nach Kopenhagen gelangen konnte. Hier fand er Freunde, die ihm in seiner bedrängten Lage beisprangen, und wurde durch sie in den Stand gesetzt, nach Christiania zurückzukehren. Seine Vaterstadt nahm ihn mit großer Freude auf, seine Stelle im Orchester ward ihm wieder übertragen, und lauter Jubel begrüßte ihn, als er seinen Sitz zum erstenmal wieder einnahm. Doch ließ es ihm nicht lange Ruhe; die Kraft seines Talents sprach die Forderung öffentlicher Anerkennung immer drängender und treibender aus. Er durchreiste Norwegen, ließ sich überall hören und schiffte sich zuletzt von Drontheim nach Bergen ein. Bull schien vom Schicksal dazu bestimmt, daß sein Leben sich auf mancherlei Art ungewöhnlich gestalten solle. Das Schiff, auf welchem er sich befand, gerieth zwischen Eisschollen und hatte das furchtbare Schicksal, in dieselben so eingeklemmt zu werden, daß es nicht von der Stelle konnte. Schon war die Noth auf den höchsten Grad gestiegen, als ein milder Thauwind die starren Eismauern öffnete und so die Rettung gelang. Die Kunst empfing also ihren Günstling als ein neues Geschenk aus der Hand der wilden Naturkräfte zurück.

Ein Jahr blieb Bull zu Bergen, dann ging er, 1832 nach Paris und traf dort gerade zu der Zeit ein, wo die Cholera am furchtbarsten wüthete. Der Sprache, der Sitten unkundig, überhaupt wohl ohne Blick und Gewandtheit für die verwickelten Lebensformen und Beziehungen einer so ungeheuern Stadt, mußte der einfache Norweger, der träumerische Künstler bald die Beute niedriger Verschlagenheit werden. Er wollte ein Konzert geben, und hatte mit allen fast unübersteiglichen Hindernissen, die Absicht und Zufall einem solchen Unternehmen entgegenzusetzen pflegen, zu kämpfen. Als er eines Abends nach Hause kommt, findet er seine Wohnung rein ausgeplündert, und sich so seiner Baarschaft und sämmtlichen Besitzthums beraubt, während der Wirth ihm erklärt, daß er die Wohnung anderweitig vermiethet habe. Ohne alle Bekanntschaft sah sich Bull durch dieses Verfahren in der That in äußerster Bedrängniß, und nachdem er drei Tage und drei Nächte Paris in Verzweiflung durchwandert, faßte er den schrecklichsten Entschluß, den er fassen konnte — den, sich das Leben zu nehmen. Er geht in der Frühdämmerung nach der Seine und stürzt sich hinab. Doch hat man ihn gesehen, und einige Frauen, die an den Waschbänken beschäftigt gewesen, ziehen ihn aus dem Wasser. Er ist bewußtlos; das Volk umringt ihn; die Polizei kommt hinzu. Jetzt erwacht er, und wird von Scham und Schauder über seine Lage so ergriffen, daß er sich plötzlich von einer energischen Kraft durchdrungen fühlt. Er rafft sich auf, theilt blitzschnell die Menge und ist, während diese noch starrt und staunt, vollen Laufes in den Gassen verschwunden. Endlich steht er still; er befindet sich in der Rue St. Martyr; der Name, der zu seiner Lage so eigen stimmt, erschüttert

Digitized by Google

ihn wehmüthig. Er sieht sich um und entdeckt am Fenster eines bescheidenen Hauses einen Zettel, der zu vermiethende Wohnungen anzeigt. Ein geheimnißvoller Zug des Herzens leitet seine Schritte; er öffnet die Thier und steht vor einer trauernden Wittwe, die bei seinem Anblick einen unwillkührlichen Ausruf der Ueberraschung hören läßt. Bull entdeckt ihr schüchtern, in gebrochenem Französisch, seine Lage. Sie empfängt ihn wohlwollend, gerührt; denn — so glücklich hat sein guter Genius ihn geführt — sie hat vor kurzer Zeit ihren einzigen Sohn begraben, dem Bull merkwürdig ähnlich sieht. Dieses Spiel der Fügungen entscheidet sein Schicksal; er wird wohl aufgenommen, Monate lang gepflegt, unterstützt, wie ein Sohn behandelt.*) Inzwischen macht er Bekanntschaften, hat Gelegenheit, sein Talent zu zeigen und dessen Werth erkennen zu lassen. Ein Sonderling von Musikliedhaber, der eine eigenthümliche Erfindung gemacht zu haben glaubt, der Geige durch gewisse Parfums einen schönern Ton zu geben, hält Bulls wundervollen Ton für die Folge seiner Entdeckung, und freut sich dieser Bestätigung so, daß er dem Künstler die Mittel bietet, ein Koncert zu geben, in welchem dieser stürmischen Beifall gewinnt. Dieses Ereigniß, verbunden mit einem zweiten, rein künstlerischen, bildet die große Krisis seines Lebens, den Uebergang von unbekannter Dunkelheit des Daseyns zu dem Streben sich geltend zu machen, zu den höchsten, glänzendsten Lebensgipfeln der Anerkennung, des Ruhmes und der Erfolge. Jenes zweite Ereigniß ist — Paganini. Bull hört ihn und ist sprachlos vor Staunen und Entzücken. Nur so kann dieser Geist auf einen verwandten wirken. Der Künstler fühlt sich zugleich vernichtet und neugeschaffen; Alles, was er bisher geleistet und gethan, dieses Mitgehen auf der breiten, vielbetretenen Heerstraße der Virtuosität, ist nichts; Paganini hat eine neue Bahn durch unbekannte Regionen gebrochen — eine Bahn; die Niemand auf irdischen Füßen wandelt. Eine höhere Begeisterung muß demjenigen die kühnen Schwingen verleihen, der in das luftig-romantische Wunderreich emporringen will. Doch Bull fühlt die verwandte hehre Kraft in sich, er fühlt, daß seine glühende Liebe die Göttin zur Gegenliebe entzündet; und nur mit dieser verleiht sie die Huld unsterblicher Gaben.

So erkämpfte sich Bull seine jetzige Stellung in der Künstlerwelt, und nach dem innern Entwicklungsmoment gestaltete sich äusserlich sein Leben zu einer glänzenden Kette von Triumphen. Er durchzog die Schweiz, Italien (Triest, Venedig, Meiland, Bologna, wo er am Tage nach dem Concert Mitglied der Philharmonischen Gesellschaft wurde, u. s. w.), Frankreich und England. In England spielte er 300mal öffentlich, und erregte eine Begeisterung, welche Paganini's Erfolge noch weit übertraf. Im Jahre 1837 kam Bull nach Deutschland. Er entzückte in Hamburg und Lübeck, ging durch Berlin und Riga nach Petersburg. Doch fast in allen diesen Orten erregte er auch Unwillen und Klagen. Bald fand er sich nicht ehrenvoll genug aufgenommen, bald hatte er Streitigkeiten mit einzelnen Orchestermitgliedern oder dem Dirigenten, bald endlich erfüllte er gegebene Versprechungen nicht. Oeffentliche Blätter klagten ihn des Hochmuths und des Eigensinnes an, während andere ihn vertheidigten, und die Schuld theils auf die Umstände, theils auf die ungeziemende Art, mit der man ihm begegnet sey, schoben. Jedenfalls scheint es, daß es ihm schwer wird, Kunst und Leben in Einklang zu bringen. Am häufigsten mögen diese rauhen Mißklänge und Berührungen daher entstehen, daß die Welt eben so wenig die zarte und reizbare Organisation des Künstlers verstehen, achten und schonen mag, als dieser sich ihren Forderungen, die jede Eigenthümlichkeit ihren allgemeinen Gesetzen geopfert wissen will, nachgiebig zu fügen weiß.

*) Ole Bull hat sich später mit der Enkelin seiner Wohlthäterin, der Tochter eben jenes gestorbenen Sohnes, verbunden. Es ist die kleine zarte Französin, die den Künstler auf seiner letzten Reise begleitete. A. d. R. d. A. Z.

Achtungswerth ist Bulls Persönlichkeit gewiß, wenigstens liegen Zeugnisse der gebildetsten und einsichtigsten Kunstgenossen vor uns, die ihn für die seltsamste, aber liebenswürdigste Künstlernatur erklären, die ihnen je aufgestoßen sey. In seinem Spiele hat er sich nahe an Paganini angeschlossen, ohne jedoch seine eigenthümliche nordische Natur aufzugeben. Seine Mechanik ist aufs höchste vollendet, besonders aber sein Ton unnachahmlich schön und dem menschlichen Gesange nahe verwandt. Er bringt damit bei gewissen Nervenorganisationen eine Wirkung hervor, die ans Zauberhafte gränzt. Seine Compositionen sind weniger bedeutend; vielleicht bringt der immer aus tiefern Tiefen in ihm schöpfende Genius, der sein Innerstes noch nicht ganz herausgefördert zu haben scheint, auch in dieser Beziehung noch so Bedeutsames ans Licht, daß es seiner Höhe als ausübender Künstler, wenn nicht gleichkommt, so doch sich derselben würdig und verwandt zeigt. Auf alle Fälle müssen wir uns dagegen verwahren, diese außerordentliche Erscheinung bereits als eine abgeschlossene zu betrachten.

Der pommersche Bauer.

(Anekdote aus dem Leben Friedrichs des Großen.)

In einem Dorfe in der Gegend von Treptow an der Rega stieß der Hof eines Bauern mit dem Garten eines Edelmanns unmittelbar zusammen; der nachlässige Gärtner ließ die Gartenthür offen stehen, und so geschah es denn, daß ein Hauptschwein des Bauern den Garten besuchte, und unter den Gewächsen und Töpfen eine gewaltige Zerstörung anrichtete. Der aufgebrachte Gutsherr ließ sogleich den Bauer holen, und ungeachtet der arme Teufel bat, der Gärtner möchte doch seine Gartenthür verschließen, eine Sau sey doch ein unvernünftiges Thier, er könne sie nicht am Stricke herumführen, so wurden ihm doch ohne Weiteres fünfzig Prügel aufgezählt. „Kommt deine Bestie," rief der zürnende Edelmann ihm nach, „noch einmal in meinen Garten, so schieße ich sie tod: und schenke sie meinen Leuten." Mit diesem Bescheid wurde der Bauer entlassen. Allein die Gartenthüre wurde nach wie vor selten zugemacht, und so geschah es denn, daß das Schwein des Bauern abermals hereinspazierte, um sich im Miniren zu versuchen. Der Edelmann stand gerade am Fenster, rasch ließ er eine Flinte von der Wand, gab Feuer, das Schwin stürzte zusammen und wurde durch einen Machtspruch vom Fenster herab sogleich den Versammelten Hofleuten geschenkt. Der Schlag traf den armen Bauer härter, als vorher die fünfzig Schläge auf den Rücken. Ein großer Theil seines dießjährigen Einkommens war auf das Schwein berechnet, ihm war himmelschreiendes Unrecht geschehen, davon war er überzeugt, aber einen Prozeß anzufangen, dazu, wußte er, gehöre Geld und Zeit, Geld hatte er aber nicht, und die Zeit kam herbei, wo er von dem verkauften Schwein die Abgaben bezahlen sollte; er wußte ferner aus Erzählungen, daß sich die Leute in verzweifelten Fällen an den König selbst gewendet hatten, daß aber dieses schriftlich geschehen müße, das wußte er auch; allein schreiben konnte der arme Teufel nicht. Was war zu thun? Er kaufte sich einen Bogen Papier, und ging damit zum Pfarrer seines Dorfes. Bauer. Guten Morgen, Herr Pfarrer, Er wird schon meine Geschichte wissen, wegen meiner Prügel und der Sau, da ist Papier, Er hat ja studirt, mach' Er mir doch eine Plik. (Er wollte vermuthlich sagen: Supplik.) Pfarrer. Mein Freund, ich bin kein Jurist, sondern Theolog; ich kann so etwas nicht machen, und was wollt Ihr denn eigentlich mit dem Dinge anfangen? B. Ich gehe damit zum König, der muß mir helfen, und wenn Er mir keine Plick machen kann, so gebe Er mir nur Dinte und Feder, ich mach es mir selber. Pf. Aber Ihr könnt ja nicht schreiben, so viel ich weiß. B. Das thut nichts, grb' Er nur her, der König wird schon wissen, was ich meyne. — Der Pfarrer holte nun

Digitized by Google

Dinte und Feder; der Bauer setzte sich hin und malte auf sein Papier zwei Vierecke. „Das sind die Höfe," sagte er zeichnend; ein rundes, „das ist die Thüre, die der Schlingel hätte zumachen sollen;" jetzt malte er eine Figur am Boden liegend, „das ist mein Schwein," belehrte er den Pfarrer, „und der hier," indem er eine Figur mit einer Flinte hinkleckste, aus der Rauch herausging, „der hier ist der Edelmann; sieht Er, Herr Pfarrer, das ist eine Plik, wenn Er einmal eine machen soll!" — „Schönen Dank, mein Freund," versetzte der belehrte Pfarrer, „ich will es mir merken;" der Bauer aber trollte von dannen und nach Hause. Hier brachte er seinen Sonntagsrock hervor und zog ihn sogleich an. Ein Kober mit einem großen Brod und einer Büchse mit gesalzener Butter wurde umgehangen, ein tüchtiger Hagedornstock vollendete die Reiseequipage des ehrlichen Pommern, der jetzt so ausgerüstet mit wenigen Groschen in der Tasche, aber mit großem Vertrauen auf Gott im Herzen und auf die Gnade seines Königs die Reise von einigen dreißig Meilen nach Potsdam antrat. Dort angelangt, war sein Erstes, einen vorübergehenden Bürger in seiner treuherzigen pommerischen Landessprache zu fragen, wo denn der König wohne? Da es zu jener Zeit eben nichts Besonderes war, daß Leute aus allen Ständen den König persönlich antraten und Bittschriften überreichten, so fand auch der Potsdamer Bürger die Frage des Bauern ganz in der Ordnung. Freundlich führte er den ehrlichen Pommern einige Straßen hindurch nach dem neuen Palais. „Hier Landsmann," sagte er, indem er nach dem Schlosse zeigte, „hier wohnt der König, geh' nur die breite Treppe hinauf, man wird Dich schon zurechtweisen." Der Bauer dankte schön, und stieg dann auch ohne Weiteres die breite Treppe hinauf. Am Corridor, der nach den Zimmern des Königs führte, stand ein Grenadier von Rhodich als Schildwache; der Bauer wollte vorüber, die Schildwache hielt ihn aber zurück. — „Was sucht Er, mein Freund? hier darf man nicht so geradezu laufen." — „Ei was," versetzte der Bauer, „ich will zum König," — „I was hat Er beim König zu thun? marsch fort da!" — „Was ich beim König zu thun habe, das geht Ihn nichts an," gab der Bauer fast grob zur Antwort, „das hab' ich meiner Alten nicht einmal gesagt, und werde es Ihm doch nicht auf die Nase binden?" — „Flegel!" rief die Schildwache jetzt, den Bauer fortdrängend, der seinerseits auch ziemlich laut wurde. In dem Augenblick trat der König mit dem Gouverneur von Potsdam aus dem Vorzimmer, um zur Parade zu gehen; die Schildwache präsentirte. „Was gibt's hier?" fragte der König, und der Bauer, den Hut auf dem Stocke drehend, versetzte Schnell: „I, der Soldat da will mich nicht hinein lassen, und ich muß doch mit meinem König reden." — „Ist das so dringend?" fragte der Monarch weiter. — „Das glaub' ich," war des Bauern Antwort, „es ist wegen meiner Sau, die mir der Junker todtgeschossen hat, und wegen der fünfzig Prügel, die er mir hat geben lassen." Der König nahm lächelnd eine Prise und sagte: „Weißt Du was, Freund, komm herein, ich will Dich zum König führen;" hiermit machte er den Offizieren das Entlassungszeichen, und ging mit dem Bauern in sein Zimmer zurück. „So," sagte nun eintretend der gütige Monarch, „jetzt Freund, sage mir dein Anliegen, denn wisse, ich bin selbst der König." — „Ich habe mir das selbst gedacht," versetzte der Bauer, „daß Er der König ist, denn der Soldat hat gleich das Maul gehalten, als Er heraus kam." Bei diesen Worten nahm er seinen Kober herunter, öffnete solchen, und indem er dem König die bewußte Zeichnung überreichte, fuhr er fort: „ich hab' es ein wenig auf's Papier gebracht, Er wird's schon wissen, was die Geschichte ist." Der König öffnete den Bogen, und betrachtete die Figuren lange, endlich sagte er: „Freund, ich muß Dir gestehen, daß ich nicht daraus klug werden kann; sag' mir also mit kurzen Worten, was das bedeutet." — „Na, so seh' Er einmal," demonstrirte jetzt der Bauer, sich dicht hinter den König stellend, indem er seine uns schon bekannte Geschichte erzählte, und zu besserer Versinnlichung auf seine Zeichnung wies. — „Schon gut, schon gut," versetzte der König lachend, indem er das Papier einsteckte, „ich merke wohl, Dir ist Unrecht geschehen, Dir soll geholfen werden; allein ich habe jetzt Geschäfte, geh' daher ein wenig durch die Stadt spazieren, betrachte die Merkwürdigkeiten, und komme um 2 Uhr wieder, dann sollst Du Bescheid haben." — Der Monarch ging, hinter ihm drein der Bauer, der unten an der Treppe einen Lakayen fragte, wo der Markt sey. Dieser, vielleicht durch die Nähe des Königs aufmerksam geworden, wieß ihn höflich zurecht, und nun war der Bauer in seinem Elemente; denn hier konnte er als ein Mann von Metier mitreden. Er fragte sogleich nach den Getreide- und Holzpreisen, kaufte sich sodann einen Häring, welchen er, auf dem Wandschrank sitzend und vergnügt mit den Beinen trommelnd, verzehrte. Mit Andacht hörte er das Glockenspiel der nahen Kirche, und stellte allerhand Betrachtungen zwischen seinem Dorfe und dem prächtigen Potsdam an. Endlich schlug die Glocke zwei, und rasch machte sich der Bauer auf den Weg zum König. Den Schildwachen, so wie den Bedienten im Vorzimmer, war befohlen worden, den pommerischen Bauern unangemeldet eintreten zu lassen. Der König saß bereits mit vielen Generalen an der Tafel, als der Bauer eintrat. „Guten Tag, Prost, schmeckt's?" war sein freundlicher Gruß. Der Monarch zeigte mit der Hand nach einem Seitentischchen, wo der Bauer auch sogleich Platz nahm, nachdem er zuvor seinen Kober abgenommen und unter den Tisch gelegt hatte. Durch den Geruch der Speisen wurde seine Eßlust erregt, er öffnete also seinen Kober, nahm sein Landbrod heraus, und nachdem er mit einem Taschenmesser ein gewaltiges Stück heruntergerissen und mit Butter bestrichen hatte, fing er mit solchem Appetit zu essen an, daß man es im Vorzimmer hören konnte. Der genossene Häring und jetzt die gesalzene Butter verursachten ihm Durst, und da er sah, wie die Pagen den König mit Getränk bedienten, so näherte er sich dem König, klopfte ihm auf die Schulter, indem er kauend sagte: „Laß Er mir doch auch von den Jungens was zu trinken geben ich habe höllischen Durst." Der König, mit dem Lachreiz kämpfend, winkte einem Pagen, der dem Bauer sofort einen Becher mit Wein reichte. Der Bauer hatte nie Wein gesehen, geschweige getrunken. „Blitz!" rief er aus, „das ist ein köstliches Bier! wenn ich einen Krug bei mir hätte, ich brächte meiner Alten was davon mit." Somit leerte er den Becher und gab ihn zurück, indem er sich wieder auf seinen Platz begab und seine Mahlzeit fortsetzte. Inzwischen zog der König das Papier des Bauern aus der Tasche, gab es dem Minister von Herzberg, um seine Meinung darüber zu vernehmen. Dieser betrachtete Kopfschüttelnd die Charaktere, und gab es dem nächsten zur Einsicht. Auch dieser wußte den geheimen Sinn nicht zu deuten; das Blatt ging weiter um die Tafel herum bis wieder zum König. „Nun?" fragte dieser, „was halten Sie von der Sache?" Herzberg nahm das Wort: „Ew. Maj., dergleichen Hieroglyphen zu deuten muß man gelehrter seyn, als ich." „Nun, so will ich es Euch denn sagen," fuhr der Monarch fort, und hiermit erzählte er den Vorgang und erklärte die Zeichnung, wie es ihm der Bauer erzählt hatte. Plötzlich erhob sich dieser, indem er Brod und Messer weglegte, und rief laut: „Ja wenn ich es Ihm nicht erklärt hätte, Er hätte es so wenig gewußt, als seine Leute." Jetzt aber konnte der König nicht mehr an sich halten; der Lachreiz siegte, er gab gleichsam Signal zum allgemeinen Gelächter; nur der Bauer setzte sich ganz ernsthaft wieder nieder und glaubte sich sehr gut benommen zu haben. Endlich wurde die Gesellschaft entlassen, der König war allein mit seinem Gaste. Höchst aufgeräumt sagte er zu dem Bauer, indem er ein Papier aus der Tasche zog: „Komm her, ehrlicher Junge! „Es steht darin: er soll Dir für jeden Schlag einen Thaler bezahlen, Dein Schwein sollst Du nach Deinen Gewissen taxiren, und den Werth desselben muß er Dir ebenfalls vergüten, so

Digitized by Google

wie er Dir noch überdieß für Versäumniß und Reisekosten zwanzig Thaler bezahlen muß. Nun geh' und reise glücklich." — „Na," rief der gerührte Bauer, „Gott wird's Ihm tausendmal vergelten; aber Blitz! da hätt' ich bald vergessen," fuhr er fort, indem er einen kleinen ledernen Beutel zog, „mein Bier muß ich noch bezahlen, wo ist denn" — hier sah er sich nach dem Pagen um. „Es kostet nichts," sagte der König, „geh nur, Du hast einen weiten Weg, und Deine Frau wird Dich erwarten." — „Na, so leb Er wohl!" Er reichte dem Könige die harte Hand, der sie ihm freundlich drückte, und nochmals glückliche Reise wünschte.

Pot-Pourri.

Eine Maschine zum künstlichen Ausbrüten von Geflügel

steht seit einiger Zeit in London, Pall-mall No. 121, zu Jedermanns Ansicht bereit, und ist in voller Thätigkeit. Dieselbe besteht aus einem isolirt stehenden hölzernen Kasten, ungefähr 9 Fuß lang, 3 Fuß breit, 3 Fuß tief, und hat 8 verschiedene Abtheilungen, wovon jede eine dunkelgefärbte Glasthüre hat. Die Eier werden auf wollenes Tuch gelegt, dagegen nicht bedeckt, und verbleiben hier 21 Tage, die gewöhnliche Zeit des Ausbrütens. Die Wärme darin beträgt circa 98 Grad Fahrenheit und wird, wie man glaubt, durch heißes Wasser hervorgebracht. Nach dem 21. Tag befreit sich das entwickelte Hühnchen durch Zerpicken der Eischale mit dem Schnabel, stolpert zwar anfangs, läuft und ißt aber am andern Tage, gerade, als wie unter der Henne ausgebrütet. Die Maschine kann 2000 Eier enthalten und der Eigner läßt für Geld ausbrüten.

Erfindung.

Zwei wichtige Erfindungen im Bereich der Kunst zu drucken, sind in Paris gemacht und bei der letzten Gewerbeausstellung durch Proben zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden. Die erste besteht darin, mit einem Abdruck und Satz vielfarbige Drucke zu liefern, was durch Hülfe einer Maschine (deren Preis 550 Fr. ist.) bewerkstelligt wird, und auch in der That mit großer Vollkommenheit geschieht. — Die zweite ist noch wichtiger, denn sie besteht in einer neuen Methode der Stereotypie, die fast ohne alle Kosten, nämlich für ein Werk von 100 Bogen mit einem Friedrichsd'or herzustellen ist.

Der Ungetreue; eine Warnung für Eifersüchtige.

Eine junge Pariser Dame quälte ihren Gatten mit einer unleidlichen Eifersucht; ihr Argwohn stieg aber auf's Aeußerste, als derselbe nun gar eine Reise von Paris nach Dieppe machen wollte. Sogleich faßte sie den Beschluß, ihm nachzureisen, bis dahin, wo das vermuthete Stelldichein mit seiner Begünstigten stattfinden sollte. Das Mißlichste bei der Sache war freilich, daß sie die Geliebte ihres Gattin gar nicht kannte; indeß der Himmel ist betrogener Liebe ja stets günstig. Sie setzt sich auf die Post und fährt ohne auszusteigen in einem Zuge bis Dieppe; hier, im Posthofe, trifft sie ihren Gemahl; er steigt aus dem Kabriolette desselben Wagens, in welchem sie fuhr. Dieß war nicht der Ort, sich kund zu geben; sie hüllt sich in ihren Mantel und verliert den Beargwohnten nicht aus dem Auge. Er schlägt den Weg nach dem Leuchtthueme ein und sie folgt ihm auf den Fersen. Jetzt steht er am Ufer. — Was ist das? — Die Angst beflügelt sie; in dem Augenblicke, wo er sich in die Fluth stürzen will, ergreift sie ihn am Arme und hält ihn zurück. Der geplagte Ehemann hatte seinem Leiden ein gewaltsames Ziel setzen wollen. — Mit der nächsten Post fuhren die versöhnten Gatten nun heim und leben seitdem sehr glücklich.

Pferdekauf.

Ein witziger und wegen seiner vielfach erprobten Rechtlichkeit allgemein geachteter jüdischer Roßhändler aus Dessau, besucht seit vielen Jahren die Leipziger Messen. In der vorjährigen Michaelismesse verkaufte er ein ganz vortreffliches, fehlerfreies Pferd an einen reichen Leipziger Bankier, der einen sehr wandelbaren Geschmack hat. Das Pferd war wirklich gut, es wurde allgemein bewundert, aber der Besitzer war desselben bald überdrüßig, ein kastanienbrauner Mecklenburger hatte ihm gefallen, und er wollte daher diesen kaufen, sobald er seinen Schimmel losgeschlagen haben würde. Das sollte während der nächsten Ostermesse geschehen. Der Roßhändler erschien wie gewöhnlich, sah den Bankier und fragte, wie der Schimmel sich gemacht habe. „Das Pferd will mir nicht gefallen, es hat Fehler!" — „„Das Pferd Fehler!"" entgegnete der Andere, „„was vor Fehler? Das Pferd hat keinen Fehler. Ich bitt' Se um Gotteswillen, sagen Se mir doch, hat das Pferd zwei Augen?"" — „Ja!" — „„Seht's?"" — „Ja." — „„Hat's vier Sück Beine?"" — „Ja." — „„Lauft's?"" — „Ja." — „„Hat's Zähne im Maul und frißt's?"" — „Ja." — „„Saufft's?"" — „Ja." — „„Nu, was wollen Se mehr, mein Herr, vor's Contor hab' ichs's Ihnen doch wahrlich aach nicht verkauft.""

Biographie eines alten Postgauls!

Gebt Leutchen euch die kleine Müh'
Und höret eine Weile,
Des steifen Gaul's Biographie
In recht gedrängter Zeile.

Geboren schön und kerngesund,
Mit leichten, schlanken Beinen;
Am Körper glatt und kugelrund
Glich keiner fast dem Meinen.

So konnte es sich fehlen nicht,
Daß früh ich acquirirt;
Und erst, ein aufgeblas'ner Wicht,
Als Herrschaftspferd stolzirt.

Dort hab' zu Galla und zu Cour
Ich Dam' und Herr gezogen;
Auf meinem Rücken manche Tour
Den Gnädigen gewogen.

Dann bin mit unserm jungen Herrn
Ich in das Feld gerücket,
Der hat mit Lederwerk und Stern
Mich krieg'risch ausgeschmücket.

Parade macht ich stattlich mit,
Sprengt muthig ein zum Kampfe,
Und trug den Held mit sicherm Tritt
Im schwarzen Pulverdampfe.

Ich hörte, wie die Kugel Pfiff
Aus ehernem Behälter;
Verstand was die Trompete rief,
Und — ward auch täglich älter.

Dann, wie der Krieg beendet war,
Hatt' man mich abgetackelt,
Bin an der Haudercharf' zu Paar,
Viel Jahre lang gewackelt.

Dann endlich kam ich auf die Post,
Zog Diligence, Packwagen;
Und hab' dabei den Postknecht Jost
Sammt manchem Rausch getragen.

Jetzt hat der ordinari Bub'
Mich Alten an dem Seile,
Und bald verschwind ich auf dem Schub,
Dieß ist das Loos der Gäule!

Digitized by Google

Nro. 44.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Allerheiligen-Nacht. — Kaiser Alexander nach der Besetzung Moskau's durch die Franzosen. — Geschwinde Heirathen. — Ein Bär. — Naturhistorisches. — Pot-Pourri. —

Die Allerheiligen-Nacht.

I.

Der erste November ist für den abergläubischen Flamänder der unheimlichste Tag im ganzen Jahre; er glaubt neben seiner Andacht an Dinge, die nicht existiren. Nach seiner Meynung steigen um Mitternacht die Todten aus den Gräbern und ziehen in langen Schaaren umher, die Fürbitte der Lebendigen sich zu erflehen; Hexen und Schäfer vollbringen an diesem Abend ihre lichtscheuen Thaten; der Engel Michael hebt um zwölf Uhr den Fuß auf, unter dem er den überwundenen Drachen hält, und gibt dem Höllenfeind auf einige Augenblicke die Macht, den Menschen zu schaden. . . . Dazu denke man sich die ausgestorbene Natue, das Heulen des Sturmes, das Rauschen der angeschwollenen Ströme, den Schnee, der in Massen herabfällt — überall Angst und Schrecken des Todes. In der ersten Novembernacht des Jahres 16 . . irrte eine arme Familie auf's Geradewohl ohne Führer auf unbekannten Wegen umher. Der Schnee, den ihnen der Wind unaufhörlich in's Gesicht trieb, hatte die armen Leute geblendet; ihre Füße waren wund geworden, sie erlagen fast dem ungestümen Wetter und mußten am Ende in einem Hohlwege Schutz gegen dasselbe suchen. Das Haupt der Familie war ein noch junger Mann; die Frau, welche er bei sich hatte, trug ein neugebornes Kind auf ihren Armen, hinter ihr ging ein kleiner, fünf- oder sechsjähriger Knabe, halbtodt vor Kälte und Müdigkeit.

„Margarethe, wir können nicht mehr weiter," sprach der Mann auf Italienisch, „wir müssen hier bleiben. Hülle Dich und Dein Kind in meinen Mantel, ich selbst will Antonio auf meinen Arm nehmen und ihn zu erwärmen suchen, so gut es geht."

Die Frau that, wie ihr geheißen wurde, und der Mann schloß den Knaben an seine Brust. Was konnte sie aber damit gegen den Schnee ausrichten, der in immer dichteren Flocken herabfiel? Die Leute waren vor Kälte beinahe starr.

Auf einmal erhob sich der Mann von seinem Platze und nahm seine Frau bei der Hand. „Komm, liebe Margarethe, komm! Wenn wir noch länger hier verweilen, so ist es um unsere Kinder und um uns geschehen. Wir müssen unsere Reise fortsetzen und Köln zu erreichen suchen. Horch! hörst Du nicht Glockenschlag? Wir können nicht mehr weit von der Stadt entfernt seyn. Fasse Muth, Dein Onkel Rembrandt empfängt uns gewiß recht freundlich." Margarethe wollte aufstehen, die Glieder versagten ihr den Dienst; ihr Mann wollte ihr behülflich seyn und war so ungeschickt, sie in den Schnee fallen zu lassen, wobei das kleine Kind eine Verletzung erhielt und kläglich zu schreien anfing.

„Margarethe!" rief der Reisende, der vor seiner Frau auf den Knien lag und das Blut, das aus der Wunde des Kindes strömte, zu stillen suchte, Margarethe, um Gottes, um unserer Kinder willen, nimm Dich zusammen. Verlassen wir nicht bald diesen Schreckensort, so wird man morgen vier Leichname auf der Straße finden."

Margarethe war ohnmächtig geworden und vernahm nichts von Allem, was ihr Gatte sprach.

„So höre Du mich, Antonio!" rief er aus; ich will Dein Schwesterchen auf den Arm nehmen und in der Stadt nach Hülfe suchen. Mitnehmen kann ich Dich nicht, Du gehst mir zu langsam, und das Leben Deiner Mutter hängt von meinen Schritten ab. Er zog sein Kamisol aus und hüllte das Kind darein, nahm dann das Mädchen auf den Arm und lief was er konnte der Stadt Köln zu, der er näher war, als er geglaubt hatte. An dem Thore traf er mehrere spanische Soldaten.

„Um Gottes willen," redete er sie in einem schlechten, halb flämischen, halb italienischen Dialekte an, „weißt mir doch das Haus des Meister Rembrandt, des Malers. Ich muß ihn nothwendig sogleich sprechen."

Als die Soldaten den halbnackten Mann mit dem fremdartigen Gesichte erblickten und seine seltsame Sprache hörten, hielten sie ihn für einen Narren und wollten sich lustig über ihn machen.

„Meister Rembrandt?" rief der Eine, „der wohnt hier unten, ganz nahe, dort auf der andern Seite der Stadt."

„Nein, links müßt Ihr gehen, nach jener Straße."

„Immer rechts, so könnt ihr nicht fehlen." — Dann lachten sie laut auf und brachten den armen Wanderer fast zur Verzweiflung. Dieser lief endlich einer Laterne zu und zeigte den Soldaten beim Scheine derselben das sterbende Kind, das er in seinen Armen hielt.

Die Krieger hörten mit ihren grausamen Späßen auf, konnten nun aber erst keine Antwort auf die Fragen des Mannes ertheilen. Niemand wußte, wo der Maler wohnte. Jede verlorene Minute machte die Rettung der Frau und des Kindes unwahrscheinlicher. Schon wollte der Mann wieder zurückkehren, um wenigstens mit ihnen zu sterben, da kam ein alter, kleiner, schiefgewachsener Schneider die Straße herauf, eine Laterne in der Hand, da kein Bürger ohne eine solche ausgehen durfte. Er näherte sich den Soldaten und bezeigte große Theilnahme, als ihm die Lage des Fremden geschildert wurde, den er alsbald für einen Landsmann erkannte.

„Kommt," rief er, „kommt, ich will Euch zu Meister Rembrandt führen; ich zweifle jedoch sehr, ob er Euch zu dieser Stunde einlassen wird, besonders da heute Allerheiligenabend ist. Doch, kommt nur!"

„Und meine Frau und mein Sohn?"

„Wenn Ihr keine andere Hoffnung habt, als den Meister Rembrandt, so sind sie nur zu gewiß verloren. Meister Rembrandt schenkt keinen Heller her und könnte er damit das Leben seines leiblichen Bruders retten. Glaubt mir, nehmt zwei von diesen Soldaten mit Euch in den Hohlweg, die sollen Euer Kind und Eure Frau in mein Haus tragen. Während ich ihnen dann die erste Hülfe leiste, geht Ihr zu Meister Rembrandt; ich bin arm und kann nicht so viel Personen logiren, nicht einmal für eine Nacht vier Personen in meinem kleinen Zimmer. Doch, Gott sey Dank, daß Ihr mich gefunden habt, ich werde thun, was in meinen Kräften steht."

Digitized by Google

Der Schneider, der sich Meister Nicolas Barruello nannte, gab sofort den Soldaten auf flämmisch zu verstehen, welchen Dienst er von ihnen wünsche. Der Tambour nahm das kleine Kind auf den Arm und stillte das Blut der Wunde; vier andere verließen mit Erlaubniß des Wachtmeisters ihren Posten und folgten dem Wanderer mit Fackeln in den Hohlweg. Unterwegs erfuhren sie von dem Fremden, daß er von Lüttich komme, Franzesco Netcelli heiße, und seiner Profession ein Maler sey.

Um aber all' das von dem Letzteren herauszukriegen, mußte man so neugierig seyn, wie Meister Nicolas, denn Netcelli lief mehr als er ging, dem Orte zu, wo er Frau und Kind gelassen hatte. Er rief zu wiederholtenmalen Antonio. Keine Antwort. Es war stockfinster Nacht, der Schnee fiel immer noch reichlich herab, der Nordwind heulte in den Wipfeln der kahlen Bäume; der Unglückliche brauchte lange Zeit, ehe er den Ort wieder erkannte, wo er vielleicht Leichname finden sollte. Der Sturm ließ ein wenig nach; eine schwache Stimme drang zu Netcelli; er eilte der Gegend zu, woher sie kam, und gelangte endlich zu Weib und Kind. Der Ruf, den er vernommen hatte, war wohl der letzte Laut der Sterbenden gewesen, denn er fand in dem Hohlwege nur zwei starre, unbewegliche Körper.

Meister Nicolas Barruello bat die Soldaten, Frau und Kind Francesco's in seine Behausung zu schaffen. Er selbst ging mit gutem Beispiele voran, nahm den kleinen Jungen auf den Arm und schritt damit dem Zuge voran seiner Wohnung zu, die glücklicherweise nahe am Thore der Stadt lag. Sobald er in seinem Kämmerchen war, legte er die Kinder sammt der Mutter auf's Bett und leistete den drei Unglücklichen allen nur möglichen Beistand.

Netcelli, den Meister Nicolas aufforderte, ihm behülflich zu seyn, sah und hörte nichts, sondern saß ganz stumm und starr am Feuer. Nicolas zog den Erfrornen die schneeigen Kleider aus und hüllte sie in Tücher ein, die er vorher am Kamine erwärmt hatte. Seine bescheidene Garderobe war bald erschöpft; er machte auch noch seine Bügeleisen heiß und legte sie unter die Füße der jungen Frau.

Als alle diese Anstrengungen nichts fruchten wollten, holte er aus einem Schranke eine sorgfältig zugebundene Flasche mit Branntwein hervor, von dem er selbst nur an Festtagen zu trinken pflegte. Ohne Verzug, aber nicht ohne einige Seufzer, tröpfelte er von der kostbaren Essenz auf ein Stückchen Linnen und begann Margarethens Gesicht damit zu reiben. Auch das that lange keine Wirkung, und Meister Barruello glaubte schon, drei Leichen im Hause zu haben, da öffnete die Frau die Augen, streckte die Arme aus nnd fragte nach ihren Kindern.

„Sie sind hier, Signora, hier, seyd ohne Furcht. So kommt doch zu Euch, Meister Netcelli; seht, Eure Frau ist außer Gefahr; Eure Kinder werden es auch bald seyn, wenn Ihr mir nur ein wenig beistehen wolltet. Halt! Trinkt mit mir ein Gläschen von jener Magenstärkung, sie hat Eurer Frau geholfen und wird auch Euch helfen. Eure Gesundheit!"

Meister Nicolas leerte das Glas auf einen Zug; die paar Tropfen, die drin geblieben waren, schüttete er auf die Hände und rieb sich dies. Auch Netcelli trank und erwachte allmählig aus seiner Erstarrung; er sah umher, erblickte seine Kinder, seine Frau: ein Thränenstrom entstürzte seinen Augen.

„Margarethe!" rief er, „komm' in meine Arme! Du lächelst, Du sprichst wieder! Nun ist Alles gut, wir sind ja beisammen!"

Da fielen seine Blicke auf die Kinder, die noch immer starr und unbeweglich da lagen. Die junge Frau schien Francesco zu begreifen und antwortete ihm mit einem Seufzer.

„Man muß nicht gleich verzweifeln," nahm Meister Nicolas das Wort; „die Jungfrau und die Heiligen haben Eure Frau wiedergegeben, sie werden auch Eure Kinder wieder erhalten. Statt zu klagen hilft mir. Sieh! da kommt Euer Söhnchen zu sich. In meine Arme, holder Engel. Komm', ich will Dich Deiner Mutter bringen. Ja, Signora, freut Euch, küßt das liebe Kind! Was hör' ich? Gott sey gelobt! Das ist die Stimme des Mädchens." —

Der gute Schneider lief von einem Kind zum andern und rieb sie mit Tüchern, die er mit seinem Branntwein anfeuchtete. Nachdem sämmtliche Personen außer Gefahr waren, begann Meister Barruello, sich in der höchstens acht Fuß langen Stube umzusehen.

„Was macht Euch so viel Sorgen, mein lieber Wirth?" fragte Netcelli, der auf dem Gesicht Barruello's die peinliche Verlegenheit wohl bemerkte.

„Um Euch die Wahrheit zu gestehen, ich weiß nicht, wie fünf Personen heute Nacht in dieser Kammer schlafen sollen."

„Ich will zu meinem Oheim Rembrandt gehen und ihm meine Lage vorstellen."

Der Schneider zuckte die Achseln. „Sonst bleibt uns nichts übrig, obschon ich wenig davon halte. Ich will einmal meine Laterne anzünden und Euch in das Judenviertel führen, wo Rembrandt wohnt."

Der Schneider nahm seinen Mantel und ging mit Meister Netcelli fort. (Fortsetzung folgt.)

Kaiser Alexander nach der Besetzung Moskau's durch die Franzosen.

Der General-Lieutenant Michailowsky-Danielewsky hat seine Darstellungen der Russischen Feldzüge von 1812 bis 1814 durch ein neues Werk vermehrt, welches die Katastrophe von Moskau zum Gegenstande hat und über dieselbe viele neue und interessante Aufschlüsse giebt. Wir theilen daraus (nach russischen Journalen) nachstehende kürzere Episode mit.

In St. Petersburg hatte man so eben erfahren, daß Kutusoff mit der Armee Moskau geräumt und es den Franzosen überlassen habe. Der Kaiser Alexander selbst besaß noch keinen offiziellen Bericht über dieses unerwartete Ereigniß, bis er nachstehendes Schreiben des Grafen Rostoptschin erhielt:

„Der Adjutant des Fürsten Kutusoff brachte mir einen Brief, in welchem er von mir Polizei-Offiziere fordert, welche die Armee auf die Heerstraße von Riäsan geleiten sollen. Er sagt, daß er mit Bedauern Moskau verlasse. Sire! das Verfahren Kutusoff's entscheidet das Schicksal der Hauptstadt und ihres Reichs. Rußland wird sich entsetzen, wenn es die Preisgebung der Stadt erfährt, in der sich die Größe Rußland's konzentrirt, in der sich die Asche Ihrer Vorfahren befindet. Ich folge der Armee. Ich habe Alles fortschaffen lassen; mir bleibt nur übrig, das Schicksal meines Vaterlandes zu beweinen!"

Da der Brief des Grafen Rostoptschin zwei Hauptumstände nicht erklärte: 1) aus welchen Gründen der Fürst Kutusoff nicht vor Moskau noch eine Schlacht lieferte und retirirte, und 2) warum er sich nach Riäsan wandte, welches Letztere den Kaiser besonders beunruhigte, weil die Straße von Riäsan nicht die rechte war, die man in militärischer Beziehung einschlagen mußte, so schickte der Kaiser deßhalb sogleich den General-Adjutanten Fürsten Wolkonskij (jetzigen Minister des kaiserlichen Hofes) zu Kutusoff ab. Darauf fährt der Verfasser fort:

„Den anderen Tag nach der Abreise des Fürsten Wolkonskij am 9. (21) September um 9 Uhr Abends kam der Oberst Graf Michaud, vom Fürsten Kutusoff mit dem längst erwarteten Bericht abgeschickt, in St. Petersburg an. Er war über Wladimir und Jaroslawl gereis't, inmitten vieler tausend Einwohner, die sich aus Moskau und dessen Umgebung gerettet hatten. „Auf diesem Wege," sagt Michaud, von Geburt ein Ausländer, seiner Gesinnung nach aber ein Russe, „waren Alle von einem Gedanken beseelt, daß das Vaterland nicht ungerächt bleiben werde, Alle

Digitized by Google

waren von unbegränzter Ergebenheit für den Thron erfüllt. Wechselsweise überließ ich mich bald dem Kummer beim Anblick des sich meinen Augen darstellenden Gemäldes, bald der Freude, als ich den allgemeinen Enthusiasmus und alles das bemeekte, was ich auf jedem Schritt wahrnahm." — Michaud wurde ungesäumt dem Kaiser auf Kammennoi-Ostroff vorgestellt. Aus dem betrübten Gesichte des Gesandten schloß der Kaiser, daß der Bericht kein erfreulicher sey. — „Gewiß sind Sie mit traurigen Nachrichten hergeschickt?" waren die ersten Worte des Monarchen. „Leider mit sehr traurigen. Moskau ist von uns verlassen worden ...." „Wie?" unterbrach ihn der Kaiser, „haben wir etwa eine Schlacht verloren, oder hat man meine alte Hauptstadt ohne Schlacht preisgegeben?" „Leider," antwortete Michaud, „boten die Umgebungen Moskau's kein vortheilhaftes Terain zur Schlacht mit einem an Zahl überlegenen Feinde dar, deßhalb ist der Oberbefehlshaber überzeugt, daß er eine rettende Maßregel ergriffen, indem er Ew. Maj. die Armee erhalten hat. Der Untergang der Truppen konnte Moskau nicht retten und würde die verderblichsten Folgen gehabt haben. Jetzt, da die Armee alle ihr durch Ew. Majestät bestimmte Verstärkerungen erhält, die ich überall auf meinem Wege angetroffen habe, wird sie im Stande seyn, aggresive Operationen zu beginnen, und den Feind zur Reue nöthigen, daß er es gewagt hat, ins Herz Ihres Reiches einzudringen!" — „Ist der Feind in Moskau eingerückt?" — „Ja, Sire; und in diesem Augenblick ist die Stadt bereits in Asche verwandelt; ich habe sie in vollen Flammen verlassen." — Thränen stürzten aus den Augen des Monarchen und verdüsterten dieselben! „Mein Gott!" rief er aus, „welch ein Unglück!" — „Betrüben Sie sich nicht, Sire! Ihre Armee verstärkt sich täglich ...." — Die Worte Michaud's unterbrechend, sagte der Kaiser: „Aus Allem, was mit uns vorgeht, schließe ich, daß die Vorsehung große Opfer von uns fordert, vorzüglich von mir. Ich bin bereit, mich ihrem Willen zu unterwerfen, aber sagen Sie: was sagten die Truppen, als man meine alte Hauptstadt ohne einen Schuß verließ? Wirkte dieß nicht auf den Geist der Soldaten? bemerkten Sie keine Herabstimmung des Muthes?" — „Erlauben Sie mir, Sire, zu Ihnen aufrichtig wie zu einem Soldaten zu sprechen?" — „Ich fordere dieses immer, Jetzt aber bitte ich Sie: verhehlen Sie mir nichts, erzählen Sie mir aufrichtig Alles, was Sie wissen." — „Sire, ich muß Ihnen bekennen, daß, als ich die Armee verließ, Alle, vom Oberbefehlshaber bis zum letzten Soldaten, in unbeschreiblicher Furcht schwebten ..." — „Was sagen Sie? woher kommt diese Furcht? Ist's möglich, daß meine Russen durch das Unglück niedergedrückt sind?" — „Nein, Sire, sie fürchten bloß, daß Sie, in der Güte Ihres Herzens, Frieden schließen möchten; sie brennen vor Begierde zu kämpfen und Ihnen durch ihre Tapferkeit und Aufopferung ihres Lebens zu beweisen, wie sehr sie Ihnen ergeben sind!" — Der Kaiser klopfte Michaud auf die Schulter und sagte: „Sie haben mein Herz erleichtert, Sie haben mich beruhigt. Kehren Sie zur Armee zurück, sagen Sie meinen getreuen Unterthanen, überall, wo Sie durchreisen werden, daß, wenn mir kein einziger Soldat mehr übrig bleiben sollte, ich meinen treuen Adel und meine wackern Bauern aufrufen, sie selbst anführen und alle Hülfsmittel meines Reichs in Bewegung setzen werde. Rußland bietet mir mehr Hülfsmittel dar, als der Feind wähnt. Wenn aber vom Schicksal und von Gottes Vorsehung meinem Geschlecht beschieden ist, nicht mehr auf dem Throne meiner Vorfahren zu herrschen, so werde ich, nachdem ich alle Anstrengungen erschöpft, mir einen Bart bis hierher wachsen lassen" (mit der Hand auf seine Brust zeigend) „und lieber einwilligen, mich im Innern Sibirien's vom trockenen Brode zu nähren, als die Schande meines Vaterlandes und meiner wackeren Unterthanen zu unterschreiben, deren Opfer ich zu schätzen verstehe. Die Vorsehung prüft uns; wir wollen hoffen, daß sie uns nicht verlassen werde." — Bei diesen Worten fing der Kaiser an, im Zimmer umher zu gehen; sein Gesicht flammte. Mit raschen Schritten zurückkehrend, drückte er kräftig die Hand des Obersten und fuhr fort: „Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen jetzt sage; vielleicht kommt die Zeit, wo wir uns dessen mit Vergnügen wieder erinnern werden: Napoleon oder ich, ich oder er. Beide zugleich können wir nicht regieren. Ich habe ihn kennen gelernt; er soll mich nicht mehr täuschen." — „Sire," antwortete Michaud, „Ew Majestät unterzeichnen in diesem Augenblicke den Ruhm Ihres Volkes und die Rettung Europa's." — „Möge Ihre Vorhersagung eintreffen," sagte Alexander; „begeben Sie sich zur Ruhe, und seyen Sie bereit, zur Armee zurückzukehren."

Diese überaus interessante Unterredung hat, wie der Verf. versichert, Wort für Wort so stattgefunden, da Graf Michaud unmittelbar nach derselben den Inhalt niedergeschrieben und ein eigenhändiger Brief des Grafen zu dieser Darstellung benutzt worden.

Geschwinde Heirathen.

In der Familie des Herrn von Pl** war ein sehr bedeutendes Fideikommis vorhanden, doch mit der Bedingung, daß, wäre der Stammherr nicht im dreißigsten Jahre seines Alters vermählt, das Fideikommis an die jüngern Geschwister oder an andere Linien übergehen sollte. Nun hatte jener Herr v. Pl** vollauf in Wien gelebt, ohne sich viel um seine Ahnen und ihre Vermächtnisse zu kümmern, und den letzten Tag des 29. Jahres erreicht, ohne zur Heirath zu schreiten. Er hätte wahrscheinlich auch im 30sten nicht daran gedacht, wenn nicht ein wuchernder Jude, welcher Grund hatte, die Familienverhältnisse des westphälnischen Edelmanns auszukundschaften, athemlos herbeigeeilt wäre, um ihn zu bitten und zu beschwören, sich noch am nämlichen Tage zu verheirathen, wo nicht, so müße er, der Moses, zu einer gerichtlichen Vorladung schreiten. Da war guter Rath nicht wohlfeil. Zum Glück besinnt sich Herr v. Pl**, daß ihm vis à vis eine adelige, obgleich arme Wittwe mit zwei Töchtern logire, mit welchen er bisweilen geliebäugelt und Phrasen gewechselt habe. Herr v. P.** läuft schnell zu ihr hinauf, und ruft, sobald die Wittwe die Thür öffnet, ihr entgegen: „Madame, Sie haben zwei schöne Töchter, erlauben Sie mir, in der Eile die älteste zu heirathen!" — „Sie spaßen! sie ist versprochen." — „Ach Gott, das thut mir außerordentlich leid; und die jüngste?" — „Ist noch keine Braut." — „Ah, so werde sie die Meinige." — Diese dringende Freierei an der Thür schien der Wittwe ein Zug von Narrheit; doch als sie den Freier eingeführt hatte, erklärte er sich. Man fand da seine Eile ganz natürlich, und weil man schon etwas von ihm wußte, so war kein Bedenken, das arme Fräulein zu Gunsten des beträchtlichen Fideikommisses hinzugeben.

Marwin, einem Manne aus Lyme, im nordamerikanischen Staate Connectikut, fiel es eines Tages ein, es sey doch wohl zweckmäßig, sich ein Weib zu nehmen. Er zog sein Pferd aus dem Stalle, warf demselben statt des Sattels ein Schaffell über und ritt über Land bis vor das Haus, in welchem Betty Lee wohnte. Er blieb hoch zu Roß sitzen, und ließ Betty ersuchen, gefälligst auf ein Paar Augenblicke vor die Thür zu kommen. Sie erschien und Marwin sprach: „Der Herr hat mich hergesandt, damit ich Euch heirathe." — Ohne lange zu zögern, entgegnete Betty: „Des Herrn Wille geschehe!" Diese wunderlich geschlossene Ehe fiel sehr glücklich aus.

Ein Bär.

Vor einigen Wochen wurde in der Stadt Digne ein Bär und ein Affe von einem Manne herumgeführt und es folgte diesen interessanten Geschöpfen, gleich als wären es Wunderthiere, ein großer Theil der Jugend der guten Stadt. Endlich war der Führer ermüdet und er sehnte sich nach Ruhe und einem Trunke.

Google

kehrte deßhalb in einem Wirthshause ein und band seinen Bär im Hofe an. Zum Schrecken aller Anwesenden und zur Verzweiflung des Führers erfuhr man aber bald, daß der Bär verschwunden sey, der wahrscheinlich nicht fest angebunden worden war. — Was that der Bär? Er hatte eine offenstehende Thüre gefunden und war durch dieselbe eingetreten; dann hatte er eine Treppe vor sich gesehen und er war diese Treppe hinaufgegangen. Nun befand er sich auf dem Vorsaale der Etage vor einer angelehnten Thüre. Diese machte er mit der Tatze auf und trat in ein elegantes Zimmer, in welchem drei Kinder spielten. Die Kinder erschracken Anfangs vor dem seltsamen Gaste und drückten sich stumm in eine Ecke, wo sie aufmerksam alle Bewegungen dessen beobachteten, der ihre Spiele so unerwartet gestört hatte. Die ruhige Haltung desselben scheint sie jedoch bald beruhiget zu haben; sie wagten sich mit dem unschuldigen Vertrauen ihres Alters näher an ihn, sie streichelten ihn, sie wurden immer kecker und endlich so vertraut mit ihm, daß sie ihn als gutmüthigen Spielkameraden ansahen und als solchen umarmten. Es entstand ein endloses Lachen und Jubeln, wozu der Bär gutmüthig brummte. Diese ausgelassene Freude mochte den Eltern der Kinder verdächtig vorkommen, welche sich in der zweiten Etage befanden, genug sie gingen herunter und erblickten das seltsamste und schrecklichste Schauspiel. Der Bär lag mitten im Zimmer auf dem Rücken, wälzte sich wie eine gestreichelte Katze und hielt mit seinen Tatzen die drei Kinder an sich gedrückt, deren blonde Köpfchen sich in seinem dicken Fell fast verloren. Es war eine Gruppe, die sich für den Meisel oder Pinsel eines Künstlers vollkommen eignete; aber eine Mutter konnte nur das Grausige daran sehen; Mad. B. stieß deßhalb auch sogleich einen herzzerreißenden Schrei aus, sobald sie an die Thüre trat und wollte sich trotz aller Gefahr ihren Kindern entgegenstürzen; ihr Mann dagegen hielt sie noch zeitig genug am Arme zurück, da er sogleich erkannte, welcher Gefahr die Kinder ausgesetzt seyn würden, wenn man sie mit Gewalt von dem Thiere hinwegreißen wollte. Das Angstgeschrei der Mutter schien indeß doch Eindruck auf den Bär zu machen, der sich noch einigemal mit seinen unvorsichtigen kleinen Freunden umherwälzte, dann aber aufstand und ruhig wieder nach der Thüre zuging, während er seine Kette klirrend nachschleppte. Er ging vor dem Herrn und Madame B. vorbei, wanderte die Treppe wieder hinunter und stellte sich aus eigenem Antriebe von neuem seinem Herrn zu Befehl.

Naturhistorisches.

Aus Genua wird folgende merkwürdige Naturerscheinung berichtet: Ein Fischer, der auf den Küsten bei Nizza auf den Fischfang ausfuhr, sah in dem klaren Wasser einen beweglichen Klumpen, ohne unterscheiden zu können, was es sey. Er warf sein Netz behutsam aus, und es gelang ihm, des Gegenstandes habhaft zu werden. Wie groß war sein Erstaunen, als er bei näherer Betrachtung erkannte, es sey nichts als ein großer Hummer, an welchem, wie die Stacheln eines Igels, eine Menge kleiner Sardellen mit den Schwänzen hingen. Sie geberdeten sich alle sehr ängstlich und strebten weg, ohne sich losmachen zu können. Der Fischer versuchte es mit einigen, und es gelang ihm mit Mühe; kaum brachte man aber das Fischlein in die Nähe des Hummers, so hing es wieder fest an ihm. Das Ganze glich einem Stücke Magnetstein, an dem Eisenfeilspähne hingen. Der Fischer trug seinen höchst merkwürdigen Fund nach Nizza, wo mehrere dort sich zufällig aufhaltende Aerzte und Natueforscher die Erscheinung prüften, ein Protokoll darüber aufnahmen, und es bei der Akademie der Wissenschaften niederlegten. Obwol der Hummer sammt seinem Anhang in stets frischem Meerwasser gehalten wurde, so schien die Kraft des wunderbaren Magnets doch immer schwächer zu werden. Die Fische lösten sich los, starben aber alle über Nacht. Auch der Hummer hatte am andern Morgen seine magnetische Kraft verloren. Dr. Antiloppi aus Genua will über diese bisher unerhörte Erscheinung eine kritische Abhandlung herausgeben, worin er sie durch höchst sinnreiche Hypothesen zu erklären sucht.

Pot-Pourri.

Neuerfundene Flinte.

Herr Henry Wilkinson von Pall-Mall ist der Erfinder einer neuen Flinte, welche er Patent Wheel Rifle nennt, und über die die englische Blätter nicht genug Rühmens erheben können. Das Mechanics Magazine, welches in seiner Nro. 822 gleichfalls über Proben berichtet, die in Gegenwart einer ausgezeichneten Versammlung damit angestellt wurden, sagt: „Die Flinte ist sehr einfach gebaut, und hat ein Rad, welches sieben vollständige Ladungen enthält, und sich um seine Achse dreht. Dieses Rad kann, wenn es abgefeuert worden, sehr leicht durch ein anderes ersetzt werden, indem man einen Vorrath solcher Räder an dem Wehrgehänge mit sich führen kann." Herr Wilkinson schoß die sieben Ladungen eines Rades in 15 Sekunden ab, wonach also 28 Kugeln auf die Minute kamen. Von diesen trafen aus einer Entfernung von 100 Yards alle die Scheibe, und mehrere sogar das Schwarze. Bei einem andern Versuche ward die Flinte 105 Mal hinter einander abgefeuert, ohne auch nur einmal zu versagen; und es schien, daß nochmal so viele Schüsse hätten gethan werden können, ohne daß eine Reinigung der Flinte nothwendig geworden wäre.

Mittel gegen Taubheit.

Das London Journal meldet von einem Dr. Turnbull, daß er nicht nur gewöhnliche Taubheit, sondern selbst Personen, die taubstumm geboren seyen, heilen könne, den Fall ausgenommen, wo eine Mißbildung des Ohres stattfinde. Sein Mittel soll in einer Flüssigkeit bestehen, die man blos einmal und nur in den hartnäckigsten Fällen mehrmals ins Ohr zu thun braucht.

Sterblichkeit des Menschengeschlechts.

Die Bevölkerung der ganzen Erde wird verschiedentlich auf 800,000,000 bis 1000,000,000 Seelen geschätzt. Wenn wir als Durchschnittszahl 946,080,000 Seelen annehmen und für die Lebensdauer jeder Generation dreißig Jahre bestimmen, so werden wir finden, daß die „Menschenkinder" die Welt betreten und verlassen, ohngefähr nach folgendem Kalkul:

Jeden Augenblick	1
Jede Minute	60
Jede Stunde	3,500
Jeden Tag	86,400
Jede Woche	604,800
Jeden Monat	2,592,000
Jedes Jahr	31,536,000
Jede Generation (von 30 Jahren) . . .	946,080,000.

Ein getäuschter Bankhalter.

In einem Bade hatte ein Engländer an der Farobank sein Geld bis auf den letzten Groschen verloren. Er legte seine Spielkarten ruhig vor sich hin, winkte einem Marqueur und sagte zu ihm: „Thu' Er mir den Gefallen, in meine Wohnung zu gehen und meinem Bedienten zu sagen, er solle mir sogleich meinen großen Sack bringen." Als dieß der Banquier hörte, fragte er sehr freundlich, warum der Engländer nicht mehr pointire. „Weil ich kein Geld mehr bei mir habe." — „O das thut nichts, ich bitte, Sie können auf Marken spielen!" Dieser ließ sich das nicht zweimal sagen, pointirte, und gewann bald mehr als er verloren hatte. Da kam sein Diener und brachte einen großen Fußsack, in welchen der Engländer, vorgeblich an Podagra leidend seine Füße steckte.

Digitized by Google

Nro. 45.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Allerheiligen-Nacht. — Die letzten Meistersänger zu Ulm. — Arbeitervereinigung zum Brodbacken. — Leichtsinn mit Schießgewehren. — Pot-Pourri. — Die drei Fragen des Wahns.

Die Allerheiligen-Nacht.

(Fortsetzung.)

II.

Als Francesco Retcelli in Begleitung von Meister Nicolas Barruello die Kammer des Schneiders verlassen hatte, herrschte bereits tiefe Stille auf den Straßen; der Sturm hatte aufgehört, der Mond schien, die Nacht war sternenhell. Ohne ein Wort zu reden, gingen die beiden Männer neben einander her, man hörte nicht einmal ihre Tritte in dem weichen Schnee. Nach einer Viertelstunde gelangten sie in's Judenviertel, von Niemand als dem verachteten Volke bewohnt. Meister Barruello deutete mit dem Finger auf ein großes Haus mit zwei kleinen Thürmen und einem Hofe davor, der von hohen Mauern umgeben war.

Retcelli zog die Glocke; Niemand öffnete die Thüre, Niemand ließ sich hören. Er zog die Glocke zum zweiten und drittenmale. Da fingen endlich die Hunde an zu bellen. Retcelli zog zum viertenmale die Glocke; eine Thüre öffne sich mit großem Geräusch. Auf dem Hofe ließen sich Tritte hören. Es vergingen einige Minuten, noch dachte Niemand daran, zu öffnen. Jetzt riß Retcelli aus allen Kräften an der Glocke; die einzige Antwort war Hundegebell.

„Habe ich es Euch nicht gleich gesagt," sprach der Schneider, „man wird uns nicht einlassen. Wir wollen umkehren; besser eine unbequeme Nacht in meiner kleinen Kammer, als hier vor der Thüre zu erfrieren. Zudem liegt dort drüben ein Kirchhof; ich glaube, da schreitet schon ein Gespenst auf uns zu. O, wenn Ihr all' die unheimlichen Geschichten kenntet! Ich verdenke es Meister Rembrandt nicht im geringsten, daß er uns nicht einläßt. Das schöne, große Haus steht schon zwanzig Jahre zum Verkaufe da, und kein Mensch mag es wegen der Nachbarschaft des Kirchhofes. Der alte Wucherer hat sich über all' das weggesetzt, er bewohnt das Haus um billigen Preis. Um so ein Paar lumpiger tausend Gulden willen hat er sich in der Hölle einquartirt. Kommt, kommt, mir wird ganz bange." Der Schneider zog Retcelli mit sich fort. Sie liefen so stark sie konnten, und hatten die Wohnung des Meisters Nicolas bald erreicht. Retcelli horchte an der Thüre, ehe er eintrat.

„Mutter, Mutter!" schrie der kleine Antonio, mich friert, ich fürchte mich; so wache doch auf!"

Margarethe gab keine Antwort.

Retcelli öffnete die Thüre. Es war völlig dunkel in der Kammer. Francesco lief an's Bett und tastete mit den Händen darauf herum, die endlich auf einen kalten steifen Körper stießen; es war der seines Töchterchen's, das Margarethe mit ihren Armen umschlungen hielt.

Meister Nicolas blieb in Todesangst auf der Schwelle stehen; es kam kein Laut über seine Lippen. Endlich schritt er mit ausgestreckten Armen bedächtig vorwärts und suchte den Schrank zu erreichen, auf dem das Feuerzeug sich befand, um Licht zu machen; er stieß auf einmal mit dem Fuße an etwas; es war, man denke sich den Schrecken des Schneiders, sein Schrank der umgeworfen war. Stahl und Stein fand er, die verbrannte Leinwand konnte er nicht finden; man mußte also die Nacht ohne Feuer und Licht hinbringen.

„Meister Retcelli! Meister Retcelli!" schrie Barruello.

Keine Antwort. — Der Schneider springt in größtem Schrecken zur Thüre hinaus und läuft dem Wachtposten zu. Die Soldaten grüßen ihn freundlich und heißen ihn an's Kamin setzen. Er erwärmt sich, kommt allmählig zur Besinnung und erzählt sein Mißgeschick. Der Sergeant gibt ihm zwei Soldaten mit einer Laterne zur Begleitung mit.

Nicolas hatte bei seiner Flucht die Thüre offen stehen gelassen; er fand sie nun verschlossen, und trotz alles Rufens öffnete Niemand. Zum Glück hatte er den Schlüssel in der Tasche und schloß damit auf. Margarethe und das Mädchen waren zwei Leichen, der kleine Knabe lag in den letzten Zügen, der Vater saß auf dem Bette, blaß, mit stierem Blicke, und lachte wie ein Wahnsinniger.

Meister Nicolas glaubte den Verstand zu verlieren. „Welche Nacht! was habe ich denn verbrochen, daß Gott mich so fürchterlich heimsucht? Was will das werden? Was soll ich thun? Meine Kammer in diesem Zustande, zwei Leichen auf meinem Bett, hier ein Wahnsinniger und da ein sterbendes Kind!" Er warf sich in einen alten Lehnstuhl, bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und saß einige Minuten so da, indessen die Soldaten dem kleinen Knaben Hülfe leisteten. Endlich erhob sich auch Barruello, nahm Antonio auf den Arm und setzte sich mit dem Kinde an das Feuer. Die Soldaten brachten das Zimmer ein wenig in Ordnung, hoben die Leiche vom Bette und legten sie auf den Arbeitstisch des Schneiders; sodann trafen sie Anstalten, den tollen Retcelli fortzuführen. Als der Knabe dieß bemerkte, riß er sich aus den Armen Meister Nicolas und lief zu seinem Vater hin.

„Nehmt mich auch mit," schrie er; „es ist zwar kalt, aber das ist eben recht, wir sterben dann gewiß."

Nicolas konnte seine Rührung nicht verbergen.

„Ich soll hier bei Todten wachen, warum nicht auch bei Lebenden? Laßt das Kind und seinen Vater da! Morgen werdet ihr von andern Soldaten abgelöst; wer weiß, ob diese auch so mitleidig und menschlich sind wie ihr. Sobald es Tag ist, will ich Meister Rembrandt aufsuchen; ich weiß, er ist ein harter, geiziger Mann; vielleicht giebt er mir aber doch so viel Geld, um die Todten begraben lassen zu können. Sein Einfluß verschafft wohl auch dem Vater Bett und Essen im Hospitale, und das Kind seiner Nichte wird er doch nicht Hungers sterben lassen. Adieu, Kameraden, ich danke euch."

Als die Soldaten fort waren, nahm der Schneider ein kleines elfenbeinernes Crutifix und einen geweihten Buchszweig von der Wand und legte beides den Todten auf die Brust, dann verschloß er die Thüre, legte Antonio in's Bett und setzte sich an's Kamin neben den wahnsinnigen Retcelli, woselbst er bis zum Morgen unter Rosenkranzbeten verweilte.

Digitized by Google

III.

Als es Tag geworden war, saß Netcelli immer noch am Kamine, ganz stumpfsinnig, mit stieren Blicken, ohne Freude und Schmerz, gleichgültig für Alles, was um ihn her vorging. Eine glühende Kohle fiel ihm auf den nackten Fuß, er that einen leichten Schrei, rührte sich aber nicht weiter. Der kleine Antonio schlief noch recht fest und Meister Barruello weckte ihn ungern auf; indessen war es bereits heller Tag; die Glocken tönten vom Cölner Dome herab und es war Zeit, daß in der Stube ein wenig aufgeräumt werde. Der Schneider näherte sich dem Kinde und legte ihm seine Hand auf die Stirne.

„Ich muß Dich wecken, liebes Kind," sagte Meister Nicolas zu dem Knaben, der ihn mit großen, verwunderten Augen ansah; „nimm dort dein Käppchen und komm' mit mir."

„Und mein Vater? und meine Mutter?" fragte Antonio.

„Sie schlafen. Komm' nur!"

„Ich muß sie doch vorher umarmen."

„Du willst ungehorsam seyn? Deine Mutter hat mir aufgetragen, mit Dir fortzugehen, ehe sie erwacht."

Nicolas nahm den Knaben bei der Hand und schritt mit ihm dem Judenviertel zu. Die Thüre des uns schon bekannten Hauses wurde dießmal sogleich geöffnet.

„Was ist Euer Begehr?" fragte eine alte Frau den Meister Nicolas.

„Ich möchte gern Meister Rembrandt sprechen,"

„Ihr? . . . Wozu? Eine unpassendere Zeit hättet Ihr nicht wählen können. Mein Mann arbeitet. Kommt gegen Mittag wieder."

„Da hätte ich vielleicht keine Zeit, und es möchte Meister Rembrandt reuen, wenn er mich unverrichteter Sache fortgehen läßt. Ich bringe ihm da Etwas. . . ."

„Geld?"

„Einen großen Schatz."

„So kommt herein! Habt Ihr mich aber belogen, so will ich Euch bald wieder die Thüre weisen."

Die Frau öffnete die große Thüre, deren Klinke sie während der ganzen Unterredung mit Barruello in der Hand gehalten hatte, ließ den Schneider herein, schloß sorgfältig wieder zu und gab Meister Nicolas ein Zeichen, ihr zu folgen. Beim Anblicke der vier Doggen, die im Hofe an Ketten lagen, stellte der Schneider manche Betrachtungen an, wie gefährlich es z. B. wäre, wenn er diesen Kötern unter die Zähne fiele; es schauderte ihn schon bei dem bloßen Gedanken daran.

Barruello ward in eine Kammer geführt, die ihr spärliches Licht durch ein einziges Fenster am Plafond erhielt. An einer Ecke bemerkte er einen bejahrten Mann, der ein weißes Tuch um den Kopf gebunden hatte, mit einem langen Barte, einem runzeligen Gesichte und grünen, lauernden Augen. Er malte, vor ihm stand ein Mann, in weiße Linnen eingehüllt, wie Einer, der aus dem Grabe steigt.

Der Alte malte ungestört weiter und schien den Ankömmling nicht zu bemerken. Dieser näherte sich indessen bescheiden der Staffelei und betrachtete das Gemälde, mit welchem Meister Rembrandt gerade beschäftigt war und welches die Auferweckung des Lazarus vorstellte. Im Vordergrunde erblickte man Christus mit thränenfeuchtem Blicke: wie er mit ausdrucksvoller Geberde zum Todten spricht: „Lazarus, erwache!" Ein himmlischer Glanz umstrahlte den Erlöser, während die übrigen von jenem Dunkel umgeben waren, wie es nur einmal in der Welt von Rembrandt, gemalt wurde.

„Gott; wie schön das ist!" rief der kleine Antonio.

Rembrandt schaute um sich.

„Was sprichst Du denn von Sachen, die Du nicht verstehst?"

„Mein Vater ist ein Maler und auch einen Onkel habe ich, der so schöne Gemälde macht! Der Vater hat mir oft gesagt, mein Onkel sey der größte Maler in Flandern."

„Ah! Du bist der Neffe von Rubens. Außer mir kenne ich sonst Niemanden, dem man diesen Namen geben könnte. Sag' Deinem Vater, dein Onkel Rubens sey ein großer Maler, aber der größte in Flandern sey er nicht."

„Mein Onkel ist mehr als Rubens und mehr als Ihr."

„Wer ist er denn?" frug der Alte in ärgerlichem Tone.

„Rembrandt."

„Du bist der Neffe Rembrandt's? Du? Du bist also der Sohn jenes Netcelli, der meine Nichte gegen meinen Willen geheirathet hat. Geh hin, wo Du willst; ich will nichts von Dir und deinem Vater!"

Das Kind fing an zu weinen.

„Soll er denn vor Hunger und Kälte umkommen, wie seine Mutter und sein Schwesterchen, die heute Nacht gestorben sind?" sprach Meister Nicolas.

„Er hat ja noch einen Vater."

„Sein Vater! den hat das Unglück wahnsinnig gemacht."

„Vater! Mutter! Schwester!" rief der kleine Antonio.

Eine Thräne rollte über Rembrandt's runzelige Wange.

„Ist es wahr, was Ihr da sprecht? Wie? Johanna meiner Schwester Tochter!"

„Ihr ist geworden, was sie verdiente;" kreischte Frau Rembrandt, die die Hände in die Seiten gestemmt, und an der Unterhaltung Theil zu nehmen begann. „Hätte die Thörin Dir gehorcht, so wäre sie nicht im Elende gestorben."

„Meister Rembrandt," sprach Barruello, „Euer Neffe hat den Verstand verloren, Eure Nichte und ihre Tochter sind gestorben. Einen Sarg für sie! Ich bitte Euch. Brod für den Vater und seinen Sohn!"

Rembrandt sah seine Frau fragend an. Diese faßte den Knaben unsanft beim Arme, stellte sich vor den Schneider hin und rief:

„So! So! Mein Mann soll sich mit einem Narren und einem schlechtgezogenen Bürschchen zu schaffen machen. Nein, so wahr ich lebe. Marsch! fort von hier!"

„Denkt auch Ihr so, Meister Rembrandt?" frug Barruello.

Rembrandt malte wieder und gab keine Antwort. Der Schneider riß der Frau des Hauses das Kind weg.

„Komm, Antonio, komm! Wenn Dein Onkel Dich verstößt, so sollst Du bei einem Fremden Aufnahme finden. Gott hat Dich mir zugesendet, ich will für Dich sorgen. Wir wollen fort aus diesem goldenen Käfige, wo man deiner Mutter einen Sarg verweigerte. Fluch über dieses herzlose Geschlecht!"

Der Schneider trat mit Antonio den Rückweg nach seiner Wohnung an.

Als sein Zorn sich ein wenig gelegt hatte, dachte Meister Barruello über seine Lage nach. Er war in großer Verlegenheit, da galoppirte auf einmal ein Trupp Cavaliere die Straße herunter, kaum konnte der Schneider noch ausweichen, Antonio aber stolperte und fiel hin. Der Vornehmste des Zuges hielt augenblicklich sein Pferd an und ließ nachsehen, ob der Knabe sich nicht beschädigt habe. Der Fall hatte Antonio keine Verletzung zugefügt; der Cavalier gab ihm ein Geldstück und bat den Schneider, ihm das Haus des Meisters Rembrandt zu zeigen.

„Dort in der zweiten Straße rechts im Judenviertel, beim Kirchhofe. Ihr seyd reich, Herr Ritter, man wird Euch gut empfangen."

„Bekommen denn die Armen kein Almosen?" fragte der Ritter.

„Almosen? Nicht einmal der Neffe!"

Nicolas erzählte die ganze Geschichte, die den Unbekannten lebhaft interessirte. Er zog seine Börse und gab dem Schneider noch vier Goldstücke.

„Hier, um die Todten zu begraben und dem Kranken und

Digitized by Google

dem Kinde das Nothwendigste anzuschaffen. Da, auf dieses Blatt schreibe mir deinen Namen und die Nummer des Hauses, in dem Du wohnst. Ich will heute Abend Dich besuchen und sehen, was zu thun ist. Du bist ein braver Kerl und hast Dich gut gehalten. Also — diesen Abend!" Der Ritter gab dem Pferde die Sporen und war bald dem Meister Barruelld aus dem Gesichte verschwunden, der vor Ueberraschung und Freude nicht wußte, was er anfangen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Meistersänger zu Ulm.

Mit dem Untergang der Reichsverfassung zerfielen auch die letzten Vereins der Meistersänger, die im Mittelalter geblüht hatten. Nur die zu Ulm bestandene Corporation erhielt sich noch durch eine besondere Gunst der Umstände. Zwar mußten die Ulmer Meistersänger ihre „Schaustube" auf dem Rathhause räumen, wo sie Jahrhunderte hindurch jeden Sonntag „Schule" gesungen und dazu das Publikum durch Aushängung und Oeffnung der „Schultafel" eingeladen hatten; aber einige Zeit lang war ihnen noch ein anderes öffentliches Local vergönnt, und als sie auch dieses verlassen wußten, setzten sie ihre Uebungen in der „Heeberge" je und je fort. Im Jahre 1830 waren ihrer noch zwölf, meist alte Männer; jetzt sind sie, nachdem ein Versuch zur Auffrischung dieser merkwürdigen Ruine deutschen Alterthums in der Ungunst der Verhältnisse vor einigen Jahren gescheitert war, bis auf vier Mann zusammengeschmolzen, welche eben noch hinreichen, das „ehrbare Gemerk", die Beamtung des Vereins, vorzustellen. Noch singen sie zuweilen die alten Weisen oder „Töne." Die Lieder sind meist von geringem Gehalt; die Composition aber, obwohl selten großartig, schön oder anmuthig, doch häufig sehr künstlich und höchst merkwürdig, ja fast unbegreiflich ist es, wie eine nicht geringe Zahl von solchen Tönen (Weisen oder Melodien), ohne Kenntniß der Noten sich bei Männern dieser Bildungsstufe durch die bloße Tradition des Ohrs so lange erhalten konnte. Von ihrem „Kleinod", d. h. ihrem Eigenthum an Gold und Silber, welches noch im vorigen Jahrhundert nicht ganz unbeträchtlich war, war in den Zeiten der Kriegsplagen von den der ärmsten Classe angehörigen Mitgliedern das meiste veräußert worden. Ihrer gänzlichen, nicht allzufernen Auflösung entgegensehend, wollten die letzten für die Rettung des noch Uebrigen Sorge tragen, und übergaben es zufolge einer eigenen Schenkungsurkunde in diesen Tagen dem hiesigen Liederkranze, welcher seinerseits es sich zur Pflicht machte, die unvermöglichen Geber nicht im Schaden zu lassen. Die Schenkungsurkunde ist folgende: „Wir unterzeichneten, einzig noch übrigen Mitglieder der von Alters her in Ulm bestehenden Meistersängergesellschaft haben in der Voraussicht, daß mit uns die letzten Weisen des alten Meistergesangs verklingen werden, und in der Absicht, so weit es von uns abhängt, die Wahrzeichen einer ehrwürdigen, in den Tagen der Väter weithin und tief einwirkenden Anstalt den kommenden Geschlechtern zu erhalten, rücksichtlich des von den Vorfahren überkommenen Eigenthums folgenden Beschluß gefaßt: es soll dieses Eigenthum, bestehend in der Schultafel mit den Originalgemälden unserer Fahne, sammt dieser Fahne und den dazu gehörigen alten Kleinodien, deßgleichen der Lade den Tabulaturen, Schul- und Liederbüchern und einigen andern Gegenständen dem Liederkranze zu Ulm, als dem natürlichen Nachfolger und Stellvertreter des alten Meistersängerthums in der neuen Zeit, hiermit zu einem freien Geschenk gegeben seyn, mit der Bitte, dasselbe wohl zu bewahren, und die Fahne bei Festzügen und andern Gelegenheiten, getragen von einem von uns, so lange noch einer von uns am Leben, neben den seinigen als die seinige zu führen; und mit dem Wunsche, daß, gleichwie der Meistersänger Tafel Jahrhunderte herab die frommen Väter zum Hören ihrer Weisen lud, so Jahrhunderte hinab die Banner des Liederkranzes wehen, und seine Lieder späten Enkeln tönen mögen. Ulm, den 21. Oktober 1839. Das Gemerk der letzten deutschen, der Ulm'schen Meistersänger (folgen die Unterschriften des Büchsenmeisters, Schlüsselmeisters, Merkmeisters, Krönmeisters)." (Schwäb. M.)

Arbeitervereinigung zum Brodbacken.

Im Monat April 1832 versammelten sich die Arbeiter aus der Fabrik von Nikolas Schlumberger u. Comp. zu Gebweiler, um sich darüber zu berathen, wie sie sich ihr Brod auf eine wohlfeilere Weise verschaffen könnten, als wenn sie dasselbe bei den Bäckern kauften; sie beschlossen, ihr Brod auf eigene Rechnung zu verfertigen, und ernannten deßhalb eine aus acht Mitgliedern bestehende Verwaltung, die zugleich über ihre gemeinsamen Interessen unentgeldlich wacht. Die Gesellschaft bezahlt einem mit der Controle der Einnahmen und Ausgaben beauftragten Beamten jährlich 800 Fr.; einem Taglöhner, der das Holz besorgt, täglich 1 Fr. 80 C.; dem Oberbäcker täglich 5 Fr., derselbe bezahlt dabei aber seinen Gehülfen. Die HH. Nikolas Schlumberger u. Comp. geben hiezu das Lokal, den Backofen und den Holzraum unentgeldlich. Die Gesellschaft, die im Jahre 1832 aus 80 bis 100 Familien bestand, zählt jetzt 330, von denen 30 bis 40 bloß das Mehl von der Gesellschaft kaufen, und das Brod in ihrer Haushaltung bereiten. Die Gesellschaft liefert gegenwärtig 210 fünfpfündige Laib Brod täglich. Jedes Familienhaupt muß, bevor es als Mitglied aufgenommen wird, als Caeantie eine Summe von 20 Fr. zur Masse schießen. Das Brod und Mehl wird baar bezahlt, von den einen täglich und alle drei Wochen von den andern, die Caeantie geben. Nur bei Krankheitsfällen wird Credit gewährt, und auch da nur für einige Zeit. Die Verwaltung schließt Mehlkäufe auf sechs bis acht Monate. Während dieser Zeit bleibt der Preis des Brodes der gleiche; nur beim Einkaufe wechselt derselbe. Bei allem dem steht er immer 15 bis 18 Centimes unter dem Preise der Bäcker, und trotz dieses Unterschiedes bleibt noch ein schöner Gewinn, der als Reserve für den Fall einer Theuerung des Getreides dient. Der Mittelverkaufspreis ist seit dem Entstehen der Anstalt für ein fünfpfündiges Brod 77 Centimes; von deren Entstehen bis zum 1. Julius hat die Bäckerei 452,181 Laib von diesem Gewicht geliefert, die im Verhältniß einer Durchschnittsersparung von 12½ C. auf den Laib im Vergleich mit dem Preise der Bäcker eine Ersparniß von 56,522 Fr. 62 C. herbeigeführt haben. Außerdem liegt in der Casse ein Gewinn von . . . . . 13,000 „ — „

demnach beträgt der Totalgewinn . . . 69,522 Fr. 62 C.

Man braucht nicht beizufügen, daß die Arbeiter, abgesehen von der Ersparniß, die sie bei dieser Einrichtung gewinnen, stets ein ausgezeichnetes Brod und das richtige Gewicht empfangen.

Leichtsinn mit Schießgewehren.

Sonntag, den 13. Okt., ereignete sich zu Heilbronn folgender traurige Vorfall: Es befand sich eine kleine Gesellschaft in einem Weinberge. Die Lustbarkeiten in unseren Gegenden bei den Herbstfreuden bestehen gewöhnlich in fröhlichem Gesange muntern Spielen und auch vorzüglich im Schießen. Ein junger Mann, ein Schlosser, dem eines von den dort befindlichen Mädchen (aus Erlenbach, einem Dorfe in der Nähe von Heilbronn) sehr in die Augen stach, neckte und verfolgte sie auf Tritt und Schritt, und feuerte auch sein Schießgewehr, einen Caeabinee, wie ihn unsere hiesige Büchsengarde trägt, gegen sie ab. Ein Schrei, und das Mädchen stürzt blutend nieder. Sie wurde sogleich in unser Paulinenspital gebracht, und da der Propfen ihr die Muskeln ganz zerrissen hatte, so blieb nichts anderes übrig, als den Fuß

Digitized by Google

zu amputiren. Mit so vieler Schnelligkeit und Kunstfertigkeit auch diese Operation vorgenommen und obwohl durchaus Allem vorgebeugt wurde, das auf die Wiederherstellung des Mädchens hätte nachtheilig einwirken können, so erlag sie doch dem Schrecken, den Schmerzen der Verwundung und der Operation. Im Gefühle des nahen Todes verzieh sie dem Urheber desselben und ließ auch das Gericht bitten, daß, wenn er je bestraft werden sollte, seine Strafe gelind ausfallen möchte, indem sie ihm von ganzem Herzen verziehen habe.

Ein zweiter Fall.

Am Dienstag den 29. Okt. ereignete sich zu Welsertshofen, k. Landg. Krummbach folgender höchst beklagenswerthe Unglücksfall. Morgens gegen 11 Uhr bewegte sich der Zug einer Hochzeit nach eben geschehener Trauung von der Kirche in das Wirthshaus, bei welchem Zuge außer den Brautleuten und dazu Gehörigen sich auch der hochgeehrte Herr Pfarrer und Benefiziat des Ortes befanden. Der gleichfalls bei der Feier anwesende Meßnerssohn, gegenwärtig Studirender der Hochschule in München, sprang voraus und eilte in seine, neben dem Wirthshause befindliche Wohnung, wo er, um die Brautleute mit einem Freudenschusse zu begrüßen, sein Gewehr, das von der Jagd her noch geladen war, ergriff, und schnell damit zur Thüre hinausschoß, aber, ohne zu sehen, wohin der Schuß treffen würde, und dieser traf leider, auf eine Entfernung von ohngefähr 40 Schritten, den vis a vis unter der Wirthshausthüre stehenden neuangehenden Jäger Wacker, Gerichtsdienerssohn von Edelried, einen braven und wackern jungen Mann von 20 Jahren. Vom Schuß, der mit groben Schroten geladen war, traf ihn einer in's Gehirn, durchdrang das Hirn, und verletzte dasselbe so sehr, daß der Unglückliche nach schrecklichen Leiden am Donnerstag Mittags seinen Geist aufgeben mußte. So groß das Unglück ist, so hätte es eben so leicht möglich seyn können, daß, wenn der Schuß ein wenig später gefallen wäre, er 5 bis 6 Personen vom Hochzeitszuge hätte tödten können. — Der Unglückliche wird allgemein bedauert.

Die Galoppade.

Unter obiger Ueberschrift lesen wir folgende kurze Vermahnung, die bei den bald wieder sich einfindenden Winterbelustigungen wohl einige Rücksicht verdienen möchte: „Ihr lacht vielleicht, wenn Ihr umstehendes Bildchen seht, und meynt, es sey eine Karikatur, die Figuren seyen verzerrt — aber dem ist nicht so. Geht mit unbefangenem Sinne in einen Tanzsaal, und seht die Damen mit fliegendem Haare, hochschlagendem Busen, dicke Schweißtropfen auf der Stirn, athemlos keuchend dahinfliegen, und Ihr werdet das Bild treu finden. Ihr werdet aber auch finden, warum unsere Frauen schwächlich, reizbar von Nerven sind, warum sie ihre natürlichen Pflichten nicht ohne Gefahr für ihr Leben erfüllen können, und warum so viele dem Tode dabei verfallen. Muß diese Raserei nicht die Gesundheit ruiniren? Ein Frauenzimmer, welches eine Nacht durchtanzt, würde nach mäßiger Berechnung einen geraden Weg von drei deutschen Meilen zurücklegen — es legt sie aber fest geschnürt in vollem Rennen zurück. Kein Reiter würde seinem Pferde zumuthen, drei Meilen in vollem Galopp zurückzulegen — kein Pferd würde es aushalten —, aber unsere schwächlichen, nervenkranken Damen halten es aus. Der gränzenlose Unsinn dieser Tanzwuth liegt am Tage — wir brauchen nichts mehr hinzuzufügen. Darum, ihr Frauen — hütet euch! darum, ihr Väter, Männer, Brüder — hütet eure Töchter, Frauen und Schwestern! streitet, was ihr könnt, gegen die raschen Walzer, gegen die Galoppaden! Jede so rasend durchtanzte Nacht kostet ein Jahr des Lebens, und erschüttert die Gesundheit in ihren Grundvesten. Tanzen möget ihr — aber nicht galoppiren — das überlaßt den Pferden."

Pot-Pourri.

Dauerhafter Kitt für Stubenöfen.

Es ist höchst unangenehm, wenn im Winter die Stubenöfen Risse bekommen, durch welche der Rauch in die Zimmer dringt. Da der gewöhnliche Lehm (Lehmerde), mit welchem man dergleichen Risse zu verschmieren pflegt, bald wieder aufspringt, zumal wenn der Ofen wieder geheizt werden muß, ehe die verschmierten Fugen gehörig ausgetrocknet sind, so verdient folgende Mischung allgemein bekannt gemacht zu werden:

Siebe gute Holzasche durch ein feines Sieb, thue eben so viel gestoßenen und durchgesiebten Lehm hinzu, und vermische Beides mit etwas Salz. Hierauf feuchte diese Mischung mit so viel Wasser an, daß ein Teig daraus entsteht, und streiche damit die Risse des Ofens zu. Dieser Kitt berstet nicht, und nimmt eine außerordentliche Härte an, nur muß der Ofen nicht mehr sehr heiß seyn, wenn man ihn damit ausschmiert. — Wenn man sich dieses Kittes beim Setzen neuer Oefen bedient, so werden sie beinahe unverwüstlich.

Ein Opfer der Eitelkeit.

Hr. B...., Adjutant-Major der Garnison von Dünkirchen, ist dieser Tage das Opfer einer unglücklichen Schwachheit geworden. Dieser Offizier hatte die üble Gewohnheit, sich die Haare zu färben; zu gleicher Zeit wäre er in Verzweiflung gerathen, wenn Jemand ihn deßwegen in Verdacht gehabt hätte, und er traf die größten Vorkehrungen, damit dieser Theil seiner Toilette geheim bliebe. An einem Sonntag, sey es aus Vergessenheit oder Befangenheit, war bereits die Stunde der Parade herangerückt, als er erst anfing, seine Haare mit der Substanz zu überziehen die ihnen eine glänzende schwarze Farbe geben sollte. Um sie geschwinder trocknen zu machen, zündete Hr. B. Kohlen an, und näherte seinen Kopf dem Feuer. Der Kohlendampf benahm ihm die Besinnung und er ward ohnmächtig. Unterdessen ist man bestürzt und verwundert, den Adjutant-Major nicht anlangen zu sehen; man schickt zu ihm, man klopft an seine Thüre, ohne Antwort zu erhalten. Die Besorgnisse werden immer stärker, die Behörde wird benachrichtigt, man schlägt die Thüre ein, und findet den Unglücklichen erstickt.

Die drei Fragen des Wahns.

Drei Fragen nenn' ich Euch, inhaltsleer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nur von Außen her,
Das Herz gibt nicht davon Kunde.

Erscheinest Du fremd in der Assemblée,
So erhebt sich alsbald ein Geflüster,
Entschieden ist noch vor genommenem Thee
Die erste der Fragen: Wer ist er?

Steht's fest, Du seyest kein Baronet,
Dir fehle des Vollbluts lustre,
So kommt flugs die zweite Frage an's Brett,
Die Chargenfrage: Was ist er?

Und fehlt Dir am Titel das: Königlich,
So erhebt sich das dritte Geschnatter,
Und einzig entscheidet Dein Schicksal sich
Nach der noblen Frage: Was hat er?

Steht's fest, Du seyst auch nicht Rentier,
So wird man sich zieren, genieren,
Und wärst Du der Grazien Portégé,
Dich gnadenlos disgustieren.

Nur eine Frage höret man nie,
Im närrischen Fragenregister.
Die nächste, natürlichste Frage, die,
Nach dem Menschen selber: Wie ist er?

(Berliner Theaterzeitung.)

Digitized by Google

№ 46.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsbueger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Allerheiligen-Nacht. — Wien. — Wetterprophezeihungen. — Pot-Pourri.

Die Allerheiligen-Nacht.

(Fortsetzung.)

IV.

Dem Meister Rembrandt wollte nach der Entfernung des Nicolas Barruello die Arbeit nicht von der Hand gehen, ganz andere Gedanken beschäftigten seinen Geist. Drei, viermal besserte er an dem Christuskopfe, nie fiel er zu seiner Zufriedenheit aus. Voll Unmuth warf er endlich den Pinsel weg, stellte sich mit gekreuzten Armen vor die Staffelei hin und versank bald in tiefes Nachdenken. Er rief sich seine Jugendjahre zurück. Was wäre aus ihm, der Waise, ohne die aufopfernde Liebe seiner Schwester Louise geworden? Und das Waisenkind einer seiner Schwestern wies er jetzt von der Thüre! Margarethe war allerdings nicht ganz ohne Schuld, als sie gegen Rembrandt's Willen einen italienischen Maler ohne Geld und Talent heirathete; — war es aber nicht zu grausam, den Ungehorsam so hart zu bestrafen, da die Schuldige ohnehin todt war! Ja, dachte er, die Unglücklichen haben ihr Schicksal verdient; aber dennoch muß man ihnen zu helfen suchen.

Er holte seine Börse, zählte ein Kupferstück um das andere auf den Tisch und besah jedes wohl zehnmal. Dann rief er seiner Frau.

„Ah! so bezahlst Du den Schimpf, den man Dir angethan? Wenn Du Geld zum wegwerfen hast, so kaufe deinem Sohne ein Wamms, der es so nöthig hat. Oder besser: thu' das Geld wieder an seinen Platz und überlaß das Gesindel seinem Schicksal."

Rembrandt zog die Augenbrauen in die Höhe und warf einen ernsten Blick auf seine Frau, die sofort ihre unbändige Zunge zähmte.

„Hab' ich eine Magd zur Frau genommen," antwortete Rembrandt, so geschah es nur, damit sie mir um so eher gehorchte; augenblicklich und ohne Widerrede trage dieß Geld zum Schneidermeister Barruello! Meine Nichte soll anständig bestattet werden und ihrem Sohne soll nichts abgehen.

Frau Rembrandt nahm, ohne ein Wort zu sagen, ihre Mütze. — Der Maler hatte sich eben mit leichterem Gewissen wieder an seine Staffelei gesetzt, als die Glocke auf einmal so stark angezogen wurde, als sollte sie herunterfallen. Rembrandt erschrack darüber, daß er durch die Hauptfigur einen dicken, häßlichen Strich machte. Die Glocke wurde von Neuem und viel stärker angezogen. Frau Rembrandt verließ unwillig das Zimmer. Ihr Zorn verwandelte sich aber bald in Erstaunen, als sie den jungen kecken Pagen sah, der so an der Glocke gerissen hatte; eine ganze Schaar von Rittern, darunter auch eine junge Frau, hielt vor der Thür.

Der Vornehmste des Zuges nahm das Wort:

„Sagt Eurem Herrn, ein Fremder, der aus Antwerpen komme und Gemälde kaufen wolle, wünsche ihn zu sprechen."

Die feinen Manieren des Unbekannten flößten der Frau Rembrand großen Respekt ein, sie öffnete das Hofthor und ließ die Herren einreiten.

Rembrandt erschrack ordentlich, als er so viele Leute in sein Arbeitszimmer treten sah. Der Vornehmste ergriff sogleich einen Stuhl und setzte sich neben den Meister. Die Uebrigen blieben in ehrerbietiger Entfernung im Hintergeunde des Zimmers stehen. Es muß ein interessantes Anblick gewesen seyn, diese zwei Männer neben einander zu sehen, die beide weit ab vom Gewöhnlichen lagen. Der Eine, schlank und wohlgestaltet, ein feuriger Mann, ungefähe fünfzig Jahre alt, schien seine Jugend recht duechgenossen zu haben. Er trug ein reiches Wamms von gesticktem Sammt, das seine Taille schön hervortreten ließ, seine breite Stirne barg sich unter einem großen Filzhute, auf dem eine glänzend schwarze Feder prangte. Sein Blick war durchdringend, sein Lächeln unwiderstehlich, seine Hand zart und weiß, wie die der schönsten Frau. Der andere war vor der Zeit alt geworden, durch Uebeit, Kummer und Leidenschaft, klein, krumm, fett, in einem Rocke, der keine vier Schilling werth war. Seine Haare fingen schon an, grau zu werden und sein Gesicht hatte tausend Falten. Der große Geist konnte sich aber unter dieser Hülle nicht verbergen; der blinzelnde Blick der grünen Augen war durchbohrend und ein Künstler wäre in Verlegenheit gerathen, welcher von beiden Gestalten er den Vorzug geben sollte: das Genie verrieth sich in der einen wie in der andern.

Der Fremde betrachtete aufmerksam das Gemälde und ließ einige leise Worte fallen, die seine Verwunderung und sein Erstaunen zu verstehen gaben.

„Welches Zauberhafte Colorit! Wie frisch! Welches lebendige, warme Fleisch! Die venetianische Schule hat nichts hervorgebracht, das sich dem an die Seite stellen könnte. Meister Rembrandt, ich muß das Bild haben.

„Unmöglich! Die Fürstin Clara Eugenia hat es bestellt und zahlt mir tausend Gulden dafür."

„Ich gebe Euch viertausend. Bei St. Paul! Es wäre eine Schande, wenn solch ein Bild, statt in meinem Hause, im Pallaste der Fürsten der Niederlande prangte. Van Dyck schickt Meister Rembrandt viertausend Gulden."

„Van Dyck!" wiederholte Rembrandt erstaunt. Wer seyd Ihr denn, daß Van Dyck Euer Zahlmeister ist?"

„Ich bin Peter Paul Rubens und komme von Antwerpen, Euch zu sehen."

„Rubens?" sprach Rembrandt und maß seinen Nebenbuhler von Fuß zu Kopf. „Ihr seyd mein College und wißt, die Zeit ist kostbar. Ich muß wieder an meine Arbeit; man muß sich durchzudringen suchen, fügte ee mit einem heuchlerischen Seufzer hinzu. Ich habe die Mittel nicht, Bilder mit viertausend Gulden zu bezahlen." Er sprach das Alles mit der Ironie eines Mannes, der dreißig Tonnen Goldes in seinem Hause barg, die man den Tag nach seinem Tode fand.

Rembrandt nahm wieder seinen Pinsel, und in weniger als einer Stunde war das Gemälde fertig. Rubens sah ihm neugierig zu und hätte zu gern erfahren, wodurch Rembrandt jene wundervollen Effecte von Licht und Schatten, die ihn so sehr vor allen andern Malern auszeichnen, hervorbrachte.

Digitized by Google

Das Bild war vollendet, Rembrandt stand auf und gab es Rubens hin. „Es ist noch nicht einmal Mittag; ich will vor Abend noch ein anderes Gemälde anfangen und fertig machen; nehmt dieß als ein Zeichen meiner ganz besondern Bewunderung, die ich für Euch hege, an. Hab' ich manche Nacht kein Auge zugethan, so geschah das nur, weil ich an die Erfolge meines Nebenbuhlers dachte."

„Ich bin nicht Euer Nebenbuhler, sondern Euer Schüler. Um Euch das zu beweisen, gebt mir das Stück Leinwand, das dort liegt, und Euern Pinsel. Ich will es einmal in Eurer Art zu malen versuchen. Komm', Helene, setze Dich hierher und gieb mir das Modell zu einem Bilde ab. Meister Rembrandt, ich stelle Euch hier meine Frau vor."

Rembrandt betrachtete die schöne Gestalt mit sardonischem Lächeln, dann rief er seiner Alten, die am Kamine saß, ergriff ihre Hand und sprach parodirend: „Das ist meine Frau; Meister, erlaubt, daß ich sie Euch vorstelle."

Rubens hatte sich inzwischen an die Arbeit gesetzt, nahm aber dessen ungeachtet an der Unterhaltung fortwährend Theil. „Ich war seit einigen Wochen recht in Sorge wegen Euch," sprach er; „in Amsterdam ging ein dunkles Gerücht von Eurem Tode; ein Gemäldehändler zeigte einen Brief Eures Sohnes vor, der dasselbe bestätigte."

Rembrandt verzog den Mund zu einem noch viel cynischerem Lächeln, als da er seine Frau Rubens vorgestellt hatte. „Ich brauchte sechstausend Gulden, um mein Haus vollends zu bezahlen; diese List brachte mir so viel ein, denn meine Gemälde wurden alle um das Doppelte verkauft. Doch entschuldigt, es ist bei mir jetzt Essenszeit; einladen mag ich Euch nicht zu meinem spärlichen Mahle. Nun, es können nicht alle Maler Gesandte und Fürsten werden, wie Ihr. Ich kann mich keiner Gunstbezeugungen von Seiten der Könige von Spanien und England rühmen; ich bin ein Ritter ohne Orden; mein ganzes Gefolge besteht aus einem Affen, einer Frau und einem Sohn. Titus ist gegenwärtig in Cöln. Katharine, die Suppe!"

Frau Rembrandt verstand ihren Gemahl sehr gut und half ihm ganz geschickt zu dem Cynismus, den er vor Rubens glänzendem Gefolge zur Schau stellen wollte. Sie deckte einen Tisch, der mitten im Atelier stand, mit einem groben, blau und weiß gewürfelten Tuche, stellte zwei irdene Teller darauf und schöpfte aus einer Schüssel von gleichem Stoffe mit einem hölzernen Löffel eine dicke Suppe von Brod und Gemüse; ein kleines Stück Rindfleisch, Häringe, Käse und ein Krug Bier waren das Uebrige. Rembrandt aß mit ungeheuerem Appetit. Als er vom Tische aufstand, war Rubens mit seinem Kopfe fertig. Es war der berühmte Strohhut, den Rubens unter der Inspiration Rembrandt's malte und in dem er das lebhafte Colorit und den zauberhaftesten Wechsel von Licht und Schatten, der den Cölner Meister auszeichnet, nachzuahmen versuchte.

Rembrandt betrachtete das Gemälde mit erzwungener Freude, in der sich eben so gut die Eifersucht, als die Bewunderung verrieth.

„Nun sind wir quitt mit einander," sprach er zu Rubens.

„Nein, Meister, das sind wir noch nicht. Hätte ich Euch nicht vorher zugesehen, ich hätte dieß Bild, das vielleicht mein bestes ist, nicht zu Stande gebracht. Erlaubt mir, Euch hier eine silberne Dose anzubieten, die ich eigens für Euch habe anfertigen lassen und die Eure Chiffre trägt. So oft Ihr dieselbe gebraucht, denkt an Euern Bewunderer, Euern Schüler — und Euern Freund, wenn ich mich so nennen darf."

Rembrandt sah Rubens schönes Geschenk mit ziemlich gleichgültigen Augen an, während Katharina es von allen Seiten genau betrachtete.

„Ihr seyd ein großer Herr, Meister Rubens, und es ist Schuldigkeit eines armen Künstlers, anzunehmen, was ihm sein Beschützer, sein Mäcen gibt. Das ist mehr werth, als unsere zinnernen Löffel, nicht wahr, Katharine? Geh, lege es auf die Seite; die Zeit ist da, wo ich kein Maler bin. Sobald es zwei Uhr geschlagen hat, bin ich Wechsler. Die Juden und Kaufleute, die mit mir zu thun haben, kommen um diese Zeit, da unten sehe ich bereits Meister Levi Zacharias, den Seidenhändler. Wo wohnt Ihr, Herr Rubens, daß ich Euch diesen Abend meine Aufwartung mache und meinen Respekt zu Füßen lege?"

„Beim Gouverneur der Stadt, dem Grafen Penaflor. Lebt wohl Meister! also — heute Abend!"

„Heute Abend," wiederholte Rembrandt und verneigte sich sehr tief.

Auf ein Zeichen von Rubens entfernte sich Helene und das ganze Gefolge. Jeder bestieg sein Pferd und der glänzende Zug sprengte davon.

Rembrandt sah ihm noch ein wenig nach mit trüben Gedanken: „Das ist ein Fürst, ein König! der freut sich des Lebens! Vielleicht thut er recht daran und ich bin ein Narr, daß ich so in der Dunkelheit und Armuth hinlebe . . . Armuth? Ja, ich bin arm, trotz meines Geldes. Was liegt daran? Warum sollte ich von den Grillen eines Kaisers abhängen? Vergeude nur den Preis Deiner Arbeit, Rubens! Ich könnte ja auch, wenn ich wollte. Ist das nicht genug?"

Als er dieß gesagt, nahm er aus dem Bunde, der an seinem Gürtel hing, einen Schlüssel heraus, sah um sich, ob ihn Niemand, auch seine Frau nicht bemerkte, öffnete eine Thüre, die in der Wand angebracht war, zündete eine Laterne an, schloß die Thüre dann wieder hinter sich, stieg behutsam vierzehn feuchte Treppen hinab und kam an eine zweite Thüre, die er gleichfalls öffnete. Da lagen Fässer voll Goldstücke; er hielt vor jeder und ließ das Gold im Scheine der Laterne schimmern; als er es lange genug mit kindischer Freude betrachtet, sprach er zu sich selbst: „Rubens, Du bist ein Narr! Pfui über den Stolz und die Verschwendung! das Glück, das Paradies ist der Besitz eines solchen Schatzes."

Auf einmal vernahm Rembrandt ein leises Geräusch; mit einem Sprunge stand er wieder in seinem Atelier und zog die Tapete vor die geheime Thüre. „Gott grüß' Euch Salomon Lirch und auch Ihr Bruder Samuel Netschem, seyd willkommen! Was bringt Ihr Gutes, daß ich noch so spät die Ehre Eures Besuchs habe."

„Was mich betrifft, so will ich ein kleines Geldgeschäft mit Euch machen. Der Kaufmann Lannaer braucht 1000 Gulden."

„Ich will sie ihm gegen doppelte Versicherung zu zwanzig Prozent leihen."

„Ich gehe, um ihn von Euren Bedingungen in Kenntniß zu setzen."

„Was mich anbelangt," nahm der zweite das Wort, nachdem der erste Jude sich entfernt hatte, „so soll ich bei Euch ein Bild für den Marschall Isenghien kaufen."

„Ja, ja, das Portrait eines Rabinen, der es nicht bei mir auslösen konnte."

„Was verlangt Ihr dafür?"

„Tausend Gulden."

„Tausend Gulden?"

„Ihr habt eben gehört, daß ich diese Summe dem Bruder Netschen versprochen habe. Gebt Ihr mir nicht so viel dafür, so sehe ich mich nach einem andern Käufer um."

„Ich bin es zufrieden; das Geld ist in drei Monaten zahlbar."

„Nein sogleich, Bruder. Ein armer Künstler, wie ich, kann der lange auf den Lohn für seine tägliche Arbeit warten? Es geht bei mir Alles von der Hand zum Mund und ich soll drei Monate warten. Ihr bezahlt die Summe entweder sogleich, Meister Salomo, oder ich schicke das Gemälde zu einem Andern."

Nach einigem Hin- und Herreden bezahlte Meister Lirch die geforderte Summe und trug das Gemälde fort.

Digitized by Google

Rembrandt sah noch einmal genau nach, ob alle Thüren gut verschlossen seyen, ging in den Hof und holte eine seiner großen Doggen herauf, die während seiner Abwesenheit das Zimmer hüten sollte, dann warf er seinen Mantel um, setzte einen großen Hut auf und verließ, nachdem er vorher die Laterne sorgfältig ausgelöscht, das Zimmer. Er lenkte seine Schritte nach dem Markt, dem großen Hause zu, wo verkäufliche Gegenstände öffentlich versteigert wurden. Den Hut über die Augen gedrückt, das Gesicht in den Mantel gehüllt, drängte er sich unter die Menge. Ein Mann stand auf einem Tische und bot Gemälde zum Kaufe aus; der Handel mit diesen war in jener Zeit der einträglichste in den Niederlanden. Nachdem manchmal Bilder von Mieris und Gerhard Dow verkauft waren, wurde auch ein Kupferstich nach Rembrandt ausgeboten.

„Abdruck vor der Schrift. Die gekrönte Juno."

„Aber," rief Jemand, „Meister Rembrandt hat dieses Bild der Juno bereits verkauft."

„Damals war es erst zur Hälfte vollendet; jetzt ist es ganz fertig. Die Hauptfigur hatte noch keine Krone auf dem Kopfe; die hat man ihr nun gegeben."

„Das ist aber doch etwas Unwesentliches."

„Wenn Ihr nichts kauft, so exkistirt auch nicht!" schrie der Auctionär. „Dreißig Schillinge zum ersten Mal!"

„Vierzig." — „Fünfzig." — „Achtzig." — „Hundert."

Nach diesem Anbot herrschte tiefe Stille.

„Hundert Schillinge! Hundert! Giebt Niemand mehr?"

Schon streckte der junge Mann, der diese Summe geboten hatte, die Hand nach dem Bilde aus, da schrie mitten aus der Menge heraus eine Stimme: „Hundert und zehn!"

Der junge Mann rief ärgerlich: „Hundert und zwanzig."

„Hundert und dreißig," rief der Unbekannte.

„Hundert und vierzig."

„Hundert und fünfzig."

„So mag er es haben," sagte der junge Mann. „Mehr zu zahlen wäre ein Unsinn."

Der Auctionär fing an zu lachen.

„Meister Rembrandt, das Bild gehört Euch, Ihr habt 150 Schillinge geboten."

Alles sieht auf unsern Maler, der aber nicht im Geringsten aus der Fassung kommt und ganz ruhig sagt:

„Ich preise mich glücklich, noch zur rechten Zeit gekommen zu seyn, um dieß Stück zu erhalten. Ich habe es in einer Anwandlung von übler Laune zum Verkaufe ausgesetzt und verzweifelte schon, es je wieder zu bekommen. Es ist zu schön und zu kostbar, als daß ich mich von ihm trennen könnte."

„Darüber ließe sich auch noch ein Wort sprechen, ob ein Maler auf seine eigenen Sachen steigern darf; redete der junge Mann den Meister Rembrandt an. „Indessen — ich gebe Euch zweihundert Schillinge für das Bild, übertaßt es mir!"

„Ich bringe Euch ein großes Opfer, mein Herr. Doch — nehmt es nur um zweihundert Schillinge."

Er zog sich zurück, nicht ohne einen tiefen Seufzer, daß er eines seiner mittelmäßigen Stücke so schlecht verkauft habe.

„Da man mich hier kennt," sprach er bei sich selbst, „so kann ich nicht länger mehr verweilen, um auf meine eigenen Sachen zu steigern. Ich will einmal dem Maler, dem großen Herrn Peter Paul Rubens, einen Besuch machen. O mein Gott! welche Menschenmenge! Kanonendonner! Illumination! Was ist denn geschehen? Ah, Herr Bürgermeister, warum so in Galla?"

Heer Anton Van Opsem nimmt den Maler bei der Hand und zieht ihn mit sich fort.

„Wenn Ihr es wissen wollt, so kommt mit mir; ich habe keine Zeit, mich aufzuhalten und Euch lange Erklärungen zu geben. Es ist etwas Wichtiges geschehen. Die vereinigten Provinzen kehren unter Spaniens Herrschaft zurück und die Generalstaaten unterwerfen sich. All' das hat Herr Rubens zu Stande gebracht; die Corporationen vereinigen sich, der Bürgermeister und die Schöffen an der Spitze, den Rubens zu bewillkommnen. Hört Ihr, wie sie dort schreien: „Es lebe der König von Spanien! Es lebe Rubens! Es lebe der Wohlthäter der vereinigten Provinzen!"'

Rembrandt machte sich sachte vom Bürgermeister los.

„Wie? Ihr geht nicht mit mir, Rubens zu begrüßen?"

„Nein es ist schon spät, meine Frau erwartet mich und ist vielleicht in Sorge über mein langes Ausbleiben. Lebt wohl!"

„Es lebe Rubens! Es lebe der Wohlthäter der vereinigten Provinzen!" wiederholte Rembrandt vor sich hin, als er vom Bürgermeister sich entfernt hatte. „Was treibt den dieser Mensch nicht Alles? Es scheint, er ist ein viel geschickterer Unterhändler, als ich . . . Ich möchte doch gern wissen, ob die Nachwelt seine Gemälde auch so bewundert, wie die meinigen . . . Der alte Rembrandt ist am Ende doch auch Etwas werth . . . Doch ich will mich zurückziehen, das Gedränge wird immer größer, dieser Enthusiasmus ist mir widerwärtig."

Er beschleunigte seine Schritte; aber im Augenblicke, als er in eine andere Straße umbiegen wollte, erscholl von Neuem ein starkes Geschrei; Rembrandt kehrte noch einmal um, nach dem Grunde desselben sich zu erkundigen. Da stand Rubens auf dem Balkon des Gouverneurs und begrüßte das Volk. Rembrandt ging blitzschnell nach Hause.

„Was hast Du?" frug ihn seine Frau. „Du bist so blaß! Bist Du krank? Ach Gott, Du hast ja Dein Wamms zerrissen und hast das Stück Tuch in Deiner Hand. Was ist Dir denn?"

„Nichts; bekümmere Dich nicht um mich!"

„Thor, der ich bin," sprach er, als er sich allein sah, „Thor, der ich bin! Eifersüchtig seyn auf diesen Menschen!" Dann warf er einen Blick auf sein zerrissenes Wamms und rief:

„Man soll es nicht flicken; ich will mir ein neues machen lassen." (Schluß folgt.)

Wien.

Es giebt kaum eine Hauptstadt in der Welt, wo es so sehr auf die Zeit, in der man sie sieht, ankommt, um sich einen richtigen Begriff von ihren gesellschaftlichen Zuständen und von dem sie bewegenden Leben zu machen. Im Winter zieht sich der Kreislauf dieses Lebens mehr nach dem Mittelpunkte zurück, im Sommer pulsirt es mehr in den Extremitäten. Der Sommer macht die halbe Bevölkerung auswandern, die Paläste werden leer, die Equipagen rollen weniger zahlreich, dagegen nehmen die Stellwagen (Omnibus) zu; die Stadttheater haben Ferien, oder geben unbedeutende Vorstellungen, die Straßen im Ganzen werden ruhiger, und selbst die zunächst gelegenen Vorstadttheile scheinen öder, dagegen drängt sich die Bewegung und der Verkehr des Tages gegen die Linien und vor dieselben: die Vorstadttheater sind jetzt im Flor; die hundert und abermal hundert Kaffeehäuser, Restaurationen, Schenken wimmeln; ihre Gäste verlassen den qualmenden Raum des Innern und sitzen im Freien, in Gärten und unter Zelten; Musik, von der Drehorgel bis zum wohlbesetzten Orchester, tönt von allen Seiten. Der stundenlange Weg von der Stadt nach Schönbrunn und Hietzing, nach Währing und Döbling bildet fast nur eine verlängerte Vorstadt, eine einzige laute, lärmende, jauchzende Straße, Kopf an Kopf, Wagen an Wagen, im schnellsten Trabe hinrollend, wie nur Wiener Kutscher unter solchem Menschengedränge mit Sicherheit zu fahren vermögen — Reiter an Reiter! Ihr meynt es sey heute Sonntag? Keineswegs! Hier ist alle Tage Sonntag, wenn die Arbeit gethan ist und der Abend beginnt: dann freut sich Alles seines Daseyns; Alles genießt und genießt reichlich, und mit Verwunderung und einem wohlthuenden Gefühle der Theilnahme seht ihr, daß Alles genießen kann, daß es die Mittel dazu hat! Welche

Digitized by Google

Wohlhabenheit in der Masse! Sieht man aber diese fluthende Menschenwoge an einem wirklichen Sonntage, so steigern sich diese Erscheinungen doppelt und dreifach, und unserer Beobachtung drängt sich unter manchen Eigenthümlichkeiten dreierlei auf den ersten Blick auf. Unter hunderttausend Personen, die dann oft diese Räume nach allen Seiten hin bedecken, findet sich auch nicht ein schlecht gekleideter, zerrissener, lumpig aussehender Mensch, wie man anderwärts in großen Städten deren Tausende sieht. Pöbel, wie man ihn sonst findet, gibt es hier nicht. Alles ist anständig, wohlhabend gekleidet, und nirgends in Europa, Paris nicht ausgenommen, kleiden sich die Frauen, auch der untersten Stände, mit so gutem Geschmacke, natürlicher Grazie, und elegantem Schönheitssinne wie hier. Noch mehr aber zu bewundern ist die anständige Haltung, mit der sich diese Menge unter allen Umständen benimmt. Tausende von Menschen aus den untersten Kategorien gehen z. B. in den Gärten von Schönbrunn spazieren; fast Niemand beaufsichtigt diese Menge, und nicht eine Person läuft über die Rasenplätze, oder bricht eine Blume von der bunten Fülle, die sie umgibt; nicht Eine lärmt, schreit, oder verletzt sonst eine Regel des Wohlanständigen, und doch sind diese Leute größtentheils geringer Herkunft! In der That, wenn man hier das Höchste und Niedrigste ohne äußere Ausscheidung vermischt sieht, die kaiserliche Familie, die Erzherzoge, ohne irgend ein Rangzeichen unter der Masse, die sie umgibt, muß man gestehen, daß dieses Volk durch sein natürliches, und doch ziemliches Benehmen der Gesellschaft seiner geliebten regierenden Familie in dieser herkömmlichen, einfachen und herzlichen Weise vollkommen würdig sey. Kaum hört man je Händel, selbst in den schlechtesten Kneipen nicht, und nur selten trifft man auf Leute, die ein Glas zu viel getrunken haben. Begegnen uns Hunderte von fröhlichen Zechern, so trifft man höchstens hie und da auf einen „Benebelten," nie aber stößt uns jene brutale Trunkenheit auf, wie wir ihr anderwärts, namentlich in Branntweinländern, jeden Augenblick begegnen. Endlich sieht man hier nirgends Militär oder Polizeiabtheilungen, Municipalsoldaten, oder andere Wachen, welche die Menge auf allen Schritten beaufsichtigen. Höchstens, wo die Passage sehr lebhaft ist, und die Straßen sich kreuzen, steht ein Polizeimann, ein dünnes Stöckchen in der Hand, um die Ordnung der Fahrenden zu überwachen. Und dennoch fehlt die Aufsicht nirgends, wo sie noth thut. Dieses Volk wird mit milder Hand geleitet, aber wahrhaftig es wäre auch eine Sünde, es anders zu leiten! Es gibt unter den deutschen Stämmen gewiß keinen loyaleren, und doch ist in der Seele des Oesterreichers auch nicht eine Spur servilen Knechtsinnes. Alles, was man sieht, spricht für die Gesittung, ja für einen nicht gewöhnlichen Grad eigentlicher Bildung der untern Volksklassen, und nimmt man hiezu ihre Gutmüthigkeit, Fröhlichkeit, ihre glücklichen geistigen Anlagen, den immer feetigen, unglaublich treffenden populären Witz, der Funke auf Funke ohne Unterlaß sprüht, so erscheint diese Nationalität selbst in ihrer niedrigsten Sphäre wahrhaft liebenswürdig. Dem glücklichen Treiben im Freien hat nun die Jahreszeit ein Ende gemacht; das Leben vor den Barrièren stockt, das innerhalb derselben wird bewegter. Hat sich bis jetzt zunächst das Volk unserer Beobachtung entgegen gedrängt, so werden wir sie nun mehr auf die gebildeteren Klassen richten müssen. Noch sind zwar die meisten der größern Familien auf den Jagden, die insofern einen Einfluß auf die Stadt üben, als sie den vornehmsten und reichsten Theil ihrer Bewohner fast bis December auf dem Lande halten. Massen von Wild, die allen Glauben übersteigen, werden nun zum Verkauf hereingeschickt, und keine Stadt der Welt dürfte einen so reichversehenen Wildpretmarkt haben. Man kann sich beiläufig einen Begriff machen, welchen Maaßstab man anlegen müsse, wenn man weiß, daß einzelne Jagdbesitzer in Einer Jagdzeit zwanzigtausend Stück verschiedenen Wildes erlegen, daß an vielen Orten Fasanen zu Tausenden geschossen werden, oder daß z. B. der Erzherzog Johann in seinen freien Bergrevieren, nicht in Thiergärten, einen Stand von 800 — 900 Gemsen unterhält.

Wetterprophezeihungen.

Monat December.

Die Witterung dieses Monats zerfällt in zwei Perioden, von denen die erste eine Aequatorialströmung enthält. Sie erzeugt den 1. und 2. Regen, den 3. und 4. gewölkten Himmel, den 5. heitern Himmel mit Frost, den 6. Schnee, strichweise Regen, den 7. und 8. gewölkten Himmel, vom 9. bis 11. windiges und veränderliches Wetter, den 12. Wolken, den 13. und 14. Schnee. — Die zweite Periode enthält eine Polarströmung, welche aber einige Unterbrechungen erleidet. Sie erzeigt vom 15. bis 18. heitern Himmel mit Frost, den 19. und 20. gewölkten Himmel, vom 21. bis 24. Frost, den 25. und 26. Wind und Schnee, vom 27. bis zu Ende des Monats gewölkten Himmel und Schnee. Strichweise Regen. — Hieran reiht sich folgende Witterungsregel. Die Witterung im December soll der im Juni des folgenden Jahres ähnlich seyn. Ist es nämlich kalt und trocken, so soll ein heißer trockener Juni folgen, ist dagegen der December gelinde und feucht, so soll dieß auf späte Kälte im Frühjahr und auf kühle und unfreundliche Witterung im Juni hindeuten.

Pot-Pourri.

Fruchtbarkeit eines Pfirsichbaumes.

Ein Pfirsichbaum, welcher von Esquire W. Smith gepflanzt wurde im Jahre 1831, zur Seite einer Gartenmauer zu Burley, nahe dieser Stadt, teug im vergangenen Jahre die beträchtliche Zahl von 365 schönen Pfirsichen und es wachsen gegenwärtig auf dem Baume, — der sich 12 Ellen längs der Mauer ausbreitet, indem er auch die Höhe der Mauer bedeckt, die 12 Fuß beträgt, 378 wohl erhaltene, gesunde Pfirsiche, deren jede 9 Zoll im Umfange hat.

Anekdote von Friedrich dem Großen.

Unter den vielen geistreichen Anekdoten, welche man sich von Friedrich dem Großen erzählt, ist die folgende, vielleicht weniger bekannt, wohl unstreitig eine der vorzüglichsten.

Als nämlich dem Grafen Schafgotsch durch den Tod seines Oheims die sehr bedeutende Herrschaft Schlackenwerde, unter der Bedingung jedoch, zugefallen war, daß er zur katholischen Religion übertrete, machte er seinen Entschluß, den Willen des Testators zu erfüllen, und solchen durch die Umstände entschuldigend, dem Könige bekannt; worauf denn der tolerante König ihm folgende Antwort ertheilte: „Alle Wege führen zum Himmelreich, Euer Liebden haben den über Schlackenwerde eingeschlagen. Ich wünsche glückliche Reise!"

Die Hauptleidenschaft der Weiber.

In einer Männergesellschaft wurde gefragt, was die Weiber am liebsten thäten. Heirathen, sagte der Eine; lieben, sagte der Andere; tanzen, der Dritte; sich putzen, der Vierte, tändeln, der Fünfte. „Das ist Alles wahr, rief endlich ein alter Herr, der vier Weiber gehabt hatte, das Alles thun die Weiber gern, aber das Liebste ist ihnen das Commandiren.

Bemerkung über sichtbare Armuth.

Schämt Euch des lügenden Berichts
Von Ueberfluß! — Ich seh's mit Schrecken:
Die schönsten Mädchen haben nichts,
Um Brust und Rücken auf den Bällen zu bedecken.

Digitized by Google

Nro. 47.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Allerheiligen-Nacht. — Notizen aus dem genealogischen Taschenbuch für 1840 von Friedrich Gottschalck. — Die Schlacht bei Waterloo. — Glück und Vermögen. — Magneto-Elektricität. — Pot-Pourri. — Das Gold.

Die Allerheiligen-Nacht.

(Schluß.)

V.

Nachdem Barruello aus der Hand des unbekannten Ritters die unerwartete Spende empfangen hatte, machte er sich die bittersten Vorwürfe, wie er einen Augenblick habe an der Vorsehung zweifeln können. Es war ihm wieder leichter um's Herz geworden und nur der Anblick seiner ärmlichen Wohnung konnte die Heiterkeit wieder verscheuchen, die sein Gesicht zu beleben anfing. Die Hoffnung verließ ihn den beiden Leichen gegenüber, die er nun wenigstens anständig begraben lassen konnte. Unterwegs hatte er Brod, Fleisch und Bier eingekauft; er legte die Lebensmittel auf den Heerd und räumte vor allen Dingen sein Zimmer ein wenig auf. Dann dachte er ernstlich an das Begräbniß von Netcelli's Frau und Kind. Er betrachtete einige Minuten mit scheuem Blicke die kalten, starren, und entseelten Körper und schaute mit ärgerlicher Mine im Zimmer herum. Als er sich versichert, daß keine Gespenster in der Nähe, ging er in die Dachkammer, um die nöthige Leinwand für die Verstorbenen zu holen. Ein plötzliches Geräusch läßt sich vernehmen. Das Haar des Schneiders sträubt sich, Todesschweiß tritt ihm auf die Stirne. Er hört Tritte hinter sich. Es ist Netcelli, der sich in den Besitz des Brodes gesetzt, das Meister Nicolas auf dem Heerde hatte liegen lassen.

„Gestern," sprach der Schneider bei sich selbst, bewieß dieser Mensch die größte Aufopferung; heute, im Angesichte der beiden Leichen fühlt er nichts als einen ungeheuren Appetit. Gestern war er ein Engel! heute ist er zum Mindesten ein Vieh!"

Er murrte hierauf noch ein wenig gegen die Vorsehung, ließ aber bald an die Stelle der Klagen ein andächtiges Gebet treten. Als er sich überzeugt hatte, daß der kleine Antonio fest schlafe, begab er sich in die Sakristei der benachbarten Kirche, um den Priester von dem Tode der zwei Personen zu benachrichtigen und ihn um eine Messe und ein Grab in geweihter Erde für dirselben zu bitten. Der Kirchendiener kannte Meister Nicolas, dem er zuweilen seine alten Kleider zum Ausbeßern gab, sehr gut. Er hieß den Schneider Platz nehmen und schenkte ihm einige Gläser Branntwein ein, und nachdem er ihm einige Schmeicheleien über sein wackeres Benehmen gesagt hatte, erklärte er ihm, er dürfe sich wegen des Begräbnisses keine weiteren Sorgen machen, die drei Goldstücke werde man nicht einmal alle nöthig haben. Barruello ging sofort zu einem Schreiner, der in demselben Viertel wohnte, mit dem Schneider im besten Vernehmen stand, sogleich an die Arbeit ging und nichts als seine Auslagen für Holz vergütet haben wollte. Er erbot sich auch, die Leichen in den Sarg zu legen. Der kleine Antonio erwachte erst, als man den Sarg zunagelte und fing an zu weinen und seiner Mutter zu rufen. Auch der wahnsinnige Netcelli stand auf, aber nur, um einen abgelegenen Winkel des Zimmers zu suchen, wo er ungestört sein Fleisch und Brod verspeisen konnte.

Meister Nicolas dachte weder an Essen noch an Trinken, sondern zog seinen Sonntagsstaat an und lief von Zeit zu Zeit ans Fenster um nachzusehen, ob sein großmüthiger Beschützer noch nicht komme. Die bestimmte Stunde verfloß, ohne daß der sehnlichst erwartete Gast erschienen wäre. Endlich kam der Priester mit einem Chorknaben, der das Kreuz trug, und ließ den Sarg fortschaffen. Nicolas und der kleine Antonio waren die einzigen, die demselben folgten. Der Schreiner und drei andere Nachbarn trugen die Bahre. Barruello genoß einer so allgemeinen Achtung in seinem Viertel, daß jeder sich beeiferte, ihm zu dienen, wo und wann er nur konnte. Als Meister Nicolas wieder nach Hause gekommen war, erkundigte er sich bei einer Nachbarin, ob Niemand nach ihm verlangt hätte. Es war kein Mensch da gewesen. Meister Nicolas stieß einen tiefen Seufzer aus und sprach in etwas bitterem Tone:

„So sind die Reichen. Der Eine läßt seine Verwandten im Elend schmachten und wenn sie todt sind, zahlt er ihnen nicht einmal den Sarg, der Andere verspricht in den Tag hinein und hält nichts. Ja, Meister Eustachius," fügte er hinzu, und wandte sich an den Schreiner, der vor ihm stand, „wir wollen Gott danken, daß er uns arm gelassen hat."

„Ihr könnt recht haben, Nachbar," erwiederte Eustachius, der übrigens die philosophischen Ansichten des Schneiders nicht zu theilen schien. „Wäret Ihr übrigens vermöglicher, so kämet Ihr jetzt nicht in Verlegenheit, was Ihr mit diesem kleinen Burschen, und dem Narren da anfangen solltet."

„Darüber bin ich längst im Reinen; wen alle Welt verläßt, den will ich doch nicht verlassen. So lang ich einen Bissen Brod habe, will ich ihn mit diesen Armen theilen und Gott sey Dank; Meister Eustachius, ich habe eine Nadel und zehn Finger und kann noch etwas weiter als trocken Brod verdienen."

„Bei unserer lieben Frau, Ihr seyd ein braver Mann, Meister Nicolas, ich will mein Möglichstes thun und Euch ein wenig unterstützen. Antonio soll zu mir in die Lehre und so Gott will der erste Tischler des Landes werden."

Meister Nicolas brachte vor Rührung kein Wort hervor, er drückte dem wackern Schreinermeister herzlich die Hand und sie blieben den ganzen Abend bei einigen Krügen Bier zusammen sitzen.

Dem Leser bin ich am Schlusse dieses Capitels noch einige Erläuterung darüber schuldig, warum Meister Nocolas das Geld, welches Rembrandt ihm geschickt, nicht erhalten und Rubens sein Versprechen nicht erfüllt hat.

Frau Katharine hatte die Ankunft Rubens dazu benützt, den Befehlen ihres Mannes auszuweichen und das für Nicolas bestimmte Geld sich selbst zugeeignet; sodann hatte der Courier, der die politische Nachricht nach Haag gebracht, dem Unterhändler eine Ordre zugestellt, der zufolge er sogleich nach Brüssel abreisen mußte, wo ihn neue Ehrenbezeigungen und ein neuer wichtiger Posten erwarteten. Darüber hatte Rubens natürlich den armen Schneider und sein Versprechen vergessen.

VI.

Zehn Jahre später besuchte Rubens abermals die Stadt Cöln; er hatte vom Könige von Spanien, Philipp II., den Auftrag erhalten, für das Escurial die besten Gemälde der flämischen Schule

Digitized by Google

aufzukaufen, und zu diesem Zwecke die verschiedenen Städte Flanderns bereist und die bedeutendsten Künstler-Ateliers besucht. Wie sich von selbst versteht, war Rembrandt der Erste in Cöln, zu dem er ging. Kaum hatte Rubens den Fuß über die Schwelle des alterthümlichen Hauses gesetzt, als er über die Veränderungen, die damit vorgegangen waren, höchlich erstaunte. Daß der Eigenthümer des Gebäudes etwa reicher geworden wäre, konnte man aus Nichts schließen; nur eine größere Ordnung und Reinlichkeit war zu bemerken. Die kupfernen Schlösser glänzten wie Gold, die Treppe war blank gescheuert, und auf beiden Seiten derselben standen Vasen von Porzellan mit blühenden Orange-Bäumchen.

Im Innern des Hauses zeigten sich noch viel auffallendere Veränderungen. Die Zügel im Corridor, deren Farbe man vor zehn Jahren kaum noch erkannt hatte, waren wieder roth und glänzend geworden; einfache aber reine Vorhänge waren an den Fenstern, und überall verbreitete sich köstlicher Blumenduft. Auf den ersten Glockenzug erschien eine junge rüstige Magd. Rubens folgte ihr und fand nichts mehr, wie es bei seinem ersten Besuche gewesen war. Ein kleiner Salon war vor Rembrandt's Atelier. Hier saß eine ältliche Frau mit angenehmen, regelmäßigen Zügen, klein und etwas beleibt; sie trug ein braunes, wollenes Kleid, am Halse eine goldene Kette und im Gürtel einen Bund Schlüssel. Ihre Halskrause war von blendender Weiße, ihr Haar vom schönsten Blond und so geflochten, daß die Stirne gänzlich frei blieb. Rubens verneigte sich höflich vor ihr und nannte seinen Namen.

„Herr Rubens!" rief sie aus. „Was wird mein Bruder für eine Freude haben? Ihr bleibt doch bei uns? Nicht wahr? Herr Rubens wird doch bei keinem andern Menschen, als bei seinem Verehrer und Nebenbuhler Rembrandt wohnen?"

Und als Rubens einige Entschuldigungen vorbrachte:

„Solltet Ihr schon ein anderes Logis gemiethet haben, so müßt Ihr es wieder abbestellen. Und wenn Ihr durchaus nicht bei uns schlafen wollt, so müßt Ihr wenigstens bei uns essen. Ihr dürft von Niemand als von mir auch nur ein Glas Wasser annehmen."

Sie sprach diese Worte mit sichtbarem Wohlwollen und ließ dabei ihre großen, blauen Augen auf dem Künstler ruhen. Sie behandelte Rubens als Freund, nicht als Fremden. „Mein Bruder, Herr Rubens!" sagte sie, indem sie die Thüre des Ateliers öffnete. Dieses war noch ziemlich im alten Zustande; nur war ein Bischen weniger Staub und an der Stelle des unförmlichen Kamins ein schöner, großer Fayence-Ofen zu finden.

Als Rembrandt Rubens Namen hörte, stand er auf und ging auf ihn zu. „Gott grüß' Euch, König von Antwerpen!" sprach er; „wo hat denn Eure Hoheit das Gefolge hingebracht?"

Rubens erröthete bei dieser ironischen Frage.

„Mein Bruder glaubt Euch da nur eine schuldige Aufmerksamkeit zu erweisen," nahm Rembrandt's Schwester das Wort. Der alte Maler sah seine Schwester an, sein Gesicht glänzte vor Freude, Er reichte Rubens die Hand.

„Wir haben uns lange nicht gesehen. Mancherlei ist indessen vorgegangen. Ich bin alt geworden und die alte Katharine, Ihr kanntet sie ja, ist gestorben — Gott sey Dank!"

„Bruder! Bruder!" warf die Schwester dazwischen.

„Louise, meine Schwester wohnt jetzt bei mir; sie hat ihrem Bruder zu Liebe Alles verlassen. Sie sorgt recht für mich! Sie ist ein Engel, Rubens, ein wahrer Engel!" — Rembrandt wischte sich eine Thräne aus den Augen; Rubens betrachtete ehrerbietig Louisen, die wie ein junges Mädchen erröthete.

„Ihr sollt mich dießmal gastfreundlicher finden als vor zehn Jahren; Louise wird das schon machen. Sie gibt nur immer ein wenig zu viel aus, und wenn man ein armer Künstler ist . . . Ihr wißt ja. Wer kommt da? Bei Gott, es ist Meister Nikeleker, der Gerichtschreiber. Willkommen, mein lieber Freund!"

Louise wollte den Eintretenden gleich abfertigen und sagte: „Mein Bruder hat zu viel zu thun und keine Zeit, sich mit Euch zu unterhalten."

„Ich bringe Euch aber eine sehr angenehme Nachricht, bestes Fräulein. Euer Onkel Eustachius Gerretz ist gestorben und Ihr erbt so ein 400,000 Gulden!" — „400,000 Gulden!" rief Rembrandt voll Freude aus, „400,000 Gulden!" — „Eustachius Gerretz hinterläßt nicht weniger als 600,000 Gulden. Diese gehen in drei Theile. Einen bekommt Ihr, Fräulein, einen Ihr, Meister Rembrandt, und einen die Kinder oder nächsten Anverwandten Eurer Nichte Margarethe." — „Die ist todt," sprach Rembrandt." — „Und Ihre Kinder?" — „Ebenfalls." — „Ihr Tod ist noch nicht gerichtlich constatirt, und so lange das nicht der Fall ist, werdet Ihr nicht in den Besitz dieses Drittheils, Ja nicht einmal Eures eigenen kommen." — „Wißt Ihr das so gewiß?" — „Ja, es gilt all dieß Geld und noch viel mehr." — „Auch unsern Theil werden wir erst erhalten, wenn die Erben des dritten aufgefunden sind?" murmelte Rembrandt. — „Oder," fiel der Gerichtsschreiber ein, „wenn Ihr von dem Tode derselben sichere Beweise vorlegen könnt." — „In einer Stunde sollt Ihr sie haben. Der Sohn meiner Nichte Margarethe soll noch leben, ist er aber gleichfalls gestorben, so wird es leicht seyn, uns darüber zu vergewissern." — „Der Sohn meiner Nichte! der Sohn meiner Nichte! Du wußtest, daß er noch lebe, Bruder, und hast mir nie eine Sylbe davon gesagt! Wo ist er? Antworte mir, um des Himmels, um unserer Mutter willen!" — „Vorausgesetzt, daß ihn der Schneider Nicolas Barruello nicht in's Hospital geschickt." — „Der Schneider Nicolas Barruello? Bei ihm ist mein Neffe? Was verbirgst Du denn das vor mir?" — „Weib, was willst Du? Ein Kind ernähren, ein Kind erziehen, wenn man selst Familienvater, wenn man arm ist . . ." — „Du weißt wohl noch nicht lange um das Daseyn dieses Kindes?" — „Schon zehn Jahre — es war gerade Allerheiligen . . ." — „Meister Nikeleker!" rief Louise, „Ihr müßt wissen, wo dieser Schneider Barruello wohnt. Führt mich auf der Stelle zu ihm!" — „Mein Fräulein, er wohnt auf der andern Seite der Stadt, in der Wallstraße." — „Gehen wir gleich dahin!" — „Erlaubt, daß ich Euch begleite," sprach Rubens, „Ich habe einen Fehler gut zu machen."

VII.

Als der Schneider Nicolas Barruello seine Familie um zwei unglückliche Personen vermehrt sah, war er in großer Sorge, wie er drei Menschen erhalten sollte, er, der kaum sein eigenes Leben mit seiner Hände Arbeit fristen konnte. Indeß ging es besser, als er anfänglich glaubte. Er arbeitete Tag und Nacht und seine Kunden mehrten sich stündlich; nicht einmal fehlte es in seinem Hause an Brod. Es verging kein Sonntag, daß nicht die beiden Familien des Schneiders und des Tischlers bei einer reichlichen Mahlzeit sich versammelt hätten. Bier und Fleisch wurde dann im Ueberfluß aufgetragen, und gewöhnlich unterhielt man sich über die Zukunft des kleinen Antonio Netcelli. Dieses Kind war der Stolz und die Freude des Tischlers, es hobelte und polirte mit unglaublicher Geschicklichkeit.

So floß das Leben dieser guten Leute glücklich und friedlich dahin; der einzige Unfall, welcher sie während sechs Jahren traf, war der Tod des geisteskranken Netcelli; sie hatten sich an den Umgang dieses Unglücklichen so gewöhnt, daß sie bittere Thränen über sein Hinscheiden vergossen. Antonio war lange Zeit untröstlich; der Tod seines Vaters hatte ihn übrigens nicht zur Waise gemacht; der Schreiner und Schneider hegten und pflegten ihn mit mehr als elterlicher Zärtlichkeit.

Der Schmerz über den Verlust Francesco's milderte sich im Laufe der Zeit, und an seine Stelle trat hie und da eine wehmüthige Erinnerung. Antonio war den Tag über bei dem Schreiner sehr thätig und Meister Nicolas hatte ihn so liebgewonnen, daß er die Feierstunde kaum erwarten konnte, in der sein Pflegsohn

Digitized by Google

nach Hause kehren würde. Die Abende brachte man mit Lesen, Zeichnen, oder auch Malen zu, für welches letztere Antonio ungewöhnliches Talent verrieth. Sonn- und Festtage verließ er das Zimmer nicht, sondern malte stets vor der Staffelei, die er selbst verfertigt hatte. So entstand manches Bild, das zwar keinen großen Kunstwerth, aber Wahrheit und Lebendigkeit hatte. Als Modelle mußten ihm natürlich meistens der Schneider und der Tischler sitzen.

Antonio war eines Sonntags mit Malen beschäftigt; Meister Nicolas war gerade ausgegangen, ein Kleid zu einem Kunden zu tragen. Da ward an die Thüre gepocht. Der junge Künstler öffnete und stand auf einmal vor einem kleinen, alten Manne in schwarzem Anzuge, vor einem großen, prächtig gekleideten Herrn und einer alten Dame, die sehr aufgeregt zu seyn schien. Er begrüßte die drei Personen mit natürlichem Anstande und fragte, ob sie etwa Meister Nicolas zu sprechen wünschten.

„Er muß bald nach Hause kommen," sprach er; „habt die Güte, einstweilen Platz zu nehmen." — „Wer ist Dein Meister," fragte Rubens, als er die Staffelei und das angefangene Gemälde erblickte, und konnte ein lautes Zeichen der Bewunderung nicht unterdrücken. — „Ich habe keinen, Herr; nur Sonntags nehme ich den Pinsel in die Hand; eigentlich bin ich von Profession ein Tischler." — „Fort von der Hobelbank, Du mußt ein Maler werden." — „Das ist leichter gesagt, als ausgeführt; mein Vater und ich müssen zu leben haben." — „Dein Vater!" rief Louise, „Dein Vater lebt also noch?" — „Ich meyne meinen Adoptiv-Vater, den braven Schneidermeister Nicolas; mein armer Vater ist längst im Himmel bei meiner Mutter und meiner kleinen Schwester." — „Du heißt Antonio Netcelli, nicht wahr?" — „Ja." — „Gut, es soll auf andere Weise für Dich gesorgt werden. Du brauchst in Zukunft nicht mehr zu arbeiten, um Deinen Unterhalt zu verdienen. Du sollst reich werden. . . . Komm', umarme mich, ich bin die Tante Deiner Mutter." — „Die Tante meiner Mutter? meine Tante Louise, von der meine Mutter so so oft gesprochen hat!"

Antonio warf sich Louisen in die Arme. In demselben Augenblick trat Nicolas Barruello in das Zimmer, das er zu seiner großen Ueberraschung voll von fremden Leuten fand. Antonio riß sich aus der Umarmung Louisens los und flog dem Schneider an den Hals. „Meine Tante!" rief er aus, „meine Tante! die Tante meiner Mutter! Wir sind reich! wir sind glücklich! Ich bleibe nicht länger mehr ein Schneider, ich will ein großer Maler werden."

Meister Nicolas empfand im ersten Augenblicke eine große Freude, auf einmal aber ward er leichenblaß, ein Thränenstrom brach aus seinen Augen; er riß Antonio seiner Tante aus den Armen, drückte ihn heftig an seine Brust und rief: „Du liebst sie also mehr als mich?" — „Mehr als Euch? Nein, so sehr als Euch! denn sie ist die Tante meiner Mutter! seyd ruhig; ich werde Euch nicht verlassen; der Sohn verläßt seinen Vater nicht." — „Er hat recht, Meister Nicolas! unsere Familie ist auch die Eurige; kommt, kommt, Freunde, mein Bruder erwartet seinen Neffen." — „Mein Onkel?" fragte Antonio überrascht. „Man muß ihm Verzeihen, wie ihm die dort droben verzeihen," lispelte Louise. — „Kommt, lieber Vater, kommt!" — „Willst Du mein Schüler werden?" fragte Rubens, „so komm' mit deinem alten Vater zu mir nach Antwerpen. Ich bin Peter Paul Rubens." — „Rubens!" rief Antonio, „Rubens! Ich der Schüler von Rubens!" Er betrachtete einige Minuten den berühmten Maler, dann sah er seine Tante an und sprach: „Ich kann sie nicht verlassen, sie gleicht so meiner Mutter."

Antonio ward Rembrandts Schüler und gelangte bald zu hohem Ruf und Ehren. Dem Onkel zu Gefallen gab er seinem Namen eine flämische Endung und unterzeichnete sich auf seinen Bildern als Caspar Anton Netscher.

Notizen aus dem genealogischen Taschenbuch für 1840 von Friedrich Gottschalck.

Es gibt gegenwärtig in Europa 21 Dynastien, die im Besitze sämmtlicher Throne und Fürstenstühle sind; von diesen bestehen zwölf ganz, drei theilweise protestantische Häuser, von welchen eines theilweise sich zum griechischen Glauben bekennt; und sechs ganz und zwei theilweise katholische Häuser. Sollte sich daher im deutschen Bunde ein corpus catholicorum bilden, so würde es von 34 Stimmen nur 6 haben, da auch in den freien Städten die evangelische Glaubensform vorherrscht. Von den 52 angeführten Regenten sind 4 Kaiser, 13 Könige, 3 Königinnen, 1 Kurfürst, 7 Großherzoge, 10 Herzoge, 1 Herzogin, 1 Landgraf, 11 Fürsten und der Papst; von diesen ist der König von Schweden der älteste (geb. 1764), und die Königin von Spanien die jüngste (geb. 1830). Zweiunddreißig Häuser stehen auf zwei Augen. Die ausgedehntesten vollständigen Titel führen die Kaiser von Oesterreich, Rußland und der Türkei, und die Könige von Preußen und Spanien. Die Genealogie der Familie Bonapaete nimmt 7 enggedruckte Duodezseiten ein. Unter den souverainen Häusern ist Lippe das an männlichen Gliedern zahlreichste, es zählt 41. Der Fürst Metternich ist Vater von 14 Kindern aus drei Ehen, von welchen nur noch 6 am Leben sind: er ist zugleich Grand von Spanien 1ster Classe und neapolitanischer Herzog von Portella. Mit dem Jahre 1701 wurde in den beiden Linien der Fürsten Reuß wieder von 1 zu zählen angefangen; mit 1801 sollte es ebenfalls geschehen, aber nur in der jüngern Linie geschah es, die ältere zählte fort, deren jetzt regierender Fürst Heinrich LXXII. ist. Der Fürst Gustav von Wrede (geb. 1802) ist Gouverneur von Arkadien. Von den 30 Sultanen, die von Mehemed II. (1451) regierten, starb einer in feindlicher Gefangenschaft, einer blieb im Kriege, und neun wurden bei Empörungen ermordet. Die von Franz von Sickingen abstammende Linie Sickingen zu Sickingen erlosch mit dem letzten Grafen Franz, geb. 1760, gest. am 25 Nov. 1834. auf dem Sauerberger Hofe im Sauerthal bei St. Goarshausen; noch lebt dessen Schwester, geb. 1757. In den 100 Jahren von 1725 bis 1825 haben 10 Regenten auf dem russischen Throne gesessen, wo hingegen vom Jahre 1701 bis zum Jahre 1801 den preußischen Thron nur 5 Regenten besessen haben.

Die Schlacht bei Waterloo.

Das „Dover Chronicle" erzählt folgende Anekdote von dem Herzog v. Wellington, dem bekanntlich von einigen Schriftstellern vorgeworfen worden, er habe seine Armee von Napoleon bei Waterloo überfallen lassen, während er auf einem Ball in Brüssel sich amusirte. Bei einem Diner fragte kürzlich Jemand den Herzog v. Wellington: „Ew. Herrlichkeit ist wohl die Flugschrift bekannt, welche General Grouchy in Amerika als Antwort auf einen von General Foy gegen ihn gerichteten Vorwurf, hinsichtlich des Manövers am Tage vor der Schlacht bei Waterloo, publicirt hat?" „Ich kenne sie — erwiederte der Herzog — Grouchy hat die Wahrheit gesagt. Er durfte ohne Befehle keine Bewegung machen, und er hat deren keine erhalten. Was seine Manöuvers anbelangt, so kenne ich diese vollkommen; denn ich war selbst Zeuge derselben." „Sie!" rief einer der Gäste. „Jedermann glaubte, Ew. Herrlichkeit sey in Brüssel gewesen." „Ich weiß wohl, daß man es geglaubt; man hatte aber unrecht, denn an jenem Abend verließen ich und Gordon (der bei Waterloo geblieben) Brüssel, nahmen eine Escadron Cavallerie als Escorte mit uns, und trafen, ohne erkannt zu werden, im preußischen Hauptquartier ein. Ich brachte die ganze Nacht mit Blücher, Bülow, York und Kleist in Unterredung zu. Am andern Morgen sagte ich zu Bülow: „Wenn meine Armee in einer Stellung wäre, wie die Eurige, so fürchtete ich, vernichtet zu werden." Der Angriff Grouchy's be-

Digitized by Google

gann bald darauf, und die Preußen wurden geschlagen. Ich verweilte lange genug, um das Treffen anzusehen, und dachte dann, es sey Zeit, zurückzukehren. Am 17. machte Bonaparte die monströse Bewegung auf meine Flanke, welche der Anfang der Schlicht bei Waterloo war."

Glück und Vermögen.

Es kann einer Vermögen haben und doch kein Glück, und es kann einer Glück haben und doch kein Vermögen. Das Glück kömmt im Schlafe, und im Schlafe kommt man um sein Vermögen. Jemand, der viel schlief hatte das Glück, von 2000 Thalern zu träumen: er setzte in die Lotterie und gewann sie. Ein Anderer, der davon gehört hatte, wollte es ihm nachmachen. Er schlief und es träumte ihm von 2000 Thalern; er wachte auf, und siehe da, sie waren ihm gestohlen worden. — Wer Unglück im Spiel hat, hat Glück in der Liebe, pflegt man zu sagen. X. spielte jeden Abend, nur um zu verlieren; endlich, als er sein Vermögen verspielt hatte, suchte er sich eine Frau und fand — einen Drachen. Es ist ein Unglück, kein Vermögen zu haben und doch macht das Vermögen noch nicht glücklich. Ich kenne einen Mann, der sehr reich ist und sich für den unglücklichsten Menschen auf der Welt hält. Und wiederum kenne ich einen Mann, der kein Vermögen aber eine Frau hat und sich für den glücklichsten Gatten und Vater hält. Die Frau aber weiß, daß ihr Mann ein Schafskopf ist, und das ist ihr Glück. — Wer Unglück haben soll, stolpert im Grase und bricht sich die Nase. Aber nicht Jeder, der mit einer platten Nase herumläuft, hat sie gebrochen. — Wer Vermögen hat, sollte kein Glück haben, und wer Glück hat, sollte kein Vermögen haben.

Magneto-Elektricität.

Gegenwärtig erregen zu Weimar die Vorträge des Professors Dr. Keil aus Langensalza, über die merkwürdigsten und neuesten Wirkungen der Magneto-Elektricität, die gerechteste Anerkennung und Theilnahme aller Stände. In einer kleinen, aber höchst sinnreich, construirten, von ihm selbst erfundenen Maschine weiß Dr. Keil die Wirkungen des Magnets mit denen der Elektricität auf so überaus rasche, einfache und wohlberechnete Weise zu vereinigen, daß seine Erfindung in der That Staunen und Wunder erregt. Dr. Keil wendet bereits die wohlerprobten Kräfte seiner Magneto-Elektricität auf die Heilung von allerlei Krankheiten der organischen Körper mit dem entschiedensten und günstigsten Erfolg an. So hat er in hiesiger Stadt nicht nur viele an rheumatischen Uebeln lange Zeit leidende Personen sofort vollständig geheilt, sondern sogar mehreren ganz taub Gebornen augenblicklich das Gehör gegeben. Er applicirt die Wirkungen seiner Erfindung bereits mit Glück auch auf die telegraphischen Anstalten, die Schiffahrtskunde, ingleichen auf das moderne Transportsystem für Eisenbahnen. Höchst interessant ist in diesem Bezug seine neuerfundene magnetoelektrische Rotationsmaschine. (Der besonders durch seine Schriften über die deutschen Bäder rühmlichst bekannte Arzt, Hr. Medizinalrath Dr. Wetzler hat gegenwärtig in Augsburg eine ähnliche elektromagnetische Maschine aufgestellt, welche derselbe in vorkommenden Krankheitsfällen applizirt.)

Pot-Pourri.

Gegen das Hutabnehmen.

hat sich neulich Jemand im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" lang mächtig ereifert und zu beweisen gesucht, wie zwecklos und sogar der Gesundheit nachtheilig es sey. — In Köthen hatte sich nun eine Anzahl Honoratienen verabredet, sich nicht mehr durch Hutabnehmen, sondern nach militärischer Art durch Anfassen des Hutes mit zwei Fingern zu grüßen. Da aber andere Honorationen sich gegen diese Neuerung erklärten (!), so hat die Landesregierung verfügt und öffentlich bekannt gemacht, daß die Begrüßung durch Hutabnehmen beibehalten werden soll. — Die Türken, welche wir in unserer Selbstgenügsamkeit als Halbbarbaren betrachten, sind doch in vieler Hinsicht nicht so dumm (beliebt das „Frankfurter Conversationsblatt" zu sagen) als wir; sie nehmen wenigstens den Turban nicht ab, wenn sie einen Andern begrüßen, und haben ein Sprichwort, das folgendermaßen lautet:

Uebel wird Dir's gehen;
Ja es wird geschehen,
Daß Dein Geist so wenig ruht
Als des Deutschen Mütz' und Hut.

Das Hutabnehmen als Begrüßungszeichen ist und bleibt ein für allemal ein schrecklicher Unsinn und doch möchte ich nicht der Erste seyn, der es abbringt!

Das Glas und die Jungfer.

Ein junger Mann bat eine junge Dame, mit ihrem Demantringe etwas, was aus dem Herzen käme, sogleich in eine Fensterscheibe einzugraben. Sie that es und man las:

Stets bleib ich Jungfrau, merken Sie das;
So lebt sichs, mein Herr, gar gemächlich.

Jener schrieb sogleich darunter:

Sie schrieben des Herzens Entschluß auf Glas,
Zum Zeichen: er wäre — zerbrechlich.

Das Gold.

Gold, was ist aus dir geworden!
Du, den Augen sonst ein Fest,
Wirst geflohen aller Orten
Und man haßt dich wie die Pest.
Silbergeld wird angenommen,
Sey's verschimmelt noch so sehr;
Gold scheint außer Kurs gekommen;
Denn kein Krämer nimmt es mehr.

Was so lang man hochgeachtet,
Ward erniedrigt Knall und Fall;
Als ein Schreckbild wird betrachtet
Gold, das edelste Metall.
Jeder flieht es; mancher zäher
Filz zahlt' jetzt in Gold recht gern,
Doch die keckten Manichäer
Treibt sein Schimmer in die Fern'.

Geldeskund'ge Handwerksleute,
Sonst den Füchsen ziemlich hold,
Werden der Verzweiflung Beute,
Zahlt ein Reicher sie mit Gold.
Als des Schicksals größte Tücke
Sieht es jetzund Einer an,
Soll er Zwanzigguldenstücke
Für verdienten Lohn empfah'n.

Mancher, der in seiner Truhe
Gold gehäuft seit Jahren schon,
Stört es auf aus langer Ruhe,
Zahlt damit den Arbeitslohn;
Silber sucht er zu erhalten,
Das ihm jetzt als edler gilt. —
Wer hat wohl des Menschen alten
Golddurst plötzlich so gestillt?

Wollt ihr Aufschluß von dem Dichter,
Dann verlanget ihr zu viel;
Er ist wahrlich schlechter Richter,
Handelt sich's um's Börsenspiel.
Kurse lernt er nimmer kennen,
Schönerm ist sein Sinn geweiht
Und er denkt, hört „Gold" er nennen,
Höchstens an die gold'ne Zeit.

Darum kann er auch nicht sagen,
Wer das Gold fast über Nacht
Seit dem Lauf von wenig Tagen
So in Mißkredit gebracht.
Eins nur weiß er, wenn im Leben
Sonst auch harmlos wie ein Kind,
Dieß: daß neunzehn Gulden eben
Keine zwanzig Gulden sind.

L. H.

Digitized by Google

Nro. 48.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der Ludwig-Donau-Main-Kanal. — Sultan Rundschit Singh's Leichenbegängniß. — Die ungarischen Schäfereien. — Pot Pourri. — Wie sieht's aus.

Der Ludwig-Donau-Main-Kanal.

Von den Erwartungen, zu welchen er berechtigt, und von dem Fortschreiten zu seiner Vollendung.

(Geschrieben im November 1839.)

Es ist bekannt, daß schon Karl der Große die Verbindung der Donau mit dem Main und Rhein zu Stande zu bringen suchte oder auch wirklich zu Stande gebracht hat. Die davon noch sichtbaren Ueberbleibsel machen das Letztere wahrscheinlich. Wurde sie aber auch wirklich vollkommen ausgeführt, so mußte sie in den folgenden Jahrhunderten durch allmählig eingetretene Veränderung der Ortsverhältnisse wieder verschwinden. Die Wiederherstellung dieser Verbindung wurde in der Folge durch die Zerstückelung Deutschlands gehindert, bis nach einem vollen Jahrtausend die Länder, durch welche dieser Kanal geführt werden mußte, unter einer und der nämlichen Regierung vereinigt wurden. Das wichtigste Hinderniß, welches diesem Unternehmen bisher im Wege gestanden, ward dadurch entfernt, und König Ludwig von Bayern beschloß, sobald er seine Regierung angetreten hatte, es auszuführen.

I. Um die Wichtigkeit dieses großen Nationalwerkes zu erkennen, bedarf es nur eines aufmerksamen Blickes auf die Karte von Europa. Von den Pyrenäen bis an das schwarze Meer wird dieser Welttheil durch eine lange Bergkette in zwei Theile getrennt, zwischen welchen keine natürliche Wasserverbindung bestehet. Eine künstliche wurde in Frankreich durch Kanäle hervorgebracht, wodurch das mittelländische Meer mit dem Ocean verbunden ist, aber in Deutschland mangelte sie bis jetzt gänzlich. Sie wird nun durch die nahe Vollendung des Ludwigkanales bewirkt werden. Wenn man auf der Karte von Europa eine gerade Linie von London, dem ersten Handelsplatze der Erde, durch Nürnberg, der wichtigsten und an diesem Kanale liegenden Manufakturstadt Deutschlands ziehet, und sie ostwärts bis an das schwarze Meer verlängert, so wird man finden, daß unmittelbar an dieser Linie, oder nahe an derselben, die theils bereits wichtigen, theils durch den Kanal wichtig werdenden Manufaktur- und Handelsstädte Antwerpen, Brüssel, Lüttich, Köln, Mainz, Frankfurt, Bamberg, Nürnberg, Regensburg und Wien liegen. Sie durchschneidet die Mitte von Europa, und zum Theile die bevölkertsten, schönsten und fruchtbarsten Länder dieses Welttheils. Schon dieser Umstand allein muß den Ludwigkanal zu einem der wichtigsten der Erde machen. Noch wichtiger muß er erscheinen, wenn man die Länder, die nahe an den beiden Enden dieser dadurch gebildeten vom schwarzen Meere bis an die Nordsee reichenden Wasserstraße liegen, ins Auge faßt. Der Rhein ist mit Frankreich durch den Kanal Monsieur, und durch diesen mit dem mittelländischen Meere verbunden. Ein neuer Kanal soll von Paris nach Straßburg gegraben werden, wofür die Kammer der Deputirten bereits 40 Millionen Franken bewilligt hat. Aehnliche Verbindungen bestehen schon im nordöstlichen Frankreich und durch die belgischen Eisenbahnen. Die neuesten Ereignisse im Orient und vorzüglich die Bestrebungen Rußlands berechtigen zu der Erwartung, daß der Handel Asiens den alten Weg, den er nach der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung verlassen hat, größtentheils wieder nehmen werde, theils durch Aegypten, theils durch Syrien und Kleinasien, und die auf der Donau bereits eingeführte, und bald aufwärts bis Regensburg und Ulm sich ausdehnende regelmäßige Dampfschifffahrt wird vorzüglich dazu beitragen, diesen Handel wieder durch Deutschland zu lenken, und den alten deutschen Handelsstädten, vorzüglich Regensburg und Nürnberg, wenigstens den größten Theil der Blüthe wieder zu geben, deren sie sich im Mittelalter erfreuten. Eine noch größere Wichtigkeit muß diese Wasserstraße durch die ihrer Ausführung nahe Eisenbahn von Wien nach Triest erhalten, wodurch ein neuer Handelsweg vom mittelländischen Meere an die Donau gebildet wird, der eine noch höhere Bedeutsamkeit durch die Besitznahme und Colonisation Algiers von Frankreich erhält.

Aber auch die durch den Bau des Ludwigkanales herbeigeführte Möglichkeit weiterer Kanalverbindungen, mögen sie auch einer ferneren Zeit vorbehalten seyn, darf hier nicht unbeachtet bleiben. Es dürfte vielleicht nicht schwer seyn, von Bamberg aus einen Kanal an die schiffbar zu machende Werra zu bauen, wodurch eine Schifffahrt in die Weser möglich würde. Diese ist bereits mit der Elbe verbunden, und eine noch vortheilhaftere Verbindung dieser beiden Flüsse ist mehr südlich möglich. Die Elbe ist durch die preußischen Kanäle schon mit allen norddeutschen Flüssen in Verbindung. Allein sollte auch diese Kanalverbindung nicht zu Stande kommen, so wird sie wenigstens durch die bereits im Baue begriffenen oder noch zu erwartenden Eisenbahnen des nördlichen Deutschlands zum Theile ersetzt werden. Wo ist in ganz Europa ein Kanal denkbar, der seine Wirkungen über einen größern und wichtigern Umfang von Ländern verbreiten könnte?

Aber schon allein für den innern Verkehr und für die Ausfuhr der Erzeugnisse Bayerns ist dieser Kanal von größter Wichtigkeit, und es wird demselben durch diese allein eine sehr bedeutende Einnahme gesichert. Schon gegenwärtig werden Tausende von Schäffeln Getreide zu Wagen von Regensburg nach Bamberg geführt, welche von dort auf dem Main und Rhein abwärts nach Holland und England gebracht werden. Es ist nichts Seltenes, auf diesem Wege an einem einzigen Tage 200 mit Getreide beladenen Frachtwagen zu begegnen. Wie viel Getreide wird erst in dieser Richtung verführt werden, wenn es nicht mehr auf einer 25 deutsche Meilen langen zum Theil sehr beschwerlichen und beschwerlichen Straße geführt werden muß, sondern auf dem Kanale um ungefähr den vierten Theil des jetzigen Frachtpreises dahin gefördert werden kann? Sorgfältige Untersuchungen haben erwiesen, daß ungefähr 800,000 Schäffel Getreide ohne Nachtheil des innern Bedarfs auf dem Kanale aus Bayern würden ausgeführt werden können. Brennholz steht in Bamberg in doppelt so hohem, und Bauholz in zehn- bis fünfzehnmal höherm Preise, als an der Donau, und an dem Main und Rhein weiter abwärts in noch viel höherem Werthe. Ungefähr eine Million von Tagwerken theils Staats- theils Privatwaldungen, die ihr Erzeugniß bisher nur spärlich und zu den niedrigsten Ortspreisen zu

Digitized by Google

verwerthen vermögen, können den Ueberfluß ihrer Erzeugnisse unmittelbar an den Kanal führen, und wird der Regen, der an der böhmischen Gränze entspringend bei Regensburg in die Donau fließt, schiffbar gemacht seyn, so wird aus den dort befindlichen beinahe unerschöpflichen Wäldern nicht allein Brennholz, sondern auch Bauholz von seltener Schönheit und Größe — denn noch sind dort viele noch von keiner Art berührte Wälder, Urwälder — an die Donau und den Kanal geführt werden können, und dadurch ein neuer Handel entstehen, der nicht nur für die holzarmen Gegenden am Main und Rhein, sondern auch für das holzreiche südliche Bayern von unschätzbarem Werthe seyn wird. Für den bloß innern Verkehr würden die an dem nördlichen Theile des Kanals liegenden Brüche von vortrefflichen Bausteinen, die an dem südlichen zum Theile fehlen, wichtig werden. Es ist leicht, eine große Zahl theils landwirthschaftlicher, theils Kunsterzeugnisse anzuführen, welche an dem einen Ende des Kanals im Ueberflusse vorhanden sind und am andern fehlen, und daher nothwendig wichtige und einträgliche Transportgegenstände auf demselben seyn werden.

II. Die Bauwerke des Kanals haben bereits ansehnliche Fortschritte gemacht. Fast ist die Hälfte der für dieselben bestimmte Bauzeit verflossen, und obwol diese Hälfte wegen vieler nöthigen Vorarbeiten, die eine nur allmählige Ausdehnung der eigentlichen Bauarbeiten über die ganze Kanal-Linie gestatteten, für diese Anfangs theils gar nicht, theils nur unvollkommen benutzt werden konnte, so ist doch bereits die größere Hälfte der Kanalarbeit vollendet. Die erste fünf deutsche Meilen lange Abtheilung des Kanals besteht in der schiffbar zu machenden Altmühl. Schon sind die meisten Arbeiten für die Geradeleitung und Vertiefung dieses Flusses ausgeführt, die an demselben zu erbauenden Schleusen werden theils noch in diesem, theils im folgenden Jahre ihre Vollendung erreichen, und dieser Fluß wird vielleicht schon am Ende des nächsten Jahres bis Dietfurt, wo der eigentliche Kanal beginnt, der Schiffahrt geöffnet werden können; denn auch die wichtigen Arbeiten bei Kelheim, wodurch der Weg aus der Donau in die Altmühl gebahnt wird, werden bis dahin ausgeführt seyn. Von Dietfurt dehnt sich der Kanal in einer Länge von 18 deutschen Meilen bis Bamberg aus. Von diesem ist nur von etwa anderthalb Meilen die Ausgrabung noch nicht angefangen, aber bis zum nächsten Frühling werden auch diese ganz zuverläßig in Arbeit genommen und wahrscheinlich noch im nämlichen Jahre vollendet werden. Von der übrigen Kanal-Länge sind wenigstens vier Fünftheile ganz ausgegraben, und es kann mit vieler Wahrscheinlichkeit erwartet werden, daß bis zum Ende des Jahres 1840 die Ausgrabung des ganzen Kanales mit Ausnahme einer nicht ganz eine Meile langen Strecke der obersten Kanalhaltung vollendet seyn wird. Diese Kanalhaltung enthält in einer Länge von 82,000′ mehrere 30′, bis 80′ tiefe Einschnitte und Dämme von 30′ bis 60′, 70′ und 100′ Höhe, welche einer längeren Zeit zur Ausführung bedürfen, aber zum Theil schon große Fortschritte zur Vollendung gemacht haben.

Die Mauerarbeiten des Kanales bestehen in 91 Schleußen, 11 Brückkanälen, zum Theil bis zu 60′ Höhe und darüber; in 117 Brücken für Straßen und Wege, welche über den Kanal geführt werden müssen; in vielen zum Theile 200′ bis 500′ langen Durchlässen, welche Bäche und Regenwässer unter dem Kanale abzuführen haben, und von welchen mehrere eine Weite erhalten, um Raum für Fußwege oder für beladene Erntewagen zu gewähren; in fünf Kanalhäfen und mehreren Anlandeplätzen an kleineren Orten und Dörfern; in einigen mit hohen Ufermauern versehenen Kanaltheilen, und in zum Theile sehr hohen Stützmauern. Von den Schleusen sind 80 in Arbeit, und 30 derselben werden noch in diesem Jahre, die übrigen im folgenden Jahre vollendet. Die übrigen 11 Schleusen werden im künftigen Jahre angefangen und im Jahre 1841 ihre Vollendung erreichen. Von den Brückkanälen sind 4 und unter diesen zwei der größten ausgeführt, die Uebrigen in Arbeit und so weit fortgeschritten, daß sie im künftigen Jahre fertig werden können. Von den Brücken über den Kanal ist beinahe die Hälfte und von den Durchlässen zwei Drittheile fertig. Von den andern wird am Ende des künftigen Jahres wenig mehr zu vollenden übrig bleiben. Von den Kanalhäfen, welche von Quadern erbaute 7 bis 9′ hohe Ufermauern erhalten werden, ist einer fertig, die übrigen werden es am Ende des Jahres 1840 seyn, und bis dahin wird auch von den übrigen Mauerarbeiten wahrscheinlich nichts mehr zu vollenden übrig bleiben. Ueberhaupt sind alle Kanalarbeiten so weit fortgeschritten, daß längstens bis zur Hälfte des Jahres 1841 die Altmühl von Kelheim bis Dietfurt und der Kanal von dort aufwärts zwei deutsche Meilen weit befahren werden können. Eben so wird er bis zu dieser Zeit von der Schwarzach bei Röttenbach und Wendelstein an nach Nürnberg und Bamberg der Schifffahrt eröffnet werden können. Mit den übrigen Theilen des Kanales wird aber dieses vor dem Ende der bestimmten Bauzeit, d. i. vor dem Julius 1842 nicht möglich werden, weil sie ihr Wasser nur von der obersten Kanalhaltung erhalten können, deren Vollendung vor dieser Zeit nicht möglich ist. Frh. v. Pechmann.

(Fr. M.)

Sultan Rundschit Singh's Leichenbegängniß.

Von einem deutschen Reisenden.

Der Sultan Rundschit Singh von Lahore starb am 27. Juni d. J. Ueber sein Leichenbegängniß gibt das „Siebenbürgische Wochenblatt" einen Bericht von Dr. Martin Honigberger, der von Herrmanstadt aus bis Lahore kam und nun als Augenzeuge Dinge meldet, welche dem orientalischen Fanatismus in seiner alten Starrheit alle Ehre machen. Honigberger hatte Anfangs das Glück, zu dem kranken Sultan gerufen zu werden, und ein Paar Tage ließen er und die Aerzte Lahores die Kur des Fremdlings sich gefallen. Dann aber traten die gewöhnlichen Kabalen ein, die einheimischen Quacksalber bereiteten Medizinen aus Edelsteinen u. s. w. und der Sultan selbst diktirte Recepte, bei Vorlesung eines fabelhaften, in der Sanskrit-Sprache verfaßten Werks über Krankheiten und deren Heilung. Der Tod machte der Sache ein Ende und das Begräbniß erfolgte am 28. Juni. „Früh um 7 Uhr" — so schreibt Honigberger — „begann der große Leichenzug, zu dem, auf einem großen Platze errichteten und ausgeschmückten Scheiterhaufen, wo die Leiche des Fürsten mit vier seiner Wittwen und sieben seiner Sklavinnen verbrannt werden sollte. Die Frauen hatten den Harem freiwillig verlassen, und, während sie sonst von Niemand gesehen werden durften, gaben sie sich jetzt den Blicken der Neugierigen preis, unverschleiert und barfuß, aber mit höchster Sorgfalt geschmückt. Im Gehen verschenkten sie noch den Rest ihrer Habe, Gold, Silber, Edelsteine und andere Schmucksachen. Der Vornehmsten hielt man zuweilen einen Spiegel vor, in den sie schaute, um wahrzunehmen: ob sie etwa ihre Gesichtsfarbe verändert habe, oder ihre Minen Angst verriethen. Diesen Spiegel trug eine ihrer Todesgefährtinnen auf dem Daumen in einem Ringe. Alle vier sprachen in einem rührenden und festen Ton mit dem Volke, ohne irgend ein Zeichen von Furcht; die berühmtesten Helden der Geschichte haben keine größere Todesverachtung gezeigt. Es ist mir unmöglich, Rechenschaft zu geben von meinen Gefühlen, als ich diesen exaltirten Selbstmörderinnen, von einer zahllosen Volksmenge bewundert und noch ermuntert, frohen Muthes dem Scheiterhaufen zueilen, vollkommen bei Sinnen, nicht etwa betäubt, festen Schrittes denselben besteigen, und in einer Art Verklärung, eine nach der andern, sich um den Leichnam des Königs legen sah, welcher vor ihnen mit großem Gepränge auf dem Scheiterhaufen gebettet wurde. Ich glaubte noch immer, das Alles sey Gaukelei, eine Ceremonie für das Volk; — als man aber diese Lebenden und den Todten mit Benzenmatten sorgfältig bedeckte,

Digitized by Google

darüber etwas wohlriechendes Holz gelegt hatte und der Holzstoß angezündet wurde — da lief es mir eisig über den Nacken. Ich war nur achtzig Schritte vom Scheiterhaufen entfernt, ganz Auge und Ohr, hörte aber weder Aechzen noch Stöhnen, sah nicht die mindeste Bewegung unter den Matten. Die Armen mußten wahrscheinlich gleich erstickt seyn, denn von unten kam Qualm und Rauch, aus welchem die feurigen Zungen ihr Mahl beleckten. Das Volk war durchaus ruhig und in einer andächtigen Verzückung; die schauerliche Todtenfeier wurde nur von einer leisen orientalischen Trommel-Musik, dem „Ram Ram!" (Gott, Gott!) der Braminen und dem Knistern des wilden Feuers begleitet. — Sonst hörte man keinen Laut. Der erste Minister wollte durchaus ebenfalls mit dem Sultan verbrannt seyn, und nur mit vieler Mühe ist es dem neuen Herrscher Karak-Singh, und den Ersten des Reichs gelungen, ihn von diesem Vorsatze abzubringen; er ist hier Alles in Allem! Später wurden die Gebeine und die Asche des Königs und der Frauen, mit einer großen Prozession, in hübschen Palankins zu dem Ganges, dem heiligen Flusse, getragen."

Die ungarischen Schäfereien.

Bekannt genug ist die Anekdote, welche man von dem Fürsten Esterhazy erzählt, der nämlich einem Engländer eine Wette abgewonnen haben soll, indem er behauptete, es habe sein Vater mehr Schafknechte, wie Er Schafe. Dieser nämlich hatte ihm seine Schäfereien gezeigt und sich auf deren Zahl etwas zu Gute gethan. Nachfolgendes ist ein ziemlich genauer Nachweis des Schafstandes auf den fürstlich Esterhazy'schen Besitzungen in Ungarn. Schafe und Hämmel sind 270,000 Stück, wozu noch gegen 60,000 Stück Lämmer kommen, so daß der ganze Stand über 300,000 Stück beträgt. Als Sprungwidder sind über 4000 erforderlich. An Wolle wird jährlich ungefähr 6000 Centner gewonnen, und der Durchschnittspreis kann auf 80 fl. Conv. Münze für den Centner angenommen werden. Die Besitzungen des Fürsten ziehen sich fast durch alle Comitate, und die Zahl seiner Beamten und des sämmtlichen Dienstpersonals beläuft sich über fünftausend. Die Bevölkerung derselben steigt auf 700,000 Seelen. Nach allen diesen Daten kann man sich einen ungefähren Calcul von seinen Einkünften machen. Obgleich nun dieser Magnat seinem Besitzthum nach in Ungarn der größte ist, so gibt es deren noch mehrere, die sich ihm mehr oder weniger nähern. So z. B. zählt man auf den Besitzungen des Grafen Festetics 75,000 Schafe, auf denen Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Karl über 60,000, auf des Fürsten Grassalcowics eben so viel. Außerdem gibt es noch eine bedeutende Anzahl von Magnaten, welche sämmtlich Schäfereien besitzen, deren Zahl sich über 30,000 Stück beläuft. Bei dieser Gelegenheit ist es passend, das Verdienst eines Deutschen um die erste Gründung und Ausbreitung der veredelten Schafzucht in Ungarn und mittelbar auch in Deutschland geltend zu machen. Er hieß Holzmeister und kam im Jahre 1790 in jenes Land, trat, wenn ich nicht irre, bei dem Grafen Hunyady in Dienste, unternahm aber bald auf eigene Hand Pachtungen, auf denen er veredelte Schafe aufstellte. Ihm kaufte in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Graf Magnis in der Grafschaft Glatz mehreremal Schafe ab und gründete damit seine berühmte Schäferei, die bis zum Jahre 1812 als die erste in den Reihen der schlesischen glänzte. — Seit jener Zeit hat die ungarische Schafzucht mehrere Phasen durchlaufen, auf denen sie bald vor-, bald rückwärts ging. Mehrere Originalstämme sind aus Spanien bezogen, und überhaupt kein Geld gespart worden, um sie auf den höchsten Gipfel zu heben. Wenn dieß jedoch bis jetzt nicht ganz gelingen wollte, so liegen wohl ohne Widerrede die Ursachen davon in der hie und da mangelnden Sachkenntniß und Industrie. Neuerdings ist unweit von Plattensee südlich eine Schäferei von rein sächsischem Stamme auf Actien gegründet worden, die gegenwärtig etwas über 7000 Stück stark ist, bereits aber über 30,000 Gulden Conv. Münze kostet. Sie wird mit Sorgfalt und Nationalität behandelt, und kann wohl erfreuliche Fortschritte machen.

Pot-Pourri.

Englische Pracht.

Die zu Windsor befindlichen Gold- und Silberservice, welche bei der nächst vor sich gehenden Vermählung in Aktivität kommen, werden auf 1,700,000 Pfund Sterling (ungefähr 20 Millionen Gulden) geschätzt. Darunter befindet sich ein unter Georg IV. angeschafftes Goldservice für 130 Personen. Einige Stücke kommen noch von der spanischen Armada, andere aus Indien, Birma und China. Eine Platte hat König Karl XII. von Schweden, eine andere dem König von Ava gehört; man sieht darunter auch einen Pfau von Edelsteinen, auf 50,000 Pf. Sterl. geschätzt; einen Tigerkopf mit massivgoldener Zunge, und Zähnen von Bergkristall, ehemals Tippo Said's Fußschemel, goldene Bestecke für eine Summe von 8000 Guineen und 25 Dutzend Teller, jeden zu 25 Guineen. Das prächtige Gefäß zum Kühlhalten der Weine wurde für Georg IV. verfertigt; es ist von Silber, und die Arbeit daran, zu welcher man zwei Jahre brauchte, ausgezeichnet schön. Zwei ziemlich wohlbeleibte Männer können darin bequem neben einander sitzen.

Mäßigkeitsvereine.

Am 19. Nov. feierte die „Gesellschaft gänzlicher Enthaltsamkeit für den südlichen Theil von London" den Jahrestag ihrer Stiftung. Gegen 250 Männer, Weiber und Kinder setzten sich zu einer Mahlzeit von Thee, Kaffee und Butterbrod nieder, worauf ein Dessert von — gebratenen Aepfeln folgte. Die ungeheuern Pyramiden Butterbrod, die sich unter Lorbeer-Triumphbogen erhoben und von Panieren überwallt waren, verschwanden im Nu, da die Theetotalisten zwar den Genuß von Spirituosen, nicht aber nordische Gefräßigkeit verschworen haben. Gebesserte Säufer saßen auf dem Ehrenplatz, über welchem der Bibelspruch Luc. 15, 7. prangte. — Von der großen Wirksamkeit der Mäßigkeitsvereine mag man sich übrigens einen Begriff machen aus der Thatsache, daß dieselben in Nord-Irland allein in der Malzsteuer und der Branntwein-Accise einen Ausfall von 94,000 Pf. St. in einem Jahr veranlaßt haben. Der Gründer des dortigen Vereins ist der Geistliche Hr. Mathews. Dieselbe Erscheinung bemerkte man namentlich auch in Schottland.

Das Grabmal des Grafen v. Hoorne

den Philipp II. am 5. Juni 1568 in Brüssel enthaupten ließ, ist kürzlich in der Martinskirche zu Weert im Limburgischen aufgefunden worden. Holländische Commissairen betrieben die Nachforschungen, da, wie es heißt, der König der Niederlande dem Freunde Wilhelm's von Oranien ein Denkmal setzen will. Man fand den Schädel auf die Brust des Skeletts gelegt und zur Linken derselben eine hermetisch verschlossene Urne, von deren Inschrift nur noch die Worte zu lesen waren: „Heer en Grave van Hoorne .... 26. Juni 1568." In der Urne fand sich das Herz noch unversehrt und in seiner ursprünglichen Gestalt, doch bei seiner Berührung in Staub zerfallend. Einstweilen ist das Grab wieder verschlossen und nur ein Protokoll über den Befund aufgenommen worden.

Der vornehme Herr Vetter.

In Dessau lebt ein alter herzoglicher Hofgärtner, erzählt das „Nordlicht", welcher in seiner Jugend im Garten von Versailles eine untergeordnete Anstellung hatte, und von dem jetzigen Könige der Franzosen, der damals noch ein Knabe war, häufig geliebkost und „lieber Vetter" genannt wurde, damit er dem kleinen Prin-

Digitized by Google

zen Obst zum Naschen gebe. Jetzt, wo der alte Mann einen Enkel hat, der sich in der Gärtnerei ausbilden soll, hat er sich seiner vornehmen Vetterschaft erinnert, und an Ludwig Philipp einen Brief geschrieben, in welchem er ihn lieber Vetter nennt, und ihn bittet, seinen Enkel in einem der königlichen Gärten anzustellen, und dafür zu sorgen, daß er sein Fach tüchtig studiren könne. Der König hat dem alten Manne einen sehr liebenswürdigen Brief eigenhändig und in deutscher Sprache geschrieben, der „Mein lieber Vetter" beginnt. Er meldet ihm, daß er dem jungen Enkel seines Vetters Anstellung mit 2000 Francs Gehalt und freier Station gewähre, und in jeder Hinsicht für ihn sorgen werde. Er unterschreibt sich: „Dein wohlgewogener Vetter, Louis Philipp." — Der alte Hofgärtner in Dessau zeigt jedem ihn Besuchenden dieß merkwürdige Schreiben, mit Vergnügen, gibt aber den Schatz Niemanden in die Hände, sondern hält ihn dem Lesenden vor, aus Besorgniß, man möge ihm dieß Document entreißen.

Spanische Rache.

Die Stadt Cadix ist am 18. Okt. Zeuge eines Verbrechens gewesen, das durch die Umstände, unter denen es verübt wurde, Schrecken verbreitet hat; ein Mord wurde am Fuße des Altars und während des heiligen Meßopfers vollbracht. Zwei Weiber begegneten sich auf dem Platze der Kirche des h. Juan de Deos; eine derselben hegte gegen die andere einen unversöhnlichen Haß, und nach einigen drohenden Worten zog sie unter ihren Kleidern eine lange Navaja (Dolchmesser) hervor, bei deren Anblick die andere ganz erschreckt davon eilte und sich in die Kirche flüchtete. Man hielt gerade Messe; die Unglückliche eilte durch das Schiff und warf sich zu den Füßen des die Messe lesenden Priesters nieder. Ungeachtet der Heiligkeit des Orts, verfolgte ihre Feindin sie bis zu dieser heiligen Zufluchtsstätte und erdolchte sie unter den Augen der Anwesenden.

Mittel gegen das Podagra.

Ein Podagrist schrie, als ihn eines Tages der Schmerz zu sehr plagte: möchte mich doch der Teufel holen, damit ich wenigstens von diesem Schmerz befreit würde. In diesem Augenblicke fährt ein kleiner Schornsteinfegerjunge, der sich aus dem Hauptschornstein in einen Seitengang verirrt hatte, durch den Kamin in's Zimmer des Kranken, und läuft, sich entschuldigend, schnell mit den Worten: mein Meister wird gleich kommen, zur Stubenthür hinaus. Hierdurch heftig erschrocken, springt der Kranke auf und eilt schnell wie ein Hirsch, voll Furcht und banger Erwartung zur andern Thür hinaus. Die Schmerzen waren mit einem Male gänzlich verschwunden, und kehrten glücklicher Weise nicht wieder zurück, so daß der Schwarze, wenn auch nicht den Mann, doch sein Podagra geholt hatte.

Das Daguerreotyp als gefährlich für Verliebte.

Die Tageblätter treiben schon ihren Scherz mit dem Daguerreotype, wie mit Allem, was in Paris Lärm macht. Eines derselben erzählte neulich, ein Ehemann, welcher Ursache gehabt, auf seine Frau eifersüchtig zu seyn, habe ihr mit einem Daguerreotype nachgestellt, und zwar auf folgende Weise. Auf einer Landpartie habe sie mit einem jungen Liebhaber am Fenster eines Wirthshauses gestanden und ganz zärtlich mit ihm gethan. Der beleidigte Ehemann habe in der Ferne seine Camera obscura aufgestellt und die Treulosigkeit seiner Frau mit Hülfe einer jodirten Metallplatte dagugreotypirt, so daß Jedermann die beiden Liebenden erkannt habe, und auf dieses Aktenstück neuer Art werde ein Scheidungsprozeß gebaut werden.

Brennende Liebe.

Eine Orientalin, die ihre Liebesbriefe stets durch eine Taube erhalten hatte, die aber seit einiger Zeit ausblieb, beklagte sich endlich darüber, und erhielt von ihrem Geliebten die beruhigende Versicherung: er habe nicht aus Kälte nicht geschrieben, sondern weil er gefürchtet, die Glut seines Briefes könne die arme Taube unterwegs braten!

Wie sieht's aus?

Beantwortet in zeitgemäßen Fragen.

Ein Fragezeichen ist die jetz'ge Zeit,
Nur Neugier macht den Leuten schwere Sorgen,
Und eine Frage drängt die andre heut,
Doch statt der Antwort — fragt man wieder morgen!
Man strebet nicht, daß es soll besser werden,
Man fragt und fragt: „Wie sieht es aus auf Erden?"

Jeweder Tag bringt uns ein rein'res Licht,
Um Geist und Herz stets heller zu verklären,
Doch, wie geblendet, strebt die Menschheit nicht
Den Glauben an den hehren Strahl zu nähren;
Statt Glaubens-Wärme hat man heutzutage
Den nüchtern kalten Streit der — Kirchenfrage!

Der Reife nahe steht ein schöner Bund,
Kultur und Gleichheit soll die Völker einen,
Doch will die langersehnte, heil'ge Stund',
In der er Wahrheit wird, noch nicht erscheinen.
Statt Völker-Einheit hat man heutzutage
Den Knoten nur der — diplomat'schen Frage.

Der Menschheit Eigenthum sind Erd' und Meer,
Und was sie bieten, soll ihr angehören,
Was Fleiß erzeuget, wandre hin und her! —
Da will ein Volk der Völker Kräfte stören,
Statt Handels-Freiheit hat man heutzutage
Die lastend schwere große — Handels-Frage.

Recht spanisch sieht es aus wohl hier und dort,
Am Meisten aber in der Spanier Lande,
Dort metzelt man barbarisch fort und fort,
Kein rechter Krieg, kein Frieden kommt zu Stande.
Man will kein neues Spanien heutzutage,
Nur grause Lust gewährt die — span'sche Frage.

Man höret um den Vorrang in der Macht
Konstantinopel und Cairo streiten,
Nur Worte werden hin und her gebracht,
Der Waffenausschlag bleibet noch von weiten;
Entschieden sie, dann gäb' es bitt're Klage:
Wo bliebe dann die — orientat'sche Frage?

Die Musen alle sind in arger Noth,
Vom Kampfe der Pygmäen rings umsponnen?
Da dräuet Einer keck dem Andern Tod!
Dem Lichte wird kein neuer Sieg gewonnen!
Nur stumpfe Zähne alter Weiber nagen
Mit eitler Lust an hohlen — kritt'schen Fragen.

Soll ich den Sohn zum Weisen weis' erziehn? —
Soll aus dem Blick einst Heldenmuth ihm blitzen?
So fragt man sich: — schwankt immer her und hin,
Und ungeschlacht bleibt roh der Bengel sitzen.
Nicht Weis' und Helden zieht man heutzutage,
Man ziehet nur an der — Erziehungs-Frage.

In Schlaffsucht sinkt die Thatkraft matt zurück,
Das Fragen ist ein recht bequemes Gähnen,
Und glanzlos trübe starrt dahin der Blick,
Nach einer Antwort zeigt der Mensch kein Sehnen;
Und wecket ihn ein Mahner auf — der Magen —
Fragt schläfrig er: „Was wollt' ich jetzt doch fragen?"

Digitized by Google

Nro. 49.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Festgesang. — Horace Vernet in Aegypten. — Napoleon's Esprit. — Die letzte Folter in Glasgow. — Todesahnung. — Pot-Pourri.

Am
Geburtstage Seiner Königlichen Hoheit
des
Kronprinzen
Maximilian von Bayern
den 28sten November 1839
gesungen im „Liedervereine" zu Füßen.

Kennt ihr die Burg, so wunderschön,
Wo auf den steilen Marmorhöh'n
Natur im schmucken Zauberkranz
Wetteifert mit der Künste Glanz?

Chor.
Die schöne Burg ist uns bekannt,
Zum Schwansteln wird sie zugenannt.

Ist euch das hohe Herz bekannt,
Das weit umher die Sorg verbannt,
Das in des Schlosses Räumen schlägt,
Und Segen nur und Liebe trägt?

Chor.
Das edle Herz, so süß genannt,
Wem wär' nicht Marens Herz bekannt?!

Ihr kennt das Herz, das Künste nährt,
Des Vaterlandes Werke ehrt,
Das mit der Kunst die Liebe paart,
Um das sich Pflug und Meißel schaart?

Chor.
Das edle Herz, so süß genannt,
Wem wär' nicht Marens Herz bekannt?!

Seht ihr des Griffels ehr'ne Macht,
Wie er des Fürsten Ruhm bewacht?
Seht ihr noch mehr — des Volkes Herz
Trägt ewges Beten himmelwärts!

Chor.
Wir seh'n für ihn der Herzen Fleh'n
Vom Enkel einst zum Enkel geh'n!

Drum preiset laut des Tages Glück,
Des sonnenlichter Himmelsblick
Dieß Herz zuerst im Sternenflug
Auf seinen goldnen Schwingen trug!

Chor.
Ja Preis dir Tag! dir Himmelsnacht!
Die Marens Herz zu uns gebracht.

Horace Vernet in Aegypten.

Das „Journal du Commerce" theilt ein Privatschreiben Horace Vernets vom 6. Nov. mit, über seinen Aufenthalt in Alexandria und seine Audienz bei Mehemed Ali. Es heißt darin: „Unsere Ueberfahrt war sehr glücklich. Nachdem wir Malta verlassen, segelten wir nach Syra und kamen an allen Inseln des Archipels vorüber, vom Cap Matapan bis Candia. Welch' öde Eilande, aber welch' schöne Namen! In der That, weit besser ist es, diesen Theil Griechenlands mit der Phantasie, als mit eigenen Augen zu sehen. In Syra sind wir zwei Tage geblieben. Ich befand mich zum erstenmal mitten unter Griechen, daher war Alles neu für mich und von höchstem Interesse. Am 4. ankerte unser Schiff vor Alexandria, inmitten der Flotte, welche der Diplomatie so große Pein verursacht, die Neugierigen hingegen, die wie wir im Orient nur mit einer Kunstfrage sich beschäftigen, entzückt. Nichts ist in der That imposanter, als der Anblick der gewaltigen, mit Kanonen beschuppten Seeungeheuer, welche unsere guten Freunde die Engländer gern in die „Pfanne" hauen möchten. Unsern ersten Tag brachten wir in Alexandria mit dem Besehen der Monumente zu; am zweiten besuchten wir die Flotte und das Arsenal. Die türkisch-ägyptische Flotte ist prachtvoll; sie besteht aus 52 großen Kriegsschiffen. Wir sind an Bord des türkischen und des ägyptischen Admiralschiffs gegangen, um den Unterschied in der Einrichtung und Bemannung beider Schiffe zu sehen; derselbe ist ganz zum Vortheil der ägyptischen Marine. Doch muß man gestehen, daß ihre Matrosen eine seltsame Haltung haben und neben den unsrigen eine traurige Figur machen. Heute hatten wir, acht an der Zahl, eine Audienz bei Mehemed Ali; außer meinen Reisegefährten waren auch die drei jungen Offiziere vom Generalstab, welche nach Abyssinien gehen, mit mir. Wir wurden in den Audienzsaal geführt, in welchem, als einziges Möbel, ein grosser Divan steht. Mehemed Ali saß auf demselben in eine Ecke gelehnt. Der Consul, Hr. Cochelet, sagte ihm unsere Namen und Eigenschaften, worauf der Pascha uns einen Wink gab, an seiner Seite Platz zu nehmen und mit der Hand uns sehr artig begrüßte. Er ließ uns hierauf Kaffee vorsetzen und das Gespräch begann mit Hülfe seines Dolmetschers, der ihm während des Redens zugleich die Fliegen wegscheuchte. Die Unterhandlung dauerte über eine Stunde. Se. Hoheit empfing mich auf das schmeichelhafteste und bestellte bei mir ein Gemälde der Schlacht bei Nisib. Ich erhielt vom Vicekönig nicht nur das Versprechen aller zur Sicherheit meiner Reise nöthigen Fermane, sondern er bot mir auch Privatbriefe für die Pascha's an, worin er ihnen befehlen will, mir alle nöthigen Ecoreden zu geben. Ich werde namentlich ein Schreiben für den Pascha von Damaskus erhalten, damit er mich durch einige Reiter nach den Ruinen von Palmyra geleiten lasse. Mehemed Ali ist von kleiner Gestalt, hat einen weißen Bart, ein gebräuntes Gesicht und lebhaftes Auge; seine Bewegungen sind rasch, seine Rede ist kurz, seine Miene geistreich und sehr schalkhaft. Er lacht aus ganzem

Digitized by Google

Herzen, wenn ihm irgend eine sarkastische Bemerkung entfahren — ein Vergnügen, welches er in unserer Gegenwart sich häufig machte, so oft von Politik die Rede war. Uebrigens scheint Alles ausgeglichen, und man betrachtet hier als sicher, daß Frankreich die Unabhängigkeit Aegyptens unterstützen will. — Wir besahen den ganzen Pallast, der eine Art von italienischer Villa ist, der französische Geschmack fände an ihm viel auszusetzen. Das merkwürdigste Gemach ist des Vicekönigs Schlafzimmer. Es ist ein Salon etwa in dem Genre unserer Pariser Hotels. In der Mitte des Gemachs liegt auf der Erde eine Wolldecke mit langen weißen Fäden, welche mehreren zusammengenähten Schafhäuten ähnelt. Auf dieser Decke liegt eine Matratze mit goldgestickter Seide bedeckt. Ueber dem Bett hängt eine in viereckiger Form ausgespannte Gaze, mit rosenrothen Bändern bordirt, zur Abwehrung der Fliegen; die Gaze wird nicht ganz geschlossen und zwei Männer stehen des Nachts zu jeder Seite, um die Fliegen, welche durch die Oeffnung schlüpfen könnten, zu verscheuchen. Wir daguerreotypisiren wie die Löwen und hoffen, von Kairo eine interessante Sendung machen zu können; denn hier ist wenig aufzunehmen. Morgen werden wir in Gegenwart des Pascha's experimentiren, welcher lebhaft wünscht, die Resultate einer Entdeckung zu würdigen, die er bis jetzt nur nach der Beschreibung kennt. Uebermorgen verlassen wir Alexandria, um nach Kairo zu gehen, wo wir acht bis zehn Tage verweilen und dann unsere Reise nach der Wüste antreten werden."

Napoleon's Esprit.

Eines Morgens hielt der Kaiser auf dem Carrousselplatze Revue über seine unter allen Sonnen gebräunten Tapferen; als er an der Spitze seiner Grenadier-Compagnie vom Pferde abstieg, verwickelte sich sein linker Fuß in den Steigbügel; er wäre gefallen, wenn ihn nicht der erste Brummbart, rasch herzuspringend, mit kräftiger Hand gehalten. Ohne sich umzudrehen, sagte der Kaiser: „Ich danke, Herr Lieutenant," — „In welchem Regiment, Sire?" fragte Joseph Hubert ganz naiv. — „In meiner Garde," erwiederte der Kaiser, dem Grenadier einen freundlichen Blick zuwerfend. — — Eines Tages inspicirte er die Invaliden; ein alter Soldat, dem ein Arm und beide Beine fehlten, antwortete auf seinen Namensruf: — Prés . . . . — „Warum sagst Du nicht présent (Hier)?" — „Sire, weil ein Theil von mir nicht da ist und ich nur die Hälfte eines Menschen bin." — „Dann erlaube mir, dieses Band an Dein Herz zu befestigen; Du mit einer Hand wirst es nicht können." — Hier, Sire, das Herz ist ganz zur Stelle." — — Er ernannte einmal einen Menschen, den man ihm als einen ausgezeichneten Rechner gerühmt, zu einer Finanzstelle; als er sich aber später überzeugt hatte, daß derselbe nicht dazu tauglich sey, diktirte er plötzlich seinem Finanzminister folgenden Brief: „Das Amt, das Sie bekleiden, mein Herr, ist Ihrem Talent nicht angemessen; der Kaiser hatte Sie falsch beurtheilt, machen Sie also, daß er seinen Mangel an Urtheil nicht zu bereuen hat, und reichen Sie sofort Ihre Entlassung ein; diesen Dienst erwartet der Kaiser von Ihrer Liebe zu ihm; ich hoffe, Sie werden ihm denselben nicht abschlagen." — — Am Abend vor der Schlacht bei Wagram besuchte er mit einem seiner Marschälle die Vorposten und näherte sich einer Gruppe von Brummbärten, in der ein Redner mit grauem Schnauzbart das Wort führte, welcher einem seit Kurzem bei der Armee eingetroffenen Konskribirten einen Brief diktirte. „Der Kaiser kommt." — Was scheert das mich? sagte der Brummbart; „er hat nie was dagegen, wenn man am Tage vor einer Keulerei an seine Mutter schreibt; denn er weiß recht gut, daß nicht immer der folgende Tag Allen leuchtet; nicht wahr, Sire, Sie sind darüber nicht böse?" — Schon gut, Trubert, diktir nur Deinen Brief." — „Wohl, Kanden. Schreib," Rekrut, und mach ja recht viel Ausrufungszeichen, das wirkt wie eine Bombe: schreib: „Mama," drei Ausrufungszeichen. „Mama, morgen schlagen wir uns, das wird heiß werden . . . ." zwölf Ausrufungszeichen. „Der kleine Korporal ist in eigener Person zugegen mit seinem grauen Rock, der so viel Schlachten gewonnen. Wir werden ihm Ruhm einbringen, mehr, als er tragen kann, und er wird uns in den Tagesbefehl setzen, da ich entschlossen bin, mit Hülfe meines neuen Freundes Trubert, der mehr Patronen zerrissen, als ich Radieschen geschluckt, den Russen eine Fahne zu nehmen. Wenn mich aber eine Kugel kriegt, so lasse ich die 36 Franken, die ich noch in der Tasche habe, dem Trubert, damit er auf meine, auf eure Gesundheit trinke und auf die unseres großen Napoleon, des ersten Kaisers der Franzosen, Königs von Italien, Protektors des Rheinbundes, Mediateurs der Schweizer Eidgenossenschaft u. s. w. Und nun drei Linien Ausrufungszeichen." Der Kaiser diktirte den Brief zu Ende.. P. S. „Der Brief hat gestern nicht abgehen können, denn Keiner von den Soldaten der großen Armee hat seinen Posten verlassen wollen. Ich theile Ihnen also mit, liebe Mutter, daß die Schlacht tapfer geliefert worden, daß ich die Schulter ein wenig gestreift bekam, daß die 36 Franken, die ich im Säckel hatte, eine Kugel abgehalten haben, daß ich beständig Trubert zur Seite war, der die Offizierschleife der Ehrenlegion auf die Brust bekam; der Kaiser wußte wohl, daß er sie verdient hatte. Was mich betrifft . . . ." Hier hatte der Kaiser natürlich Quant á moi diktirt. „Erlauben Sie, Sire, es muß heißen: Tant qu'à moi." — „Ich glaube, Du irrst Dich." — „Ich kenne meine Sprache, Sire, ich lehre sie meine Kameraden." — „Gut, ich fahre fort: Tant qu'à moi " — „So ist's recht!" murmelte Trubert leise. — „So hat es der Kaiser für gut gefunden, mich zum Korporal zu ernennen. Ihr Sie liebender Sohn, Martin." — „Wir rechnen auf Ihr Wort," sagte Trubert. — „Und ich auf das Eurige," antwortete der Kaiser. Der Posten rief: „Es lebe der Kaiser!" Die Schlacht erfolgte, und Alles traf so ein, wie der große Mann beschlossen. Die Geheimnisse der Zukunft lagen ihm damals offen. — „Mein Ruhm gehört eigentlich meinen Soldaten: ich gestehe, daß ich einen Raub an ihnen begehe." Nun wundere sich noch Einer, daß sie so gern den Kugeln entgegen gingen. — „Unglücklicher!" sagte er einmal zu einem seiner Grenadiere, den er blaß und zitternd im Augenblick einer Action sah, „ich sollte Dich in Dein Dorf zurückschicken." Der Soldat ließ sich zwanzig Schritte vor seiner Compagnie tödten.

Die letzte Folter in Glasgow.

Es ist noch kein Jahrhundert verflossen, daß die Folter aus dem Gerichtsbrauche Glasgows gekommen ist; die Thatsache, welche zu der Abschaffung dieses barbarischen Gebrauchs führte, ist so interessant und seltsam, daß sie hier erzählt zu werden verdient.

Georg Diron, der Sohn eines Kleinhändlers in Glasgow, verliebte sich in die Tochter eines vornehmen Mannes, der dort, in seiner Vaterstadt, wohnte. Miß Flora Fraser, so hieß das junge Mädchen, erwiederte die Liebe Dirons, der einer der schönsten Männer der Stadt war. Er bat den Vater um die Hand der Tochter, aber Fraser wies die Anträge des Krämersohnes mit Verachtung zurück.

Diron bat nun, auf das Aeußerste getrieben, das Mädchen um ein Stelldichein, und erhielt es. Die beiden Liebenden trafen einander in der Nacht in dem Garten Frasers.

Diron gelangte dahin durch eine Oeffnung, die er in der Hecke gemacht hatte, und die er sorgfältig verbarg, als ihn der erste Laut der Morgenlerche von seiner Geliebten abrief. Diese Zusammenkünfte währten mehrere Monate, und Niemand in dem Hause Frasers ahnte etwas von diesem Verhältniß.

Eines Tages, als Diron vor der Morgendämmerung sich ent-

Digitized by Google

fernte, glaubte er die Thüre eines Hauses, dem Garten Frasers gegenüber leise schließen zu hören. Seine Besorgniß, gesehen worden zu seyn, war sehr groß. Den nächsten Tag ging er wieder in den Garten und benachrichtigte Miß Flora von seiner Vermuthung. Diese ließ ihn auf sein Bitten allein in dem Garten.

Diron verbarg sich hinter einem Baumstamme in der Hecke und wollte beobachten, ob ihn ein Nachbar belausche. Die ganze Nacht hindurch rührte sich nichts, und die Liebenden beruhigten sich wieder.

Diron war aber den Tag vorher von den Nachbarn erkannt worden, die gesehen hatten, wie er in den Garten Frasers schlich, und sich überzeugen wollten, wer der Galan oder Dieb sey. Da Miß Flora von Allen, die sie kannten, geliebt wurde, so beklagten die gutmüthigen Nachbarn das junge Mädchen, legten die Schuld auf die Härte ihres Vaters und machten von ihrer Entdeckung keinen Gebrauch.

So standen die Sachen, als eines Morgens der alte Fraser in dem Sprechzimmer des Hauses die Schränke erbrochen fand; sein Silbergeschirr, Juwelen und andere kostbare Gegenstände waren geraubt. Der alte Mann gerieth darüber in solchen Zorn, daß noch denselben Tag die ganze Nachbarschaft von dem Unglück hörte.

Wer waren aber die Schuldigen? Niemand wußte es, und die Nachforschungen würden ohne Zweifel vergebens gewesen seyn, hätten nicht die Nachbarn Frasers, um den Verdacht von sich abzuwälzen, dem Gerichte erklärt, der Schuldige sey ihnen bekannt. Sie erzählten, wie sie Diron hätten in Frasers Haus schleichen sehen, und zu welcher Stunde er dasselbe verlassen habe. Der junge Mann wurde festgenommen. Er wieß die Anklage mit Abscheu von sich; aber der Schein war gegen ihn. Als die Nachbarn, die ihn hatten herausschleichen sehen, mit ihm confrontirt wurden, und in seiner Gegenwart ihre Aussagen ausführlich wiederholt hatten, schwieg er.

Als man ihn fragte, was er um diese Zeit in dem Garten habe thun wollen, antwortete er abermal nicht, da er ohne Verletzung des guten Rufes seiner Geliebten keine genügende Antwort geben konnte. Als man ihn in das Gefängniß führte, betheuerte er nochmal seine Unschuld laut, und wiederholte, das Zeugniß seiner Ankläger genüge nicht, ihm die Todesstrafe zuzuziehen.

Diron hatte Recht; die Aussage genügte nicht; es fehlte noch sein Geständniß, ehe er verurtheilt werden konnte; aber in jenen Zeiten besaß man ein Mittel, den Angeklagten zu dem Geständniß zu bringen, selbst wenn er unschuldig war, wie wir gleich sehen werden.

Dieses Mittel war die Folter; man wendete sie auf folgende Art an: Der Angeklagte wurde auf den Rücken gelegt und man goß ihm mittels eines Trichters so viel Wasser ein, als sein Körper aufnehmen konnte. War dieß geschehen, so legte man ihm ein Brett auf den Leib, und der Folterknecht sprang mit Gewalt auf dasselbe, so daß der Gefolterte das Wasser wieder von sich geben mußte. beharrte der Angeklagte bei seinem Läugnen, so griff man von Neuem zu dem Trichter, der Folterknecht sprang wieder auf den Leib und so fort, bis man einen Leichnam oder einen Schuldigen vor sich hatte.

Diron hielt die erste Prüfung muthig aus; als ihm aber der Folterknecht das zweite Mal auf den Leib stieg, war seine Kraft erschöpft, er gestand, was man haben wollte, und bat inständig, man möge die Todesstrafe sogleich an ihm vollziehen. Das konnte aber nicht geschehen. Diron wurde für die Zeit der Hinrichtungen aufgespart, die damals alle drei Monate stattfanden, und in einen Kerker gebracht, wo man ihn mit einigen andern Verurtheilten einschloß.

Die Verzweiflung Miß Flora's kann man sich denken, als sie die Verurtheilung ihres Geliebten erfuhr. Um den Unschuldigen zu retten, begab sie sich zu dem Richter, gestand demselben ihre Liebe zu Diron und erzählte ihm alle Umstände ihrer nächtlichen Zusammenkünfte. „Er kann nicht schuldig seyn, sprach sie schluchzend, denn die ganze Nacht über, in welcher der Diebstahl geschehen ist, war er bei mir, ich begleitete ihn bis an die Oeffnung der Hecke, als er fortging, und bedeckte sie selbst wieder mit den Zweigen."

Der Richter hörte kaltblütig die Erklärung des jungen Mädchens an. „Sie lieben Diron," sagte er, „und wollen ihn retten; die Justiz kann eine Aussage nicht annehmen, welche offenbar von der Leidenschaft eingegeben wird; es konnte kein Anderer, als Diron, in das Haus ihres Vaters hinein und diesen Diebstahl begehen. Er ist schuldig; er hat es gestanden; die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben." Miß Flora entfernte sich in der heftigsten Verzweiflung, fest entschlossen, ihren Geliebten nicht zu überleben.

Damals waren gerade zwei berüchtigte Diebe verhaftet und wie Diron zum Tode verurtheilt, weil sie verschiedene Einbrüche in andern Theilen Glasgow's begangen hatten. Nach ihrer Verurtheilung befanden sie sich in demselben Kerker mit Diron. Sie konnten sich einander nicht nähern, wohl aber mit einander sprechen. Die Diebe wunderten sich über die Jugend und das gute Aussehen Diron's, fragten ihn über sein Schicksal, und er erzählte aufrichtig seine Geschichte, welche sie mit gespannter Aufmerksamkeit anhörten.

„Was? Du bist hier wegen des Diebstahls in dem Hause des alten Fraser's" fragte der Eine.

„Das ist mein einziges Verbrechen!"

„Es wäre spaßhaft, wenn wir ihn hängen ließen", sagte der Andere.

„Noch spaßhafter wäre es, wenn wir seinen Richtern zeigten, wie dumm sie sind."

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte der junge Mann.

„Daß wir allein die That begangen haben, um derentwillen Du verurtheilt bist, und weßwegen man Dich hängen will."

„Wirklich? — Ach, so habt Mitleiden mit mir und rettet mich."

„Gern und um so lieber, da man uns doch nur einmal henken kann; aber unter einer Bedingung."

„Und diese ist."

„Daß Du unsere Körper, welche der Henker wahrscheinlich an die Chirurgen in Glasgow verkauft hat, zurückkaufst."

„Das verspreche ich."

„Gut, so rufe nun den Kerkermeister, damit er den Richtern die Sache mittheile; wir wollen ihm Alles gestehen."

Die beiden Verbrecher erzählten wirklich, wie sie den Diebstahl im Hause Frasers begangen hatten, und zwar mit so bestimmten Einzelnheiten, und gaben selbst den Ort an, wo ein Theil des Gestohlenen versteckt war, daß man ihnen glauben mußte.

Man setzte Diron alsbald in Freiheit und bot ihm jeden möglichen Trost und jede Entschädigung.

Diron verlangte aber nur eines: „Die Abschaffung der Folter. Die öffentliche Meynung sprach sich auch so stark zur Unterstützung dieses Gesuches aus, daß der Gerichtshof von Glasgow sich fügte. Im Jahre 1763 wurde daher die Folter in Glasgow aufgehoben.

Es ist wohl kaum nöthig zu erwähnen, daß Diron Miß Flora heirathete, da unter solchen Umständen der alte Fraser seine Einwilligung nicht versagen konnte.

Todesahnung.

Der ehemalige Adjutant der Marschälle Bessières und Soult, de Bausset, erzählt in seinen Etudes sur Napoléon:

Am 30. April 1813 brachte das kaiserliche Hauptquartier die Nacht in Weißenfels zu. Auch der Marschall Bessières, welcher die ganze Cavallerie kommandirte, schlief hier. Ich frühstückte am Morgen allein mit ihm, fand ihn sehr traurig und niedergeschla-

Digitized by Google

gen und konnte ihn lange nicht bewegen, etwas von den aufgetragenen Speisen zu genießen; er antwortete immer, er habe keinen Hunger. Ich machte ihm bemerklich, daß unsere und die feindlichen Vorposten einander gegenüber ständen, und wir folglich einen ernsthaften Kampf erwarten müßten, der uns wahrscheinlich den ganzen Tag nicht erlauben würde, etwas zu essen. Der Marschall gab endlich nach und sagte: „Nun, wenn mich diesen Vormittag die Kugel trifft, soll sie mich wenigstens nicht mit nüchternem Magen finden."

Als er vom Tische aufstand, gab mir der Marschall den Schlüssel zu seinem Portefeuille und sagte: „Suchen Sie doch gefälligst die Briefe von meiner Frau." Ich that es und gab sie ihm. Er nahm sie und warf sie ins Feuer. Bis dahin hatte er sie sorgfältig aufbewahrt. Die Frau Herzogin von Istrien hat mich seitdem versichert, der Marschall habe beim Abschiede zu mehreren Personen gesagt, er werde von diesem Feldzuge nicht zurückkommen.

Der Kaiser stieg zu Pferde und der Marschall folgte ihm. Sein Gesicht war so bleich und seine Züge verriethen so tiefe Traurigkeit, daß es mir nicht entgehen konnte, und ich sagte zu einem Kameraden: „Wenn es heute zu einer Schlacht kommt, wird der Marschall wohl bleiben." Die Schlacht begann. Der Herzog von Elchingen hatte das Dorf Rippach mit seiner Infanterie besetzt und der Herzog von Istrien (Bessières) bereitete sich, das Dikté zu recognosciren, aus welchem der Feind verdrängt war, weil er mit seinen Truppen durchziehen wollte. Als er auf der Höhe anlangte, welche das Dorf beherrscht, am Ende desselben nach Leipzig zu, befand er sich vor einer Batterie, die der Feind da aufgefahren hatte, um die Straße zu bestreichen. Die erste Kugel, welche von dieser Batterie kam, riß einem Quartiermeister der polnischen Chevaurlegers den Kopf weg; er hatte seit mehreren Jahren Ordonnanzdienste beim Marschalle gethan. Dieser Verlust verstimmte den Herzog von Istrien und er entfernte sich im Galopp. Nach einigen Augenblicken kam er jedoch mit Gefolge zurück und sagte, indem er auf den Leichnam deutete: „Der junge Mann muß begraben werden; auch würde der Kaiser unzufrieden seyn, wenn er einen Unteroffizier seiner Garde todt hier liegen sähe, denn wenn der Posten wieder genommen wird, könnte der Feind glauben, die Garde sey zurückgewichen."

Eine Kugel, welche von derselben Batterie kam, streckte den Marschall in dem Augenblicke todt nieder, als er diese Worte gesagt. Die linke Hand, welche den Zügel hielt, da er eben sein Fernrohr einsteckte, wurde ganz zerschmettert; die Kugel ging ihm durch den Leib. Seine Uhr blieb stehen, ob sie gleich nicht getroffen wurde; sie zeigt noch jetzt seine Todesstunde an, denn sie wurde zum Andenken seitdem nicht wieder aufgezogen.

Pot-Pourri.

Neues Verfahren zur Bereitung wasserdichter Zeuge.

Ueber eine, in Köln neulich gemachte Erfindung theilt das „Allgemeine Organ für Handel und Gewerbe" Nachstehendes mit: Wasserdichte Stoffe sind zwar schon längst gemacht und benutzt worden; allein die dazu verwandten Mittel, Gummileim oder Thonseife, waren in mancher Beziehung keineswegs zweckmäßig, ja sogar zweckwidrig, indem z. B. die bekannten Mackintosh-Röcke und andere Kleidungsstücke, anstatt die Gesundheit zu schützen, derselben in vielen Fällen offenbar nachtheilig werden müssen, da alle Transpiration durch diese Stoffe zurückgehalten wird. Das neue Verfahren ist aber — wir dürfen wohl sagen — so wunderbarer Art, daß die danach bereiteten Zeuge von den gröbsten und feinsten Gespinnsten aus Wolle, Leinen, Baumwolle oder Seide, jede Ausdünstung durchlassen; ja die Porosität wird nicht im Geringsten dadurch beeinträchtigt. Legt man ein solches Stück Zeug auf ein leeres Glas, und gießt heißes Wasser darauf, so beschlägt die innere Glaswand augenblicklich mit Dampfbläschen, während von dem Wasser selbst nicht das kleinste Tröpfchen durchläuft, ja sogar die untere Seite des Zeuges ganz trocken bleibt; legt man dasselbe auf ein mit Aether gefülltes Glas, und hält ein Flämmchen darüber, so entzündet sich der Aether; haucht man dadurch gegen einen Spiegel, so sieht man den Hauch auf der Glasfläche, und durch locker gewebte Zeuge kann man sogar ein Licht ausblasen, während durch dieselben Stoffe, selbst bei anhaltendem Druck von Wasser, kein Tropfen durchdringt. Aber auch in anderer Beziehung ist die Wirkung des neuen Mittels durchaus tadellos. Die wasserdicht machenden Eigenschaften desselben werden weder durch Zeit, noch durch Waschen, Trocknen, Bügeln oder Färben vermindert. — Die Stoffe selbst erleiden dadurch nicht die geringste Veränderung, weder in Betreff der Weiche und Biegsamkeit, noch hinsichtlich der Farben und des Glanzes; sie bleiben ferner völlig geruchlos, und bei Tuchen vertritt die Prozedur die Stelle des Dekatirens, und sichert dieselben überdieß auf immer gegen Mottenfraß. Schließlich wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß nicht nur alle neuen Zeuge (Wollenzeuge aller Art, Callicos, Mousselline, Leinwand, Seidenzeuge ꝛc.), sondern auch fertige Kleidungsstücke (Röcke, Mäntel, Hosen, Strümpfe ꝛc.) ohne irgend einen nachtheiligen Einfluß auf dieselben, völlig wasserdicht gemacht werden können.

Dem Generaladjudanten Schilder in Rußland ist auf 6 Jahre ein Patent verliehen worden auf das Mittel „Gewebe jeder Art wasserdicht zu machen, ohne daß jedoch die Luft verhindert wird, dieselben durchzudringen."

Eine dritte ähnliche Erfindung ist auch in England gemacht worden.

Die Cigarren kommen aus der Mode.

Man raucht jetzt in Madrid aus porzellänen Röhrchen, die den Taback in sich fassen, kleine Luftlöcher enthalten, höchst elegant aussehen und das schnelle Verbrennen des Tabacks durch die äußere Luft verhindern. Man ahmt diese neue Arbeit bereits in Paris und London nach; auch aus Silber und Meerschaum bildet man dergleichen Röhrchen.

Ein Meisterstreich im Schachspiel.

In dem Berliner Lesekabinette hat jüngst (wie schon in unserer Abendzeitung erwähnt) Hr. v. Bilguer, der Verfasser des so beifällig aufgenommenen Werkes: „Zur Theorie des Zweispringerspiels," das große Kunststück des Schachmatadors, Hrn. v. Labourdonnaye in Paris, noch überboten; er übernahm nemlich zwei Partieen zu gleicher Zeit, ohne hinzusehen, gegen zwei geübte Spieler. Derselbe, am andern Ende des Zimmers und von Spiel und Spielern abgewandt, Platz nehmend, dictirte seine Züge für eine Partie um die andere, ebenso wurden ihm die Züge der Gegner mitgetheilt, und zum Erstaunen aller Anwesenden geschah nicht nur kein einziger unsicherer Zug von ihm, sondern es stellten sich beide Spiele nach und nach immer vortheilhafter für Hrn. v Bilguer. In der einen Partie, ein angenommenes Gambit, schien der Gegner, nachdem ihm die große Rochade gelang, durch einige kühne Züge einen Vortheil zu erschwingen, es gelang ihm auch für einen leichten Springer einen Thurm und einen Bauern zu erhalten; aber ein scharfsinniger Zug, wobei Hr. v. Bilguer den zweiten Thurm ebenfalls Preis gab, brachte alle Vortheile der Figuren nicht nur in's Gleichgewicht, sondern gab dem Spiel des Hrn. v. Bilguer ein entschiedenes Uebergewicht. Um dem Gegner in der Bedrängniß Zeit zu lassen, spielte Hr. v. Bilguer mit dem zweiten Gegner die andere Partie durch viele Züge, und brachte auch hier seinen Vortheil heraus. — Nun kehrte er zur ersten Partie zurück, und gewann sie mit dem dreißigsten Zuge, und bald darauf, nach etwa vierzig Zügen, mußte der zweite Gegner ebenfalls seine Partie aufgeben. Beide Partien liegen abschriftlich in dem Rauchzimmer des Berliner Lesekabinets. (Behrenstraße Nr. 32.)

Digitized by Google

Nro. 50.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Schuberts Audienz bei König Otto. — Friedrich VI., König von Dänemark. — Napoleon und die Prophezeihungen. — Der französische Handlungs-Reisende. — Manchester wie es ist. — Pot-Pourri. —

Schuberts Audienz bei König Otto.

(Aus dem so eben erschienenen dritten und letzten Bande von H. v. Schuberts Reise in das Morgenland.)

Mit huldvoller Freundlichkeit hatte der König von Griechenland schon für mich gesorgt, da ich noch in Beyrut war; dieselben Beweise von Huld erfuhr ich auch bei meiner Ankunft in seiner Stadt. Ich war früher einer der unbedeutendsten Lehrer Sr. Majestät gewesen; der Prinz besaß aber von seiner frühesten Jugend an ein treues und dankbares Gedächtniß selbst für das Geringere und Unbedeutendere und dieses eben so glückliche als beglückende Gedächtniß hat ihn auch mitten unter den Geschäften und Sorgen seines Fürstenthrones nicht verlassen. Er empfing mich mit jener Liebe, welche der reichste Schatz seines Herzens ist, und von deren tief verborgenem Quell nur die wissen, welche dieses Herz mehr und näher kennen lernten. Es ist kein Bach, welcher weithin vernehmbar rauscht und brauset, sondern welcher im stillen Laufe die Felder und Auen tränkt, durch die sein Weg geht. Der Glanz, welchen das Selbstvertrauen um sich wirft, blendet öfters, wie das Licht der heißen Mittagssonne, und besticht das Auge des Beobachtees; es gibt aber ein Vertrauen höherer Art, denn das meist so eitle Selbstvertrauen, welches keinen blendenden Glanz um sich wirft, das aber die Schritte eines Wanderers über gefahrvolle, steile Bahn sichrer und dauernder beleuchtet, als das Selbstvertrauen. „Es sind, so sprach einst ein Weiser des Orients zu dem Erstgeborenen eines Thrones, zwei Engel, deren einen sich der Fürst erbitten darf an dem Tage, da ihn Gott zum Herrscher weiht; der eine wird dir vorangehen und das Angesicht der Völker vor dir beugen, der andere wird bei dir bleiben, und dich leiten an seiner Hand, daß deine Füße sicher gehen bis zu den Thoren des Paradieses. Erwählst du dir jenen, dann siehe auf den Boden, daß du nicht fällst, denn dein Glück ist nicht bei dir, sondern glänzt vor Dir hee, und dein Lohn erwächst aus dem Boden. Erwählst du den andern, dann siehe aufwärts, denn dein Glück ist nur in dir, dein Lohn ist nicht nahe vor, sondern über Dir."

Es waren Augenblicke, wie ich sie öfters in dem Nahesyn dieser Seele genossen. Ein Gefühl des Friedens, wie dasselbe ein gutes Gewissen, beides vor Gott und den Menschen, dem Herzen verleihet, und ein Lebensodem der Liebe zu Gott und den Menschen geht von jenem Gewürzgarten aus, der in der Stille solcher Stunden, welche das Alltagslicht nicht beleuchtet, am meisten und kräftigsten seinen Duft giebt; Dem Wanderer im Garten wird es wohl dabei.

Ich trat wieder hinaus ins Freie; mein Weg um die Stadt führte mich an einer jungen Pflanzung von Oelbäumen vorüber. Dieß ist der Baum, womit Athene, die gepriesene Pflegerin der Stadt, die Landschaft von Athen beglückte. Als die Göttin, mit eigener Hand den jungen Sprößling der Olive, den künftigen Geber des Wohlstandes, hierher gesetzt hatte, da kamen bald hernach einige Fremdlinge aus Westen und Norden: zeigt uns, so sprachen sie, zu den Bewohnern des Landes, die Gabe der Göttin. Und diese zeigen ihnen den jungen Baum, unscheinbar dastehend, mit Blättern, gleich jenen des nordischen Weidenbaums. Wir kennen das Gewächs, sprachen die Fremdlinge, den Ruhm aber seiner Früchte und seines Holzes vernahmen wir niemals. Der Frühling war da, die hundertblätterige Rose, die neben dem Oelbaume stand, prangte mit ihren purpurnen Blumen; der zarte Fremdling aber prunkte nicht mit seinen Blüthen, aus denen die Biene in stiller Freude ihren Honig nahm. Als aber die Zeit der Früchte kam, da trug der Sprößling, den Athene über das Meer hieher brachte, die Olive, welche zu des Landes beständigen Nutz und Dienst war, und sein Holz ward kräftiger und fester den selbst jenes der Eiche; die Rose aber trug nur Hagedornten und blieb ein Gebüsch, denn mit dem Oelbaum war die Kraft und der Segen der Göttin, in dem Rosenstrauch nur eine Kraft des von Adonis Blute gerötheten Bodens.

An demselben Abend lernte ich auch noch die jugendliche Königin kennen, welche ihres Gemahls wie des Landes Freude ist. Und wie sollte nicht auch das junge Athen im Sinne des alten an einer solchen Erscheinung sich freuen! Die Schutzherrin des letztern Pallas Athene, war heldenmüthig, kräftig und tapfer, so wie reich zugleich an Verständniß; wo fester Wille mit Milde des erkennenden Geistes sich vereinen, da ist das Bürgerrecht in Athen kein zufällig gekommenes, sondern ein rechtmäßig gebührendes und angestammtes. Eine allbedenkende Vorsorge hat in diesem königlichen Paare den fröhlichen Gesang der Hymnen zu der gedankenvollen Stille der dämmernden Frühe gesellt, damit die Kraft des Gesanges durch die Stille gehoben, die stille Morgenstunde aber durch den Gesang beredt und sprechend werde.

Friedrich VI., König von Dänemark.

Selten war das Leben eines Monarchen so von einer Reihe Unglücksfälle bezeichnet, wie das Leben des am 3. Dec. d. J. verstorbenen Königs Friedrich VI.; selten war dennoch ein Fürst so verehrt und geliebt von seinem ganzen Volke, als der sechste Friedrich von Dänemark. Bekannt sind die, der Geschichte und Tragödie bereits angehörenden, beklagenswerthen Ereignisse, die in seine traurig verlebten Jugendjahre fielen, die Gemüthskrankheit seines Vaters, die Hinrichtung des unglücklichen Struensee und die Verbannung seiner Mutter, die, fern von dem geliebten Sohne, am gebrochenen Herzen starb. Freilich bezeichnen die Namen seiner Minister, A. P. Bernstorff, Schimmelmann und Reventlow, den Antritt seiner Regentschaft und eine durch Geradheit, Offenheit und Festigkeit die Achtung Europa's gewinnende Politik, welche in schwerer Zeit, wo ganz Europa von Kriegslärm wiederhallte, Dänemark den ehrenvollen Frieden erhielt (Bernstorff's fest auftretende Politik, die Ausrüstung einer dänisch-schwedischen Flotte, und die, den uralten Ruhm bewährende Haltung der dänischen Marine in allen Meeren zwangen das stolze England zur Nachgiebigkeit; Bille's Sieg vor Tripolis), freilich war der 2te April 1801, wo an dem Heldenmuthe der Flotte und der Bürger' Studenten und Garnison Kopenhagens des Seehelden Nel-

Digitized by Google

sons Uebermacht brach, ein in der Geschichte Dänemarks ewig glorreicher Tag, aber 1807 raubte ein im tiefen Frieden ausgeführter Ueberfall und Raubzug Englands, ein Ereigniß, über welches ein Schrei des Unwillens durch ganz Europa gieng, und das noch jetzt jedem edeln Britten die Schaamröthe auf die Wangen treibt, Dänemark seine Flotte; sein Handel und Wohlstand erlagen einem siebenjährigen unglücklichen Kriege, ein theilweiser Staatsbankerott war nicht zu vermeiden, Norwegen, das Bruderreich, durch Stamm, Sprache und Geschichte, ging verloren, schwachen Ersatz bot der später gegen Lauenburg vertauschte, im Frieden erlangte Theil von Pommern. Im Innern bezeichnen die Regierung Friedrichs die gesetzliche Einführung der Preßfreiheit, die Aufhebung der letzten Reste der Leibeigenschaft, die Aufhebung des Sklavenhandels (worin Dänemark] ganz Europa voran ging), die Einführung der Vergleichskommissionen zur Minderung der Prozesse, die Hebung des Volksunterrichtes, vorzüglich durch Einführung des wechselseitigen Unterrichts (Abrahamson), die Einführung der Provinzialstände in Dänemark und den Herzogthümmern, und endlich der Anfang zur Ordnung, Ersparniß und Oeffentlichkeit in den Finanzen. Der Charrakter des heimgegangenen Fürsten zeichnete sich bekanntlich durch schöne Einfachheit, große Milde, Gerechtigkeitsliebe, Thätigkeit und außerordentliche Sparsamkeit im Privatleben aus. Bekannt ist manche treffliche Aeußerung von ihm. Zur Zeit des Wiener Kongresses sprach Kaiser Alexander zu ihm, um den sich das Volk vorzugsweise freudig sammelte: „Ew. Majestät haben aller Herzen gewonnen." — „Aber keine einzige Seele," erwiederte der Fürst dem Russen auf Norwegens Verlust anspielend. Vom Auslande wurden ihm offizielle, sehr freie Aeußerungen eines seiner Beamten zur Klage gebracht; durch die Aeußerung: „Der Mann hat geglaubt, er wäre bei uns in Dänemark", beseitigte der König die Anklage.

Napoleon und die Prophezeihungen.

Napoleon war nicht abergläubisch, wie ihn seine Geschichtschreiber der Welt schildern, dagegen Josephine, seine Gemahlin, sehr zum Aberglauben geneigt war. Eines Tages, wo der erste Consul heiterer war, als er es gewöhnlich zu seyn pflegte, begab er sich nach Malmaison, wo Josephine gerade verweilte und beide ergötzten sich im traulichen Gespräche. Josephine spielte die Unterhaltung bald auf ihren Lieblingsgegenstand, in den Bereich des Wunderbaren hinüber; Bonaparte lachte sie aus, aber Josephine, die mit ihrer wahrhaft kindlichen Anmuth ihm erzählte, wie ihr einst sonderbare Dinge über die Zukunft geweissagt seyen, bat ihn, sie einige Minuten lang schweigend anzuhören. — „Es ist lange her," begann sie ihre Erzählung, „ich war damals noch in Martinique, als ich mitten in einem großen Haufen von Sclaven eine alte magere und abgezehrte Frau von hohem Wuchse gewahrte; sie ward meiner gleichfalls ansichtig und schritt auf mich zu; schweigend nahm sie meine Hand, öffnete sie, schaute hinein und schien sehr überrascht." — „Was findet Ihr so Ungewöhnliches an mir?" fragte ich.

„Ihr würdet mir es nicht glauben," war die Antwort, „ob ich es Euch auch sagte."

„Ich redete ihr zu, mir nur mitzutheilen, was sie gesehen habe. Da hob sie ihren Blick zum Himmel und sagte mir mit sonderbarem Ausdrucke und ernster Stimme: „Sie werden sich bald verheirathen; Ihre Verbindung wird nicht glücklich und Sie bald wieder Wittwe werden (ich zitterte unwillkührlich bei diesen Worten); darauf werden Sie schöne Jahre verleben ... Bonaparte lächelte fein und verbindlich ... und, fuhr Josephine fort, einst ohne Königin zu seyn, mehr seyn als Königin." — Die fremde Alte entfernte sich nach diesen Worten und nie habe ich sie wieder gesehen."

Bonaparte stand auf, ging mehrere Male im Zimmer umher, die Hände, wie es seine Gewohnheit war, auf den Rücken gekreuzt, und sprach dann zu Josephinen: „Mir ist in Aegypten etwas fast ganz Aehnliches wiederfahren. Ich lustwandelte mit einigen Offizieren, da kam ein Bauersweib in zerlumpten Kleidern auf mich zu, sah mich lange schweigend an, dann sagte sie mir, den sie nie zuvor gesehen hatte, voraus, ich würde in Zukunft so groß werden, wie Cäsar und Muhamed. Ich wandte mich aber an meine Begleiter und sagte ihnen: wollten wir den Wahrsagungen dieser Zigeuner glauben, so würden alle Männer Adler und Riesen werden."

Aus dieser Aeußerung erhellt, daß Napoleon weit entfernt war, so beschränkt abergläubisch zu seyn, wie ihn seine Biographen darstellen.

Es wird erzählt, Napoleon sey mehrmals, gleich wie Sixtus V., schon als Knabe seine künftige Größe geweissagt worden, und wie er berufen sey, einst die Welt zu beherrschen. Die Geschichte von der Prophezeihung in Aegypten verhält sich übrigens so: „Napoleon ließ während seines Feldzuges in Aegypten eine Wahrsagerin, die beim Volke in bedeutendem Rufe stand, zu sich kommen und stellte sich der weisen Frau, die in ihm keineswegs den Obergeneral des Heeres der französischen Republik vermuthen konnte, in der einfachen Uniform eines Subalternoffiziers vor. Die Sibylle sagte ihm, nachdem sie verschiedene symbolische Geräthschaften auf dem Tische ausgekramt hatte: „Du wirst zwei Frauen haben, eine von ihnen wirst Du sehr mit Unrecht verstoßen; die andere wird ihr an großen Eigenschaften nicht nachstehen und Dir einen Sohn gebären. Kurz nach seiner Geburt werden schlimme Ränke gegen Dich gespielt werden. Mit Deiner Macht und Deinem Glücke wird es bold vorbei seyn, in allen Deinen Hoffnungen wirst Du Dich getäuscht sehen. Du wirst mit Gewalt verjagt und auf ein vulkanisches Eiland mitten im Meere verbannt werden; hüte Dich, mein Sohn, hüte Dich wohl, auf Deiner Freunde Treue zu bauen."

Bonaparte ließ der Wahrsagerin zur Belohnung 27 Zechinen reichen, diese Summe hatte gerade Abd ..., der später Obrist der Mameluken, der dem seltsamen Auftritte zugegen war, bei sich.

Der französische Handlungs-Reisende.

Nach dem Französischen Skizzen-Buche: Les Français.

Aber was ist denn nun eigentlich ein Handlungs-Reisender?

Ein Handlungs-Reisender ist mit der Zeit ein durch und durch elastisches und kosmopolitisches Wesen geworden, das erst nach und nach Form, Geltung und einen Namen gewonnen. Der Handlungs-Reisende widmet sich dem Dienst des Maaßes, Gewichts, Zuckerkandis, Ingwers, der gedruckten Leinwand und der Kalikots. Der Handlungs-Reisende ist der vollständige Begriff des merkantilischen Fortschrittes, das Nec plus ultra der Ehre und Würde des Laden-Geschäfts; er ist das Lebens-Element des Fabrikanten, der Niederlagen und des Großhändlers; er ist das perpeduum mobile des Bedarfs, des Mangels und des Ueberflusses; er ist eine nie versiegende Quelle für Güter-Versender, Spediteure und Commissionaire, der spezielle Messias des Gastwirths, des Dienstmädchens und des Stiefelputzers; er ist der Despot der Table d'Hôte, der Stammgast des Kaffeehauses und besonders des Billards; er ist — doch was ist denn eigentlich der Handlungs-Reisende nicht? Ohne ihn gibt es keinen Witz, kein Räthsel, kein Wortspiel; ohne ihn keinen Scherz, keinen Spaß. Wer könnte also leugnen, daß ein Handlungs-Reisender ein durchaus beachtenswerthes, außerordentlich nützliches und über alle Maßen bedeutendes Wesen sey?

Der Handlungs-Reisende läßt sich in viele Abtheilungen und Unter-Abtheilungen bringen, in Kategorieen, Sectionen, Typen und Prototypen; doch stellen sich folgende sieben Klassen beson-

Digitized by Google

ders heraus: der Reisende für das eigene Haus, der Reisende-Associé, der Kommissions-Reisende, der Volontair-Reisende, der Immerwährende Reisende, der Fuß-Reisende und der Tabuletkrämer.

Den Reisenden fürs eigene Haus erkennt man an dem Ernst seines Gesichts, an der Vorsicht in seinem Benehmen und an seiner würdevollen Haltung. An der Wirthstafel setzt er sich da, wo es am wenigsten belebt ist, ißt ruhig, spricht nicht ein Wort, beobachtet unter der Hand, runzelt die Stirn, legt sorglich seine Serviette zusammen, braucht einen Zahnstocher, erhebt sich und geht, um seine lauwerdenden Kunden aus ihrer Lethargie aufzuwecken. Sein Eintritt in ein Handlungshaus ist würdevoll, ruhig und ganz der Wichtigkeit seiner Stellung zu demselben angemessen. Mit einem einzigen Blick hat er den Bedarf des Kommittenten übersehen, und bevor noch dieser Zeit hatte, selbst zu überschlagen, was ihm wirklich fehle, hat der reisende Prinzipal in sein Notizbuch bereits eine ganze Litanei von Artikeln aufgenommen und dabei gesagt: „Diese Waare fehlt Ihnen, von jener werden Sie viel verkaufen; hiervon werde ich Ihnen einige Stücke zusenden, davon sollen Sie auch etwas haben." So verfährt der Reisende für's eigene Haus — mit Sturm ersteigt er die Festung, so daß der Kommittent, wie durch ein Blendwerk getäuscht, gar nicht den Gedanken eines „Nein" fassen kann. Und dann ist es ja auch der Chef des Hauses, der so viele Vortheile, so vielen Rabatt zu gewähren im Stande ist, diesen kann man unmöglich so leer, das heißt, ohne Aufträge, ausgehen lassen. Auf diese Weise wird der reisende Prinzipal da gewiß Bestellungen erhalten, wo sein armer Stellvertreter ohne Auftrag abgefertigt wird. So vielen Eifer, so viele Selbstliebe dieser auch an den Tag legen mag, das eigene Haus wird jedesmal den Sieg über ihn davon tragen; er wird immer einen gewissen Einfluß geltend machen, dem kein Kommittent widerstehen kann. Das Kostüm des reisenden Prinzipals ist weder gesucht, noch in die Augen fallend; er trägt sich einfach, sauber gebürstet und besonders feine Stoffe.

Der Prinzipal-Reisende hat immer nur einen guten Handschuh auf der Hand, der andere zerrissen, wird in der Hand getragen. In neuerer Zeit, besonders seit der Revolution von 1830, wagt er schon ein seidenes Schnupftuch, ächt Ostindische Waare aus Lyon.

Der Reisende-Associé steht gewöhnlich in einem problematischen Alter, schwankt zwischen fünfunddreißig und vierzig Jahren, trägt meistens ein Toupet und falsche Zähne von berühmten Artisten; sollte er aber zufällig weder eine Perücke, noch ein Gebiß falscher Zähne tragen, so ist er ganz gewiß mit einem Bleikämmchen versehen, mit dessen Hülfe er bemüht ist, den Schaden der Zeit wieder zu verbessern und die auf dem Scheitel einzeln hervorsprießenden Haare nach Vorn zu kämmen; wenn er spricht, wird er den Mund nur so weit öffnen, um der Zunge freien Spielraum zu gestatten. Der Reisende-Associé ist ein interessantes, zweibeiniges Wesen, gewöhnlich klein, untersetzt, dickbäuchig, im Ganzen aber eine gute Haut. In seinem Anzuge ist er kokett, er riecht nach Eau de Cologne, zuweilen auch nach Patschuli; er trägt eine weiße Halsbinde, eine weiße Weste, schwarze Beinkleider und einen Rock von derselben Farbe — ganz wie man sich vordem getragen. Am Zeigfinger seiner rechten Hand macht sich ein Siegelring von massivem Golde bemerkbar, an seinem Hemde Knöpfe von Perlenmutter oder Elfenbein und an seiner Hosentasche eine flache Uhrkette à la Vaucanson. Bei Tische spricht er wenig, aber gut und abgemessen, das heißt, seine Worte tragen das Gepräge eines gewissen anmaßenden Tones, und was ihm in der Rede Unwahrscheinliches entschlüpft, dem weiß er einen Anstrich von Gemüthlichkeit und Aufrichtigkeit zu geben. Der Reisende-Associé speist nicht mit dem kleinen Ausschuß seiner Kollegen; an der Table d'Hôte trinkt er seine halbe Portion Kaffee, steht dann auf, spricht einen Augenblick mit dem Gastwirth, ruft einen Bedienten, der ihm ein wenig die Stiefel bürsten, und verlangt einen Burschen, der ihm seine Musterkarten tragen soll. Bei dem Kommittenten ist er, wie überall, höflich, zuvorkommend und unterwürfig; er küßt das kränkliche Kind, spielt mit dem jungen Pudel, sagt der Laden-Mamsell einige Artigkeiten und bietet dem Chef eine Prise an. Er erkundigt sich nach dem dießjährigen Stand des Weines, macht den Wetterpropheten, läßt sich über Ackerbaukunde weitläufig aus, gibt eine Uebersicht von der Beschaffenheit des Roggens, des Hafers und der Melonen, fragt nach dem Befinden der Madame und ladet den Herrn freundlich ein, nach Paris zu kommen. „Wir werden dann im Rocher de Cancale speisen", sagt er mit einem wohlberechneten Lächeln; „auch werden wir einigen verkappten Flaschen Cyperwein den Hals brechen", fügt er flüsternd hinzu. Kurz, er erhält einen Auftrag und zuweilen einen guten Auftrag.

Der Kommissions-Reisende war zur Zeit des Kaiserreichs ein apokryphisches, ideales, oder wenigstens unbestimmtes Wesen; zur Zeit der Restauration hat es sich schon mehr verkörpert, hat einen Kopf und Arme erhalten; seit den glorreichen Julitagen aber hat es sich dergestalt mit seiner Rolle identifizirt, ist es so gewissenhaft mit den Vollkommenheiten unserer Zeit mitgegangen, daß es nun der Schrecken der Krämer, der Niederlagen und des ganzen Geschäfts überhaupt geworden. Will man sich von der geistreichen Ausgeburt unserer Zeit einen Begriff machen, so denke man sich ein Wesen, das an die Fünfzig streift, bald älter, bald jünger, meistens aber älter. Dieses Geschöpf ist Eigenthümer eines mit grauen, pomadirten Haaren gekrönten Hauptes, davon auch die Schläfe bedeckt sind. Außerdem ist er mit einem schäbigen Rock, mit faltenreichen Pantalons, einer patentirten Halsbinde, einem weißen Hut und schiefgelaufenen Stiefeln bekleidet. In dem sonderbaren Aufzuge spielt diese Art Mauvais-Sujet den Stutzer und Angenehmen; von seinem welken Jabot streift er oft den Tabak ab, um bei dieser Gelegenheit die vergoldete Einfassung seines Haarrings, den er von seiner letzten Eroberung erhalten, glänzen zu lassen. Der Kommissions-Reisende hat lange die Welt durchstreift, hat Alles gesehen, Alles untersucht, Alles beobachtet, weiß Alles zu schätzen. Er kennt alle Mittel, alle Hülfsquellen, alle Wege und Stege, jeden Punkt und Strich, die Ein- und Ausgänge, mit einem Worte, alle Geheimnisse seines Metiers, seines Standes, seiner Kunst. Ist von einem berühmten Hause die Rede, so besinnt er sich keinen Augenblick; als eine nothwendige Einleitung wiegt er sich auf seinem Stuhle, steckt einen Finger in seine mit ciselirten Knöpfen besetzte Weste, blinzt mit den Augen und sagt: „Dieses Haus? ich kenne es; im Jahre IX waren wir, der Chef und ich, Commis in einem Hause." Ist von einem Kaufmann die Rede: „Ich kenne ihn, er hatte den Debit in Loco zu besorgen, während ich die Versendungen nach außerhalb machte." Nennt man einen Banquier: „Ich kenne ihn, er war noch Kassendiener, als ich —" Der Kommissions-Reisende hat bereits Alles gethan, ist bereits Alles gewesen, in der That aber thut er nichts und ist auch nichts gewesen. Doch muß man ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen; so kennt er zum Beispiel alle Hotels in ganz Frankreich, von ihren guten und schlechten Seiten; er kennt alle Köche, wo es die vorzüglichsten Schüsseln giebt, und wo man am besten bedient wird; dann steht er sich auch mit den Mädchen sehr gut. Nicht etwa seiner Großmuth wegen. Die Großmuth! Die Civilisation und der Positivismus haben das rein abgeschafft — sondern weil er süßlich, schwatzhaft und verführerisch ist. Er weiß in schicklichen Ausdrücken die Reize des Stubenmädchens hervorzuheben, die Saucen der Köchin emphatisch zu rühmen und dem Gastwirthe Komplimente zu machen.

In der Regel geht er am liebsten mit jungen Reisenden und den Milchbärten um. Und zwar deßhalb, weil er das Domino, Whist, Ecarté und vorzüglich das Billard vortrefflich versteht,

Digitized by Google

und sobald er in ein Kaffeehaus geräth, ist er gewiß, von dem Neulinge seine halbe Portion Kaffee, sein Schnäpschen, seine Cigarre und Flasche Bier zu gewinnen, lauter tägliche Ausgaben, die seinem geringen Haushalt zu Gute kommen. Der Kommissions-Reisende — wir bitten ihn um Verzeihung, allein die Wahrheit über Alles! — der Kommissions-Reisende hat meist cynische Sitten; hört man am Tische eine zwang- und schminklose, schmutzige Unterhaltung, eine von jenen Unterhaltungen, die uns nöthigen, den Mund zu verschließen, und unsere Nachbarin, die Augen zu senken, so dürfen wir bloß nach dem äußersten Ende desselben hinsehen und gewiß seyn, dort ein schmutziges Wesen zu erblicken, mit einem unrasirten Barte, einer finnigen Nase, einem krummen Kinn, mit trüben, schmutzigen, Perlenmutter ähnlichen Augen, das sich ein Kommissions-Reisender nennt; dieser Zotenreißer nimmt weder auf den Ort, an welchem er sich befindet, noch auf die Gesellschaft, die ihn umgiebt, noch auf die Möglichkeit, daß auch Damen zuhören könnten, irgend eine Rücksicht. Von den Kunden wird er bald mit Laune; bald mit Kälte und wie ein Fieber aufgenommen; um ihm los zu werden, wird ihm ein Auftrag ertheilt; so gering er auch seyn mag, seinem Hause, welches so unglücklich war, ihm Proben anzuvertrauen, wird er gewiß das Doppelte aufgeben. Ist die Bestellung gemacht, aufgegeben und ausgeführt, so erkennt der Kommittent den Betrug, schimpft, flucht, verwünscht den Reisenden zu allen Teufeln und läßt die Waare zur Disposition liegen. Während dessen ist der Kommissions-Reisende nach Hause gereist; er macht auf seine zwei bis drei Prozent Ansprüche, er erhält seinen Antheil, das ist Alles, was er will. Er hat die Kunden und seinen Prinzipal angeführt, weiter verlangt er nichts.

(Der Schluß folgt.)

Manchester wie es ist!

Unter diesem Titel ist in England ein Werkchen erschienen, dem wir folgende interessante Auszüge über die „Fabrikmetropole Englands" entnehmen. Es gibt, heißt es unter Anderm darin, in Manchester mehrere Handelshäuser, deren jedes jährlich Verkäufe zu 1 Million Pf. St. (11½ Mill. Gulden) macht und gegen fünfzig Commis hält. Die Spinnmühlen sind ungeheure Gebäude von sechs, sieben und acht Etagen, mit einem Aufwande von vielen tausenden Pf. St. errichtet und mit Maschinen gefüllt, die wieder eben so viel kosteten. Das Kapital, das in eine einzige solche Mühle gesteckt wird, beträgt 50,000 und wohl gar 100,000 Pf. (à 11½ fl.) Einige dieser Gebäude beschäftigen gegen 2000 Hände. In der Fabrik der Herren Birley ist die gesammte bewegende Kraft gleich der von 397 Pferden. Die Zahl der Spindeln beträgt 80,000; es werden jährlich gegen 4 Millionen Pfund rohe Baumwolle und 8600 Tonnen (à 20 Centner) Steinkohlen verbraucht. Ueberraschen wird es Die, welche mit dem Maschinenwesen nicht bekannt sind, daß jährlich zum Einölen der Maschinen gegen 5000 Galonen Oel und 50 Centner Talg verbraucht werden. Ein Saal allein enthält gegen 500 Maschinenstühle. — Die Anstalt, in welcher wasserdichte Zeuge verfertigt werden, wie z. B. Macintosh-Mäntel, gehört auch den Herren Birley. Der ungeheure Bedarf von 250,000 Pfund Kautschuk, die man jährlich in dieser Fabrik verwendet, wird in 100,000 Gallonen Spiritus aufgelöst. — Die Verfertigung von Maschinen ist jetzt einer der wichtigsten Geschäftszweige in Manchester. In der Dampfmaschinen-Bauerei ist die Anstalt des Hrn. Fairbairn ausgezeichnet. Hier wird die schwerste (gewichtigste) Art von Maschinen verfertigt, wie Dampfmaschinen; Wasserräder, Locomotivmaschinen und Mühlwerke. Alles ist in Thätigkeit, aber ohne Verwirrung. In einem Theile sind die Personen beschäftig, welche jene gewaltigen Maschinen bauen, die Dampfmaschinen. Fortwährend hat man dergleichen von jeder Größe unter der Hand, von der Diminutiv-Ausdehnung von 8 Pferdekraft bis zu der ungeheuern Größe von 400 Pferdekraft. Eine der letztern enthält die unglaubliche Masse von etwa 4000 Centnern Metall und kostet in runder Summe 35- bis 40,000 Thaler. Der Prozeß des Metallgießens wird in sehr großem Maßstabe betrieben. Güsse von 250 Centnern sind keineswegs etwas Ungewöhnliches; die Stange einer Dampfmaschine von 300 Pferdekraft hat dieses Gewicht; ein Flugrad für eine Maschine von 100 Pferdekraft hat im Durchmesser 25 Fuß und eine Last von 7000 Centnern. In dieser Fabrik sind einige der jemals gebauten größten Wasserräder und die schwersten Mühlwerke verfertigt worden; ein Wasserrad maaß z. B. 62 Fuß im Durchmesser. Der ungeheure Metallverbrauch in dieser Anstalt beträgt wöchentlich im Durchschnitte 1200 Centner. Eine sehr merkwürdige Maschine braucht man zum Hobeln des Eisens, und sie schabt so leicht, als wäre es Holz, so wie mit der größten Genauigkeit Spähne von dem Metalle ab. Nicht der wenigst interessante Theil dieser Anstalt ist der, wo die Dampfkessel gearbeitet werden. Das Zusammennieten derselben war nach der alten Methode eine höchst lärmende Arbeit; in der erwähnten Anstalt hat man aber eine neue angenommen, nach welcher Alles ganz still und ruhig geht und doch noch besser gemacht wird. Vor einiger Zeit beschäftigte Fairbairn gegen 50 Kesselmacher. Einmal stellten diese die Arbeit ein, weil der Eigenthümer zu den gewöhnlichen Arbeiten einige Leute angenommen hatte, die nicht zu dem „Vereine" gehörten. Fairbairn erfand darauf eine Maschine, welche die Arbeit von 45 seiner Kesselmacher unnöthig machte. Die Arbeit wird überdieß von der Maschine weit schneller, systematischer und, wie erwähnt, ohne Geräusch verrichtet. Diese große Anstalt versendet ihre Erzeugnisse nach allen Theilen der Welt. Man sagt dem Fremden: dieser Artikel ist für Calcutta, diese für Westindien, dieser für St. Petersburg, dieser für New-Süd-Wales bestimmt. Manche Arbeiter erhalten wöchentlich 15 bis 20 Thaler Lohn, und der Wochenlohn beträgt nahe an 7000 Thaler. Daraus kann man schließen, welches Capital dazu gehört, eine solche Anstalt zu betreiben.

Pot-Pourri.

Soldaten-Schicksale.

Im December 1805 wurden fünf junge Tuttlinger zum Militär ausgehoben, welche den 7. December desselben Jahres zur Fahne schworen. Alle fünf meldeten sich freiwillig zum Dienste bei der Reiterei; alle machten von 1806 — 12 die Feldzüge nach Preußen, Oestreich und Rußland mit. Alle wurden in diesen Feldzügen verwundet; aber alle fünf kehrten aus Rußland als Offiziere oder Unteroffiziere, mit Decorationen geschmückt, zurück. Bis auf Einen, welcher vor mehreren Jahren als Oberlieutenant starb, sind dieselben noch in voller Rüstigkeit und Kraft.

Berliner-Witze.

Eckensteher Nannte wird gefragt, woran man einen Engländer erkenne? Er antwortet: „Der Engländer is daran zu erkennen, daß er immer die Hände in der Hosentasche hat, den Hut in der Stube uffbehält und schiefe Jesichter macht, was man Spleen nennt. So lange er kleen is, heißt er Engländer, wenn er ausjewachsen is, nennt man ihn Iroß-Britanier. Uebrijens rasirt er sich selber, erzeugt lebendige Junge, un is sehr liberal." — Auch die Türken werden Berlinerisch analysirt: „Früher lebte der Terke," sagte Nante, „im Stande der Unschuld, begnügte sich mit 10 oder 11 Frauens, jenoß Opium und rauchte terkischen Taback uf de Straße. Allerweile muß er Hundesteuer bezahlen, in de Abendschule jehn un bei de Landwehr exerciren. Se sollen mal sehen, wenn erscht de Engländer die Jascompanie nach Konstantinopel bringen, is es mit dem halben Mond vorbei." —

A Wiener Räthsel.

Seit wann ist der Stephansthurm Wittwer?

Seit dem ihm das † abgenommen wurde.

Digitized by Google

Nro. 51.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Audienz des Prinzen Joinville beim Sultan. — Der französische Handlungs-Reisende. — Das Lager Abd-el-Kaders. — Die Ebene Metidscha. — Pot-Pourri. — Anekdoten. — Am Weihnachts-Morgen. — Charade.

Audienz des Prinzen Joinville beim Sultan.

Nach dem Briefe des Hrn. Cosnier, Kommandanten des französischen Staatspaketboots Sesostris, welcher der Audienz beiwohnte.

Den 4. November um 11 Uhr begaben sich die Capitäne der beiden französischen Dampfboote, welche die Fregatte des Prinzen bugsirt hatten, der Capitän einer Brigg und ich, an Bord der „Belle-Poule" in großer Galla. Namik-Pascha hatte sich seinerseits gleichfalls dort eingefunden, um, da er sehr gut französisch spricht, den Prinzen einzuführen, welcher einige Minuten später mit uns und einigen seiner Stabsoffizjere den Bord verließ. Der Großherr bewohnte ein an der Spitze des Serails gelegenes Palais; wir hatten also nicht weit zu gehen. Pferde erwarteten uns, deren schlechtes Ansehen nichts von der Prachtliebe der vormaligen Sultane kündete. Nichts ist trauriger und verfallner als das Innere dieses Serails. Wir kamen durch mehrere öde Höfe; nur einige Wachtposten standen unter Waffen, und erhöhten noch das düstre Aussehen dieser mit Kalk überweißten fensterlosen Mauern. Endlich stiegen wir an einer Pforte ab, und der Minister des Aeußern, Reschid Pascha, empfing hier den Prinzen. Nachdem wir noch einen Hof durchgangen, wo jedermann, außer der Prinz, das Haupt entblößen mußte, traten wir in das Palais von Holz, wie alle Gebäude am Bosporus es sind, ohne irgend einen architektonischen Charakter. Zahlreiche Diener standen in dem ersten Vorplatze und an beiden Seiten einer Treppe von wenigen Stufen, die in den ersten Salon führte, wo der Großwesier Chosrew, der Seraskier Halil, Schwiegersohn Mahmud's und die übrigen Minister den Prinzen erwarteten. Jeder nahm in dem halb orientalischen, halb europäischen Gemache Platz, der Prinz allein auf einem Divan, und wir auf Stühlen den Ministern gegenüber, die das Canapee einnahmen. Nach einer complimentenreichen Conversation zwischen dem Prinzen und dem Großwesier meldete man, daß der Sultan warte, und bald darauf befanden wir uns in Abdul-Medschid's Nähe. Die Minister begrüßten ihn, ein Knie zur Erde beugend, und stellten sich zur Rechten des Sultans, der auf einem Canapee saß. Wir machten unsre gewöhnliche Begrüßung, und der Prinz ließ sich auf einem Sessel nieder, ein wenig zur Linken des Großherrn, während wir im Kreise standen. Die Unterhaltung begann. Reschid Pascha diente als Dollmetscher. Ihr Stoff war die Reise des Prinzen im Orint und in Amerika. Nach ihrer Beendigung wurden wir, Einer nach dem Andern vorgestellt. Abdul-Medschid's Anblick setzte mich nach dem, was ich von ihm sagen gehört, in Erstaunen. Man versichert, daß er nur 18 Jahre alt sey, aber man würde ihn um 3 oder 4 Jahre älter halten. Er ist nicht kräftig; aber sein Ausdruck zeigt von Verstand, seine Augen sind schön und glänzend; die Güte malt sich in seinen Zügen. Er trug das von seinem Vater eingeführte Costüm, und wie jener zum Zeichen seiner Würde einen kleinen, gleich dem übrigen Anzug, schwarzen Mantel. Die Agrafen des letztern, der Schmuck, der den Büschel der Mütze befestigte, und die Decoration, die er am Halse trug, waren von den schönsten Diamanten gebildet. Wir kehrten zu dem Großwessier zurück, wo sich die ersten Würdenträger des Reichs befanden. Man reichte uns Pfeifen, Kaffee und Sorbet; jedem von uns wartete ein eigner Diener auf, und goldgestickte Servietten, die wir zur Reinigung unsrer Schnurrbärte bedurften, wurden uns mit aller erdenkbaren Förmlichkeit unter die Nase gereicht. Der alte Chosrew hat den Ton zu Scherzen gegeben, die er sehr liebt; Halil Pascha gefiel sich in seinen Erinnerungen als Capudan-Pascha, so daß wir ziemlich lange den Rauch unserer Pfeifen schlüften. Endlich aber brachen wir doch auf, und entfernten uns in derselben Ordnung, in der wir gekommen waren.

Der französische Handlungs-Reisende.

(Schluß.)

Der Volontair-Reisende ist groß, jung und blond, ein ausgemachter Stutzer. Er hat einen großen Gehalt, ist in seinen täglichen Ausgaben unbeschränkt und genießt das vollste Vertrauen seines Hauses. Zuweilen hat er was gelernt, und dann ist es schwer, der Pedanterie seiner Erziehung auszuweichen. Hat er gar Kollegia an einer Universität gehört, so wird er es gewiß in jedem Augenblicke klar hervortreten lassen. In jeder Stadt nimmt er, sobald er angekommen, ein Bad, pflegt sich wie ein Dämchen und läßt in sein Luftkissen frische Luft ein. Er raucht nur theure, echte Havana-Cigarren trägt feine Handschuhe, doppelte Augengläser und ein Fläschchen mit wohlriechenden Oelen. Bei Tische trinkt er gute Weine mit Selterser-Wasser, rührt die groben Speisen nicht an, verachtet die ordinairen Gerichte und spart seinen Appetit für Crême, Bisquit, Makatonen und andere Leckerbissen, wenn welche da sind. Im Ganzen ißt und spricht er wenig und steht vor allen Anderen vom Tische auf. Wer sein modenhaftes Aussehen, seinen vornehmen Anzug, sein feines Benehmen und Betragen bei Tische und die Achtung, mit der man ihm im Hotel begegnet, nicht unbemerkt läßt, wird gestehen: „Er ist der Repräsentant eines guten Hauses." In der Regel besucht er kein Kaffeehaus, geht er aber dorthin, so geschieht es bloß, um die Zeitungen zu lesen; von dort geht er, seine Geschäfte anzuknüpfen. Beim Eintritt in ein Haus grüßt er ganz höflich und weiß seine Dienste mit Leichtigkeit anzutragen. Ohne das mindeste Geräusch kündigt er sich an: „Mein Herr, ich reise in Geschäften dieses Hauses." Hier hält er inne; hat der Kommittent Lust, ihm einen Auftrag zu ertheilen, so giebt er ihm denselben; sonst weiß der selbstständige Reisende so gut die Würde seines Hauses in Ehren zu halten, um sich auf's Bitten zu legen. In der Diligence nimmt der Volontair-Reisende seinen Sitz ausschließlich im Kabriolet ein; er ist gegen Damen galant und gegen Jedermann artig, selbst gegen den Conducteur und Postillon. Dieser Typus eines eleganten Reisenden hat sich in unseren Tagen gänzlich verloren; die Koncurrenz hat ihn verwischt; er ist verschwunden, man hört nicht mehr von ihm sprechen, sein Reich ist zu Ende.

Den Immerwährenden-Reisenden macht meistens ein junger Mensch von achtzehn bis zwanzig Jahren; dieser Mensch ist ge-

Digitized by Google

wöhnlich eine Mißgeburt, eingebildet, bärtig und ein Großsprecher. Er ist der Schmetterling seiner Zunft, frisirt, süßduftend und prahlhaft. Er ist gut gekleidet, trägt weite Pantalons, Glanzstiefel und eine kurze Weste. In seiner Hand ist ein gewundenes Stechpalmröhrchen in beständiger Bewegung; sein Haupt ist mit einem Kopfputz nach der besten Mode geziert, je nachdem es Regenwetter, Sonnenschein oder windig ist. Er erhält täglich 10 bis 12 Francs und einen jährlichen Gehalt von 1000 bis 1200 Francs. Seine Reise wird ihm genau vorgeschrieben; in dieser Stadt soll er so lange verweilen und in jener sich so viele Tage aufhalten; er muß es so einzurichten suchen, daß seine Geschäfte innerhalb eines bestimmten Zeitraumes abgethan seyen. Ist der Postwagen (gewöhnlich die Ordinaire) abgestiegen, so ist die Eintheilung seiner Zeit folgende: 1) Er geht spazieren, mustert die Stadt, wittert die Luft und holt sich Appetit; es ist wahrlich noch zu früh, um die Kunden zu besuchen; sie sind noch nicht aufgestanden; in der Provinz ist man träge, man liebt und schlürft das Far niente in langen Zügen; man verdient das Geld dort langsam, dafür aber leicht, und muß sich fügen. 2) Er kehrt in sein Hotel zum Frühstück zurück, frühstückt lange und gut; das ist ihm auch nicht gewehrt, um so weniger, da es nicht einen Pfennig mehr kostet; ob man Appetit hat, oder nicht, beim Gastwirth hat man immer Appetit; das weiß der Immerwährende-Reisende sehr gut und ißt daher lieber für Zwei als für Keinen. 3) Er geht in ein Kaffeehaus, trinkt eine halbe Portion, spielt, verliert, spielt wieder, verliert wieder, er spielt von Neuem und gewinnt. Er hat die ganze Gesellschaft traktirt und obendrein 18 Francs verzehrt; sonst müßte er, um seinen Verlust zu ergänzen, und nur dieserhalb, einen Tag länger in der Stadt verweilen. In der Stadt muß man im Kaffeehause spielen, um seinen Bedarf heraus zu bringen, die Diligencen richten einen zu Grunde. 4) Es schlägt ein Uhr, er besucht seine Kunden: die Kunden aber haben wenig Sinn für Reisende dieser Klasse. „Mein Herr", sagt man ihm, „wir brauchen gar nichts." — „Mein Herr, kommen Sie morgen wieder." — „Ach mein Herr! nichts wie Reisende und Hunde sieht man auf der Straße." — „Ich will nichts wissen von Reisenden." Der Immerwährende-Reisende hört diese mehr und minder schmeichelhaften Bemerkungen, macht seine Verbeugung und bedankt sich. Zuweilen muß er auch hören: „Sie belästigen", — aber er erwiedert: „Mein Herr! hier ist ein neues Dessin, die ausschließliche Erfindung unseres Hauses." Man schreit ihn an: „Sie belästigen uns!" er aber repliziert mit Enthusiasmus: „Drei Monat Ziel und drei Procent, Vortheile, die Ihnen kein Anderer gewähren kann." — „Aber, mein bester Herr, Sie verlieren Ihre Zeit umsonst." — „Thut nichts, mein Herr, dieserhalb reise ich ja." Sobald ein Kommittent nur die Nasenspitze eines solchen Reisenden wittert, und ehe dieser noch die Hand an den Thürdrücker legt, ruft er ihm schon entgegen: „Mein Herr! geben Sie sich weiter keine Mühe, wir sind mit allem Nöthigen vollkommen versehen." Und zuweilen hat er nicht eine Elle dieser Waare, nicht eine Unze Farinzucker, nicht ein Quentchen Vitriol oder Indigo auf seinem Lager. Man kann sich auch in der That keinen schlechteren Empfang denken, als von diesen Krämern mit Nadeln, Messern, Scheeren, oder selbst von Wechselhändlern zur Verfallzeit.

Der Immerwährende-Reisende muß so lange zur Thür hinaus und zum Fenster wieder hereinkommen, bis eine Bestellung erfolgt ist; das steht ausdrücklich in seinen Vorschriften Labor omnia vincit improbus. Dafür aber hat der Prinzipal die Verpflichtung, den Kaffee, den Wäscherlohn, das Theater und andere kleine Ausgaben zu tragen, die ihm von den Reisenden unter dem bescheidenen Namen „Reisekosten" zur Last geschrieben werden. Das kennt ein Jeder, nur der Prinzipal nicht. Ob der Prinzipal an die Treue seines Commis glaubt oder nicht, gleich viel, er wird seine Rechnungen immer pünktlich auszahlen, das heißt, die Reisekosten für fünf Monate, anstatt für drei. Der Immerwährende-Reisende behandelt seinen Prinzipal wie seine Kunden.

Der Fuß-Reisende ist ein ordentlicher Bursche, etwas boshaft aber freimüthig, schlau und doch ganz ergeben. Er erhält 6, 7 oder 8 Francs, nach der Jahreszeit und den Geschäften. Er trägt eine Blouse und Kamaschen, einen Krittel und in seiner Tasche so viel Kleingeld, um auf der Landstraße seine Kehle in den Wirthshäusern anfeuchten zu können; er reist leicht wie der Vogel und glücklich wie der Fisch im Wasser. Seine Proben und Sachen übergiebt er einem Kärnee. Ist er in einer Stadt angekommen, so säubert er sich, entstäubt seine Füsse, rasirt sich, nimmt seine Proben und besucht seine Kunden. Der Fuß-Reisende wird als friedlich und wenig gefährlich bekannt, von jedem Kommittenten, in Folge dieser Ueberzeugung, wie wohl ungern, doch überall zugelassen. Sobald er eingetreten ist, entfaltet er seine Probekarte, nimmt seinen Hut ab und sagt zum Chef, ohne daß ihn dieser mit einem Worte darum gefragt hat, ganz familiair: „Es macht sich, und Sie?" Darauf antwortet der Chef ganz ehrerbietig: „Mein Herr! Ihr ergebenster Diener!" Der Fuß-Reisende besucht nur die kleinen Häuser, die Kleinhändler, und diese sind oft stolzer, als die Kaufleute en Gros Der Fuß-Reisende ist ganz ohne Gene; er setzt sich aufs Comtoir, schlägt mit seinem Hufeisen den Takt, spricht von gutem und schlechtem Wetter und kramt seine Politik aus. Jetzt erst glättet sich die faltige Stirn des Kunden; ein Kleinhändler liebt die Politik über Alles; der Fuß-Reisende, der es nach Umständen bald mit dieser bald mit jener Partei hält, raisonnirt nicht übel. Das Gespräch beginnt, steigert das Interesse, man erhitzt und streitet sich; ein Nachbar kommt hinzu, nimmt Antheil, giebt seine Meinung ab, zeigt seine Dialektik und Theorie; man stellt Muthmaßungen an und äußert fromme Wünsche; der Fuß-Reisende bildet Anfangs eine Opposition: er spricht mit Hitze, redet mit Enthusiasmus, als Franzose oder nicht, das kümmert ihn wenig; er spielt den Redner, gestikulirt, müht sich ab und wehrt sich wie ein Besessener: seine Simme gewinnt an Umfang, seine Gedanken machen Sprünge in die Kreuz und die Quer; er sprüht Funken, Blitze, seine Worte machen Geräusch, Effekt, er imponirt seinen Zuhörern, die ihn anstaunen: das hat er nur gewollt. Hat aber seine Diskussion die höchste Höhe eereicht, hat er die möglichst höchste Stufe erklommen (kluge Strategie), dann zieht er die Flagge ein und räumt seinem Kommittenten einen Sieg ein, der seiner Eigenliebe um so schmeichelhafter seyn muß, als ihm dieser Sieg erst so hartnäckig abgestritten wurde. Der geschmeichelte Kommittent ist entzückt, hingerissen; er kann ihm unmöglich einen Auftrag verweigern.

Der Fuß-Reisende verfolgt seinen Triumph bis auf den Commis (bei Kleinhändlern die überwiegendste Person); er lebt mit ihm auf vertrautem Fuß, nennt ihn „Mein theuerster Freund", verspricht ihm eine Stelle in Paris; er bietet ihm ein Gläschen Bittern an; er geht mit ihm nach dem Waffensaal; er zergliedert ihm mathematisch den Fechtschuh und erklärt ihm, wie man sich mit Nutzen der natürlichen Waffen bedienen könne. Der Fuß-Reisende ist vielleicht unter allen Reisenden derjenige, der die meisten Aufträge erhält.

Der Reisende-Tabuletkrämer oder wandernde Handelsmann ist eine Art Alcides, angethan mit einer blauen, tausendstreifigen Blouse. Als Waffe, zum Angriff und zur Vertheidigung trägt er eine Peitsche in seiner Hand, den Stock von Stechpalme, die Schnur von Leder. Besonders kenntlich ist er an der Wachsleinwand, womit sein Hut überzogen, an den blausammtenen Pantalons, womit seine Schenkel bedeckt sind, an den Hufeisen, die seine Füsse erheben, und an dem beständigen Fluchen, das auf seinen Lippen heimisch ist. Sobald er in einer Unter-Präfektur angekommen ist (die Unter-Präfekturen sind nämlich seine Hafen-

Digitized by Google

Stadttheile, für die er eine Vorliebe hat), erkundigt er sich nach einem Magazin. Die Gasthäuser, wo solche Reisende einkehren, haben immer eine Kammer vorräthig, die sie eigens für solche Reisende bestimmen. Ist er damit versehen, so kramt er seine Waare aus und ordnet sie in einem düsteren Raum, wo das Tageslicht selbst am hellen Mittag nicht eindringen kann. Desto besser; es ist gar nicht nöthig, daß der Käufer den Bruch in der Doppelschachtel, den Sprung im Rasirmesser, den Flecken im Zahnstocher und die weiße Farbe des Tuches gewahre. Es ist eigens so eingerichtet und ganz herrlich. Kommt ein Käufer dorthin, so befindet er sich wie der Vogel am Vogelleim. Sind diese Vorbereitungen getroffen, so versucht der Tabulettkrämer, seinen Kunden anzureden; zu dem Ende schmeichelt, liebkost er ihn, betet ihn an, nach seiner Weise, nach seiner Gewohnheit, roh, barsch und hart; in seiner Rhetorik bedient er sich wahrlich keiner zierlichen Redensarten, keiner Blumen. Wenn er nur reüssirt, das ist Alles, was er verlangt und was er wünschen kann; und er reüssirt auch, denn die Kunden aus der Unter-Präfektur wollen lieber selbst wählen, als sich auf die Empfehlung des Reisenden verlassen. Der Reisende Tabulettkrämer trägt immer dieselben Kleider, im Winter wie im Sommer; er speist mit den Fuhrleuten, trinkt mit den Fuhrleuten, schläft in seiner Tabulette mit seiner Frau und seinem Hunde; auf diese Weise kommt er zu Flöhen, dafür aber spart er das Schlafgeld. Am Tage arbeitet er wie ein Galeerensklave, und wenn er seine Rechnung schließt, ist er um nichts reicher.

Was den Reisenden-Tapulettkrämer noch betrifft, so hat er, um sich eine kleine Münz-Sammlung anzulegen, dieses Ziel durch den Verkauf einiger Habseligkeiten, die er nach dem Lande expedirt, bereits erreicht. Und wenn der sechzigste Winter ihm das Bedürfniß der Ruhe fühlbar macht, verkauft er Wagen und Pferd, Bagage und anderes alte Gut und läßt sich häuslich nieder mit 450 Franken jährlicher Renten, einem halben Morgen Weinland, mit rheumathischen Schmerzen, die er sich durch vierzig Jahre der Mühe und Arbeit, der Unruhe und der Entbehrung mühsam erworben hat.

So ist das Septemvirat der Handlungs-Reisenden beschaffen, so war es, so ist es, und so wird es noch lange seyn, trotz allem Wechsel des Schicksals und dem Mißbehagen des undankbaren Kommittenten.

Das Lager Abd-el-Kaders.

Französische Blätter theilen nach der Aussage eines Reisenden folgende Schilderung des Lagers Abd-el-Kaders mit: „Das Lager besteht aus 260 Zelten von doppeltem weißen Wollzeuge. Das Zelt des Emirs ist rund, von hellgrüner Farbe, und weit genug, um 20 Menschen zu beherbergen; dasjenige, welches dem Bruder des Emirs gehört, ist demselben ähnlich, hat aber nur einige Vierecke gemalt, das Uebrige ist weiß. Als Leibwache hat der Emir bloß ein Dutzend Neger und einige 30 treue Diener, welche fast alle 6 Fuß hoch sind. Wenn ein bedeutender Reisender kommt, so wird ihm auf des Emirs Befehl ein Zelt errichtet und Kaffee gebracht. Man bringt große hölzerne Schüsseln mit Kuskussu, Fleisch, Pfannenkuchen in der Milch u. s. w. Die Agas und andere Offiziere verzehren, was übrig bleibt. Um 5 Uhr wird das Ehrenlamm gebracht, welches auf Kohlen gebraten ist und aus einiger Entfernung einem gespießten Kinde nicht unähnlich sieht. Wenn der Reisende Audienz beim Emir erhält, so läßt dieser Kaffee bringen; manchmal versucht er den Kaffee, hat er ihn aber nicht versucht, so beobachtet er seinen Gast genau, um zu sehen, ob dieser Bedenken trägt, zu trinken; trägt er kein Bedenken, so scheint er befriedigt. Der Emir hat eine Denkerstimme, die seltsam gegen die scheinbare Schwäche seines Körperbaues absticht. Er ist klein, sein Gesicht ist lang, seine Wangen hohl, seine Farbe bleich, sein schwarzer Bart zwar nicht eben dünn, doch nicht sehr stark, seine großen schwarzen Augen von seltenem Feuer, und seine Stirne breit und offen. Ein einfacher Haik von 10 Franken werth ist seine Kleidung, und außerdem trägt er einen weißen und einen schwarzen Burnus; keiner derselben hat Quasten, sie sind ganz einfach genäht. Sein Zelt ist mit einer Matte ausgelegt, über welche ein Teppich von Maskara gebreitet ist. Die übrige Einrichtung des Zeltes besteht aus zwei Kopfkissen von Zwillich, einem Tintenzeug, Federn, einem Koran und einem Leuchter. Die Araber, welche zu ihm kommen, küssen ihm die Hand, und legen ein Geschenk zu seinen Füssen. Er zieht alle Klagen, die bei ihm angebracht werden, selbst in Ueberlegung. Fünfmal im Tage tritt er aus seinem Zelt hervor, seine Gebete zu verrichten, und alle Gläubigen werfen sich dann, seinem Beispiele folgend, nieder. Niemand in seinem Lager raucht oder schnupft. Die übrigen Zelte seines Lagers gehören Häuptlingen der Umgegend, welche den Emir zu besuchen kommen. Man sieht in diesen Zelten viele prachtvolle Pferde, aber es ist bei Todesstrafe verboten, welche zu verkaufen. Der Emir ißt nichts, als was sein Koch bereitet hat, und versucht nichts, was ihm als Geschenk überreicht wird.

Die Ebene Metidscha.

Die Metidscha begreift den größten Theil des Territoriums der ehemaligen Provinz Algier oder desjenigen Landestheiles in sich, über den die Verwaltung des Dey's sich immer direkt erstreckte, und für welchen kein Bey ernannt wurde. Die Länge dieser Ebene ist noch nicht genau ermittelt, wird aber auf 20 bis 25 Lieues geschätzt. Ihre Breite ist wechselnd; gewöhnlich drei bis vier Stunden, in der Mitte über sechs. Sie hat die Form eines Halbmondes oder vielmehr Bogens; ihre äußersten Endpunkte im Osten und Westen berühren das Meer, während sie gegen ihre Mitte sich immer weiter von demselben entfernt. Den innern Raum des Bogens zwischen der Ebene und dem Meer füllt der sogenannte Algierer Massif (Sahel) oder das Hügelland aus, welches im Norden längs der Meeresküste sich hinzieht, und im Süden, mit der Entfernung der Metidscha vom Gestade, an Breite zunimmt. Im Süden, Osten und Westen ist diese große Ebene durch das Atlasgebirge begränzt, welches, dieselbe Bildungsform befolgend, einen noch weitern Bogen beschreibt, dessen Endpunkte im Osten und Westen das Meer so nahe berühren, daß der flache Raum dort völlig verschwindet. Es ist, als wäre der alte Atlas eifersüchtig, die schöne, jugendlich grüne, Metidscha von allen Seiten zu umarmen.

Die Stadt Algier ist durch ihr Hügelland (Sahel) von der Ebene geschieden und in gerader südlicher Linie ungefähr sechs Stunden von letzterer entfernt. Das Lager und Dorf Buffarik, der Hauptwaffenplatz der Franzosen, liegt im Centrum der Metidscha und ist gleich weit vom Atlasgebirge (drei Stunden), wie vom Sahel entfernt. Von Buffarik aus hat man den schönsten Ueberblick über die grüne halbmondförmige Fläche. Die arabischen Duars, Hauschs und Dschemas, *) obwohl sich ihre Zahl auf einige Hunderte beläuft, verschwinden fast in dem ungeheuern Raum, und treten nur als einzelne kleine Pünktchen aus der kahlen Steppenlandschaft hervor. Die erste Empfindung des Europäers beim Anblick der Metidscha ist das Gefühl der Leerheit. Man erstaunt über die sparsame Bevölkerung und rechnet nach, wie viele Weizenfelder in dem leeren Raum Platz hätten. Es liegen in dieser Ebene einige hunderttausend Hektaren unkultivirten Landes. Ihre arabischen Bewohner haben im ganzen Lande den Ruf der Arbeitscheue, wie schon Hamdan-den-Othman-Khodscha erwähnt; sie bauen kaum so viel Getreide, als sie für ihre eigene Nah-

*) Dschema ist ein Dorf von Häusern oder Hütten, Hausch ein Landgut oder Pachthof, Duar ein kleines Dorf von Zelten. Die Kabylendörfer in den Gebirgen heißen Daschkrahs.

Digitized by Google

rung bedürfen, und ihr fast einziger Gewinn ist die Viehzucht, welche wegen des reichen Graswuchses ziemlich ergiebig ist.

Bei dem ersten flüchtigen Anblick scheint die Metidscha fast so flach, wie der Meeresspiegel. Erst bei dem Annähern an die Gebirge bemerkt man deren allmähligen Abhang von Süden nach Norden, so daß die Gebirgsgewässer zwar einen leichten Lauf bis an den Algierer Massif haben, aber dort an dem Hügelland einen hohen Damm findend im Norden der Ebene große Moräste bilden. An den beiden Extremitäten der Metidscha, wo das Hügelland ganz in die Ebene versinkt, nehmen die Gewässer ihren Lauf ohne Hinderniß nach dem Meer, und die Flußbette sind genau gezeichnet. Daher hält man auch die völlige Austrocknung dieses weiten Gefildes durch Kanalbauten, welche die kleineren herumirrenden Bäche im Osten nach der Arasch, im Westen nach dem Massafran leiten würden, für möglich. Die Arbeiten zu diesem großen Unternehmen haben auch wirklich im Jahr 1834 begonnen; die Armee, die Militärsträflinge und gedungene Araber wurden dazu verwendet; viele Gräben durchschneiden bereits die Fläche, aber noch ist man aller irrenden Gewässer und daher auch der Miasmen nicht Meister geworden.

(Schluß folgt.)

Pot-Pourri.

Entgegengesetzte Gefühle.

Zwei jüdische Rabinen wurden bei einem Besuche Jerusalem's, der Stadt ihrer alten Herrlichkeit, auf entgegengesetzte Weise gerührt, der eine zu Thränen, der andere zur Freude. Als Erklärung des Grundes ihrer Gefühle sagt der, welcher weinte: „Wie kann ich anders, als weinen, wenn ich die Verwüstung der heiligen Stadt sehe! Wie kannst Du aber, Bruder, bei solchem Anblicke noch Deine Freude bezeigen?" Der Freudige gab folgende bemerkenswerthe Antwort: „Ich freue mich bei dem Gedanken, daß eben so gewiß, als ich die Erfüllung der Drohung der Rache sehe, welche in den heiligen Schriften enthalten ist, auch die Verheißungen des Segens und der Wiederherstellung des Reiches Israel einst in Erfüllung gehen werden!

Verfängliche Fragen und naive Antworten.

Was ist die Philosophie? Das Leben der Seele, die Leuchte des Genies, die Wissenschaft des Herzens, die Wollust der Vernunft.

Was ist die Gerechtigkeit? Die am meisten hofirte Maske auf der Redoute der Leidenschaften.

Was ist der Ehrgeiz? Die Tochter der Ueberspannung, die Schwester der Aufgeblasenheit und die Mutter der Grausamkeit.

Was ist die Liebe? Die Tarantel des Herzens, der Skorpion der Seele.

Was ist der Haß? Die Spinne der Leidenschaften.

Was ist ein Eifersüchtiger? Der Gequälteste von allen Märtyrern, der Gefährlichste aller Wahnsinnigen.

Was ist ein Dummkopf? Eine Lampe ohne Oel, ein Acker ohne Frucht, ein Himmel ohne Gestirn, ein vom Schlag gerührtes dem Körper unnützes Glied.

Was ist der Krieg? Die Pest des menschlichen Geschlechts, die Schande der Menschheit.

Was ist die Geschichte? Das Gedächtniß der Vergangenheit, der Gedanke der Gegenwart, das Urtheil der Zukunft.

Was ist die Oekonomie? Die Heuchelei der Geizhälse.

Was ist die Erkenntlichkeit? Der Phönix der Empfindungen,

Was ist das Leben? Der mehr oder minder lange, mehr oder weniger beschwerliche Weg, der aus dem Nichts zur Ewigkeit führt.

Was ist die Ewigkeit? — 0

Bescheidene Diebe.

Ein Zuschauer bemerkte neulich in einem Pariser Theater am Schlusse des ersten Aktes, daß sein Sacktuch verschwunden sey. Er beklagte sich darüber laut und äußerte, daß, da er Advokat sey und diejenigen zu vertheidigen habe, welche den Gesetzen verfallen, seine Taschen billigerweise als assecurirt gegen Handstreiche zu betrachten seyn sollten. Er bat darauf seine beiden Nachbarn, ihm den Platz zu bewahren, während er sich ein anderes Sacktuch holen wolle und ging fort. Bei seiner Wiederkehr fand er diese Nachbarn nicht mehr, wohl aber auf seinem Platze das geraubte Sacktuch, in ein Papier gewickelt, worauf die Worte standen: „Verzeihung, mein Herr! wir hatten nicht die Ehre, Sie zu kennen."

Anekdoten.

In Mitau waren eines Abends zwei Landedelleute, die zum Johannismarkt nach der Stadt gekommen waren, im Theater, wo das Kotzebue'sche Spektakelstück: „Bayard", gegeben wurde. Als das Schauspiel sich seinem Ende näherte, rückte einer derselben näher zum andern, und fragte: „Ist denn die Geschichte wahr?" — „Ja freilich," entgegnete dieser, „sie ist ja gedruckt." — „Wo hat sie sich denn zugetragen?" — „Mein Gott, hast Du denn den Zettel nicht gelesen? In Jamben." — „So, so!!"

Jemand im Theater fragte einen neben ihm Sitzenden: „Von wem ist die Stumme? — „Von Portici", war die Antwort.

Kuriosa.

Eine Frau wußte nicht, wo Schiller geboren sey. „Um Gotteswillen sey stille," rief eine Andere, „hast du das Lied nicht gelesen: „Auch ich bin in Arkadien geboren?"

Die „deutsche Volkshalle" sagt: Bei dem vielen Anpreisen von Büchern im Schiller-Format könnte die Nachwelt leicht auf den Gedanken kommen, Schiller sey ein Buchbinder gewesen.

Am Weihnachts-Morgen.

Es strahlt der Baum von bunten Kerzen
Und ruft die Wunder-Nacht zurück,
Wo allen glücksbedürft'gen Herzen
Erschien des Himmels schönstes Glück:

Das Glück der Eintracht und der Liebe,
Des reinen Herzens Heiterkeit,
Und, wenn uns nichts hienieden bliebe,
Einst hohe Himmels-Seligkeit.

Wir feiern jetzt durch unsre Gaben
Das einzig hohe Wiegenfest
Des göttlich reichen Wunderknaben,
Der uns das Schönste hoffen läßt.

Ein Jeder reicht mit Lieb' und Milde
Was er besitzt dem Andern dar:
Und so wird uns im schwachen Bilde
Der Welt Geheimniß offenbar.

Wir fühlen es: das schönste Leben
Enthüllt sich in der Liebe nur.
Drum laß uns lieben, laß uns geben,
So zeigt sich uns der Gottheit Spur.

Charade.

In einer Gesellschaft von Professoren und Studenten machte man auch, um die Unterhaltung desto anziehender zu machen, Charaden. Endlich kam die Reihe an den Professor S**. Er gab folgende Charade auf den gemeinschaftlichen dreisylbigen Namen von zwei anwesenden Gästen:

Mein Erstes schaudert,
Mein Zweites zaudert,
Mein Drittes nährt,
Mein Ganzes lehrt:
Das Eine, wie man zankt und zerfällt,
Das Andre, wie man schützt und erhält. (Auft. f.)

Digitized by Google

Nro. 52.
Achter Jahrgang.
1839.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Verwandtschafts- und Successions-Verhältnisse in der dänischen königlichen Familie. — Die Muselmänner, ihre Frauen und Kinder. — Die Ebene Metidscha. — Todes-Urtheil und Begnadigung des Raubmörders Johann Strenzel aus Wallstadt bei Mannheim. — Pot-Pourri. — Mein Abschied von Bayern. — Charade-Auflösung.

Verwandtschafts- und Successions-Verhältnisse in der dänischen königlichen Familie.

König Friedrich V. (reg. von 1746 — 1766) war zweimal vermählt. Von seiner ersten Gemahlin, einer englischen Prinzessin, hinterließ er drei Töchter und einen Sohn, Christian; von seiner zweiten Gemahlin, einer Prinzessin von Braunschweig, nur einen Sohn, Friedrich. Ersterer regierte als König Christian VII. von 1766 — 1808, wo ihm sein einziger Sohn, der jüngst verstorbene König Friedrich VI., in der Regierung folgte, nachdem er schon 1784 zum Mitregenten erklärt worden war. Er hatte zwar zwei Söhne, aber beide starben bald nach ihrer Geburt, und dadurch ward sein Oheim, der Stiefbruder seines Vaters, der obengenannte Prinz Friedrich, Kronprinz. Dieser starb 1805 und es folgte ihm als Kronprinz sein ältester Sohn, der jetzt am 3. Dec. zur Regierung gelangte König Christian VIII. Letzterer, obwohl zweimal vermählt, besitzt nur aus seiner ersten Ehe mit einer Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin noch einen Sohn, den gegenwärtigen Kronprinzen Friedrich, welcher mit der jüngsten Tochter des verstorbenen Königs Friedrichs, der Prinzessin Wilhelmine, seiner Cousine im zweiten Grade, vermählt war, aber seit 1837 geschieden ist. Da diese Ehe kinderlos war, so wird nach ihm sein Oheim, der Bruder des jetzigen Königs, Prinz Ferdinand, Kronprinz. Dieser ist seit 1829 mit der Prinzessin Karoline, der ältesten Tochter des verstorbenen Königs Friedrich, vermählt, und also zugleich Oheim und Schwager des jetzigen Kronprinzen. Wenn auch die Ehe des Prinzen Ferdinand, wie bisher, kinderlos bleibt, so hört nach dem Tode des jetzigen Königs, des Kronprinzen — sofern sich derselbe nicht noch einmal vermählt und Nachkommenschaft erzielt — und des Prinzen Ferdinand die ältere Linie des Königshauses auf zu regieren, und ihr folgt auf den Thron die herzogl. Holstein-Sonderburg-Augustenburg'sche, deren gegenwärtiges Haupt der Herzog Christian in Augustenburg ist. Der König von Dänemark ist 53 Jahre alt, der Kronprinz 31, Prinz Ferdinand 47 und Herzog Christian 41.

Die Muselmänner, ihre Frauen und Kinder.

Blanqui, der den Herzog von Orleans bei dessen letzter Reise nach Algier begleitete, hatte Gelegenheit sich mit einem Marabut (einem Heiligen) über das häusliche Leben der Eingebornen zu besprechen. „Sind Sie verheirathet? fragte er. — „Ja, ich habe vier Frauen gehabt, zwei sind gestorben, die dritte habe ich fortgeschickt und so ist mir nur eine geblieben." — „Warum schickten Sie die dritte fort?" — „Weil sie mir nicht mehr gefiel." — „Sie haben also das Recht, Ihre Frauen fortzuschicken, sobald sie Ihnen mißfallen?" — „Gewiß, sonst würden wir sie nicht heirathen." — „Was wird dann aus den Frauen?" — „Sie kehren zu ihrer Familie zurück und wir zahlen ihnen die Hälfte ihrer Mitgift." — „Lieben Sie alle gleich?" — „Nicht immer." — „Steht eine über der andern?" — „Die, welche wir am meisten lieben, beherrscht die andern." — „Wie theilen Sie aber die Liebe zu den Kindern dieser Frauen, die Sie nicht auf gleiche Weise lieben?" — „Alle Kinder sind meine Kinder." — „Wie vererben Sie nach Ihrem Tode Ihr Vermögen?" — „Es wird in gleiche Theile getheilt, aber die Mädchen erhalten mehr." — „Warum?" — „Weil sie die schwächern sind." — „Erben auch die Kinder einer Negerin, die Sie zur Frau hatten?" — „Ich habe bereits gesagt, daß alle meine Kinder meine Kinder sind; die Farbe macht keinen Unterschied." — „Fragt der Vater seine Tochter, ehe er über die Hand derselben verfügt?" — „Nein, denn sie ist ja seine Tochter." — „Wann zahlt man dem Vater die Summe für seine Tochter?" — „Am Hochzeitstage, aber nur die Hälfte." — „Warum?" — „Der Sicherheit wegen gegen die Frau. Damit Sie nicht zu ihrem Vater entflieht und auf Scheidung anträgt." — „Wenn nun Ihre Frauen sich vereinigen, wie stellen Sie den Frieden unter ihnen wieder her?" — „Ich rede ihnen Anfangs zu, wenn sie nicht gehorchen, züchtige ich sie."

Die Ebene Metidscha.

(Schluß.)

Die Metidscha war seit sieben Jahren immer das ersehnte Eden der Freunde der Colonisation. Wenn man diesen ihr langes Haudern mit ihren projectirten Culturetablissements vorwarf, war ihre Antwort gewöhnlich: „Wir können nur in der Ebene cultiviren, wir wollen unsere Kapitalien nicht an das undankbare Hügelland wagen, wir warten, bis wie die Ebene besitzen werden." Die Gegner der Colonisation, an ihrer Spitze der General Berthezène, wollten immer den Werth und die Fruchtbarkeit der Metidscha bestreiten, und ihr Hauptargument war deren Morastiger Zustand, welcher, nach ihrer Meinung, dort alle Projekte von blühenden Pflanzungen zu nichte mache. Indessen waren die Hoffnungen der Anhänger der Colonisation und die Schlüsse ihrer Gegner wohl gleich übertrieben. Man weiß, daß unter dem tyrannischen Druck der Türkenherrschaft, die stets nur bemüht war die unterworfenen Völker auszusaugen, und nie um den Wohlstand und die Zukunft der eroberten Länder sich kümmerte, die gesegnetsten Gegenden der Erde sich in Wüsteneien verwandelten. Jetzt ist die nördliche niedere Hälfte der großen Ebene morastig, der südliche erhöhte Theil dagegen sehr fruchtbar, und die dortigen mit Bäumen umpflanzten Hauschs geben einen Begriff, welch' hohen Grades der Blüthe dieser Boden noch fähig wäre.

Sieben kleine Flüsse durchströmen die Metidscha: an dem östlichen Ende der Isser (die sogenannte „Ebene der Isser" ist nur die Fortsetzung der Metidscha), dann folgen immer weiter gegen Westen der Corso, Uad-el-Reghaia, Hamiß, Arasch, Uad-el-Kerma und der Massafran, welcher aus der Vereinigung der Chiffa, Uad-Sidi-el-Kebir und Uad-el-Dschar entsteht. Fünf Hauptstämme bewohnen die Ebene und bilden dort eben so viele Uthans oder Distrikte. Die Beni-Isser, welche unter Abd-el-Kaders Herrschaft stehen, wohnen in Osten, dann folgen die drei mit den Franzosen verbündeten Stämme: Khaschna, Beni-Mussa und

Digitized by Google

Beni-Khalil; der fünfte Uthan El-Sebt, der unter Abd-el-Kaders Heerschaft steht und von den Hadschuten und ihren Verbündeten bewohnt ist, beginnt jenseits der Chiffa oder des Massafran. Früher schätzte man die Bevölkerung dieser fünf Uthans auf 10,000 Familien, aber seitdem sind viele der drei unter französischer Herrschaft stehenden Stämme nach dem Innern ausgewandert. — Folgende Lager umsäumen die Grenze des französischen Theiles der Metidscha von Osten nach Westen: Fonduk, ziemlich nahe an den Quellen der Hamiß, Kara-Mustapha, im Stammgebiete Khaschna, El-Aebah im Uthan Beni-Mussa, am Fuße des Gebirgs, wo früher ein großer Markt gehalten wurde, dann die beiden Lager bei Belida, wo endlich Uad-Lalleg an der Chiffa, welches beim Letzten Angriff der Araber bedroht war, und das Lager bei Coleah. Buffarik liegt in der Mitte und ist der Hauptwaffenplatz der Franzosen. Zwischen diesen verschiedenen befestigten Lagern liegen von Stunde zu Stunde noch eine Menge von Blockhäusern, deren jedes eine Besatzung von 24 Mann hat.

Der letzte Einfall der Araber hat dis zur Evidenz bewiesen, wie ganz fehlervoll und unnütz dieses Vertheidigungssystem gegen einen so beweglichen, so flinken Feind ist, der immer nur mit Cavallerieschwärmen angreift. Alle diese verschanzten Lager und Blockhäuser haben die Hatschuten und Isser nicht abgehalten, zwischen ihnen durchzudringen, die innerhalb der Vertheidigungslinie liegenden Pflanzungen niederzubrennen, Colonisten zu ermorden und ganze Detaschements unter den Kanonen der Lager niederzuhauen. Dabei blieb ihnen immer der Rückzug frei, und sie spotteten immer auf ihren windschnellen Rossen der schwerfälligen Infanteriemassen der Franzosen, welche sie nie ereilen können. Nach solchen Erfahrungen bleibt den Franzosen wohl nichts mehr übrig, als ihre Feinde mit gleicher Waffe zu bekämpfen, viele, sehr viele Cavallerie nach Algier zu schicken, wie General Bro gerathen, dagegen das Schanzensystem aufzugeben. General Bugeaud, der bewiesen hat, daß er den Krieg in diesem Lande zu führen versteht, hat mobille Colonnen vorgeschlagen und arabische Kriegführung anempfohlen, d. h. das Verbrennen der Ernten, das Wegnehmen oder niedermetzeln der Heerden, die Zerstörung des Eigenthums. Es ist dieß ein scheußlicher Krieg, ein schreckliches Mittel, Barbaren einem civilisirten Volk zu unterwerfen, ein wahres Blut- und Feuersystem, aber es liegt darin wohl die einzige Möglichkeit, die Araber der Berberei zu bezwingen. Wollen die Franzosen Algerien zu einem solchen Preise? Wo nicht, so bleibt ihnen schwerlich etwas Anderes übrig, als das ganze innere Land aufzugeben und dort Abd-el-Kader frei schalten zu lassen.

Todes-Urtheil und Begnadigung des Raubmörders Johann Sprengel aus Wallstadt bei Mannheim.

Wir liefern aus Mannheimer Blättern Nachstehendes über das merkwürdige Schicksal dieses Verbrechers:

Der jugendliche Raub-Mörder der nun bis Montag den 23. d. M. den gerechten Lohn seiner blutigen That erleiden wird, ist in dem nahen Dorfe Wallstadt, Amts Ladenburg gebürtig.

Dürftiger Eltern Kind, blieb er von früher Jugend sich selbst überlassen, genoß nur spärlichen Landschulunterricht, und gelangte so, fast verwahrlost, zu einem reiferen Jugendalter.

Bittere Noth trieb ihn (wie er selbst behauptet) in seinem 17ten Lebensjahre zu dem ersten Verbrechen, einem Diebstahle: und kaum dem Straf-Arreste deshalb entlassen, beging er einen zweiten. — Beide Untersuchungen führte das großherzogl. Amt Ladenburg.

Bis zu seinem 19. Lebensjahre erhielt er sodann keine weiteren Strafen; — in diesem aber kam er neuerdings wegen Diebstahls bei dem großh. Amt Schwetzingen in Untersuchung, und wurde als dritter Dieb zu einer 2jährigen Zuchthausstrafe vom hiesigen Hofgerichte verurtheilt.

Diese Strafe erstand er auch in Bruchsal, und dort will Sprengel „von den schlechten Leuten ganz verdorben worden seyn;" und es scheint ihn auch die erlittene Strafe wenig gebessert zu haben. — Denn der Straf-Anstalt entlassen, beging er schon wieder im Laufe dieses Frühjahrs mehrere Diebstähle, obschon er dahier, wo er als Bauernknecht in Diensten getreten war, seinen ordentlichen Verdienst hatte. —

Am Nachmittage des 1. Mai d. J. aber erwachte in ihm der erste Gedanke zu der gräßlichen That, die ihn nun in einem Alter von 23 Jhren auf das Blutgerüst führte. Damals sah er, sich unter der hiesigen Messe herumtreibend, einen Mann, der eine lederne Guete mit Geld um die Hüften trug, es war der Schmidt Leonhardt Erhardt von Niederkainsbach, Vater von sieben lebenden Kindern, die rührige Stütze dieser, bloß durch ihn erhaltenen Familie.

Bei dessen Anblicke will Sprengel, wie er sagt „böse Gedanken" und den Entschluß gefaßt haben, sich der Geldgurte des Mannes auf irgend eine Weise zu bemächtigen.

Er folgte in diesen Gedanken dem Erhardt bis an das Wirthshaus, zum rothen Haus, wo Letzterer eingekehrt war. — Nach der Kleidung desselben glaubte Sprengel schließen zu müssen, daß der Mann ein Odenwälder wäre, demnach durch das Neckarthor die Stadt verlassen würde.

Die folgende Nacht brachte er in dem Stroh eines Wagens zu, der vor dem rothen Hause stand. Um 3 Uhr steht er auf, und stellt sich, vermuthend, daß der Mann nun bald aufbrechen werde, an's Neckarthor, wo er das rothe Haus gut im Auge haben konnte.

Gegen 4 Uhr kömmt der auch, den Weg nach der Heimath einschlagend, — und nun hat Sprengel fest die Ausführung der That beschlossen, — die ihm vorher nur ausführbar erschienen. Er folgt dem Manne bis über die Neckarbrücke, und nachdem er ihn erreicht und sich vorher mit einem, aus den am Neckar sitzenden Wellen gezogenen Prügel, bewaffnet, — fängt er mit dem arglosen Wanderer ein Gespräch an, und begleitet ihn — die schwarze That im Herzen — fast eine halbe Stunde weit; — plötzlich sieht er in der Nähe eines Dunghaufens den zur Ausführung seiner That ihm geeignet scheinenden Platz, — weicht einen Schritt hinter seinen Begleiter zurück und versetzt ihm mit dem seither unter dem Arme wohl verborgenen Prügel einen so heftigen Schlag auf den Hinterkopf, daß dieser beraubt über den Chaussée-Rand hinfiel, und da der Unglückliche noch athmete versetzte er ihm — schauderhaft kaltblütig — noch einen zweiten und dritten Schlag, — — der Unglückliche athmete nicht mehr. —

Sofort nahm er dem entseelten seine Geldgurte, seinen Frack und Regenschirm, vergrub den Leichnam, ihn über die Chaussée schleifend, in dem am anderen Rande derselben befindlichen Dunghaufen.

Mit dem Raube eilte er nun auf die nahegelegene Sand-Insel am Neckar, vergräbt den Regenschirm des Erschlagenen und die Splitter seines Prügels im Sande und wieder an anderen Orten den größten Theil der etwa aus 170 fl. in Gold und Silber bestandenen Baarschaft des Erschlagenen.

Mit einem andern Theile derselben geht er Morgens um 5 Uhr in eine Schenke dahier, trifft einige seiner Bekannten dort und fängt an, mit noch blutbefleckten Kleidern, mit ihnen zu trinken und sie zu regaliren, — im Zechen erfährt er, daß einer derselben keine Stiefel habe, — und gleich kauft er ihm für einen der geraubten Goldstücke neue Stiefel, — und zecht so und trinkt, bis er um 10 Uhr (denn schon hatte ein Zufall den Leichnam auffinden lassen) durch Polizey-Commissär Hofmann arretirt wurde.

Sprengel hat diese That im Laufe der gegen ihn eingelei-

Digitized by Google

teten Untersuchung, wie sie oben erzählet, aus Reue am Pfingst-Sonntage d. J. in seinem dritten Verhöre eingestanden, und soll nun nach der Strenge des Gesetzes, nach dem einstimmigen Urtheile zweier hohen Gerichtshöfe und die Bestättigung unseres Landesherrn gerichtet werden.

Es stehen seiner That nicht die geringsten gesetzlichen Milderungsgründe zur Seite; er beging sie weder aus Noth, denn er hatte seinen guten Verdienst, und besaß noch den Erlös aus dem Verkaufe eines entwendeten Mantels, — noch beging er sie in der Jähheit stürmischer Leidenschaft, — sondern mit kalter Ueberlegung erfaßte und bereitete er sich zu der schrecklichen That, und vollführete sie, nach den Worten des Gesetzes „aus Muthwillen." —

Der Raubmörder Sprengel ist ein robuster, wohlgewachsener Bursche, — auf seinen bäurisch gutmüthigen Gesichtszügen ließ seine That keinen Eindruck zurück, diese sind vielmehr von jener, Pflegmatikern so oft eigner Art, — daß sie nie die innere Regung wiederspiegeln, — so hat weder bei seinem, ohne tiefe Rüheung abgelegten, Geständnisse noch bei der zweimaligen Urtheils-Eröffnung sich auffallende Regung auf demselben geoffenbart.

Sprengel betrug sich in seinem Untersuchungs-Arrest und seinen Verhören seit Mai d. J. auffallend ordentlich und man möchte sagen, gegen andere Inquisiten, bescheiden. Er hängt, an den Tröstungen der Religion, wie selten ein Mensch seines Bildungsgrades, und zeigte häufig zu den Personen, die sich während seiner Gefangenschaft in seiner Umgebung befanden, eine fast kindliche Zuthunlichkeit, — wie er auch alle seine früheren Vergehen nach kurzem Läugnen eingestanden hat; — er scheint auch seine That jetzt aufrichtig zu bereuen.

Sprengel kann lesen und Schreiben, und obschon er keine Bildung genossen, so mögen doch seine Begriffe über Recht und Unrecht, da er je dreimal wegen Diebstahl gestraft wurde, so weit aufgeklärt seyn, daß er das Unrecht der That, wenn auch nicht in seinem ganzen Umfange einsah, — die sich zu einer solchen charakterisirte, die nicht mehr vor menschlichen Gesetzen — nur vor Gottes Throne Vergebung und Gnade finden kann.

Seine königliche Hoheit der Großherzog von Baden haben von dem schönsten Rechte der Krone Gebrauch gemacht: — **Johann Sprengel** ist begnadigt worden.

Wenige Stunden vorher, ehe er zum Richtplatze geführt werden sollte, traf die Nachricht hievon zu Mannheim ein und wurde ihm sogleich eröffnet.

Sprengel war gerade aufgestanden, der Tag graute, an dem er enden sollte, da erschienen die eröffnenden Beamten. Sie waren ihm, wie er sagt „Engel vom Himmel" gesandt.

Mag auch Sprengel dem, der nur seine schreckliche That im Auge hat, der Gnade nicht völlig würdig erscheinen, so ist dieß doch gewiß nicht bei dem der Fall, der ihn seit seinem Geständnisse und besonders in den letzten drei Gnadentagen in seiner tiefen Reue brodachtete, — ja seine Begnadigung muß um so weniger in einer Zeit auffallen, wo nicht nur Rechtsleheer, sondern auch Gesetz-Geber die Rathsamkeit der Beibehaltung der Todesstrafe in Zweifel ziehen; — in einer Zeit, wo wir in Bälde die Geltendwerdung eines Gesetzentwurfs zu erwarten haben, der ein reumüthiges Bekenntniß, wie das Sprengels, als einen der ersten gesetzlichen Milderungsgründe aufstellet.

Als Grund dieser Begnadigung respec. Strafwandlung ist besondees die Individualität des Begnadigten aufgeführt, woraus wir einige Acte mittheilen:

Als er am Morgen des Pfingstsonntag in's Verhör geführt worden war, soll er sein Geständniß mit den Worten angefangen haben: „Ich habe mich heute Nacht anders besonnen, — ich will gern Alles sagen!" — und mit Recht hat er am Sonntage, der der letzte seines Lebens seyn sollte, die Bibelstelle auf sich angewendet! „Reue und Besserung ist das Beste, ein gebesserter Sünder sey Gott auch angenehm." Sprengel hat wohl auch (was bei seiner Jugend, im steten Umgange mit entlassenen Züchtlingen, leicht denkbar) die Gräßlichkeit seiner That, im Augenblicke der Begehung, keineswegs in ihrer ganzen Größe eingesehen.

An die Frau des erschlagenen Erhardt, hat auch Sprengel, unaufgefordert, vor seiner Begnadigung noch einen Brief geschrieben, den wir hier wortgetreu mittheilen:

„Johannes Sprengel schreibt hier einen Brief an die „Frau Schmidtin Lenhardt Ehehardt das mir leid ist, das „ich sie und Kinder so in Unglück gebracht habe. Verzei„het doch mir, wie lange hätter noch läben können, wenn „ich das nicht gethan hatte, verzeihet mir, ich bekomme jetzt „meine Strafe dafier die mir gebührt; — ich habe schon „füer euch gebetet, es ist mir leid das Geld nicht mehr ge„funden worden ist, das ich euch gerne zurück gegeben hätte, „wenn ich es hätte Machen können. Läbet wohl."

in Mannheim an 21then December 1839

Johannes Sprengel."

Dem einzigen seiner Verwandten der ihn noch zuletzt besuchte, wußte er nichts zu sagen, als, er bitte ihn um Verzeihung, es sey sowohl in Mannheim, als auch in seinem Heimathsorte Wallstadt für seine Seele ein allgemeines Gebet gehalten worden. Es war dieß, nachdem er schon mit dem heiligen Abendmahle zu seinem letzten Gange versehen war, bei dem er alles, was er verging noch einmal mit voller Reue eingestanden und Gott um Verzeihung angerufen hatte.

Bei der letzten Urtheilseröffnung war sein erstes Wort: — „ich werde doch noch ein Gebet, ein Wort an unsern Herrgott und an den Großherzog richten dürfen." —

Darauf ließ er sich ein Gebetbuch bringen, und las mit fester Stimme ein Gebet vor.

Und er hat nicht umsonst gehofft! — das Herz unsres allgeliebten Regenten, — der Milde immer offen — war es auch hier, — und schenkte ihm sein junges Leben, das er nun für die Aussenwelt unschädlich gemacht, — in fortgesetzter Reue und Besserung (er erbat sich als Gnade, allein gesetzt zu werden) damit hindringen möge, um einst auch dort Gnade zu finden — wo wir Alle gerichtet werden.

Da sein Seelsorger ihm immer die Gerechtigkeit seiner Todesstrafe vorstellte, und ihn nur zur wahren Buße und Gottes Gnade hinwies, so schwand ihm die Hoffnung auf Begnadigung immer mehr, und er war bloß damit beschäftigt, noch Gnade bei Gott für seine Seele zu finden.

Darum war er bereit zu sterben, und äußerte mehrere Male: „Ich fürchte mich nicht, und gehe ruhig meinem Tode entgegen, denn ich habe ihn verdient. Ich will das auch auf dem Schaffot noch aussprechen, um Verzeihung bitten, und Alle ermahnen, Gott zu fürchten und seine Gebote zu halten."

„Gott weiß, daß meine Reue ernst ist." Möge Sprengel nun wirklich ein anderer Mensch werden, wie er versprochen hat, und sich seiner Begnadigung immer würdig beweisen!

Pot-Pourri.

Erfindungen.

Ein Mann, Namens Kaltenleitner, ehemals Drucker in der Oberer'schen Buchdruckerei zu Salzburg, hat eine neue Art Wagen für Eisenbahnen erfunden, welche weder mit Dampf noch mit Pferdekraft getrieben werden. Sachverständige, welche seine drei Wagenmodelle (jedes mit anderer Konstruktion) besichtigten, sprachen die Ueberzeugung aus, daß die Anwendung dieser Wagen auf jeder Eisenbahn geschehen könne, und daß die jeder Konstruktion beigefügte Berechnung der mechanischen Kräfte und Verhältnisse sehr klar und richtig sey. Nach Kaltenleitners Berechnung käme ein solcher Wagen kaum über tausend Gulden zu ste-

Digitized by Google

hen, und ein Mann sey im Stande, mit einer Hand die ganze Maschine mit einer Ladung von 24 Menschen zu dirigiren, ausser welcher die gewöhnlichen Trainwagen noch angehängt werden können. Seine Berechnung der Schnelligkeit bestimmt 10 Minuten auf die Stunde, und was diesen Wagen noch einen besonderen Vorzug gibt, ist, daß sie augenblicklich — ohne Umkehren — auch wieder rückwärts laufen können. Dabei ist der Mechanismus so einfach als möglich, indem das ganze Treibwerk aus drei Rädern besteht. (Das ganze scheint eine Art von Draisine zu seyn.)

Gummielasticum.

Nächst den Dampfmaschinen und Eisenbahnen spielt das Gummielasticum die erste Rolle unter den Erfindungen der neuen Zeit. Das Gummielasticum ist das lebendige Ebenbild des jetzigen Zeitgeistes: es dehnt sich aus, löst sich auf, wird flüssig, zieht sich zusammen, rollt sich zusammen, rollt sich auf, wie man will. Gummielasticum wird zu Allem gebraucht, taugt zu Allem: es ist das Universal-Element des Gewerbfleißes. Das Gummielasticum schützt vor Wind und Wasser, es unterstützt die Schönheit des weiblichen Wuchses und die Gewandtheit der Männer; das Gummielasticum bedeckt Füsse und Kopf des vorsichtigen Menschen; der Knabe spielt mit Gummielasticum; der Erwachsene verwischt mit demselben Striche, die nicht würdig sind, auf die Nachwelt zu kommen. Das Gummielasticum gebraucht man zu Zelten, Mänteln, Corsets, Galoschen, Tragbändern, Hüten, Hörröhren, Spielbällen, Bettpfühlen, Kissen, Schwimmkissen, Binden u. s. w. Sogar ein Boot wurde daraus verfertigt! — Die Kriegskunst, die Medicin, die Mode, das Vergnügen und der Zwang, Alles entrichtet dem Gummielasticum seinen Tribut!

Mittel, frühzeitige Georginen zu erhalten.

Statt die Knollen aus der Erde zu nehmen, schneide man nur die Stengel, sobald sie vom Froste berührt worden sind, etwa zwei Zoll über der Erde ab; dann bedecke man die Erde mit einer dichten Schichte von Sägespähnen, Steinkohlenasche oder Pferdemist. Sobald neue Sprößlinge treiben, schneide man, um den Trieb zu befördern, alle die ab, welche über eine gewisse Anzahl sind, zwei nämlich, drei oder höchstens vier. Auf diesem Wege erhält man sehr frühzeitig die prächtigsten Georginen.

Das Jahr 40.

In Frankreich gibt es eine Redensart: Je m'en moque comme de l'an quarante. (Das ist mir eben so lächerlich, wie das Jahr Vierzig. Diese Redensart soll aus dem vorigen Jahrhundert herstammen. Man hatte nemlich von dem Jahr 1740 prophezeiht, daß es sehr unheilbringend für die Regierung Ludwigs XV. seyn würde. Um nun ihren Unglauben an diese Prophezeihung darzuthun, hatten es sich die Freigeister am Hofe Ludwigs XV. schon im Jahre 1739 angewöhnt, bei jeder passenden Gelegenheit zu sagen: „Je m'en moque comme de l'an quarante." Gleichwohl blieb die Vorhersagung im Schwunge, und diese erweiterte sich im Volke bald dahin, daß im Jahre 1740 die Welt untergehen würde. Aber weder der Weltuntergang noch sonst irgend ein bedeutendes Ereigniß war in Frankreich eingetreten, als die erste Stunde des Jahres 1741 schlug, und nun stimmten nicht bloß die Spötter, sondern auch die Leichtgläubigen in jenen Ausruf ein, der bis zum heutigen Tage sich erhalten hat.

„Vier Millionen hab' ich für meinen König!"

Dieß war das Sinnbild bei einer Illumination zu Paris. Sogleich des andern Tages kam der Generalcontrolleur der Finanzen zum Bewohner, an dessen Fenster die sonderbare Devise brillirte. Beim Eintritt in die ärmliche Stube sagte er: Ich bin der Generalcontrolleur der Finanzen. Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, und zweifle nicht, daß Sie das erfüllen können und werden, was an Ihrem Fenster zu lesen war. Das ist schon erfüllt, erwiederte jener. Wie? Wann? Das müßt' ich ja wohl am besten wissen. — Sie wohl nicht, aber der Kriegsminister weiß es vielleicht. Hören Sie! Ich heiße Million, habe vier Söhne, welche sich in Sr. Majestät Diensten befinden." Der große Finanzmann entfernte sich schnell wieder.

Mein Abschied von Bayern.

(Eingesandt.)

Wenn ich weine, Freunde! daß ich scheide,
Daß mich fort von Euch das Schicksal ruft;
O so trocknen an dem Pilgerkleide
Thränen lange nicht in ferner Luft.
Laßt mich wandern, laßt mich ruhig gehen,
Oben werden wir uns wieder sehen!

Soll mein Herz in Trennungswehn verbluten?
Ferne sind wir kurze Monden nur;
Sind nicht bald die flüchtigen Minuten —
Abgelaufen an der Lebensuhr?
Sieh, die Sonne sinkt und kehret wieder,
Und die Sterne gehen auf und nieder!

Soll die grause Wunde immer brennen?
Nimmer heiter seyn mein Blick?
Scheiden will ich zwar mit heißen Thränen,
Sehnsucht zieht den Geist zu Euch zurück;
Doch die letzten Abendsonnen-Strahlen
Sollen ruhig auf den Wandrer fallen.

Ist des Wortes Harmonie verklungen,
Hört der Geist des Nachklangs Symphonie,
Jener ewigen Erinnerungen
Reinen Silbertöne sterben nie!
Darum glaubet, daß ich meinen Lieben
Treu, wie dort ich's war, so hier geblieben!

Jene Blumen, die ihr mir gegrüßt,
Sind zwar Bilder der Vergänglichkeit!
Blumen streutet Ihr dort in mein Leben!
Blumen sproßten jener schönen Zeit!
Flora's Kinder sollen nimmer sterben,
Und kein rauher Nord soll sie entfärben!

Laßt sie blühen in des Lenzes Stunden,
Nimmer sollen Stürme ihren Duft verweh'n;
Selbst noch zu dem düstern Kranz gewunden,
Soll man sie auf meinem Grabe sehn!
Wohl wird Staub sich mit dem Staub vermählen,
Aber wahre Freundschaft mit den Seelen!

Scheiden muß ich, reicht zum letzten Male
Mir, o Freunde! reicht mir Eure Hand!
Scheiden mit dem letzten Abendstrahle,
Will ich aus dem lieben Bayerland!
Sinkt die Hülle einst zur Erde nieder —
Weinet nicht — wir sehen uns einst wieder!

Dr. **Carlmann Flor,**
k. k. Professor der Moraltheologie
in Klagenfurt.

Auflösung der Charade im „Sammler" Nro. 51: Hufeland.

Ende des achten Jahrganges des „Sammlers."

Bayerische Staatsbibliothek München
Digitized by Google